Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/mitteilungendera15unse

MITTHEILUNGEN

DER

ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT

(DER GESELLSCHAFT FÜR VATERLÄNDISCHE ALTERTHÜMER)

IN

ZÜRICH.

FÜNFZEHNTER BAND.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
1863—1866.

MERTON
HOUSE
LIBRARY

INHALTSVERZEICHNISS.

41 Bogen. 46 lithographische Tafeln und einige Holzschnitte im Text.

		Seite
1. Heft.	Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen. Von Dr. H. Meyer. Taf. I—III.	1—37
2. Heft.	Die römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz. II. Abtheilung. Von Dr. Ferd. Keller. Taf. I. II.	41—62
3. Heft.	Statistik der römischen Ansiedelungen in der Ostschweiz. Von Dr. Ferd. Keller. Taf. I—XVII.	63—158
4. Heft.	Ueber alte Oefen in der Schweiz, namentlich im Kanton Zürich. Von W. Lübke. Taf. I. II.	161—202
5. Heft.	Erster Nachtrag zu den Inscriptiones confœderationis helveticæ latinæ von Theodor Mommsen, gesammelt und herausgegeben von F. Keller und H. Meyer	205—220
6. Heft.	Die Frescobilder zu Constanz aus dem Anfange des XIV. Jahrhunderts. Von Ludwig Ettmüller. Taf. I—V.	223—242
7. Heft.	Pfahlbauten. Sechster Bericht. Von Dr. Ferd. Keller. Taf. I—XVII. und Holzschnitte im Text.	I—VIII u. 245—320

Beschreibung

der in der Schweiz aufgefundenen

Gallischen Münzen.

Von

Dr. H. Meyer,

Director des Münzkabinets.

Mit drei Tafeln.

Zürich.

In Commission bei S. Höhr.

Druck von David Bürkli.

1863.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XV. Heft 1.

Vorwort.

Es sind in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft schon viele Abhandlungen erschienen, welche den Freund der vaterländischen Geschichte über die frühere gallische Bevölkerung unseres Landes belehren und in welchen theils aus den Pfahlbauten, theils aus den Gräberfunden zahlreiche Zeugnisse über die Kultur- und Bildungsstufe jenes Volkes mitgetheilt werden. Auch die vorliegende Schrift hat den Zweck, einen ähnlichen Beitrag zu liefern und eine Reihe kleiner Denkmäler zu veröffentlichen, die in unserem Lande aufgefunden wurden und jener Periode der politischen Entwicklung der gallischen Stämme angehören, die mit der Gründung von Massilia durch griechische Colonen beginnt und durch die Eroberung von Gallien unter Augustus ihren Abschluss findet. Diese kleinen Denkmäler sind die gallischen Münzen, die in der Schweiz nicht selten entdeckt werden und die eine so grosse Mannigfaltigkeit der Typen zeigen, dass klar hervorgeht, dass sie nicht einem einzelnen Stamme angehören und nicht in Einem Jahrhundert geprägt sind, sondern dass wir in ihnen nicht minder Zeugen der ältesten Münzen der Gallier besitzen, als solche aus der späteren römischen Periode. Unter den Münzen, die in den verschiedenen Theilen der Schweiz theils vereinzelt, theils auch in grösseren Funden gemeinsam unter der Erde entdeckt werden, gibt es viele, die den benachbarten gallischen Stämmen zugehören, wie theils die Aufschrift, theils andere Kennzeichen beweisen, und die daher durch Verkehr und Handel in unser Gebiet hinüber gelangten. Allein es gibt auch andere Münzen, die bei uns zahlreicher erscheinen als anderwärts, die auch gewisse eigenthümliche Beizeichen haben, die auf denjenigen anderer Stämme nicht vorkommen. Dieses berechtigt uns daher zu der Annahme, dass solche in unserem Lande geprägt und dass sie Münzen der Helvetier sind. Es sind namentlich Goldmünzen, welche denselben zugeschrieben werden können, wodurch auch die Bemerkung Strabos, lib. 4. 3. p. 302, über den Reichthum der Helvetier an Gold bestätigt wird.

Auch die Münzstätte der Helvetier ist uns nicht mehr unbekannt, da ein glücklicher Zufall auf die Entdeckung derselben in Aventicum jüngst geführt hat. Herr Caspari, Conservator des Museums zu Avenches, fand nämlich in der Nähe des römischen Amphitheaters daselbst in der Erde einen metallenen Stempel, d. h. ein rohes rundes Stück Eisen, etwa 2 Finger breit, auf dessen oberer Seite ein rundes Stück Erz eingekeilt ist. Die Aussenseite des Erzes ist polirt, künstlich vertieft oder concav und zeigt ein

feines, aber nur wenig vertieftes Gepräge, nämlich einen männlichen unbärtigen Kopf, der mit einem Kranz oder Diadem geschmückt ist. Das Gepräge ist vortrefflich erhalten. Dieser Stempel ist nichts anderes als ein Münzstempel und enthält den Avers jener gallischen Münzen in Gold oder Electrum, welche bereits von Lelewel als Nachprägungen der makedonischen Philipper erkannt wurden. Ich habe diesen schönen Fund zuerst im Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthumskunde 1862 No. 4 p. 72 beschrieben und theile nun hier die Abbildung des Stempels in der Grösse des Originals

in Holzschnitt mit.*) Ob anderwärts ähnliche Stempel gallischer Münzen gefunden oder ob solche irgendwo bereits beschrieben und abgebildet wurden, konnte ich bisher nicht erfahren.

Die gallischen Münzen, die in der Schweiz gefunden werden und die hier beschrieben werden sollen, zerfallen in folgende drei Hauptklassen:

I. Nationale Münzen, d. h. solche, die nicht Nachahmungen griechischer oder römischer Münzen sind, sondern gallischen Charakter und Typus tragen. Die ältesten derselben sind, wie ich vermuthe, jene in roher Weise gegossenen kleinen Goldstücke ohne Typen, die im Munde des Volkes Regenbogenschüsselchen genannt werden, über deren Ursprung Vieles in alter und neuer Zeit gefabelt wurde. Taf. III. 148. Sie erscheinen anderwärts, z. B. an der Donau, metallreicher und mit allerlei Zeichen und Symbolen geschmückt. Allein auch andere nationale Münzen werden in Silber, Erz und Potin in der Schweiz gefunden, doch ist ihre Zahl gering, wenn wir sie mit denjenigen vergleichen, welche als Nachprägungen griechischer und römischer erscheinen. Sie tragen Typen, die grossentheils aus der keltischen Mythologie hergenommen sind und in ihrer Eigenthümlichkeit oft an asiatische Kultur und Bildwerke erinnern, so dass die Sage an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass die Kelten aus Asien her nach Europa einwanderten.

II. Nachprägungen griechischer Münzen. Als Hellenen Massilia gegründet hatten, verbreitete sich von hier durch den südlichen Theil von Gallien und weiterhin griechische Kultur und viele gallische Völkerschaften fingen an, die massilischen Silbermünzen nachzuprägen. Ebenso

*) Avenches war auch späterhin eine Münzstätte, wie eine von Hrn. R. Blanchet mitgetheilte merowingische Goldmünze beweist. A. AVENTECO FIT Caput regis. R. ATIVLFVS M. Crux.

wurden auch die makedonischen Goldmünzen, des Königs Philippus, von den Galliern nachgeahmt. Alle diese Nachprägungen sind noch zahlreich vorhanden und finden sich durch die ganze Schweiz zerstreut. Sie stehen, wie leicht zu begreifen, an Schönheit und Ausdruck den Originalen weit nach, der massilische Löwe verlor auf denselben seine ursprüngliche Schönheit und Würde, allein auch anderen Völkern, welche griechische Münzen nachzuahmen versuchten, gelang es nicht, die künstlerische Vollendung derselben zu erreichen.

III. Nachahmungen römischer Münzen. Als nämlich die Römer einen Theil von Gallien erobert hatten (la Provence) und ihre politische Macht immer weiter ausdehnten, so wurde der Einfluss, den bisher Massilia ausgeübt hatte, zurückgedrängt; römische Sprache und Sitte wurden angenommen. Daher erscheint nun auch die Münzprägung verändert und die Consularmünzen dienen als Vorbilder der gallischen, die Typen und der Münzfuss werden grossentheils römisch und die Aufschriften in lateinischen Buchstaben geprägt.

Die in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen bieten grosse Mannigfaltigkeit dar, da sie auf den verschiedenen Strassen aus Süd, West und Nord in unser Land gelangten; denn ausser den im Lande selbst geprägten finden sich viele aus den benachbarten Gauen der Eduer, Sequaner, Allobroger und aus den entfernteren der Arverner, Remi, Volcae und Senones und auch noch andere aus allen Theilen des gallischen Landes, wie der Verkehr und Handel und auch der Zufall mancherlei Münzsorten aus verschiedenen Münzstätten zusammenführt.

Ich will nun die Fundorte aufzählen, nicht zwer alle, wo nur einzelne Stücke entdeckt, sondern diejenigen, an welchen viele gefunden wurden. Vor allem sind die alten Alpenstrassen zu erwähnen über den Mons Poeninus im Wallis und über die rhätischen Alpen im Kanton Graubünden, auf denen frühe ein reger Verkehr sich bewegte und wo noch heutzutage der aufmerksame Wanderer Spuren desselben findet. Auf der Höhe des Mons Poeninus, auf dem Mont Joux beim Hospitium des grossen St. Bernhard stand ein Heiligthum; eine Votivkapelle, in deren Ruine auch jetzt noch mancherlei Weihgeschenke gefunden werden, welche die Frömmigkeit früherer Jahrtausende hier gespendet hatte, nämlich gallische, griechische, römische Münzen nebst römischen Votivbildern und bronzenen Gedenktafeln. Die hier gefundenen gallischen Münzen werden mit den übrigen Gegenständen in der Sammlung des Hospitiums aufbewahrt und gehören theils zu den Nachprägungen massilischer, theils sind es Münzen aus verschiedenen Epochen und Münzstätten des gallischen Landes. Es ist mir vergönnt, alle in meiner Schrift mitzutheilen, da der hochwürdige Prior sie vor mehreren Jahren an den Präsidenten unserer Gesellschaft, Herr Dr. F. Keller, zur Einsicht übersandt hatte. Auch bei meinem Besuche daselbst im Jahr 1860 lernte ich noch einige neue kennen. Im Wallis werden auch noch an andern Orten gallische Münzen gefunden und ausser diesen noch ebenso alte und zum Theil verwandte, nämlich die Goldmünzen der Salasser, welche Th. Mommsen zuerst besprochen und deren Zahl Longpérier in der Revue numismatique 1861 p. 333 ff. ansehnlich vermehrte.

Ein zweiter Fundort findet sich auf den rhätischen Alpen, bei Burwein an der alten Julierstrasse. Hier wurde ein bronzener Kessel gefunden, der ausser anderen Gegenständen auch goldene und silberne gallische Münzen enthielt. Die goldenen sind Nachprägungen makedonischer, die silbernen Nachprägungen massilischer Münzen. Hr. Prof. H. Schreiber in Freiburg im Br. besitzt viele derselben und hat mir eine einlässliche Beschreibung des Fundes mitgetheilt, der im Anhang zu dieser Schrift erscheinen wird.

Andere Fundorte sind im Kanton Solothurn, denn nirgends werden so viele gallische Münzen in der Schweiz aufgefunden als in jener Landschaft. Erstens wurde zu Balstal, einer kleinen Stadt, die an der alten Strasse über den oberen Hauenstein liegt, am Abhang eines Hügels ein irdener Topf ausgegraben, der mit kleinen gallischen Silbermünzen angefüllt war und ganz andere Münzsorten enthielt als diejenigen, die zu Burwein im Kanton Bündten und auf dem St. Bernhard im Kanton Wallis aufgefunden wurden. Die Einen sind hübsche Quinare, wahrscheinlich aus der Zeit Cäsars, und haben auf dem Avers den Kopf des Mercurius, welchen die Gallier vor andern Göttern verehrten und von welchem auch in Gallien noch viele Bilder in Bronze gefunden werden. Andere haben auf dem Avers einen Baum oder Strauch, auf dem Revers das springende Pferd und sollen Münzen der Senones sein. Zweitens wurden bei Nunnigen, einem Dorfe nahe an der basellandschaftlichen Grenze, gallische Münzen gefunden und zwar in grosser Zahl, denn alle öffentlichen und Privatsammlungen in der Schweiz besitzen solche Stücke. Es sind Quinare mit dem behelmten Pallaskopf auf dem Avers gleich den römischen Consularmünzen; auf dem Revers ist ein Pferd und eine in griechischer Schrift geprägte Legende. Ich erwähnte oben, dass mir Hr. Prof. H. Schreiber sehr verdankenswerthe Nachrichten über den Münzfund zu Burwein mittheilte, und füge hier bei, dass er in ähnlicher Weise auch denjenigen von Nunnigen, aus welchem er ebenfalls viele Stücke erwarb, beschrieben hat, was die zweite Beilage zu meiner Schrift bilden wird.

Auch bei der Stadt Bern, nämlich in der Tiefenau und in der Enge, wurden gallische Münzen in Silber und Kupfer gefunden, die ersteren sind Nachprägungen massilischer. Hr. A. Jahn theilte uns dieselben mit und erwähnte sie auch später in dem Buche über den Kanton Bern p. 189. 200. 503; ferner in den Rheinischen Jahrbüchern 1854. XXI. p. 137 und in der Abh. über die keltischen Alterthümer der Schweiz. Bern 1860 p. 20 ff. Ferner zu Belpberg an der alten Strasse nach Thun wurden gallische Münzen gefunden und zwar darunter sehr seltene, die erst in neuester Zeit als Münzen eines gallischen Chef Virotal erkannt wurden. Sie wurden mir durch Hrn. Landammann Lohner in Thun und Hrn. Bibliothekar von Steiger-Sinner in Bern mitgetheilt.

Nicht unbedeutend ist auch die Zahl gallischer Münzen in Silber, Bronze und Potin, die im Bisthum Basel, in der Umgegend von Delsberg, Courroux und auf dem Mont-Terrible ausgegraben wurden. Man verdankt die Auffindung dieser Alterthümer sowol als auch so vieler anderer römischer aus der gleichen Landschaft dem Eifer und der Thätigkeit des gelehrten Forschers A. Quiquerez.

Auch die westliche Schweiz ist an gallischen Münzen nicht unergiebig, allein sie wurden bisher nicht in grösserer Zahl beisammen gefunden, sondern vereinzelt an vielen entlegenen Orten und gelangten nicht in Eine Sammlung, sondern in die Hände Vieler. Es wäre mir nicht möglich gewesen, diese kennen zu lernen und meinen Tafeln einzureihen, wenn nicht Hr. Rudolf Blanchet zu Lausanne mich freundlichst unterstützt und alle diese kleinen Schätze, die er erobern konnte, mir übersandt hätte. Aus seinen Mittheilungen lernte ich Münzen der Allobrogen, Eduer und Sequaner kennen, die im Kanton Waadt, Freiburg und Genf gefunden wurden.

Die übrigen Fundorte vereinzelter gallischer Münzen will ich hier nicht aufzählen, weil sie in der Beschreibung meiner Tafeln genannt sind. Der grösste Theil der auf denselben abgebildeten Münzen befinden sich in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft. Diese wurde im Jahr 1836 begonnen und enthält jetzt mehr als 200 in der Schweiz aufgefundene gallische Münzen. Der Kanton Zürich, Aargau, Solothurn, Graubünden und Baselland lieferte die Mehrzahl. Einen bedeutenden

Zuwachs erhielten wir durch den Ankauf der Sammlung des Obergerichtspräsidenten Tanner in Aarau, in welcher sich eilf Goldstücke und viele Silber- und Kupfermünzen befanden, die sämmtlich aus den Kantonen Solothurn, Aargau, Luzern, Neuenburg, Baselland und Schaffhausen herstammten. Am meisten aber trug zu glücklicher Vermehrung derselben die unermüdliche Thätigkeit unsers Präsidenten Dr. F. Keller bei, der auf seinen antiquarischen Reisen manche neue Fundorte kennen lernte und mehrere der seltensten Münzen im Kanton Graubünden, Wallis und anderwärts erwarb.

Eine bedeutende Zahl solcher Münzen lieferte auch die Sammlung der Stadtbibliothek, namentlich aus den Kantonen Zürich, Thurgau und Graubünden, andere wurden mir von Hrn. Imhof aus der Münzsammlung zu Winterthur anvertraut, auch Hr. Oberst Schwab zu Biel und Fürsprech J. J. Amiet zu Solothurn theilten manches neue Stück aus den Kantonen Solothurn und Bern mit.

Bevor ich aber das Vorwort beendige, muss ich noch etwas über die Beschreibung dieser Münzen sprechen. Es ist nicht leicht, gallische Münzen zu beschreiben, weil die Gepräge meist mit sehr geringer künstlerischer Befähigung ausgeführt oder weil Gegenstände auf denselben dargestellt sind, deren Bedeutung wir nicht kennen; daher ist es oft unmöglich, die Bilder des Avers oder Revers richtig zu verstehen und mit dem wahren Namen zu belegen. Indessen finden sich bei denjenigen Münzen, welche Nachahmungen griechischer oder römischer sind, geringere Schwierigkeiten, weil man aus den Originalen erräth, was der gallische Medailleur darzustellen beabsichtigte, aber aus Unbehülflichkeit nicht erreichen konnte. So sehr aber auch die Mehrzahl der gallischen Nachprägungen in der Ausführung weit hinter den Originalen zurücksteht, so dürfen wir doch nicht verschweigen, dass es auch solche gibt, die besser gezeichnet sind und auf denen die Bilder der Götter und Menschen, sowie auch die Thiere mit Geschick und Gewandtheit dargestellt sind. Die Gallier waren ein begabtes Volk und die schönen Funde, welche in Gold und Bronze oder auch in Thon seit Jahren an verschiedenen Orten gemacht wurden, beweisen hinlänglich, dass dasselbe eine bedeutende Entwicklung erreichte und für künstlerische Form und Darstellung nicht geringe Befähigung hatte.

Grössere Schwierigkeit bietet aber die Interpretation derjenigen gallischen Münzen, die wir nationale nennen, weil sie Typen enthalten, die nicht aus Griechenland oder Rom hergeholt sind, sondern auf gallischen Anschauungen und auf gallischer Mythologie beruhen. Viele dieser Bilder sind noch gar nicht gedeutet oder unrichtig erklärt, weil wir noch zu wenig Einsicht in die Symbolik dieses Volkes haben. Allein die zahlreichen Funde mannigfacher Gegenstände, die aus den Pfahlbauten und aus Gräbern alljährlich gewonnen werden, werden allmälig auch über dieses Gebiet, über den Götterglauben der Kelten, über ihren Kult, über den Charakter ihrer Plastik Licht verbreiten und manches Attribut oder Symbol, das wir auf den Münzen erblicken und das uns jetzt unerklärlich erscheint, wird später seine richtige Deutung finden.

Ich benutzte bei der Beschreibung dieser Münzen die gelehrten und scharfsinnigen Arbeiten der französischen Numismatiker, die namentlich in der Revue numismatique enthalten sind. Dieses ist eine ganz ausgezeichnete wissenschaftliche Zeitschrift, welche seit mehr als zwanzig Jahren eine grosse Zahl bedeutender Abhandlungen geliefert hat, in welchen die gallische Numismatik nach allen Richtungen hin durchforscht und besprochen wird und welche Licht und Verständniss über alle Perioden derselben verbreiten. Es sind vorzüglich drei Männer, die in diesem Gebiete bereits viel geleistet haben, deren Schriften durch gründliches Wissen und Scharfsinn ausgezeichnet sind und denen ich bei meiner

Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen zu grösstem Dank verpflichtet bin. Der Eine ist der im Jahr 1860 verstorbene Marquis de Lagoy, dessen zahlreiche Monographien über gallische Münzen ich durch Hrn. Fried. Soret zu Genf kennen lernte, die beiden andern sind Hr. de la Saussaye und Fr. de Saulcy. Der Letztere hat in den Lettres sur la numismatique gauloise, die in den neuesten Jahrgängen der Revue enthalten sind, auch viele der in unserm Lande entdeckten Münzen besprochen und manche derselben mit Hülfe der Commentarien des Julius Cäsar über den gallischen Krieg zuerst richtig gedeutet.

Möge meine Schrift dazu beitragen, dass die gallischen Münzen, wo solche vorkommen, mehr als bisher beachtet und eifriger gesammelt werden, damit auch dieser Zweig der vaterländischen Alterthumskunde sorgfältiger gepflegt werde.

Beschreibung der in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen.

Erste Tafel. (Silbermünzen.)

No. 1 bis 8. Diese Silbermünzen bilden eine zusammengehörige Gruppe und sind zu Burwein im Kanton Graubündten im Jahr 1786 in einem bronzenen Topf gefunden worden.[1]) Einzelne ähnliche Exemplare wurden aber auch an andern Orten der Schweiz entdeckt, im Tessin, wie Th. Mommsen in der Abhandlung über die nordetruskischen Alphabete p. 235, im Wallis auf dem Mont Joux beim Hospitium des grossen St. Bernard, wie ich in der Abhandlung über die römischen Alpenstrassen 1861 p. 127 berichtete, ferner bei Bern in der Enge und in der Tiefenau, wie A. Jahn und G. von Bonstetten berichteten, bei Lausanne, wie R. Blanchet schreibt, und bei Colombier, im Kanton Neuenburg. Auch im Kanton Zürich bei Kloten soll ein solches Stück früherhin ausgegraben worden sein.

Es sind Nachprägungen massilischer Silbermünzen, die vermuthlich von gallischen, in der Nähe der Stadt Massilia wohnenden Stämmen geprägt wurden und im südlichen und mittlern Theil von Gallien Kurs erhielten, denn sie werden nicht bloss im südlichen Frankreich, sondern auch im ganzen Rhonethal und weiterhin auf den poeninischen und rhätischen Alpen, sowie auch in Savoyen und Piemont und in der Lombardei gefunden. Man erkennt sie leicht als Nachahmungen der schönen massilischen Silbermünzen, die auf dem Avers den Kopf der jugendlichen Artemis, auf dem Revers den mächtigen Löwen mit der Aufschrift *MAΣΣA* oder *MAΣΣAA* oder in vollständiger Namensform *MAΣΣAAIHTΩN* haben, denn sie sind nicht so künstlerisch wie jene ausgeführt, sondern wiederholen die Typen sowohl als die Aufschrift in roher und barbarischer Weise. Allein nicht alle diese Nachprägungen tragen auch die Aufschrift *MAΣΣA*, sondern einige gallische Stämme setzten statt des Namens der Stadt Massilia einen anderen, wahrscheinlich den eigenen, hinzu. Wie wichtig wäre es, diese Aufschriften zu entziffern, um zu erfahren, welche gallische Stämme vorzugsweise mit Massilia in Verbindung traten und von dieser Stadt Civilisation, Schrift und Münzwesen annahmen, allein es sind dunkele Namen, deren Deutung grosse Schwierigkeit darbietet.

Wir wollen diese Münzen beschreiben:

1. Avers. Ein weiblicher Kopf, rechtshin. (Auf den massilischen Drachmen ist der Kopf der Artemis deutlich, mit Olivenkranz und Ohrgehänge geschmückt.) Revers. Ein schreitender Löwe, rechtshin. Die Aufschrift ist auf unserer Tafel sehr genau abgebildet.

La Saussaye, Numismatique de la Gaule narbonnaise p. 92, deutet dieselbe auf die Libeci, Gallier, die theils an der Mündung der Rhone, theils in Ligurien erwähnt werden. Da nun diese

[1]) Ueber diesen bedeutsamen Fund gibt Herr Prof. H. Schreiber im Anhang zu dieser Schrift ausführlichen Bericht.

Münzen auch in diesen beiden Landstrichen nicht selten aufgefunden werden, so wurde diese Deutung auch von andern Gelehrten gebilligt, z. B. von Lenormant, Revue numismatique 1858 p. 150, von Ch. Robert, Revue num. 1860 p. 202, und Boudard, Numismat. Ibérienne. Paris 1859 p. 230.

Herr Prof. H. Schreiber hat eine ähnliche Deutung dieser Aufschrift versucht; er liest nämlich auf der Münze den Namen Lideci und bezieht denselben auf einen gallischen Stamm, der am Lidus oder Lidericus (Loire) seinen Wohnsitz hatte. Siehe den von ihm mitgetheilten Anhang zu dieser Schrift.

Auf eine ganz andere Bahn aber führt uns Th. Mommsen in seiner scharfsinnigen Untersuchung über die nordetruskischen Alphabete p. 205 und in der Geschichte des römischen Münzwesens p. 673, indem er die vorliegende Aufschrift aus einer nordetruskischen Sprache herzuleiten versucht und den Namen pirukof in derselben findet, den er für einen Mannsnamen, nicht für denjenigen eines Volkes zu halten geneigt ist. Man wird sich nicht verwundern, dass die Einbildungskraft gelehrter Sprachforscher auf so ganz verschiedene Vermuthungen gerathen kann, wenn man die Beschaffenheit der Aufschrift unserer Münze in's Auge fasst, indem die Form der Buchstaben zu unvollständig und unklar ausgeprägt ist. Longpérier, Rev. num. 1861 p. 345, liest Pirukoi.

2. A. Weiblicher Kopf (Artemis) wie oben, rechtshin. R. Ein schreitender Löwe, aber es scheint nur eine Löwenhaut zu sein. Die Aufschrift deutet H. Schreiber als Ouchidii, als Namen eines unbekannten gallischen Stammes, Mommsen dagegen erklärt sie ebenfalls aus der nordetruskischen Sprache und liest ruturio, Longpérier aber oltirio. Allein diese Aufschrift ist unvollständig, wie die folgende Münze, No. 3, lehrt, und muss aus dieser, die hier zum ersten Mal abgebildet erscheint, ergänzt werden.

3. A. Weiblicher Kopf, mit Olivenkranz geschmückt, besser gezeichnet als auf vielen andern Exemplaren. R. Ein schreitender Löwe mit offenem Rachen. Diese Münze wurde mit mehreren andern von Herrn Bernhard Zeerleder zu Burwein gekauft und befindet sich jetzt in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft zu Zürich. Mommsen kannte dieselbe bei Abfassung der oben erwähnten Schrift noch nicht. Wir empfehlen den Freunden gallischer Numismatik die neue Aufschrift zu sorgfältiger Prüfung.

4. A. Weiblicher Kopf, geschmückt mit Olivenzweig und Ohrgehänge. R. Löwe. Aufschrift *MAΣΣA*.

5. A. Weiblicher Kopf, mit Kranz, Ohrgehäng und Halsschnur geschmückt und gut gezeichnet. R. Ein hässlicher Löwe. Auch die Buchstaben der Aufschrift *MAΣΣA* sind schlecht gerathen.

6. A. Kopf mit Kranz, Ohrgehäng und Halsschnur wie auf der vorigen, aber der Ausdruck ist unedel. R. Löwe. Von der Aufschrift ist nur M erhalten.

7. A. Kopf in roher Weise gezeichnet. R. Löwe. Von der Aufschrift ist nur *ΣΣA* sichtbar. (In der Sammlung von Oberst Schwab in Biel.)

8. A. Ein barbarischer Kopf. R. Ein Thier, das kaum an den Löwen erinnert. (Gefunden in der Tiefenau bei Bern.)

Wir haben von diesen Nachprägungen Proben guter Art und auch von der schlechtesten Ausführung aufgenommen. Ueber die Zeit dieser Prägungen lässt sich nichts Sicheres feststellen, allein es ist wahrscheinlich, dass sie mehrere Jahrhunderte fortdauerten, dass es gallische Fürsten gab, welche fortwährend griechisch-massilische Münzen nachprägten und dass selbst noch im Jahrhundert des Julius Cäsar von einigen Galliern lieber griechische als römische Typen nachgeahmt wurden, wie dieses aus den Quinaren des Orcitirix, Dubnorix u. a. ersichtlich ist, die auf dem Avers ihrer Münzen

das Bild der Artemis nach massilischem Vorbild zeigen. Auch noch einige andere gallische Münzen wurden zu Burwein gefunden, von welchen unten die Rede sein wird, nämlich eine grosse Goldmünze, ähnlich den auf Taf. II. 96. 97 abgebildeten, und eine kleine Goldmünze ohne Typen, die zu den sogenannten Regenbogenschüsselchen gehört.

No. 9 bis 14 und 15 bis 30 und 33.

Alle diese Silbermünzen wurden nebst vielen andern bei Balstal, Kanton Solothurn, im Jahr 1839 oder 1840 gefunden.

Ueber diesen Fund berichtete zuerst das Kunstblatt als Beilage zum Morgenblatt 1842, 13. Jan., ferner Lelewel nach einer Mittheilung des Herrn G. Pfister in der Revue Belge T. I. p. 217, allein hier wird nicht Balstal genannt, sondern nur von einem Fundort in der Nähe von Aarau gesprochen, daher rührt der Irrthum, dass später von de Saulcy, Revue numism. 1860 p. 263 in der vortrefflichen Beschreibung dieser Münzen, die er von Pfister erhielt, Aarau als wirklicher Fundort bezeichnet wird. Allein zu Aarau wurden keine solchen Münzen gefunden, sondern in der benachbarten Ortschaft Balstal. Die Exemplare, welche wir besitzen, stammen aus der Sammlung des Obergerichtspräsidenten Tanner in Aarau, der sie von dem Finder zu Balstal gekauft hatte.

Ein Bauer von Balstal war nämlich im Winter in der Nähe der Stadt mit Holzschlitten beschäftigt und stiess an einem Abhang durch Zufall mit seinem Schlitten auf einen irdenen rohen Topf, der nun zerbrach und aus welchem viele kleine Silbermünzen herausfielen. Es waren deren eine sehr grosse Zahl, welche bald an die Liebhaber in der Schweiz und im Ausland verkauft wurden. Wir besitzen nur zwei Sorten dieses Fundes, allein es können noch mehrere da gelegen haben, denn de Saulcy berichtet auch von Quinaren des Q. Docirix, den er einen Fürsten der Sequaner nennt. Diese Münzen sind nach römischem Münzfuss geschlagen und können als Quinare gewerthet werden, allein bei gallischen Münzen schwankt bekanntlich das Gewicht noch stärker als bei den römischen.

9. A. Ein männlicher Kopf, linkshin. Aufschrift NINNO. R. Eber, linkshin. Spur einer Aufschrift NN.

10. Ein hübscher Quinar. A. Ein jugendlicher Kopf, mit Flügeln geschmückt, der hierdurch als Mercurius, die Hauptgottheit der Gallier, erkannt wird. (Siehe Lambert, Essai sur la Numismat. Gauloise p. 48.) Aufschrift NINNO. R. Eber. Aufschrift MAVC.

11. A. Beflügelter Kopf des Mercur. Auch von dem Mäntelchen, das er über die Schultern zu tragen pflegt, ist hier und auf der vorigen ein kleines Stück sichtbar. Die Zeichnung ist gut. Aufschrift NINNO. R. Eber. NINNO. Der Eber erscheint so häufig auf Münzen und auf gallischen Terracotten, dass er als nationales Symbol, als Wappenthier betrachtet werden muss, auch ist er auf gallischen Standarten abgebildet.

12. A. Kopf mit unmerklicher Andeutung des Flügels. NINNO. R. Eber. ONNIN.

13. A. Beflügelter Kopf. NINNO. R. Eber. ONNIN.

Diese Quinare stehen in der Ausführung nicht hinter den meisten Familienmünzen der Römer zurück.

14. A. Beflügelter Kopf. Der Hals ist mit dem gallischen Schmuckring, torques, geziert. Aufschrift NIN. R. Eber, über demselben ist noch ein Attribut, eine gallische Zierrath, ein Amulet?

Dieses Stück ist zu Burgdorf, Kanton Bern, gefunden. Die Bedeutung der Aufschriften NINNO oder ONNIN und MAVC, welche diese Münzen tragen, ist noch nicht ermittelt.

Die zweite Münzsorte von Balstal umfasst No. 15 bis 30 und 33. Viele ähnliche Stücke wurden

aber auch zu Courroux bei Delémont im Jura von Hrn. Quiquerez gefunden, andere in Belpberg bei Thun nach dem Berichte des Hrn. Landammann Lohner, und in der Nähe von Bern und Basel.

15. A. Eine Pflanze oder Baum mit 4 zu beiden Seiten des Stammes herunterhängenden Blättern oder Zweigen; oben ist ein Halbmond, an dessen beiden Enden 2 Kugeln sich befinden. Einige halten diese für Früchte des Baumes; man kann aber den Halbmond auch als nicht zum Baume gehörig betrachten, sondern als ein Symbol gallischer Mythologie. Es ist seltsam, dass man über den Namen und Charakter dieser Pflanze schwankt, allein die Zeichnung ist zu mangelhaft. Viele halten sie für die Mistel (viscum, gui) und es ist gar nicht unwahrscheinlich, dass die Gallier diese von den Druiden so geheiligte Pflanze auch auf ihren Münzen als religiöses Symbol einführten. Nihil habent Druidae, sagt Plinius l. VI. 249, visco et arbore in qua gignatur, si modo sit robur, sacratius; allein die Aehnlichkeit der wirklichen Mistel mit diesem Abbild ist nicht so gross und überzeugend, dass man nicht beinahe mit gleichem Recht auch an die Dattelpalme erinnert wird und auch dieser Typus darf auf gallischen Münzen nicht befremden, da er von griechischen entlehnt sein kann, wie ja die Gallier für die meisten Münztypen griechische Vorbilder wählten.

Wer kennt nicht die sizilisch-karthagischen Münzen mit dem Palmbaum, die in Süd-Frankreich und Italien häufig, ja die sogar auch in der Schweiz auf dem grossen St. Bernard (mons Poeninus) gefunden wurden. Auch eine andere Münze der Insel Delos, die bei Prokesch Inedita griechischer Münzen, Taf. III. 113. Wien 1854 abgebildet ist, hat den Palmbaum in auffallender Aehnlichkeit mit unserer Münze.

R. Ein springendes Pferd (linkshin) mit starker aufstehender Mähne; oberhalb ein undeutliches Ornament oder Symbol, unten die Aufschrift VM. (Dieses Exemplar besitzt B. Zeerleder auf Steinegg.) Auf andern Exemplaren steht MV; beide Aufschriften enthalten wol die Anfangsbuchstaben des gleichen Namens.

16. A. Mistelzweig, wie ich nach dem Vorgang von de Saulcy die Pflanze benennen will. R. Gleiches Pferd. VM. Oberhalb ein Pflanzenornament.

17. A. Gleich. R. Pferd. Aufschrift MV. Gefunden auf Belpberg bei Thun.

18. A. Gleich. R. Pferd. Die Aufschrift VM ist zwischen 2 Linien eingeschlossen. Gefunden auf Mont-Terrible im Pruntrut. (Quiquerez.)

19. Gleich. Die Aufschrift VM ist in einer Tafel eingerahmt.

20. Gleich. Aufschrift VM. Die Aufschrift MV wird von de Saulcy, Revue num. 1860 p. 260 auf Muritasgus, den bei Cäsar (B. G. V. 54) erwähnten Chef der Senoner, der Nachbarn der Aeduer, gedeutet und er schreibt daher alle diese Münzen mit dem Mistelzweig dieser Völkerschaft zu.

21. A. Vom Mistelzweig sind nur 2 Blätter sichtbar, oben Halbmond mit Kugeln an beiden Enden und ausserdem noch eine Kugel oder Stern. R. Springendes Pferd; unten ein Kreuz, oben eine Kugel. Ohne Aufschrift.

22. A. Zweig mit 3 Blättern; oben Halbmond. R. Pferd; oben Kugel.

23. A. Zweig mit 4 Blätterreihen. R. Pferd; oben Halbmond und in demselben eine Kugel. Diese Münze wurde bei Solothurn gefunden und ist in der Sammlung des Hrn. Fürsprech J. J. Amiet.

24. A. Zweig mit 3 Blätterreihen. R. Pferd; unten Halbmond.

25. A. Zweig mit 3 Blättern. R. Pferd; oben Halbmond nebst 2 Kugeln; unten Halbmond.

26. A. Zweig mit 4 Blättern. R. Pferd, oben und unten Halbmond nebst einer Kugel.

27. A. Zweig mit 4 Blätterreihen, oben ein Halbmond. R. Laufendes Pferd; oben und unten eine von 6 Kugeln umgebene Sonnenscheibe.

28. A. Zweig. R. Pferd; unterhalb die von 7 Sternen umgebene Sonne.

29. A. Zweig. R. Pferd; oben die Sonnenscheibe.

30. A. Ein ähnlicher Zweig, aber roher als auf den früheren Münzen ausgeführt. R. Pferd; oberhalb ein Symbol wie auf No. 15 und 16.

33. Eine neue noch unbekannte Varietät, die ebenfalls zu Balstal gefunden wurde, theilte mir jüngst Herr Amiet mit. A. Zweig mit 4 Blätterreihen. R. Ein springendes Pferd, unter demselben ein Eber, oben 2 Scheiben. Das Pferd erscheint auf gallischen Münzen oft umgeben von Sonne, Mond und Sternen und wird als das Sonnenpferd gedeutet. Bekannt sind die Münzen, auf deren Avers der Kopf des Apollo Belenus (Sol), auf deren Revers das springende Pferd dargestellt ist.

Man fand zu Balstal auch einige Exemplare, auf deren Avers und Revers der Mistelzweig geprägt ist, wahrscheinlich durch Unachtsamkeit des Münzers.

31. Gefunden zu Nyon, Kanton Waadt (Blanchet). A. Ein Kopf (Apollo) mit Lorbeer geziert, mit kräftigem Ausdruck, rechtshin. R. Ein springender Hirsch, an dessen langen Hörnern Enden oder Sprossen sichtbar sind. Lagoy, Notice sur l'attribution de quelques Médailles gaul. 1837. p. 19 hält das Thier für eine Ziege, weil er einen Bart am Kinn zu bemerken glaubte, und schreibt diese hübschen Münzen der Stadt Avenio (Avignon) zu, was aber de la Saussaye, Numismat. de la Gaule Narbonnaise p. 140, für unstatthaft erklärt. Andere nennen sie eine Münze der Allobrogen, weil sie in dieser Landschaft öfter gefunden wird. In Lambert, Essai Pl. VII. 5 ist eine ähnliche Münze abgebildet, auf welcher das Thier unzweifelhaft als Hirsch erscheint.

32. Diese Münze wurde bei Genf gefunden und ist in der Revue nnmismat. franç. 1841 von Fr. Soret beschrieben und auf Pl. XXIII. 1. abgebildet; drei andere Exemplare wurden bei Nyon am Genfersee gefunden, wie Blanchet berichtet.

A. Ein mit Lorbeer gezierter Kopf, der auf Apollo gedeutet wird, so dass die Münze als kunstlose Nachprägung eines massilischen Typus erscheint. Linkshin. R. Ein springendes Pferd, wie dasselbe auf der Mehrzahl gallischer Münzen abgebildet ist. Oberhalb ein Stab oder Zweig, der von Lambert, Essai p. 102, als Wünschelruthe, die zur Weissagung gedient habe, gedeutet wird.

Hier zeigt der Zweig 2 Blätterreihen, auf andern sind 3, was Streber, Abhandlung über die Regenbogenschüsselchen 2. p. 49 veranlasst, in diesem Attribut ein Sinnbild des Lichtes in Gestalt eines Kreuzes mit 3 Querbalken zu vermuthen. Aehnliche Münzen werden von de Lagoy, Notice sur l'attribution de qu. méd. gaul. Pl. n. 18. 19. 20, und von de la Saussaye, Numism. de la Gaule, Pl. XVIII. 1. 2. besprochen. Einige derselben tragen die Aufschrift VOL und werden daher den Volcern zugeschrieben und zwar gehören sie, wie de Saulcy urtheilt, dem Stamme der Volcae Arecomici zu, deren Hauptstadt Nemausus, Nismes, war.

No. 34 bis 48 und 51. 52. 53. 57.

Alle diese Quinare wurden im Jahr 1850 und späterhin in der Nähe des Dorfes Nunningen im Kanton Solothurn am Abhang eines nicht sehr hohen Berges aufgefunden. Man darf, wie Herr Prof. W. Vischer in seiner Abhandlung über die keltischen Münzen aus Nunningen berichtet, nicht an einen an einem Orte vergrabenen Schatz denken, sondern die Münzen finden sich in einer Strecke von ungefähr zwei Jucharten im Boden zerstreut.

Die gleiche Münzsorte kommt aber auch anderwärts häufig zum Vorschein, z. B. bei der Stadt Solothurn und Grenchen, bei Nyon am Genfersee, bei Avenches, und aus den Kantonen Aargau, Basel und Zürich erhielten wir manches Stück. Man darf wol behaupten, dass keine andere Sorte in der Schweiz sowol als auch in den angrenzenden Provinzen Frankreichs und in Süddeutschland so sehr verbreitet sei. Siehe Müller, deutsche Münzgeschichte 1860 I. p. 37 ff.

Die Mehrzahl dieser Silbermünzen sind Quinare und nur selten findet sich ein grösseres Stück, das als Denar gewerthet werden kann.

Auf dem Avers ist die behelmte Pallas dargestellt, wie sie auf den römischen Consularmünzen erscheint, ein Beweis, dass der gallische Stamm, der diese Münze prägte, bereits unter römischem Einflusse stand und die römische Münzprägung nachahmte.

Die Kleinheit dieser Münzen trägt die grosse Schuld, dass die Aufschrift des Revers beinahe immer mangelhaft und unvollständig ausgeprägt erscheint, wodurch die Erklärung und das Verständniss sehr erschwert wird. Sie ist in griechischen Buchstaben geschrieben, wie dieses auf allen gallischen Münzen in früherer Zeit in Uebung war und wurde hier festgehalten, ungeachtet der Typus des Avers bereits auf römischen Einfluss hindeutet. Es lassen sich aber 3 verschiedene Aufschriften erkennen, eine grosse Zahl hat ΚΑΛ oder ΚΑΛΕΔοΥ, einige wenige Stücke in der Grösse des Denars haben eine verlängerte Aufschrift ΚΑΛΕΤΕΔοΥ, die Buchstaben sind in sehr alterthümlicher Form, namentlich A. Auf den meisten Exemplaren lassen sich aber nur einzelne Buchstaben herauslesen. Ueber die Deutung herrschen verschiedene Ansichten, viele schreiben diese Münzen den Caleten zu, einem nicht unbedeutenden Stamme in Gallia Belgica, der auch von Cäsar, B. G. II. 4., VIII. 7., erwähnt wird. Auch Herr Prof. Schreiber hält an dieser Meinung fest, wie sich aus der im Anhang mitgetheilten Abhandlung ergiebt. Allein de Saulcy begründete in der Revue num. franç. 1858 p. 281 und 1861 p. 83 eine neue Ansicht. Er sagt nämlich, diese Münzen sind zahlreicher vorhanden als irgend eine andere gallische Münzsorte und finden sich am häufigsten in Gallia Lugdunensis oder Celtica und in den angrenzenden Gebieten der Sequaner und Helvetier. Es ist daher wahrscheinlich, dass sie in Gallia Celtica auch geprägt und die eigentlichen Münzen der Celten sind. Die gewöhnliche Aufschrift, welche diese Münzen tragen, ΚΑΛ, scheint eben auf die Celten hinzuweisen und jene Denare, auf welchen die längere Aufschrift ΚΑΛ ΕΔοΥ und ΚΑΛΕΤΕΔοΥ steht, geben ein Zeugniss, dass sie von dem mächtigsten und grössten Stamme der Gallia Celtica, nämlich den Eduern, gemünzt sind, denn auf diese weist ΕΔοΥ. Diese Vermuthung besitzt allerdings grosse Wahrscheinlichkeit und wird die frühere Ansicht verdunkeln, insofern sie sich auch in sprachlicher Hinsicht rechtfertigen wird.

Wir wollen nun diese Eduermünzen einzeln beschreiben:

34. A. Behelmter Pallaskopf, linkshin. R. Schreitendes Pferd, linkshin, oben ΚΑ, vor der Brust ein Halbmond.

35. Behelmter Kopf. R. Galoppirendes Pferd, ΚΑ, unter demselben ΕΔΥ

36. Behelmter Kopf. R. Schreitendes gesatteltes Pferd. ΚΑ ΔοΥ

37. R. Vordertheil des Pferdes. Δο

38. Behelmter Kopf. R. Schreitendes gesatteltes Pferd. Κ— ΔοΥ

39. Behelmter Kopf. R. Schreitendes Pferd. ΚΑΛ ΕΔΥ

40. Behelmter Kopf. R. Gesatteltes Pferd. ΚΑΛ ΕΔΥ

41. R. Pferd. Α Δ Υ

42. Grösser als die vorigen Quinare. Behelmter Kopf, in roher Ausführung. R. Gesatteltes Pferd. KAAEΔY

43. Wie oben. R. Springendes Pferd. KAAEΔY

44. Wie oben. R. Pferd. KAA ΔY

45. Wie oben. R. Pferd. KAA EΔ

46. Wie oben. R. Pferd. KAA E, unten ein Rad mit 4 Speichen.

47. Wie oben. Springendes Pferd. KAA E Y, Rad.

48. Behelmter Kopf. R. Springendes Pferd, oben X, was auf römischen Denaren das übliche Werthzeichen ist und auch dieses Stück als solchen kennzeichnen soll, ungeachtet es nicht das volle Gewicht hat; von Aufschrift ist keine Spur, ausser dass vor der Brust des Pferdes Y, der letzte Buchstabe des Wortes KAAEΔoY, zu stehen scheint; unten ein Rad oder Scheibe.

51. Behelmter Kopf. R. Pferd. KAA E Y, unten Rad.

52. Kopf der Pallas mit beflügeltem Helm bedeckt, rechtshin. R. Springendes gezäumtes Pferd, rechtshin. Aufschrift KAAETEΔoY. Dieses seltene Stück, dessen Avers in Zeichnung und Charakter ganz mit römischen Denaren der Republik übereinstimmt, habe ich aus der oben angeführten Abhandlung W. Vischers, p. 17. Taf. II. 8 entlehnt.

53. Behelmter Kopf, in hässlicher Ausartung rohester Zeichnung. R. Pferd. Von der Aufschrift ist nur A erhalten.

57. A. Behelmter Pallaskopf, linkshin. R. Springendes Pferd, linkshin, unten Sonnenscheibe und E, der erste Buchstabe des Wortes EΔoY, ähnlich wie 40 und 46.

No. 49, 50 und 56 gehören zusammen. Sie sind auf dem Mont-Terrible bei Porrentruy gefunden, wie Herr A. Quiquerez in dem Buche Le Mont-Terrible. Porrentruy 1862 p. 58 berichtet. Aehnliche wurden auch im Kanton Solothurn und Kanton Waadt entdeckt.

49. A. Wie auf der folgenden Münze. R. Ein springendes gezäumtes Pferd, linkshin. Oben TOCI, auf No. 50 steht TOCIRI, unten ein Ding, das einem Delphin ähnlich sieht.

50. A. Aufschrift . OCIRIX, der erste Buchstabe fehlt, denn der Name lautet TOCIRIX; der behelmte Pallaskopf bezeichnet diese Quinare als rohe Nachprägungen römischer Consularmünzen. R. Ein springendes Pferd, das einen katzenartigen Kopf hat. Oben TOCIRI, unten ein Ding, verschieden von dem auf 49.

De la Saussaye, Revue num. 1836 p. 312, und Lambert, Essai p. 102 und Pl. X. 19—22, halten es für einen Zweig, an welchem Beeren sitzen und der letztere nennt es die Wünschelruthe, die zur Weissagung diente. F. de Saulcy dagegen, Revue num. 1862 p. 21, hält es für eine Eidechse und die vier Punkte, die Lambert als Beeren erscheinen, für die Tatzen des Thieres; über die Aufschrift bemerkt er, dass auf dem Avers immer Togirix, auf dem Revers dagegen Togiri stehe, was er für eine Genitivform halte, so dass sie Togirix Togirigis filius bedeute. Togirix kann zu den Chefs der Eduer oder Sequaner gezählt werden, da diese Münzen am häufigsten in diesen Landschaften gefunden werden.

54, 55. Gefunden bei Leuggeren im Kanton Aargau. A. Männlicher Kopf mit einem Lorbeerkranze geziert, wenn ich mich nicht täusche. R. Springendes Pferd. Aufschrift . OLIMA, der erste Buchstabe fehlt. Der ganze Name heisst SOLIMA oder vielmehr Solimarius, wie Lambert, Essai p. 49 und 113, Pl. X. 12—16, vermuthet. Diese Münzen gehören zu der zahlreichen Klasse gallischer

Münzen, auf denen die Namen der Chefs genannt werden. F. de Saulcy bezog früher diese Aufschrift nicht auf einen Chef, sondern auf einen Ort, Solimariaca im Lande der Leuki, Soulosse, Département des Vosges. Revue numismat. 1836 p. 163.

55. A. Kopf eines Mannes, linkshin. Aufschrift SOLIMA. R. Ein gezäumtes Pferd, linkshin.

56. Dieser Quinar, der auf dem Mont-Terrible bei Porrentruy gefunden wurde, gehört zu No. 49 und 50 und ist denselben so ähnlich, dass er einem stammverwandten und gleichzeitigen Chef zugeschrieben werden muss. Aehnliche Münzen hat Lambert, Essai Pl. X. 24. 26.

A. Behelmter Pallaskopf, linkshin. Aufschrift VLIVS, der erste Buchstabe fehlt. Der ganze Name lautet IVLIVS, wie andere Exemplare lehren. R. Ein springendes Pferd, linkshin. Die Aufschrift, die auf gut erhaltenen Exemplaren TOGIRI oder TOGIR lautet, fehlt hier. Unten das undeutliche Symbol, von welchem bei No. 50 gesprochen wurde.

Die Aufschrift wird verschieden gedeutet, nämlich Julius Togirix, wodurch Togirix als Client der gens Julia, des Julius Cäsar, bezeichnet wird. De Saulcy, Revue num. 1860 p. 410, 1862 p. 21. Longpérier dagegen, Rev. 1860 p. 179, hält TOGIRI für eine abgekürzte keltische Genitivform und deutet die Aufschrift durch Julius Togirigis filius, Julius Sohn des Togirix.

57 ist oben unter den Münzen von Nunningen beschrieben, nach No. 53.

58. Dieser und ähnliche Quinare wurden theils zu Nunningen, Kanton Solothurn, theils auf dem Mont-Terrible bei Porrentruy gefunden, wie Quiquerez berichtet.

A. Behelmter Pallaskopf, wie auf den übrigen zu Nunningen gefundenen Quinaren der Eduer. Ohne Aufschrift. Andere Exemplare haben die Aufschrift Q. Doci. R. Gezäumtes und gegürtetes Pferd, linkshin. Oben Aufschrift DOC, unten AM in einem Monogramm.

Duchalais (Déscription d. Méd. gaul. p. 235) beschreibt No. 567 ein ähnliches Exemplar mit AM, allein er sagt, dass weit mehrere SAM oder SAMF haben, so dass dieses als die vollständige Aufschrift erscheint. De la Saussaye, Rev. num. fr. 1836 p. 316 und Lambert, Essai p. 145, deuteten früherhin SAM als SANT und schrieben diese Münzen den Santones zu, allein Longpérier, Rev. num. 1860 p. 179, und de Saulcy, Rev. num. 1861, ergänzen SAM durch Samillus und erklären SAMF in scharfsinniger Weise durch Samilli filius.

Die Aufschrift oberhalb des Pferdes DOC enthält den Namen des gallischen Chef, von dem diese Münzen geprägt wurden und kann durch Docius oder Docirix ergänzt werden, und wird als Sohn des Samillus näher bezeichnet.

Da nun diese Quinare mit den übrigen der Eduer grosse Aehnlichkeit haben und oft zusammen gefunden werden, wie dieses im Fund von Chantenay der Fall ist, den de Saulcy ausführlich beschrieben hat, so werden sie ebenfalls den Eduern zugeschrieben. Im Funde von Chantenay lagen 36 Stücke, von denen die meisten die Aufschrift Q. DOCI und SAMF tragen, wie de Saulcy, Rev. num. 1862 p. 20 berichtet. Die Prägung derselben fällt bereits in die Zeit des römischen Einflusses in Gallien, wie der behelmte Pallaskopf des Avers beweist.

59. Quinar. Gefunden im Aargau. Aus der Sammlung von Tanner.

A. Ein behelmter Kopf, in hässlichster Form. Vor demselben ein Halbmond und ein Zierrath, der einem S gleicht oder einer grossen Locke, wie solche auf Goldmünzen mit dem Kopf des Apollo Belenus sich finden. (S. Taf. II. 103.) R. Ein schreitendes Pferd, linkshin; oben eine Kugel.

60. Gefunden in Pruntrut. (Sammlung von Oberst Schwab zu Biel.)

A. Ein Kopf, linkshin, ausgezeichnet durch eine lange Nase. Lelewel, Type gaulois, gibt eine Abbildung (Pl. IV. 43) und nennt (p. 323) den Kopf behelmt, was auf unserem Exemplar undeutlich ist. R. Ein schreitendes Pferd, unten ein Ring oder Scheibe. Aehnlich ist die Silbermünze auf Taf. III. 140 und scheint aus der gleichen Münzstätte hervorgegangen.

61. Gefunden im Aargau. A. Kopf mit langen herunterhängenden Locken und einer Halskette, linkshin. Auch eine Spur von Aufschrift OLIS oder SILO, wenn mich das Auge nicht täuscht. R. Springendes Pferd, linkshin, unten Rad mit 6 Speichen, die Sonnenscheibe, oben der Fischschwanz eines Hippokamp. Dieses fabelhafte Thier erscheint nicht selten auf gallischen Münzen. S. Taf. II. 74. 75.

No. 62. 63. 64. Von diesen merkwürdigen gallischen Münzen, die weder griechischen noch römischen nachgeprägt sind, wurden zwei im Kanton Zürich gefunden, allein nur von einer ist der Fundort festgestellt, nämlich die Umgegend von Rheinau. Die dritte stammt aus dem Kanton Waadt.

62. A. Ein weiblicher Kopf mit ungewöhnlichem künstlichem Kopfputz, der weder Diadem noch Helm, sondern la coiffure papillotée ist, wie Lelewel, Type gaulois p. 187 sagt, nouée latéralement en trois papillotes qui retombent comme trois sacs pointus. Auf Pl. VIII. 4 hat er eine ähnliche Münze abgebildet, ebenso de la Saussaye, Rev. num. 1836. Pl. VIII. 6. 9. Der Hals ist mit einer Perlenschnur geziert. R. Ein schreitendes gezäumtes Pferd, linkshin; oberhalb schwebt ein weiblicher mit ähnlichem Kopfputz wie auf dem Avers gezierter Kopf, dessen Hals auch mit einer Perlschnur geschmückt ist. Unter dem Pferd eine Scheibe. Der weibliche Kopf auf Avers und Revers kann wegen des bedeutsamen Kopfschmuckes am ehesten auf Afrodite gedeutet werden.

63. A. Weiblicher Kopf, wie oben. R. Gleich, nur fehlt die Halsschnur.

64. A. Wie oben. R. Wie auf No. 62.

No. 65. 67. 68. 69. 70. 73.

Diese Quinare haben gemeinsame Typen, aber verschiedene Aufschriften und werden daher von de Saulcy, Rev. num. fr. 1860 p. 409 ff. als Münzen verbündeter gallischer Fürsten angesehen. Es gibt ihrer noch weit mehrere als die hier mitgetheilten, denn de Saulcy zählt p. 415 nicht weniger als 58 verschiedene auf. Sie bieten namentlich auch dadurch grosses Interesse dar, dass wir aus ihnen eine ziemliche Zahl der von Cäsar erwähnten gallischen Chefs, theils aber auch neue und unbekannte kennen lernen. De Saulcy hält es für wahrscheinlich, dass diese Münzen in den Jahren 63 bis 58 vor Chr. zu Lyon geschlagen wurden (denn in dieser Gegend werden sie am öftesten gefunden) und zwar zu jener Zeit, als die Eduer und Sequaner eine Bundesgenossenschaft errichteten, um durch vereinte Kraft den König Ariovist mit seinen gefürchteten Germanenschaaren anzugreifen und aus dem gallischen Lande wieder hinauszuwerfen. Allein das Unternehmen misslang, wie Cäsar berichtet und die verbündeten Fürsten wurden vielmehr selbst von Ariovist geschlagen.

Wir wollen nun obige Münzen beschreiben:

65. Mehrere Stücke wurden theils im Kanton Zürich, theils auf dem Belpberg bei Thun gefunden.

A. Pallaskopf mit dem Flügelhelm bedeckt, als Nachahmung römischer Denare, rechtshin. R. Ein Reiter mit erhobener Lanze, rechtshin. Aufschrift CNVOL. De Saulcy, Revue 1860 p. 410 ergänzt diesen Namen durch Cneus Voluntillus, was um so wahrscheinlicher ist, als auf ähnlichen Exemplaren statt CN.VOL auch VOLVNT steht. Er vermuthet ferner, Voluntillus habe den Vornamen Cneus von Cn. Pompejus Magnus erhalten, der im Jahr 77 und 76 vor Chr. in Gallia Narbonensis gegen Sertorius Krieg führte. Voluntillus war somit in ähnlicher Weise in die Clientel des mächtigen Pom-

pejus eingetreten, wie Duratius und Togirix später Clienten des Julius Cäsar wurden und daher den Namen Julius dem ihrigen beifügten. Longpérier, Revue 1860 p. 428, spricht ebenfalls von dem Namen Voluntillus, sucht aber durch mehrere Inschriften zu beweisen, dass er nicht Voluntillus, sondern eher Voluntillius gelautet habe.

66. Im Kanton Zürich gefunden. (Sammlung der Stadtbibliothek Zürich.)

A. DVRAT. Weiblicher Kopf mit Diadem, linkshin. De Lagoy, Notice sur quelques Méd. gaul. p. 11 hält denselben für das Bild der Venus und meint, Duratius habe als Client Julius Cäsars, aus Schmeichelei gegen ihn, die Venus, die genitrix gentis Juliae, zum Typus seiner Münzen gewählt. Ihm folgten Duchalais, Déscript. p. 14, und de la Saussaye, Rev. num. 1851 p. 394. Pl. XVI. 2. Allein es ist eher Artemis, wie de Saulcy, Rev. num. 1862 p. 30, urtheilt, und wie auch andere Münzen, z. B. des Orcitirix-Atpilli auf Taf. II. 87 und des Verotal Taf. II. 82 wahrscheinlich machen. R. Springendes Pferd, rechtshin, oben eine aedicula, ein Tempelchen mit 3 Säulen, wie Hucher, Rev. num. 1859 p. 84 berichtet, allein de Saulcy urtheilt anders und hält das Ding vielmehr für ein Monogramm, das den Namen des gallischen Stammes in sich birgt, von welchem diese Münzen geprägt wurden, also wahrscheinlich ein Monogramm der Pictones, zu welchen Duratius gehörte. Unten steht IVLIO statt IVLIOS, der letzte Buchstabe **S** fehlt. Es gibt auch noch andere Münzlegenden, ebenfalls Nominative, die auf **O** oder **V** endigen, in welchen in ähnlicher Weise **S** nicht hinzugefügt ist. Auch wechselt die Endung OS und VS willkürlich, nur soviel ist wahrscheinlich, dass die Münzen, auf denen die Namen auf **OS** auslaufen statt auf VS, etwas älter sind. (Beispiele solcher Endungen liefert J. Becker in den inschriftlichen Ueberresten der keltischen Sprache in Kuhns Beitr. zur vergleich. Sprachforsch. III. 2.) Duratius war der Name eines Chefs der Pictones, der im gallischen Kriege nicht zur Nationalpartei, sondern zu den eifrigsten Anhängern Cäsars gehörte, wie aus dem VIII. Buch der Commentarien Cap. 26 erhellt. Er erhielt aus diesem Grunde auch wol den Beinamen Julius gleichwie mehrere andere Anhänger Cäsars.

67. Gehört zu der unter 65 beschriebenen Gruppe. Gefunden bei Moudon, Kanton Waadt; ein Exemplar auch im Kanton Aargau, ein drittes ist in der Sammlung zu Winterthur.

A. Pallaskopf mit dem Flügelhelm, rechtshin. R. Reiter mit eingelegter Lanze. Aufschrift COMA. Es ist unbekannt, welchem gallischen Stamme der Chef Coma (Comanus?) angehört; die bisherige Forschung führte noch zu keinem Resultat. S. de Lagoy, Essai sur l'attribution, etc., p. 13 Taf. 10—15. Longpérier, Revue num. 1856 p. 86. de Saulcy, Rev. 1860 p. 419.

68. Gefunden im Kanton Zürich mit den drei folgenden. A. Pallaskopf mit dem Flügelhelm. R. Reiter mit fliegendem Mantel und eingelegter Lanze. Aufschrift fehlt. Auf ähnlichen Exemplaren steht auf dem Avers DVRNACO, auf dem Revers AVSCRO, wie auf den folgenden Quinaren.

69. A. Pallaskopf wie oben. R. Reiter mit eingelegter Lanze. Aufschrift AVS.

70. A. Kopf wie oben. Aufschrift DVRNACO. R. Reiter wie oben. AVSCRO.

73. A. Kopf wie oben. Aufschrift ...NACOS (Durnacos). R. Wie oben.

Auf dem Revers dieser Münzen steht der Name eines gallischen Chef Aus oder Auscro, von welchem auch noch andere Münzen vorhanden sind, auf denen derselbe in vollständiger Form Auscrocos lautet.

Die Aufschrift des Avers DVRNACOS veranlasste zwei verschiedene Deutungen. Hucher nämlich, Revue num. 1853 p. 10, hält Durnacos für den Namen eines gallischen Fürsten und zwar für identisch

mit Dumnacus, der bei Cäsar als Chef der Anden erwähnt wird. (Bell. Gall. VIII. 26.) Nach seiner Ansicht sind daher diese Quinare von zwei verbündeten Fürsten Dumnacus und Auscrocos gemeinsam geschlagen. In ähnlicher Weise urtheilte de Saulcy, Rev. 1860 p. 418; allein in der Revue 1862 p. 9, in welcher er den grossen Fund gallischer Münzen von Chantenay beschreibt, bemerkt er, dass auf den Quinaren mit dem bewaffneten Reiter durchweg der Name eines gallischen Stammes, auf dem Revers der Name des Chefs dieses Stammes stehe. Daher müsse auch Durnacos als Name einer gallischen Völkerschaft gedeutet werden und Lenormant, Rev. num. 1858 p. 118, bezieht ihn auf jene bedeutende Stadt im Gebiete der Nervier, die späterhin Turnacum, Tournay, genannt wurde.

71. 72. Gefunden im Kanton Basel und Wallis, ferner in Avenches, Kanton Waadt, wie in Levade, Dictionnaire du Canton de Vaud, berichtet wird.

A. ATEVLA, Brustbild eines an den Schultern beflügelten Genius, mit dem gallischen Halsring, torques, geschmückt, linkshin. R. VLATOS. Ein fabelhaftes Thier, das, wie das Horn auf der Stirne beweist, am besten mit dem Einhorn verglichen werden kann; der Kopf ist in die Höhe gerichtet. Andere nennen es Stier (de la Saussaye, Rev. num. 1840 p. 179), andere Pferd (und zwar hält es Lambert, Essai p. 103, für das heilige weissagende Pferd[1]), von welchem Tacitus de Germania c. 10 berichtet; de Saulcy, Rev. num. 1862 p. 31 nennt es ebenfalls cheval fantastique), noch andere nennen es Löwe. Oberhalb ist ein Symbol, das einer Schlange oder einer Locke gleicht und auf den Münzen der Senonen häufig sich findet, wie de la Saussaye p. 182 berichtet. Unterhalb eine vierblättrige Blume. Der geflügelte Genius auf dem Avers ist Victoria, eine Nachahmung der Venus victrix auf römischen Consularmünzen; sie trägt den goldenen Halsring, torques, weil dieser bei den Galliern der Ehrenpreis der Tapferkeit, des Siegers, war, wie de la Saussaye und Hucher, Rev. num. 1855 p. 164, lehren, und sich hierbei auf das Zeugniss des Florus stützen, lib. II. 4: Vovere Galli de nostrorum militum praeda Marti suo torquem.

Die Aufschrift Ateula Ulatos wurde früher irriger Weise auf den Hunnenkönig Attila bezogen, später aber wurden diese Münzen mit Recht als gallische erkannt und die französischen Gelehrten betrachten jene beiden Namen entweder als Namen zweier verschiedener Chefs, die gemeinsame Münze schlugen, oder der eine soll den Vater, der andere den Sohn bezeichnen. Ateula ist ein Nominativ mit der Endung **a**, wie es noch mehrere auf **a** auslautende Personennamen gibt, Arda, Tocca, Cabucca, Suicca, wie Longpérier, Revue num. 1860 p. 184, lehrt.

Diese Münzen werden häufig bei Reims im Lande der Remi gefunden, de la Saussaye schreibt sie aber den Senonen zu, und de Saulcy 1862 p. 31 sagt hiermit übereinstimmend, der Chef, dem dieselben angehören, habe im mittleren Gallien, in der Gegend von Château-roux geherrscht.

72. A. Gleich. ATEVLA. R. Das Thier hat ein langes Horn auf der Stirne und den Kopf hoch emporgerichtet. Unterhalb ein Pentagramm und eine Scheibe oder Schild. Spur der Umschrift VLAT.

73. ist nach No. 70 beschrieben.

---

[1]) Auch Streber, Abh. über die Regenbogenschüsselchen 2. p. 44 und 52, theilt diese Ansicht.

Tafel II.

(Silbermünzen No. 74—94. 98. — Electrum No. 95. 96. 97. — Gold No. 99—108. — Kupfer No. 84. 109. 112. 113. 114. — Potin No. 110. 111.)

74. Arg. Gefunden auf dem Mont Joux auf dem Grossen St. Bernard im Wallis.

A. Behelmter Kopf, rechtshin. R. Ein schwimmender, mit grossen Flossen ausgerüsteter Hippocamp oder Seepferd, rechtshin.

75. Arg. Gefunden bei Liddes an der St. Bernhardsstrasse im Wallis. Aehnliche Quinare wurden bei Nyon und Genf gefunden und wurden mir von den Herren Amiet, Blanchet und Schwab mitgetheilt.

A. Behelmter Kopf, linkshin. R. Ein schwimmender Hippocamp, wie oben, aber linkshin.

De Lagoy, Essai de monographie d'une série de médailles gauloises d'argent, imitées des deniers consulaires. Aix 1847, p. 6, theilte diese Münzsorte der Stadt Magusa im Gau der Bataver in Gallia Belgica zu, allein sie wird eher den Allobrogen zugehören, da sie in diesem Gebiete öfter vorkommt. Auf dem Avers ist ein behelmter Kopf wie auf römischen Consularmünzen, nicht ein gehörnter, wie Lambert, Essai p. 140, schreibt. Das Bild des Revers ist der Hippocamp, ein fabelhaftes, schreckenerregendes Thier, das bei Dichtern häufig erwähnt wird und als Helmschmuck und Schildzierde auf vielen Kunstwerken erscheint.

No. 76. 77. 78. Diese Silbermünzen wurden bei Genf und Nyon gefunden, wie Blanchet berichtet. Aehnliche werden aber auch auf dem rechten Rheinufer, im badischen Lande und am Fuss des Schwarzwaldes ausgegraben. (Ein Münzhändler zu Strassburg besass 6 Stück aus dieser Gegend im Jahr 1862.)

76. Avers wie auf 77. R. Ein Kreuz, zwischen dessen Armen der Buchstabe V, ferner ein Ring oder Scheibe, ein Halbmond und 3 Kugeln sich befinden; einige meinen, die Scheibe, die als Sonnenscheibe auf andern Stücken sich darstellt, sei vielmehr der Buchstabe O und gehöre zur Aufschrift VO. Allerdings ist diese Münze eine barbarische Nachahmung jener massilischen Silbermünzen, auf denen der Revers ebenfalls ein Kreuz zeigt, zwischen dessen Armen M A steht.

77. Ein männlicher Kopf rechtshin, in barbarischer Ausführung. R. Kreuz, zwischen dessen Armen 3 Buchstaben VOL sich befinden sollen, und 2 Kugeln.

78. Ein Stück eines mit Lorbeerkranz verzierten Kopfes. R. Kreuz, zwischen dessen Armen ein Beil und O oder Aehren abgebildet sind. Das Beil hat die gleiche Form mit denjenigen, die in gallischen Ansiedelungen in der Schweiz in Stein und Bronze gefunden werden und in den Berichten Dr. Ferd. Kellers über die Pfahlbauten beschrieben sind.

Aehnliche Münzen werden in den alten Wohnsitzen der Volcae bei Nemausus gefunden und de Lagoy, déscription de quelques médailles inédites. Aix 1834, p. 33, theilt eine solche mit, auf welcher zwischen den Speichen des Rades oder Kreuzes VOLC geschrieben steht. De Saulcy, Revue numism. 1859 p. 319, erinnert an die Stelle Cäsars lib. VI. 24, in welcher berichtet wird, dass die Volcae Tectosages aus Gallien über den Rhein gezogen und die Gegend am hereynischen Wald eingenommen haben und dass sie jetzt noch daselbst wohnen, und erklärt auf solche Weise die auffallende Erscheinung, dass diese Münzsorte sowol bei Nismes als auch im badischen Lande am Schwarzwald häufig entdeckt werden. Aehnliche beschreibt Streber a. a. O. 2. p. 140, und deutet

den Kopf des Avers als Apollo Belenus und hält ihn für eine Copie eines von den Tectosagen verehrten Bildes.

No. 79. 80. Zwei seltsame Silbermünzen, gefunden im Pruntrut. (Sammlung der antiq. Gesellschaft.)

79. A. Ein springendes oder tanzendes Männchen mit borstigem Haarwuchs, das in der Rechten einen Bogen oder Stab und in der Linken einen offenen Halsring (torques) emporstreckt. R. Ein Pferd mit starker Mähne und hässlichem Kopf, rückwärts blickend in seltsamer Weise.

80. A. Ein tanzendes Männchen, hält mit der Rechten einen Becher und scheint aus demselben zu trinken; in der Linken hält er, wie auf der vorigen Münze, einen torques. R. Ganz wie oben.

Lelewel, Type Gaulois, hat auf Pl. I. 11, VI. 10 eine Varietät dieser Münze abgebildet und nennt p. 360 die Figur des Avers une idole, ou druide assis et radié, regardant par derrière. Wir werden auch noch andere gallische Idole auf Kupfermünzen kennen lernen, die auf Taf. III. 131. 132. 129 abgebildet sind. Diese Münzsorte wird in dem nördlichen Theile von Gallien häufig gefunden und kann nach Lelewel als Münze der Remi betrachtet werden.

81. Gefunden in Baselland. (Die antiquar. Gesellschaft besitzt 2 Exemplare.)

Aehnliche Münzen finden sich im Lande der Remi und Treviri und werden von de Saulcy in die Zeit des Ariovist gesetzt, der jenes gallische Gebiet eroberte.

A. Ein sitzender Mann, linkshin gewendet, hält die Rechte empor; ob er in derselben etwas trägt, kann ich nicht deutlich sehen. In der Linken trägt er einen langen Stab; zu seinen Füssen liegt eine Schlange; hinter ihm scheint ein Bogen befindlich. Vor ihm ist ein langer Zweig aus zwei Blätterreihen bestehend, nicht unähnlich dem auf Taf. I. 18 und II. 112 abgebildeten. Auch die Schlange findet sich in ähnlicher Weise auf Taf. III. 131. R. Ein sehr roh und schlecht gezeichnetes Pferd, linkshin, nebst 3 Kugeln über demselben und 1 unterhalb. Lelewel, Type Gaulois, hat Taf. I. 13 ein gutes Exemplar abgebildet und bemerkt p. 359, auf dem Avers sei ein Druide, der auf den Knieen einen Mistelzweig halte, dargestellt. Duchalais beschreibt diese Münze unter No. 701 (Taf. III. 7.)

No. 82 und 90 gehören zusammen. Diese Quinare wurden auf dem Belpberg bei Thun 1854 gefunden.

82. A. Kopf einer mit Diadem geschmückten Göttin, wahrscheinlich der Artemis, wie Taf. I. 66 nach dem Vorbilde massilischer Münzen. R. Ein Krieger ist mit kurzem Waffenrock bekleidet und auf den Schultern liegt das sagum, der Ueberwurfmantel, der durch eine fibula auf der Brust zusammengehalten wird. Er stützt die Linke auf einen ovalen Schild und hält mit der Rechten eine Standarte, auf welcher das Bild eines Ebers befestigt ist. Von der Aufschrift sind wenige undeutliche Buchstaben übrig: IPOI.

90. A. Gleich wie auf 82. R. Ein Krieger hält mit der Linken einen ovalen Schild; das Uebrige fehlt, Aufschrift VIIPoTA. Diese schwierigen Münzen sind mit vielen ähnlichen in Revue numism. fr. 1860 Pl. V und VI abgebildet und von de la Saussaye p. 110 und von Hucher p. 113 ff. ausführlich besprochen. Sie werden als Münzen eines gallischen Chefs Namens Verotal gedeutet und zwar wird derselbe zu den Fürsten der Eduer gezählt, weil sie die grösste Aehnlichkeit mit andern Münzen der Eduer haben, z. B. mit denjenigen des Dubnorix.

83. Arg. Gefunden im Kanton Neuenburg. (Sammlung der antiquar. Gesellschaft.)

A. Kopf einer Göttin, wahrscheinlich der Artemis, denn am Rücken erscheint die Spur eines geschlossenen Köchers, wie auf No. 91. Aufschrift fehlt. R. DVBNOREX. Dubnorix, mit dem Helm

bedeckt und bekleidet wie Verotal auf der vorigen Münze, hält mit beiden Händen eine Standarte empor, auf welcher ein Eber befestigt ist. Auf dem Avers haben andere Exemplare auch eine Aufschrift, nämlich DVBNOCOV, was von de la Saussaye als griechische Genitivform gedeutet wird, als Dubnorex Dubnocou, Dubnorex fils de Dubnocus. Dubnorix ist der von Cäsar als Dumnorix häufig genannte Fürst der Eduer, der Verbündete des Orgetorix, der auch nach dem Tode desselben den Krieg gegen die Römer erhob und niemals auf ihre Seite überging. Es sind viele und verschiedene Münzen mit diesem Namen erhalten, die von Hucher, Revue num. 1853 p. 6 und von de la Saussaye, Revue num. 1860 p. 106. Pl. V. 3. 4. 5. 6, beschrieben werden. In dem Funde von Chantenay lagen 14 Exemplare, wie de Saulcy, Rev. num. 1862 p. 18 berichtet.

84. Kupfer. Gefunden im Aargau. (Sammlung der Stadtbibliothek.)

A. Jugendlicher Kopf, mit Perlenkranz, linkshin. Aufschrift VERCA. R. Schreitendes Pferd, rechtshin, oben eine Scheibe. Lambert, Essai, hat ein ähnliches Stück auf Pl. X. 29 abgebildet und vermuthet pag. 41 übereinstimmend mit Duchalais, Descr. d. Méd. p. 3, dass die Aufschrift VERCA sich auf Vercassivellaunus, den Chef der Arverner, beziehe, der von Cäsar B. Gall. VII. 76. 83. 85 erwähnt wird. Die Münzen der Arverner werden nicht selten bei uns gefunden und wir haben solche auf Taf. II. 100. 105 abgebildet. Diese Münze ist vorzüglich schön und steht römischen Denaren nicht nach.

No. 85. 86. 87. 88. 89. 91. 92. 93 sind Silbermünzen des Orcitirix, die im Lande der Eduer und Sequaner gefunden wurden. Es wird wol Niemand auffallend erscheinen, dass ich auch die Münzen des berühmten Chef der Helvetier, den Cäsar Orgetorix nennt, in den Kreis dieser Abhandlung aufgenommen habe, ungeachtet keines dieser Exemplare unzweifelhaft im Gebiete der Helvetier gefunden wurde, denn bis jetzt hat ein glücklicher Zufall diese und ähnliche Stücke nur im Lande der Eduer und Sequaner wieder an's Tageslicht gebracht; im Jahr 1861 wurden in dem reichen Funde gallischer Münzen von Chantenay (Nièvre), ebenfalls im Lande der Eduer, sogar 17 Stücke gefunden. Dieser Fund, welchen Herr de Saulcy Revue 1862 p. 1 ff. ausführlich und in belehrendster Weise beschrieben hat, vereinigt alle Varietäten der Münzen des Orgetorix zugleich mit den Quinaren seiner Zeitgenossen, seiner Verbündeten und seiner Gegner, auch im Gewichte stimmen sie grossentheils mit diesen überein, weichen aber auch nicht selten von einander ab, was Niemand befremden kann, der die elende Ausprägung dieser gallischen Quinare in's Auge fasst.

Dass bisher keine Münzen des Orcitirix in seiner eigenen Heimat entdeckt wurden, veranlasst die Frage, ob vielleicht die Helvetier beim Ausmarsch aus ihrem Lande nach Verbrennung aller grössern Ortschaften den ganzen Vorrath an Geld mit sich genommen und nach den wiederholten Niederlagen durch die Römer aller Habe beraubt wurden und gänzlich an Geld entblösst in die verlassene Heimat zurückkehrten. Man kommt auf solche Betrachtung, wenn man erfährt, dass die noch vorhandenen Münzen dieses Chef sämmtlich im Lande der Eduer und Sequaner, wo die Niederlagen der Helvetier Statt hatten, bisher entdeckt wurden. Ich kann der Ansicht des Hrn. Prof. Mommsen (in der Gesch. des röm. Münzwesens p. 685) nicht beistimmen, welcher meint, diese Quinare des Orcitirix gehören zu späteren gallischen Prägungen und haben keinen Anspruch, für Münzen des Helvetiers dieses Namens zu gelten. Diese Ansicht wird wol durch den Fund von Chantenay genügend widerlegt, in welchem sämmtliche Münzen des Orcitirix zugleich mit Quinaren des Dumnorix und mit den Quinaren der Eduer, welche die Aufschrift KAΛEΔoY in griechischer Schrift tragen und vor

der Eroberung Galliens durch die Römer geprägt sind, vorkommen. Auch tragen sie gleich den Münzen des Dumnorix zwar den Namen in lateinischer Schrift, aber sonst keine römischen Typen, so dass sie nicht als Nachahmungen römischer Münzen betrachtet werden können, was ebenfalls auf frühere Zeit, nicht auf diejenige nach der Eroberung Galliens schliessen lässt.

Beschreibung der Münzen des Orcitirix:

85. A. Weiblicher Kopf mit Diadem (linkshin), welchen de la Saussaye als Kopf der Artemis deutet. Dieses Gepräge ist eine Nachahmung massilischer Münzen. Aufschrift ATPILL. R. ORCETIR. Laufendes Pferd, linkshin.

86. A. Kopf wie oben. Aufschrift fehlt. R. ORCITIRIX, laufendes Pferd, unten ein Stern.

87. A. Kopf mit Diadem. ATPILLII. R. ORCITIRIX, springendes Pferd.

88. A. Kopf. ATPILI.F. R.....IRIX. von der Rechten zur Linken. Springendes Pferd, unterhalb ein Delphin. Wir lernen aus diesen Münzen vermuthlich auch den Vater des Orcitirix kennen, denn auf einigen Exemplaren lautet die Aufschrift des Avers ATPILI.F, d. i. Atpili filius, wie Longpérier, Rev. num. 1860 p. 178 und de Saulcy, Revue num. 1861 p. 85 lehren, und wie bereits auch Th. Mommsen in den nordetruskischen Alphabeten p. 241 vermuthet hatte. Der gleiche Name, Atpilus, Atepilus und Atepilla als Frauenname kommt auch sonst noch auf gallischen Münzen und Inschriften vor. Longpérier, Revue num. 1861 p. 326; Duchalais, Déscr. p. 448.

89. A. Ein männlicher behelmter Kopf, linkshin. Der Hals ist mit dem gallischen Halsring, torques, geschmückt. Aufschrift COIOS. R. ORCITIRIX. Springendes gezäumtes Pferd, unten ein Stern oder die strahlende Sonne. Der Revers ist demjenigen der oben beschriebenen Quinare ganz ähnlich, daher ist es wahrscheinlich, dass auch diese dem gleichen Orcitirix zugehören.

Die französischen Numismatiker halten es für wahrscheinlich, dass unter dem Namen Coios einer der Fürsten genannt werde, mit welchen sich Orgetorix zu seiner grossen Invasion Galliens verbündet habe, und de Saulcy, Revue num. 1861 p. 86 vermuthet sehr scharfsinnig, Coios sei der von Cäsar (B. G. I. 3) genannte Sequanerfürst Casticus, dessen Name in keltischer Sprache Coiosticos gelautet haben möge. Orgetorix schloss mit demselben ein ähnliches Bündniss wie mit dem Eduerfürsten Dumnorix. Es hat gar nichts Unwahrscheinliches, dass die verbündeten Fürsten gemeinsame Münze schlugen, um die Nachricht ihres geschlossenen Bundes weithin in Gallien zu verbreiten, neue Anhänger zu gewinnen und die Gegner zu schrecken. Es lässt sich nun fragen, wer auf dem Avers dargestellt sei, ob eine gallische Gottheit oder Coios oder Orcitirix. Am passendsten ist es wol anzunehmen, dass das Bild eine Gottheit bezeichne, denn Bündnisse wurden im Alterthum nur unter Anrufung der höchsten Gottheiten geschlossen. Auf griechischen und römischen Bundesmünzen ist das Bild der Gottheit dargestellt, warum sollten die gallischen Völkerschaften nicht ebenfalls diese religiöse Sitte nachgeahmt haben? Auf den meisten gallischen Münzen sind überhaupt Bilder der Gottheiten und ihre Attribute und nur höchst selten finden wir, soweit ich darüber urtheilen kann, Personen dargestellt; daher glaube ich nicht, dass einer der Fürsten hier im Bilde uns überliefert sei.

90. ist oben nach No. 82 beschrieben.

91. A. EDVIS. Brustbild der Artemis geschmückt mit Diadem; auf der Schulter ist der geschlossene Köcher. Dieser Typus ist, wie oben bemerkt wurde, eine Nachahmung massilischer Münzen. R. Unten ORCETIR. Ein Bär, rechtshin.

92. A. Ein männlicher Kopf mit vielen Locken und am Halse ein Ring, vermuthlich der gallische torques. Dieser Kopf ist sehr verschieden vom obigen und kann kaum als schlechte Nachprägung der massilischen Artemis gedeutet werden und wird daher das Bild eines Gottes sein. Man kann zwar auch vermuthen, es sei der Kopf des Orgetorix, und wenn diese Annahme richtig ist, so war vielleicht gerade diese Anmassung, sein Bild auf die Münzen zu setzen und als König aufzutreten, die Ursache, dass er in seinem Volke Argwohn und Hass erregte und dadurch seinen Sturz und gewaltsamen Tod herbeiführte. R. Unten ORCIT. Ein Bär.

93. A. EDVIS. Männlicher Kopf, wie vorher mit dem Halsring geziert. R. Unten ORCITIRIX. Ein Bär. La Saussaye hatte zuerst in den Annales de l'Institut archéologique de Rome 1840. T. XVII. p. 98 ff. eine Münze des Orcitirix mit dem Bärentypus bekannt gemacht und später in der Revue numism. 1860 p. 97 ff. diese Abhandlung erweitert und auf Taf. IV und V sämmtliche Münzen des Orcitirix vereinigt. Er hält den Bären für das natürliche Symbol oder Wappen des Gebirgslandes der Helvetier und meint, auch das jetzige Wappen von Bern stamme aus der gleichen Quelle uralter gallischer Tradition, was aber wol kaum wahrscheinlich ist. Weit annehmbarer ist die Ansicht, dass auch dieser Typus von einer massilischen Münze hergenommen sei, auf welcher der Bär in ganz ähnlicher Stellung erscheint. (S. die Abbildung bei de la Saussaye a. a. O. p. 99.) Der Bär ist ein Attribut der Artemis und spielt im Mythus dieser Gottheit eine bedeutsame Rolle, wie jüngst Köchly in der lehrreichen Einleitung zur Iphigenia in Taurien p. XXIII mittheilte. Auch auf einer schönen gallorömischen Bronze, die sich im Museum zu Bern befindet, und worüber Prof. J. J. Bachofen nächstens einlässlichen Bericht mittheilen wird, erscheint der Bär als Begleiterin der Dea Artio.

Auch diese Münzen sind Bundesmünzen und beziehen sich auf das Bündniss, welches Orgetorix mit den Eduern abgeschlossen hatte, denn die gallische Aufschrift EDVIS bezeichnet die unter dem Namen Eduer von Cäsar so oft erwähnte Völkerschaft. (Lenormant, Rev. num. 1858 p. 120.)

De Saulcy, Rev. num. 1862, beschreibt p. 10 die im Funde von Chantenay aufgefundenen Münzen des Orcitirix und auf Taf. I sind einige derselben abgebildet, welche unsere Tafel ergänzen. In diesem Funde lagen 17 Exemplare, nämlich 6 mit der Aufschrift EDVIS und ORCET oder ORGETIR, ferner 4 mit der Aufschrift COIOS auf dem Avers und ORCIITIRIX auf dem Revers; endlich 7 mit der Aufschrift ORC:T:RIX oder ORCITIRI auf dem Revers und ATPILI F auf dem Avers.

Die Sammlung der antiquarischen Gesellschaft besitzt 5 Exemplare, die wir theils Herrn A. Morel-Fatio, theils der Gewogenheit des Hrn. Fr. de Saulcy zu Paris verdanken. Ueberdiess benutzte ich für unsere Tafel die Abbildungen bei de la Saussaye, die ich oben erwähnte, ferner einen Abdruck, den ich von Hrn. G. Pfister im brittischen Museum, und einen andern, den ich von Dr. J. Friedländer in Berlin erhielt. Ein Exemplar mit dem Bärentypus besitzt auch die Münzsammlung zu Basel, allein er ist sehr schlecht erhalten.

No. 94 und 98 sind 2 concave Silbermünzen, an Grösse den griechischen Tetradrachmen ähnlich, aber viel dünner. Die Typen sind den Münzen in Electrum und Gold, die unter No. 95. 96. 97. 100 abgebildet sind, ähnlich, und erscheinen als schlechte Nachprägungen makedonischer Münzen.

94. Gefunden bei Windisch (Samml. der antiquar. Gesellschaft.). Aehnliche wurden in Tiefenau bei Bern und am Rheinfall bei Flurlingen, Kanton Zürich, entdeckt.

A. wie auf No. 95. R. Auf einem mit 2 Pferden bespannten Wagen steht der Auriga und hält einen Stab empor. Allein vom zweiten Pferd sieht man nichts als die Hinterfüsse und vom Wagen

nichts weiter als ein Rad. Das Pferd trägt auf dem Kopf eine Verzierung, die einem Halbmond ähnlich ist.

95. Eine concave Münze in Electrum (d. h. Gold mit 5 Theil Silber gemischt, wie Plinius lehrt, Hist. nat. 33. 4, 23.); sie wurde im Aargau, und ähnliche im K. Bern gefunden.

A. Ein Kopf mit grossen Locken und Lorbeerkranz, rechtshin. Auf den makedonischen Goldmünzen, welche den Galliern zum Vorbild dienten, steht auf dem Avers der Kopf des Apollo in jugendlicher Schönheit. R. Auf dem mit einem Pferde bespannten Wagen lenkt der Auriga dasselbe mit Zügel und Peitsche. Vor dem Kopf des Pferdes ist ein Halbmond, unter demselben ein Stern. Ueber den Avers bemerke ich noch, dass er mit dem im vorigen Jahr zu Avenches gefundenen Stempel auffallende Aehnlichkeit zeigt, wie sich aus der in der Einleitung mitgetheilten Abbildung ergibt. Ich halte es daher nicht für unwahrscheinlich, dass dieses Stück, sowie auch No. 96. 97. 103, die am häufigsten in der Schweiz gefunden werden, in der gallischen Münzstätte zu Aventicum geprägt wurden. Die übrigen hier mitgetheilten Goldstücke aber mögen aus andern benachbarten Gauen herübergekommen sein, wie sich aus der Verschiedenheit einiger Attribute und Beizeichen zu ergeben scheint. Wir finden nämlich auf einigen einen Vogelkopf, Leier, Aehre, Sonnenscheibe, und können diese Zeichen für Kennzeichen oder Wappen verschiedener gallischer Stämme halten, welche ihre Münzen in solcher Weise von andern zu unterscheiden suchten. Allein Gewissheit ist in dieser Hinsicht nicht möglich, weil auch die griechischen Münzen, welche den gallischen zum Vorbild dienten, die gleichen oder ähnliche Beizeichen haben, Delphin, Leier, Blume, Sonne. Einige sind auch undeutlich, wie z. B. der Vogelkopf, der auf hiesigen Goldstücken so häufig erscheint, auch als Delphin gedeutet werden kann.

96. Eine concave Münze in Electrum. Gefunden in der Umgegend von Schaffhausen.

A. Kopf mit Lorbeerkranz und vielen Locken (Apollo), rechtshin, wie auf der vorigen. R. Ein Pferd mit Wagen, auf welchem der Auriga steht. Vor dem Pferde ist ein Halbmond, unter demselben ein Stern, wie auf der vorigen.

97. Eine schön erhaltene concave Münze in Electrum, gefunden im Kanton Bern.

A. Kopf mit Lorbeerkranz und einer langen Locke auf der Stirn (Apollo). R. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen und auf demselben der Auriga, unten ein Rad mit vier Speichen und ein Donnerkeil wie auf No. 100.

98. Grosse Silbermünze wie No. 94. Gefunden zu Buchs bei Uffikon im Kanton Luzern, abgebildet im Geschichtsfreund Band XVIII. Einsiedeln 1862 Taf. II. X. Ein ähnliches Exemplar wurde auch in der Tiefenau bei Bern entdeckt. A. Wie auf No. 96. R. Ein mit zwei Pferden bespannter Wagen, auf welchem ein behelmter Mann sitzt, der einen runden, mit Bukeln und Umbo verzierten Schild trägt. Unter den Pferden ist ein Monogramm, ähnlich wie auf No. 100, das von Ch. Lenormant, Rev. num. 1858 p. 115, als dasjenige der Arverner-Münzen erklärt wird, so dass auch dieses Stück unter die Münzen jenes mächtigen Stammes der Gallier eingereiht werden kann.

99. Ein schöner gallischer Gold-Stater, gefunden im Kanton Zürich. (Sammlung der Stadtbibl.)

A. Kopf mit Lorbeer geschmückt (Apollo), rechtshin. R. Ein Zwiegespann, gelenkt vom Auriga. Unten Spur einer Aufschrift *ΠΠΓ* (vermuthlich sollte *ΦΙΛΙΠΠΟΥ* stehen, wie auf den makedonischen Statern.) Unter den Pferden ist ein Attribut, das nicht selten auf gallischen Münzen vorkommt, und das von de Saulcy, Revue num. 1861 p. 80 zuerst erkannt und richtig gedeutet wurde. Es ist nämlich eine

lange Aehre. Dieses Symbol deutet, wie er sagt, auf das keltische Wort **edh**, Aehre, und spielt zugleich auf den Namen der Eduer an, so dass alle Münzen, auf denen dieses Zeichen sich findet, als Eduermünzen betrachtet werden dürfen. Andere Gelehrte wussten dasselbe nicht zu erklären. Auch Mommsen beschreibt es undeutlich in den nordetruskischen Alphabeten p. 243 als eine Kugel, die gegen das Pferd zu einen kurzen Stiel hat, während nach der andern Seite 3 lange parallele Linien davon ausgehen. Dieses Goldstück zeichnet sich vor allen andern durch gute Zeichnung und geschickte Ausführung aus, so dass man es leicht als einen wirklichen makedonischen Stater ansehen könnte, allein die Pferde auf dem Revers tragen den gallischen, nicht den griechischen Charakter, wie aus der Vergleichung mit Originalen hervorgeht.

100. Eine schöne vortrefflich erhaltene concave Goldmünze, die angeblich in der Umgegend von Winterthur gefunden wurde und in der Münzsammlung daselbst aufbewahrt ist. Ein ähnliches Stück wurde mit mehreren andern zu Burwein am Julierpass, Kanton Bündten, gefunden und ist im Besitz des Hrn. Prof. Schreiber zu Freiburg i. Br.

A. Kopf mit Lorbeerkranz geziert, wie auf No. 97. R. Eine Biga in vollem Lauf, gelenkt vom Auriga mit langem Stabe. Unten ein Stern und ein Donnerkeil und ausserdem das Monogramm der Arvernermünzen, über welches Lenormant, Rev. num. 1856 p. 328, 1858 p. 112 ausführlich berichtet.

101. Ein Viertelstater in Gold. Gefunden zu Schönenwerd an der Aare, Kanton Solothurn.

A. Kopf mit Diadem und Ohrgehäng (Apollo) rechtshin. R. Ein (linkshin) springendes Pferd mit menschlichem Antlitz und langen Locken sammt dem Wagen, auf welchem der Auriga steht. Allein am Pferde sind drei Vorderfüsse sichtbar, woraus sich ergibt, dass ein Zweigespann dargestellt werden sollte, der Münzschneider aber war zu ungeschickt, um dieses ordentlich auszuführen. Er musste sich mit der Andeutung eines dritten Fusses begnügen. Ein geflügelter Genius fliegt neben dem Pferde her; er liegt nicht unter demselben, wie früher gedeutet wurde, sondern es ist vielmehr, wie Hucher, Revue num. 1855 p. 162, schreibt, le génie de la victoire, der gallische Siegesgott. Wie nämlich auf den griechisch-sizilischen Münzen die Siegesgöttin (Nike) mit dem Kranze über der Biga oder Quadriga hinschwebt, so ist ein ähnlicher Genius auch auf dieser gallischen Münze dargestellt. Die Darstellung des Pferdes mit menschlichem Antlitz (cheval audrocéphale) ist auf keltischen Münzen häufig und hat die Freunde keltischer Mythologie schon vielfach beschäftigt und beunruhigt. Lambert, Essai p. 83, sagt, Münzen mit diesem Typus finden sich meist im Lande der Santones und Pictones zwischen der Gironde und Seine. Sie ist auch bei Lelewel, Type gaulois Pl. III. 27 abgebildet.

102. Viertelstater. Gefunden bei Schönenwerd, Kanton Solothurn. Ein Exemplar wurde auch bei Genf gefunden (Blanchet).

A. Ein hässlicher Kopf mit Diadem und Schleife, der von Lambert, Essai p. 31. Pl. VI. 20 als Apollo gedeutet wird. Allein er gleicht nicht den übrigen typischen Apollo-Köpfen, die auf den hier abgebildeten Goldmünzen dargestellt sind, sondern es scheint eher der Kopf eines Menschen, eines gallischen Fürsten zu sein. R. Ein geflügeltes Pferd oder Pegasus, rechtshin, unterhalb zwei Blumen. Auf einem andern Exemplar, das wir ebenfalls besitzen und das im Kanton Aargau gefunden wurde, befindet sich unter dem Pegasus ein Stierkopf. Diese Goldstücke werden, wie Lambert berichtet, häufig bei Metz gefunden und daher dem Stamme der Mediomatriker zugeschrieben. S. Lelewel, Taf. III. 33.

103. Viertelstater in Gold. Diese Goldstücke werden sehr häufig in der Schweiz, namentlich in den Kantonen Zürich, Thurgau, Aargau, Basel, Bern und Genf gefunden, ja sie können als Landesmünze, als Goldmünze der Helvetier betrachtet werden. Alle Sammlungen der Schweiz besitzen solche, die antiquar. Gesellschaft hat eilf, die theils in der Umgebung der Stadt Zürich, theils in einem gallischen Grab zu Horgen am See, zu Seeb bei Bülach, ferner im Aargau bei Windisch, Leuggeren und im Freienamt gefunden wurden; die Sammlung der Stadtbibliothek hat vier aus dem Kanton Zürich, Hr. Amiet mehrere aus Sursee, Kanton Luzern, Hr. Zeerleder aus der Umgegend von Steinegg und von Castel bei Constanz. S. F. Keller, Beschreibung der helvetischen Heidengräber, in den Mittheil. d. ant. Ges. III. p. 12., Th. Mommsen, Abh. üb. d. nordetrusk. Alphabete in den Mittheil. VII. p. 244 f., Frédéric Soret, Mémoires de Genève III. 41. Ich habe eine einzige abbilden lassen, weil alle einander ähnlich sind.

A. Ein Kopf mit Lorbeerkranz (Apollo) rechtshin. R. Eine Biga, auf welcher der Auriga die Pferde mit einem langen Stab antreibt. Unter den Pferden ein Beizeichen, das mit einem Delphin oder besser mit einem Vogelkopf verglichen wird, wie Hr. Dr. F. Keller urtheilt. Unter dem Wagen ist ein Stern, in der exerga die Aufschrift *ΙΙΙΤΠΟ*, auf andern Exemplaren liest man *ΙΙΤΠΟ*, *ΙΤΠΟ*, *ΙΠΠΟ*, *ΙΠΠ*. Diese Viertelstater sind schlechte Nachprägungen makedonischer Philipper und geben die Aufschrift dieser, *ΦΙΛΙΠΠΟΥ*, immer fehlerhaft und mangelhaft. Ausserhalb der Schweiz, z. B. in Frankreich, werden ähnliche Stater und Viertelstater gefunden, aber keine, so viel ich erfahren konnte, welche als Beizeichen den Vogelkopf haben. Wir können daher denselben als Zeichen der Münzstätte der Helvetier ansehen; diese war zu Aventicum, wie der dort aufgefundene gallische Münzstempel beweist. Allein man kann ihm auch noch eine andere Bedeutung beilegen, wie dieses Dr. F. Keller gethan hat. Der Vogelkopf oder näher bezeichnet der Hahnenkopf kann das kriegerische Symbol der Helvetier sein, das Bild, das auf der Standarte getragen wurde und sie von andern gallischen Völkerschaften unterschied.

104 und 106 gehören zusammen. Exemplare dieses Viertelstaters wurden im Kanton Aargau, ferner in Baselland und bei Castel, K. Thurgau, nahe hei Constanz gefunden. (Samml. d. ant. Ges.)

A. Kopf ganz ähnlich wie auf 103. R. Eine Biga rechtshin, deren Pferde der Auriga mit langem Stabe lenkt. Unterhalb ist ein Strahlenhaupt, das mit Recht als strahlende Sonne gedeutet wird, denn diese Münze ist eine Nachahmung jener makedonischen Goldstater, auf welchen ebenfalls das Sonnenhaupt als Beizeichen der Münzstätte unter der Biga erscheint. Auch ist die Spur einer Aufschrift sichtbar, aber nicht mehr leserlich, wahrscheinlich sollte es *ΦΙΛΙΠΠΟΥ* heissen wie auf den griechischen. Von diesen Münzen spricht Lambert, Essai p. 70, Hucher, Revue num. 1855 p. 171, und Lenormant, Revue num. 1856 p. 321 (Pl. IX. 6 und 7), der sie den Bituriges zuschreibt.

105. Dieser Viertelstater wurde bei Castel, K. Thurgau, in der Nähe von Hochstrassen bei Constanz zugleich mit einem Viertelstater der auf No. 103 abgebildeten Sorte gefunden. (Den ersteren besitzt Hr. Zeerleder, den letzteren Hr. von Rönne in Constanz.)

A. Kopf mit Lorbeerkranz (Apollo) rechtshin. R. Ein Wagen, bespannt mit einem Pferd, wenigstens ist das zweite Pferd kaum angedeutet. Unten ein Monogramm *AP*, das auf den Münzen der Arverner häufig vorkommt und die beiden griechischen Anfangsbuchstaben des Namens *ΑΡΟΥΕΡΝΟΙ* enthält. S. Lenormant, Revue num. 1856 p. 325, 1858 p. 115. Auch diese Viertelstater sind Nachahmungen makedonischer Stater.

106. Viertelstater, gefunden bei Muttenz, Kanton Baselland. (Samml. der antiquar. Ges.) Eine Varietät von 104. A. Kopf des Apollo mit Lorbeerkranz. R. Unter der Biga ist das gleiche Abzeichen wie auf No. 104, wo es als Strahlenhaupt, als Sonne leicht erkenntlich ist. Auch ist eine Spur der Aufschrift unter der Biga vorhanden *ΙΠΠ* (vollständig *ΦΙΛΙΠΠΟΥ*.)

107. Ein Viertelstater in Gold. Auf der Tafel ist die Angabe arg. statt aur irrig. (Sammlung der Stadtbibliothek.) A. Kopf mit grossen Locken (Apollo), rechtshin. R. Eine Biga, linkshin. Vom zweiten Pferd sind nur die Hinterfüsse sichtbar. Unter den Pferden eine Scheibe oder Ring.

108. Ein Viertelstater. Gefunden im Val-de-Ruz bei Neuchâtel. (Sammlung der antiquarischen Gesellschaft.)

A. Auf der convexen Seite ist zwar kein Gepräge deutlich vorhanden, allein der Umriss eines Kopfes ist noch erkenntlich. R. Eine Biga, linkshin, der Auriga aber sieht eher einem Affen als einem Menschen ähnlich. Vom zweiten Pferde sieht man nichts als die Beine, unten ist als Beizeichen ein Zweig. Aufschrift SO, die übrigen Buchstaben fehlen. Ob SOLIMA (Solimarius), dessen Münzen wir auf Taf. I. 54. 55 kennen gelernt haben, die vollständige Aufschrift war, kann ich nicht entscheiden.

109. Kupfer. Gefunden im Kanton Bern. (Sammlung der antiquarischen Gesellschaft.)

A. Kopf einer weiblichen Gottheit, mit einer Binde geschmückt. Drei lange Locken fallen auf die Wange hinunter; rechtshin. Aufschrift PIXTI. R. Ein Vogel mit halb offenen Flügeln, unter dem Gibel eines Tempels, wie Duchalais schreibt, Déscription p. 173; hinten ein Ornament, das einem S ähnlich sieht. Aehnliche Münzen sind auch von Lelewel, Type gaul. p. 369 beschrieben. Der Kopf des Avers wird als Venus gedeutet. Ueber den Vogel auf dem Revers dagegen sind die Meinungen sehr abweichend, Duchalais hält ihn für einen Adler, Streber (Abh. über die Regenbogenschüsselchen p. 68) für eine sanfte Taube, also für den der Venus geweihten Vogel. Aus der Zeichnung wird man nicht klug, zu welcher Gattung er gehöre. Die Aufschrift PIXTI lautet vollständig Pixtilos. Dieser Häuptling hat nämlich zahlreiche Kupfermünzen hinterlassen, die meist in Gallia Lugdunensis, namentlich im jetzigen Burgund, gefunden werden.

110. Potin, gegossen. Gefunden auf Mont-Terrible im Pruntrut, wie Quiquerez berichtet.

A. Ein weiblicher behelmter Kopf (Pallas), linkshin. Aufschrift TVRONOS. So beschreibt Lambert, Essai p. 142 (vgl. Pl. IX. 28) den Avers dieser Münze. Duchalais dagegen, Déscript. p. 152, hält den Kopf nicht für behelmt und deutet ihn als jugendlichen, mit Diadem geschmückten Apollo. R. CANTORIX. Ein linkshin laufendes Pferd, unten eine Leier, oben eine Scheibe. Cantorix wird Turonos (Turonus) genannt, Chef der Turoner. S. Lenormant, Revue num. 1858 p. 118. Zur Deutung des Avers als Apollo stimmt auch der Revers, auf welchem die Leier, die Sonnenscheibe und das Sonnenpferd abgebildet sind.

111. Potin, gegossen. Gefunden im Pruntrut (Quiquerez, Le Mont-Terrible p. 58), andere im Baselland und im Kanton Solothurn.

A. Behelmter männlicher Kopf, rechtshin. Aufschrift TOG. Duchalais, Déscr. p. 240, hält den Kopf für Pallas, was mit dem Bilde unserer Münze nicht übereinstimmt. R. Springender Löwe, rechtshin, unten TOG. Der Löwe ist dem Typus massilischer Münzen entlehnt. Die Aufschrift TOG bezieht sich auf den gallischen Chef Togirix, wie er auf andern Münzen genannt ist, und die Aufschrift beider Seiten kann vollständig Togirix Togiri lauten, was von de Saulcy, Rev. num. 1862 p. 21, als Togirix Togirigis filius gedeutet wird.

No. 112. 113. 114. Diese Kupfermünzen gehören zusammen und sind angeblich auf dem Mont-Terrible im Pruntrut gefunden.

112. A. Ein weiblicher Kopf, rechtshin, dessen Haare sehr roh behandelt sind, aber in ähnlicher Weise wie die auf Taf. I. 62. 63. 64 abgebildeten Köpfe der Afrodite. R. Aufschrift YLLYCC. Ein hochbeiniger Vogel mit grossen Krallen und Gabelschwanz ist zur Erde geneigt und scheint in den Klauen etwas festzuhalten. Hinter demselben ist ein Baum, der einer Palme oder Mistel ähnlich ist und an die auf Taf. I. 15—30 abgebildeten Münzen erinnert. An den untersten Blättern hängen zwei Kügelchen, Früchte. Der Vogel ist einem Reiher ähnlich.

113. A. Kopf mit ähnlichem Haarputz. Vorn ein Stern oder Schmuckring. R. Ein hochbeiniger Raubvogel wie oben, mit aufgesperrtem Schnabel; dahinter ein Baum oder Strauch, von dem man aber nur den Gipfel, nicht den Stamm sieht. Im Feld zwei Scheiben und ein Stern.

114. A. Kopf wie auf 113. R. Der hochbeinige Vogel hat unter seinen Füssen einen Hasen, den er zerfleischt, wodurch auch die Stellung der Vögel auf 112 und 113 deutlich wird. Hinter ihm ein Baum, oben ein Stern und zwei Scheiben. Die Aufschrift fehlt auf 113 und 114. Aehnliche Münzen beschreibt Duchalais, Déscript. p. 260 ff., mit der Aufschrift YLLYCCI, und Hucher, Rev. num. 1859 p. 95 mit der Aufschrift YLLYCCIC, und Streber, Abh. über die Regenbogenschüsselchen 2. p. 60 ff. Dieser Name, der an Ulysses anzuklingen scheint, ist noch nicht aufgeklärt, man weiss noch nicht, ob es der Name einer gallischen Völkerschaft oder derjenige eines Chef ist. Hucher hält das baumartige Ding auf dem Revers für einen Palmzweig, ein Symbol des Sieges. (Rev. num. 1855 p. 178.)

Was den Vogel betrifft, so wird es schwer halten, den richtigen Namen zu finden. Duchalais hält ihn für einen Adler, allein dafür ist er zu hochbeinig, noch weniger aber ist es möglich, der Ansicht Streber's beizustimmen, der ihn als Taube der Afrodite deutet, denn seine Gestalt und Haltung sind offenbar die eines Raubvogels, der eine Beute erhascht hat und dieselbe zu zerreissen im Begriffe ist.

Tafel III.

(Potinmünzen No. 115 bis 126. 128 bis 133. — Kupfermünzen No. 127. 134. 135. 137. 138. 141. — Silbermünzen No. 136. 140. 142 bis 147. — Gold No. 139. 148 bis 151.)

No. 115 bis 123. Alle diese Stücke werden von den französischen Gelehrten Potinmünzen genannt, weil sie aus Kupfer, Blei und Zinn gemischt sind. (S. Lambert, Essai p. 7.) Die meisten sind gegossen, nicht geprägt, wie sich theils aus den vorhandenen Gussbläschen, theils aus dem Reste des Gussloches und aus dem stumpfen Typus ergibt; einige aber sind geprägt, wie die Reinheit der Oberfläche lehrt. Die Münzsorte, die ich hier beschreiben will, wird in allen Theilen der Schweiz so häufig gefunden, dass man glauben sollte, sie wäre eine Münze der Helvetier. Ich habe sie im Wallis, in Martigny und zu Liddes, an der römischen Strasse des Mons Poeninus gefunden, auch auf der Höhe des Berges auf dem Mont-Joux wurden einige ausgegraben, die jetzt in der Münzsammlung des Hospitiums auf St. Bernard liegen, nicht wenige wurden ferner bei Genf, bei Bern, zu Augst bei Basel, zu Font bei Estavayer (Kanton Freiburg) am Neuenburgersee, auf Mont-Terrible im Pruntrut,

ferner unterhalb des Rheinfalls unweit Schaffhausen, auch an verschiedenen Orten im Aargau (z. B. bei Zurzach) und im Kanton Solothurn entdeckt. Allein sie sind in Frankreich ebenso häufig, namentlich in der Seine und im Doubs bei Besançon, in dem Lande der Sequaner, wurden sie massenhaft aus dem Flussbett hervorgezogen, wie Lambert, Essai p. 41, und de Saulcy, Revue num. 1860 p. 168, berichtet. Dieses ist die Ursache, warum sie von diesen Gelehrten den Sequanern zugeschrieben werden. Es ist allerdings wahrscheinlich, dass sie diesem Theile von Gallien angehören, aber es lässt sich nicht mehr ausmitteln, ob sie von den Sequanern, Helvetiern oder Eduern gemünzt wurden. Diese Münzen sind sehr roh, wie der Augenschein lehrt, und das Gepräge ist mit solcher Ungeschicklichkeit verfertigt, dass die Deutung desselben grosse Schwierigkeit verursacht, ja man darf behaupten, dass der Revers noch von Niemand gedeutet werden konnte. Es sind viele Meinungen über denselben entstanden, allein ich weiss nicht, welche den Vorzug verdienen soll.

115. A. Ein Kopf, der mit einer Binde, Diadem, geschmückt zu sein scheint, linkshin. Auf No. 116. 119. 120 ist derselbe deutlicher. R. Ein gehörntes Thier mit eingebogenen Vorderfüssen und aufwärts gekrümmtem langem Schweif. Aufschrift ODOCI. Aehnliche hat Lambert, Essai Pl. VIII. 5. 6. 7. Duchalais, Déscript. p. 242, hält diese Münzen für Nachprägungen jener massilischen Bronzemünzen, die auf dem Avers den Kopf Apollos und auf dem Revers den stossenden Stier haben. Allein ich bin nicht im Stande, in unserem Thiere einen stossenden wilden Stier zu erkennen; der ganze Körperbau ist ein anderer als der des Stieres; nichts als der aufwärts gebogene Schweif passt zum wilden Stier. Barthélémy, Rev. num. 1838 p. 5, und Lambert, Essai p. 138, halten das Thier eher für ein Pferd und noch mehrere andere stimmen ihnen bei. Wenn nun aber auch dasselbe in der That grössere Aehnlichkeit mit einem Pferde als mit einem Stier zeigt, so begreift man doch nicht, warum der gallische Stempelschneider ein so unförmliches Pferd schuf, da ja gerade dieses Thier auf so vielen gallischen Münzen erscheint und stets ganz ordentlich dargestellt ist. Es scheint mir vollends unmöglich, das Thier für ein Pferd zu halten, da es auf der Stirn ein aufrecht stehendes Horn trägt; denn es sind nicht die Ohren eines Pferdes, die in so ungebürlicher Grösse auf der Münze erscheinen, sondern ein Horn. Das Horn veranlasste nun eine dritte Deutung. Es ist, sagte man, ein gehörntes Thier dargestellt, vermuthlich der Steinbock der Alpen. Diese Münzen werden öfter auf unsern Alpenstrassen gefunden und so liegt die Vermuthung nahe, dass sie von den Alpenkelten gemünzt wurden und dass der Steinbock der eigenthümliche Typus für die Münzen dieser Völkerschaft gewesen sei. Allein so sehr auch die Gestalt des Thieres wegen des Hornes einige Aehnliehkeit mit dem genannten Alpenthier haben mag, so spricht gegen diese Annahme der lange Schweif, und es ist unmöglich, anzunehmen, dass der Stempelschneider einen so groben Irrthum in der Darstellung begehen konnte. Wenn wir daher das auf diesen Münzen abgebildete Thier nicht nennen können[1]), so bleibt nichts übrig als entweder an ein untergegangenes Thier zu denken, das in frühester Zeit in Gallien vorhanden war und durch seine seltsame Gestalt die Aufmerksamkeit der Menschen erregt hatte, oder aber, was mir wahrscheinlicher däucht, an ein phantastisches zu denken, das in der rohen Einbildungskraft der Gallier entsprungen, ein Symbol trotzigen Muthes und wilder Kraft sein sollte. Die gallische Numismatik zeigt nicht bloss ein Beispiel solcher willkürlicher regelloser Phantasie, sondern es sind noch mehrere andere ebenso seltsame Gestalten auf ihren Münzen

[1]) Cartier sagt in der Rev. num. 1836 p. 165: c'est un animal informe, cheval, bœuf ou bison.

erhalten. Wenn man nach der Bedeutung dieses phantastischen Bildes fragt, so halte ich es für wahrscheinlich, dass es das Abbild einer gallischen Standarte ist, das Fahnenzeichen einer gallischen Völkerschaft. Die Soldaten trugen bekanntlich Standarten, auf denen Thierbilder befestigt waren. Wir kennen bereits ähnliche Standartenbilder auf Münzen, nämlich die Eberstandarte, die auf unserer Tafel III. 124. 125. 126 und Taf. II. 82. 83 abgebildet ist, und eine Pferdstandarte, auf welcher das Pferd in ruhiger Stellung und richtiger Zeichnung dargestellt ist und welche von Baron Chaudruc de Crazannes in der Revue num. 1856 p. 145 unter dem Namen Cheval-enseigne beschrieben wird.

Die Aufschrift unserer Münze ODOCI wird von Duchalais p. 243 als Q. Docius oder Dogirix gedeutet, der Name eines gallischen Chef. Die folgenden Münzen haben keine Aufschrift, sind aber ohne Zweifel vom gleichen Fürsten geprägt.

116. A. Kopf mit Diadem, linkshin. R. Gehörntes Thier.

117. Abgebildet in der Revue numism. 1839 p. 66 und von San Quintino in folgender Weise beschrieben: »Diese gallische oder helvetische Münze wurde a. 1837 auf dem Mont Joux auf dem grossen St. Bernard gefunden; sie ist von Silber, aber gegossen, stark oxydirt und von schwarzer Farbe. Das Gewicht ist 33 Gr. Auf dem Avers ist ein behelmter unbärtiger Kopf, linkshin; auf dem Revers ist (wie die eigenen Worte lauten) une espèce d'animal, portant une corne recourbée, ayant la queue relevée et fourchue, unten ein Rad.« In diesem Bericht muss zweierlei berichtigt werden, erstlich ist die Münze nicht von Silber, sondern von Potin, wie alle andern dieser Sorte, die ich in der Sammlung des Hospitiums sah; auch anderwärts kommen diese Münzen nur in Potin vor. Zweitens ist die Angabe des behelmten Kopfes vermuthlich eine Täuschung, denn der Avers stimmt mit No. 115 zusammen und ist der gleiche wie auf den übrigen Stücken. Das Rad, das unter dem Thier hier erscheint, ist auf 122 oben.

118. A. wie 116. R. Ein gehörntes Thier ohne Schweif. Im Feld sind 6 Kugeln.

119. A. Kopf mit einem Lorbeerkranz geziert. R. wie 115.

120. A. Kopf mit einem Blumenkranz geschmückt. R. wie 119.

121. A. wie 116. R. Gehörntes Thier, aber rechtshin gekehrt; auf allen andern Exemplaren ist es linkshin gewendet. Unten eine Kugel.

122. A. wie 116. R. Gehörntes Thier, oben ein Rad mit 4 Speichen. Gefunden bei Mont-Terrible au Camp de Jules César im Mai 1862 (Quiquerez.).

123. A. Kopf mit grossen struppigen Haaren, rechtshin. R. Gehörntes Thier wie 118. Im Felde 2 Kugeln.

No. 124. 125. 126. gehören zusammen, da sie den gleichen Revers haben. Sie wurden in der Tiefenau bei Bern und ähnliche im Kanton Basel und Solothurn gefunden; in Frankreich kommen sie in der Champagne und in Lothringen häufig vor, wie de la Saussaye, Rev. num. fr. 1840 p. 256 und Lambert, Essai Pl. I. 6 und 14 berichten.

124. A. Kopf mit struppigen Haaren, rechtshin. R. Ein Eber in sehr roher Gestalt; wahrscheinlich ist es das Abbild einer hölzernen Standarte, wie solche bei den Galliern üblich waren. Auf 125 ist auch die Stange angedeutet, auf welcher der Eber getragen wurde.

125. A. Kopf mit Diadem, linkshin. R. Ein Eber, auf einer Stange befestigt. (Sammlung von Herrn Oberst Schwab zu Biel.)

126. A. Kopf mit breitem Diadem. R. Die Eberstandarte.

127. Bronze. Gefunden in der Tiefenau bei Bern 1851 in 3 Exemplaren, wie A. Jahn in d. Abhandl. über d. keltischen Alterthümer der Schweiz p. 22 berichtet. (Samml. d. ant. Ges.)

A. Ein Thier mit zwei Hörnern, den Kopf rückwärts gekehrt, den Schweif aufwärts gerichtet, sehr schlecht gezeichnet. Nicht unähnlich ist das Thier auf 117. Wahrscheinlich hatte der Medailleur die Absicht, einen Steinbock zu prägen. R. Eine Figur, von der ich nicht weiss, ob eine Pflanze, ob ein caduceus oder ob ein Donnerkeil dargestellt werden soll. Dr. B. Köhne in der Zeitschrift für Münzkunde, Berlin 1841, I. p. 258 Taf. IX. 1 beschreibt ein ähnliches Exemplar und vergleicht die Figur mit einem Steuerruder.

128. Potin, nicht Bronze, wie diese Münze und die folgenden bis 133 auf der Tafel bezeichnet sind. Gefunden im Kanton Solothurn. (Samml. d. ant. Ges.) In Frankreich werden diese Potinmünzen im Lande der Nervier häufig gefunden. De Saulcy, Revue num. 1860 p. 254.

A. Ein Pferd rechtshin, im Felde zwei Halbmonde und zwei Sterne, Symbole, die auf gallischen Münzen häufig vorkommen. R. Die heilige Mistel, douisien, wie de Saulcy die Pflanze benennt. Andere deuten sie als Blitz, wie derselbe auf griechischen Münzen abgebildet ist. De Saulcy schreibt diese Münzen den Nerviern zu, denn er fand eine ähnliche, welche die Aufschrift VARTICE trägt (abgebildet a. a. O. Pl. XI. 4) und deutet diesen Namen auf den von Cäsar B. Gall. V. 45 erwähnten Chef der Nervier Vertico.

129. Potin. Gefunden im Aargau. Diese Münze kommt in Lothringen und im nördlichen Theile von Frankreich, in Gallia Belgica, häufig vor. De la Saussaye, Revue num. 1840 p. 256, Pl. XVIII. 10. A. Ein Götze kauert auf der Erde, hat einen kurzen Leib und einen grossen dicken Kopf, hält mit den Händen einen auf dem Kopf ruhenden Schleier, oder ein Seil an beiden Enden fest. Die Stellung des Götzen erinnert an den indischen Vischnu oder an aegyptische Terracottenfiguren, wie Jeuffrain, Essai d'interprétation des types de quelques médailles muettes émises par les Celtes-Gaulois, Tours 1846 p. 87 sagt. R. Ein rechtshin laufender Eber, oberhalb eine Schlange, im Felde zwei Sterne. Aehnliche Münzen sind abgebildet bei Lelewel, Type Gaulois Pl. IX. 17., Jeuffrain Pl. III. 81.

130. Potin. Gefunden im Kanton Bern. A. Ein Stierkopf en face, zwischen zwei Ornamenten, welche die Form S haben; oben ein Pflanzenbüschel, sei es Palmette oder Mistel, ähnlich wie auf Taf. I. 22. R. Ein Bär rechtshin, der ein unter seinen Füssen befindliches Thier frisst. Ein ähnliches Exemplar s. bei Lambert, Essai Pl. I. 24. Duchalais, Déscription d. Méd. gaul. p. 158 No. 447 sagt, der Bär nage an einem Zaum oder an einer hasta, nicht an einem Horn oder langen Zahn, wie Mionnet meine. Allein wir finden einen ähnlichen Revers auf No. 131 und 132, auf welchem, wenn ich nicht sehr irre, eine Schlange unter dem Bär liegt und diese ist auch auf der vorliegenden Münze abgebildet. Duchalais schreibt sie den Sequanern oder Helvetiern zu, und zwar desshalb, weil er den Stierkopf für das Wappenthier von Bisontium (Besançon), der Hauptstadt der Sequaner, den Bär aber für das nationale Abzeichen der Helvetier als Alpenbewohner hält; er glaubt ferner, diese Münzen seien eine Bundesmünze, um das Bündniss der Helvetier mit den Sequanern, von welchem Cäsar spricht (B. G. I. 3) zu sanctioniren. Nicht anders urtheilt Plantet, Essai sur les monnaies du Comté de Bourgogne. Besançon 1855. 4°. p. 4. Wenn diese Ansicht richtig ist, so besitzen wir mehrere Bundesmünzen aus der Zeit des Orgetorix. Auf Taf. II. 91 steht auf dem Avers Eduis, auf dem Revers Orcetirix, und auch hier ist der Bär abgebildet, auf No. 89 steht auf dem Avers Coios, auf dem Revers Orcitirix: die erstere verkündet das Bündniss des Helvetiers mit den Eduern, die

zweite mit dem Fürsten Coios. Ob aber wirklich der Bär als das Wappenthier der Helvetier betrachtet werden dürfe, beruht auf blosser Vermuthung, die noch keine anderweitige Bestätigung gefunden hat. Die Typen der antiken Münzen scheinen mir eigentlich tiefere Beziehungen darzustellen, auf religiöse Vorstellungen und auf die ältesten Kulte der Völker hinzuweisen. Dieses wird in Beziehung auf die griechischen Münzen Niemand bestreiten und es ist wahrscheinlich, dass auch die Erklärung der gallischen mehr in dieser Richtung versucht werden sollte. Der Bär kann das Attribut einer Gottheit sein, die von den Galliern bei Bündnissen angerufen wurde. S. meine Bemerkung zu No. 93. Die beiden Ornamente auf dem Avers, welche einem S ähnlich sind, kommen auf vielen gallischen Münzen vor (Taf. I. 59) und dürfen nicht, wie Plantet meint, als Anfangsbuchstaben des Namens Sequani angesehen werden.

No. 131. 132. Diese Potinmünzen wurden auf dem Mont-Joux auf der Höhe des grossen St. Bernhard, ähnliche auf dem Mont-Terrible im Pruntrut und bei Basel gefunden und sind sehr häufig.

131. A. Ein Mann oder ein Götze in eiligem Schritte, in der Rechten einen langen Wurfspiess, in der Linken den grossen offenen Halsring (torques) tragend. Die Haare sind in einen langen Zopf gebunden. R. Ein Bär, der eine unter den Füssen liegende Schlange verschlingt. Oberhalb ebenfalls eine Schlange, die sich emporrichtet. Aehnliche Münzen sind bei Lelewel, Pl. IV. 34, V. 6, bei Lambert, Essai Pl. I. 17. 18, bei Jeuffrain, Médailles celtiques, Essai Pl. III. 82 abgebildet. Der Mann auf dem Avers erscheint in lebhaft schreitender oder vielmehr tanzender Bewegung, was, wie Hucher, Revue num. 1855 p. 163 sagt, an die kriegerischen Tänze der alten Völker erinnert. Er erwähnt noch eine andere gallische Goldmünze, auf welcher eine ähnliche Figur den Ring in der Hand trägt und vor einem Schwert tanzt. Vielleicht ist der gallische Kriegsgott in solcher Weise dargestellt, wie er den torques, den Siegespreis des gallischen Kriegers, in der Hand hält. Auf dem Revers ist ein Bär und zwar nicht unähnlich demjenigen auf No. 130, jedoch ist die Zeichnung mangelhaft, so dass Jeuffrain, Essai d'interprétation p. 88 das Thier eher für einen Eber hält, und andere meinten sogar einen Elephant zu erkennen. Wie auf No. 130 ist das Thier beschäftigt, eine unter den Füssen liegende Schlange zu fressen. Die Aehnlichkeit des Revers mit No. 130 veranlasst mich zu vermuthen, dass beide Münzen dem gleichen gallischen Stamme angehören können; wenn daher No. 130 den Helvetiern oder Eduern beigelegt wird, so kann auch 131 und 132 ihnen zugeschrieben werden. Lambert dagegen, Essai p. 19, theilt diese Münze den Bellovaci und Viromandui in Gallia Belgica zu, weil sie in dieser Landschaft ebenfalls häufig gefunden werden.

132. Varietät der obigen Münze.

133. Potin. Gefunden bei Bern und im Pruntrut auf dem Mont-Terrible. Ein räthselhaftes Stück, dessen Typen ich nicht erklären kann. Eine ähnliche Kupfermünze ist in Lambert, Essai Pl. I. 27 abgebildet und wird p. 118 folgendermassen beschrieben: Trois symboles de l'S et trois globules autour d'un cercle. Ist es vielleicht die gleiche Münze, die von Duchalais, Descr. auf Taf. II. 5 abgebildet ist?

134. Diese Kupfermünze, die in der Sammlung des Hospitiums auf dem grossen St. Bernhard aufbewahrt wird, ist so seltsam und von den meisten gallischen Münzen so abweichend, dass ich beinahe Bedenken trage, sie unter dieselben aufzunehmen und zwar um so mehr, als sie in Lelewels Werk fehlt. Mögen Andere, besser Unterrichtete, darüber urtheilen!

A. Ein männlicher Kopf mit gewaltigen Locken, die in Kugeln auslaufen, wie dieses auch auf

dem Avers von No. 123. 124. 136 der Fall ist. Vorn ist ein Schmuckring in gleicher Form, wie wir solche in Bronze aus keltischen Gräbern erworben haben. R. Ein phantastisches Thier mit grosser Mähne und Vogelkopf, vermuthlich ein Greif; vorn Halbmond und Stern.

135. Eine schöne Kupfermünze. Gefunden auf dem grossen St. Bernhard und in der dortigen Sammlung aufbewahrt.

A. Ein behelmter Kopf, linkshin, in einem Perlenrand. R. Ein geflügeltes laufendes Pferd (Pegasus), gegürtet und gezäumt, linkshin. Aufschrift CRICIRV, in einem Perlenrand. Aehnliche Exemplare sind abgebildet bei Lambert, Essai Pl. VIII. 15. 18, jedoch ist auf diesen ein bärtiger Kopf dargestellt. Die Aufschrift CRICIRV lautet vollständig Cricirus; es gibt mehrere Beispiele, wo in ähnlicher Weise S in der Nominativendung fehlt. Auf Taf. I. 66 steht IVLIO für Julios (Julius), III. 138 REMO für Remos. S. Becker, die Ueberreste der keltischen Sprache p. 187. Cricirus ist hier der Name eines Chef, aber auch auf Gefässen von terra sigillata, die in Gallien gefunden wurden, findet sich derselbe. S. Mommsen, Inscrip. helvet. p. 91 No. 64. Longpérier, Rev. num. 1859 p. 103. Die Münzen des Cricirus werden von de Saulcy dem Stamme der Mediomatrici in Gallia Belgica zugeschrieben, wie Hucher, Rev. num. 1853 p. 13 berichtet. Duchalais dagegen, Déscr. d. Méd. gaul. p. 168 theilt sie einem Chef der Gallia Lugdunensis zu, weil sie eben so häufig in der Champagne und in Burgund ausgegraben werden.

136. Silber. Gefunden auf dem Mont-Terrible im Pruntrut. (Quiquerez.)

A. Ein hässlicher Kopf mit langen struppigen Locken (wie auf No. 123 und 124), dessen Hals mit einem offenen Ring, torques, geschmückt ist. R. Springendes Pferd, rechtshin, oben ein Rad. Auch eine Spur von Aufschrift, nämlich 2 Buchstaben YV, was an die Aufschrift der Münzen von Nunnigen, Taf. I. 51. 40. 41. 42 erinnert.

137. Kupfer. Gefunden auf dem grossen St. Bernhard. A. Ein bärtiger Kopf, der mit einem Helm geschmückt zn sein scheint, rechtshin. R. Ein gezäumtes und gegürtetes springendes Pferd, linkshin, oben ein Rad.

138. Diese merkwürdige Kupfermünze wurde auf dem grossen St. Bernhard gefunden und ist in der dortigen Sammlung aufbewahrt. Aehnliche Exemplare sind von Duchalais, Déscr. d. Méd. gaul. p. 219 No. 544, Hucher, Revue num. 1853 p. 15 Pl. I. 4, und Lambert, Essai p. 46 Pl. VIII. 14 beschrieben. A. Aufschrift RIMO (soll REMO heissen, wie gut erhaltene Exemplare lehren.) Drei gleichartige Köpfe sind parallel neben einander gestellt. R. REMO. Eine Biga, deren Pferde gezäumt und gegürtet sind, vom Auriga aber ist nur der Kopf erhalten. Die Aufschrift Remo für Remos, die auf beiden Seiten erscheint (wovon oben zu No. 135 gesprochen wurde) lehrt, dass dieses eine Münze der Remi sei, deren Namen noch in dem Namen der Stadt Rheims sich erhalten hat. Der Avers enthält einen sehr eigenthümlichen Typus, der auf die Mythologie der Gallier oder auf die Geschichte der Remi insbesondere Bezug hat, den wir aber kaum zu entziffern im Stande sind. Duchalais berichtet, dass diese Köpfe von Einigen als drei Gottheiten gedeutet werden. Lambert nämlich hält sie für die dreigestaltige Hecate oder Artemis, und meint, dass auch der Revers auf die gleiche Gottheit sich beziehe, indem hier Artemis als Luna auf der Biga fahrend dargestellt sei. Auch Hucher sieht auf dem Avers ebenfalls eine gallische dreiköpfige Gottheit und glaubt in einem zu Rheims aufgefundenen und auf Pl. I. 5 abgebildeten Altar ein entsprechendes Bild gefunden zu

haben.[1]) Auch Streber, Abh. üb. d. Regenbogenschüsselchen 2. p. 36 stimmt ihm bei. Bekanntlich kommt die Dreizahl von Gottheiten häufig auf gallisch-römischen Inschriftsteinen vor, indem drei Matres oder Matronae stehend oder sitzend abgebildet sind. An der Kirche zu Windisch ist ein solches Votivbild eingemauert. Aehnliche Terracottenbilder sind in Tudot, Figurines gauloises Pl. 25. Ob aber auch auf unserer Münze drei Matronae dargestellt sind, weiss ich nicht. Duchalais theilt aber noch eine andere Ansicht mit, die drei Köpfe nämlich können die Personification der tres Galliae sein, wie in ähnlicher Weise auf einer Silbermünze Galbas (abgebildet bei Cohen, Méd. Impériales T. I. Pl. 14, 8) die Aufschrift Tres Galliae und drei weibliche Köpfe sich befinden. Die Veranlassung zu einer solchen Münze kennen wir zwar nicht, allein möglich ist es, dass die Remi in ihrer Hauptstadt Durocortorum ein Monument errichteten zur Feier eines Bundes der drei Provinzen Galliens, in welchem die Statuen derselben aufgestellt wurden und dass sie zu diesem Ende auch eine Münze schlugen mit diesen drei Bildern. Die drei gallischen Provinzen sind die von Cäsar im Eingang seiner Memoiren erwähnten Gallia Aquitania Lugdunensis Belgica. Sie kommen unter dem Namen Tres Galliae öfter vor im Gegensatz zur Narbonensis, wie Marquardt in d. röm. Alterthümern III. 1. p. 90 durch mehrere Beispiele beweist. Auch hatten die Bewohner derselben oft hinlängliche Veranlassung zu gegenseitigem Schutzbündniss, um sich theils gegen die Angriffe der Römer, theils gegen die Fortschritte des Ariovist zu erwehren.

139. Gold. Gefunden bei Biel; auch bei Nyon wurde ein Exemplar gefunden. Lambert, Essai Pl. VI. 3. 4. 5. 7 hat ähnliche Goldmünzen, die bei Rouen und Rheims entdeckt wurden. A. Undeutliches Gepräge. Ich kann nicht die Gestalt eines Kopfes erkennen, wie sonst beinahe alle diese Münzen haben; es ist ein Gepräge nicht unähnlich demjenigen der Salassergoldmünzen, welche Longpérier, Rev. num. 1861 Pl. XV abgebildet hat. R. Springendes Pferd, rechtshin, oben eine Sonnenscheibe.

140. Silber. Gefunden im Pruntrut (Sammlung von Oberst Schwab) und auf dem Belpberg. Ein ähnliches Exemplar ist auf Taf. I. 60 abgebildet. A. Ein Kopf im Perlenrand, rechtshin. R. Ein springendes Pferd, linkshin, im Perlenrand.

141. Diese Kupfermünze, die sich vor vielen gallischen Münzen durch gutes Gepräge auszeichnet, wurde im Pruntrut gefunden, andere in Baselland und bei Lausanne (R. Blanchet, Lausanne dès les temps anciens. 1863. p. 185). Sie wird am Rhein, an der Mosel im Lande der Trevirer, und bei Luxemburg häufig gefunden. S. Müller, deutsche Münzgeschichte I. p. 16, Lambert, Essai p. 46 Pl. VIII. 16, Senkler, Jahrbücher des Rheinlandes XI. p. 44. Taf. I. 2. A. Ein unbärtiger männlicher Kopf mit Diadem geschmückt, rechtshin. Der Kopf ist auf verschiedenen Exemplaren sehr verschieden im Ausdruck. Senkler sagt, auf einem Exemplar sei ein weiblicher Kopf, auf einem andern dagegen sei der Kopf des Julius Cäsar abgebildet. Lambert, Essai p. 46 spricht von einem behelmten Kopf, was ich für Irrthum halte, wenigstens ist auf den Exemplaren, die ich in der Schweiz gesehen habe, kein Helm sichtbar. R. Aufschrift GERMANVS INDVTILLIF. Diese Aufschrift ist deutlich auf unserem Exemplar, und Longpérier, Rev. num. 1860 p. 180 hat dieselbe auch durch andere festgestellt. Die meisten aber haben sie unvollständig INDVTIL oder INDVTILL und dieses veranlasste einige Ausleger, in dem Namen Indutill

[1]) Was den zu Rheims aufgefundenen Altar betrifft, so kann ich nach der von Hucher mitgetheilten Zeichnung in der dreiköpfigen Figur wenig Aehnlichkeit mit den drei Köpfen unserer Münze finden, vielmehr erscheint mir auf demselben das Bild der christlichen Dreifaltigkeit dargestellt.

den aus Cäsars fünftem Buche Cap. 3 und 4 bekannten Fürsten der Trevirer Induciomarus herauszudeuten. Allein Longpérier bestreitet die Richtigkeit dieser Meinung und lehrt, dass unsere Aufschrift Germanus Indutilli filius laute, woraus hervorgehe, dass Germanus Sohn des Indutillus, ein uns unbekannter gallischer Chef, diese Münzen geschlagen habe. — Auf dem Revers ist ein stossender Stier dargestellt, vermuthlich als Nachprägung einer bekannten Bronzemünze von Massilia.

142. Eine grosse concave Silbermünze mit sehr wenig vertieftem Gepräge. Gefunden im Aargau. A. Ein Kopf mit schlangenartigen Locken und Ohrgehänge, rechtshin. Im Feld ist ein kleiner Menschenkopf sichtbar, wie auf einer Stange befestigt. Ein barbarisches Gepräge. R. Ein springendes Pferd, linkshin. Ueber demselben steht ein Menschenkopf, ähnlich wie auf dem Avers. Unterhalb ist ein Eber und ein Vogel mit ausgespannten Flügeln, der gegen diesen die Klauen ausstreckt. Aehnliche Münzen sind bei Lelewel, Type gaulois Pl. II. 31, VII. 6. 49 und bei Hucher, Revue num. 1855 Pl. IV. Solche Darstellungen abgeschnittener Köpfe sind auf gallischen Münzen nicht selten und zeugen von der Barbarei, womit dieses Volk seine Feinde zu behandeln pflegte. Auf Münzen des Dumnorix steht dieser Chef bewaffnet, trägt in der einen Hand die Standarte, in der andern den Kopf eines Feindes (Revue num. 1860 Pl. V. 5. 6.)

143. Dieser Quinar wurde auf dem Belpberg bei Thun 1854 gefunden. A. Aufschrift SANTONOS. Behelmter Kopf der Pallas, linkshin. R. Gezäumtes Pferd, rechtshin, gut gezeichnet. De la Saussaye hat in der Revue num. 1851 p. 390 ff. die sämmtlichen Münzen der Santones (in Saintonge) beschrieben und auch die unsrige ist daselbst auf Pl. XVI. 2 abgebildet; ebenso bei Duchalais, Descr. No. 27.

No. 144 und 147 gehören zusammen. Diese Quinare wurden auf dem Belpberg bei Thun 1854 gefunden und wurden mir von Hrn. Landammann Lohner und von Hrn. Bibliothekar von Steiger zu Bern mitgetheilt. Es sind Münzen der Sequaner, aber in schlechtem Gepräge.

144. A. Ein weiblicher Kopf, geschmückt mit einem Halsgeschmeide, linkshin. R. Ein Eber. Von der Aufschrift ist nur ... NOIO übrig.

147. A. Kopf wie oben mit grossen Locken, linkshin. R. Ein Eber ..... NOIO. Aehnliche besser erhaltene Stücke sind bei Lambert, Essai Pl. X. 15, und in Plantet, Essai sur les monnaies du Comté de Bourgogne. Besançon 1855 Pl. I. Andere Exemplare haben eine längere Aufschrift SEQVANOIO, SEQVANOTVOS und SEQVANOIOTVOS. Diese langen Namen können als gallische Formen betrachtet werden, als gleichbedeutend mit Sequanus, wie die römischen Schriftsteller schreiben. S. Lenormant, Revue num. 1858 p. 118. In dem Funde von Chantenay fanden sich 20 Stück mit der Aufschrift Sequanoiotuos, wie de Saulcy, Rev. num. 1862 p. 24 berichtet. Auf dem Revers ist der Eber gleich wie auf vielen andern gallischen Münzen dargestellt, vermuthlich ist er ein religiöses Attribut und Symbol. Einige meinen zwar, die Sequaner hätten das Schwein desshalb auf ihren Münzen abgebildet, weil sie, wie Strabo lib. IV. 3 berichtet, grossen Handel mit Schweinefleisch trieben. Allein die alten Völker wurden bei der Wahl der Münztypen nicht von commerciellen Gedanken geleitet, sondern von religiösen; aus ihrem Kult, aus ihrer Götterlehre wurden dieselben hergenommen. Wir finden eine grosse Zahl von Kultbildern auf griechischen, gallischen und römischen Münzen, ferner Thiere, welche durch ihre Macht und Stärke oder durch besondere Eigenschaften von dem Volke als Attribute und Symbole göttlicher Begabung verehrt wurden. Die Münzen sind daher glänzende Zeugnisse des alten Volksglaubens, allein es will uns oft nicht gelingen, den richtigen

Begriff zu erkennen, weil wir den Zusammenhang mit der Natur und mit der Thierwelt allmälig verloren haben.

145. Wir theilen hier nicht ohne Bedenken eine Silbermünze mit, die von einem französischen Gelehrten aufgefunden und von welcher er vermuthet, dass sie zu Augusta Rauracorum (Baselaugst) geprägt wurde. A. Aufschrift MVN.IMP, wie Ch. Robert nämlich, Revue num. 1859 p. 230, die undeutlichen Buchstaben entziffert und durch Munatius imperator erklärt. Ein Kopf mit Diadem, linkshin. R. Ein Reiter, linkshin. Die Aufschrift ist ganz undeutlich und die Zeichnung des Reiters ist barbarisch. Robert glaubt, sie sei von Munatius Plancus in der von ihm gegründeten Colonia Rauracorum geprägt. Allein wenn diese Münze echt ist und wirklich auf Munatius Plancus bezogen werden soll, den Gründer der Colonien zu Lyon und zu Augst, so ist es doch auffallend, dass er hier durch MVN bezeichnet wird, während er auf seinen übrigen Münzen L.PLANCVS genannt wird. (Cohen, Méd. consulaires p. 221.)

146. Arg. Gefunden auf dem Mont-Terrible im Pruntrut, ähnliche auch auf dem Belpberg bei Thun. A. Behelmter Kopf der Pallas, linkshin. R. Springendes Pferd, oberhalb Kugeln, unterhalb eine Scheibe. Diese Münze hat grosse Aehnlichkeit mit No. 143, und ist wol ebenfalls eine Münze der Santoner.

147. ist nach No. 144 beschrieben.

148. Von den vielen goldenen sogenannten Regenbogenschüsselchen, die in der Schweiz ausgegraben wurden, theile ich hier ein einziges mit, das in Baselland gefunden wurde. Andere wurden im Kanton Wallis, Waadt, Solothurn, Aargau, Bern, Freiburg, Zürich, Bündten gefunden, und ich zweifle nicht, dass solche auch in der Münzstätte der Helvetier zu Aventicum gemünzt wurden. Es sind kleine dünne concave Münzen ohne Typen, Zeichen oder Aufschrift. Sie sind alle einander ähnlich, auch das Gewicht derselben weicht nicht sehr ab, ausser wenn sie irgendwie gelitten haben. Sie wiegen in der Regel kaum 2 Quintchen. Welche gallische Stämme sie geschlagen haben, kann schwerlich ermittelt werden, da sie überall, wo Kelten wohnten, zum Vorschein kommen. Ueber diese Münzen, die auch in der Volkssage häufig erwähnt werden, berichtet ausführlich Prof. H. Schreiber, Taschenbuch für Geschichte 1840 p. 110; Müller, deutsche Münzgeschichte I. p. 17 ff.; Streber, über die sogenannten Regenbogenschüsselchen. München 1861.

No. 149. 150. 151. Diese drei Goldmünzen gehören Hrn. Prof. H. Schreiber in Freiburg; sie sind im badischen Lande, am Fusse des Schwarzwaldes gefunden. Ich beabsichtigte anfangs nicht bloss die in der Schweiz aufgefundenen gallischen Münzen in diesen Blättern aufzuzählen, sondern auch diejenigen aufzunehmen, welche in den früheren Wohnsitzen der Helvetier ausgegraben werden. Tacitus nämlich berichtet in seiner Beschreibung von Germania 28, dass die Helvetier einst den Landstrich zwischen Rhein und Main und dem Hercynischen Walde bewohnten und Ptolemæus Geogr. II. 10 bezeichnet denselben als *Ἔρημος Ἑλουητίων*. Hr. Prof. Schreiber besitzt nun auch aus dieser Gegend eine grosse Zahl von gallischen Alterthümern und zwar nicht bloss Münzen, sondern mancherlei andere Geräthschaften, Waffen, Schmucksachen in reichster Auswahl und hatte die Güte, mir die Benutzung seiner Sammlung freundlichst zu gewähren. Allein ich erkannte den Reichthum und Umfang des Stoffes bald und urtheilte, dass es besser sei, für jetzt meine Untersuchung auf die Schweiz zu beschränken und es der Zukunft zu überlassen, ob es möglich werde, eine zweite Monographie über die im badischen Lande aufgefundenen gallischen Münzen herauszugeben. Es werden einerseits gleiche

oder ähnliche Münzsorten daselbst wie im Territorium der Schweiz gefunden, anderseits aber sind es ganz andere Stücke, andere Typen, die mit den obigen wenige oder gar keine Verwandtschaft zeigen. Als Probe solcher Münzen mögen die hier abgebildeten dienen. Sie sind namentlich dadurch sehr eigenthümlich und lehrreich, dass neben dem Haupttypus noch mancherlei, vermuthlich auf religiösen Cult bezügliche Symbole beigefügt und abgebildet sind, die wir in verschiedenen Sammlungen gallischer Alterthümer in Gold und Bronze wieder finden.

149. A. Ein Schild, ein Schwertheft, Schwertklinge und ein Gurt, wie Schreiber diese Bilder erklärt. Siehe auch dessen Taschenbuch 1840 Taf. II. 3. R. Ein laufendes Pferd, eine Scheibe und vier Sterne und ein herzförmiges Zierrath, dessen Namen mir unbekannt ist.

150. A. Ein Kopf mit grosser Stirnlocke, vermuthlich Apollo, im Felde ein Halbmond, Scheibe, Spiralring (wie solche nicht selten in Bronze gefunden werden, aber ihr Gebrauch ist unbekannt) und Perlschnüre. Das merkwürdigste Ornament aber ist unterhalb dem Kopf, nämlich ein Stück eines Rades. Ich erinnere hierbei an den so überraschenden Fund, der im Jahr 1862 am Ufer des Neuenburgersee's bei Cortaillod von Hrn. Oberst Schwab gemacht wurde und der in dem jüngst erschienenen fünften Bericht von Dr. F. Keller über die Pfahlbauten auf Taf. XIV und XV abgebildet und p. 173 beschrieben ist. Es wurde nämlich daselbst ein bronzenes Rad entdeckt, das aus Einem Stück gegossen ist und, wie Keller schreibt, in technischer Beziehung das Muster eines sehr vollkommenen Hohlgusses liefert und mit Arbeiten etruskischer Kunst verglichen werden kann. Siehe die Abbildung Taf. XlV. 7 und 8. An der gleichen Stelle wurden zugleich mit dem Rad, wie mir Hr. Oberst Schwab erzählte, fünf Mondsichelbilder ausgegraben, die aus graulichem Thon verfertigt und auf Taf. XV. 2. 4. 6. 8. 9. abgebildet sind. Dieses veranlasst mich zu glauben, dass alle diese Gegenstände, sowohl das Rad als auch die Mondsichelbilder, ursprünglich zusammengehörten und dass wir sie als Bruchstücke eines zerstörten religiösen Monumentes der Helvetier betrachten müssen. Anderwärts wurden ebenfalls steinerne und thönerne Mondbilder aufgefunden, z. B. auf dem Ebersberg am Irchel, wie Herr G. Escher von Berg in oben erwähntem fünftem Bericht p. 165 mittheilt. Das Rad dagegen wurde bisher nicht aufgefunden oder wenigstens nicht erkannt, auf gallischen Münzen aber erscheint dasselbe häufig, denn nicht bloss auf der vorliegenden finden wir dasselbe dargestellt, sondern auch auf vielen andern erscheint die Sonnenscheibe unter der Form des Rades (Taf. I. 48. 47. 46, II. 97, III. 122) und neben ihr Mond und Sterne in verschiedener Zahl. Die Gallier lebten noch, wie diese Münzen lehren, unter dem Einflusse der Naturreligion, Sonne und Mond waren ihre Götter, die sie verehrten und deren Symbole sie auf ihren Münzen darstellten. So wird man nicht irren, wenn wir den Kopf des Avers für Apollo Belenus oder den Sonnengott halten. R. Ein linkshin laufendes, schlecht gezeichnetes Pferd, im Felde Scheiben, Sterne, Perlenschnur und Anderes.

151. A. Aehnlicher Kopf wie auf der vorigen, mit Diadem, im Felde ein Spiralring. R. Ein galoppirendes Pferd, linkshin.

Erste Beilage

des Herrn Professor Heinrich Schreiber.

Der Münzfund von Burwein (Oberhalbsteinthal, Graubünden).

Der Fund von Alterthümern in zwei, in einander gestellten Bronzekesseln, welchen Jak. Hier. Dusch von Conters, unweit des Hofes Burwein im Jahr 1786 machte, gehört zu den merkwürdigeren in der Schweiz und wurde desshalb auch schon öfter besprochen. Neuerdings geschah dieses in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich Band VII. Heft 8. »Nordetruskische Alphabete von Th. Mommsen«; und ebendaselbst Band XIII. Abtheilung II. Heft 4. »Die römischen Alpenstrassen in der Schweiz von Dr. H. Meyer. S. 135 ff.«

Hier kommen übrigens aus diesem Funde nur die Münzen und zunächst jene von Silber in Betracht. Von solchen ergeben sich daselbst:

I. Zweierlei Gepräge aus der Münzstätte von Massilia (Marseille), wovon das eine auch in den nordetruskischen Alphabeten Taf. I. No. 9 abgebildet ist. Das andere fehlt, sowohl dort als in der »Numismatique de la Gaule Narbonnaise par *L. de la Saussaie*«, stimmt jedoch mit den in diesem Werke gegebenen Stücken Pl. IV. No. 153 und 159 mit geringer Abweichung überein. Vorderseite: Kopf der Diana mit Diadem und Köcher. Rückseite: Links schreitender Löwe, die rechte Vorderpfote gehoben. Aufschrift »*ΜΑΣΣΑ.*« Unterschrift: »*ΛΙΗΤΩΝ.*« (*Μασσαλιητων.*)

II. Zweierlei Gepräge in barbarischer Nachbildung; beide, so viel dem Berichterstatter bekannt, aus seiner Sammlung hier Taf. I. No. 5. 7 zum erstenmal gegeben. Vorderseite des ältern Stückes: Dianen-Kopf mit Diadem, einfach gekräuseltem Haare und doppelter Reihe von Halsperlen. Rückseite: Missgestalteter Löwe, rechts schreitend, darüber *ΜΑΣΣΑ* (*ΜΑΣΣΑλιητων*). Vorderseite des jüngeren Stückes: Reich verzierter, gelockter, mit Diadem und Perlen-Halsband geschmückter Kopf der Diana. Rückseite: Missgestalteter Kopf mit derselben Aufschrift.

III. Vier in den Typen wenig von einander abweichende Gepräge, wovon bis jetzt ungefähr zwanzig Exemplare (theilweise in schweizerischen Sammlungen) bekannt sind. Dieselben zeigen auf der Vorderseite den geschmückten Kopf der Diana mit Diadem und Ohrengehänge; auf der Rückseite den missgestalteten, doch auf den jüngern Geprägen schon besser gezeichneten Löwen. Darüber höchst selten vollständig, — daher mancherlei Irrungen unterworfen, — auf der einen Reihe der Stücke: »IOIΙIXVO« (Taf. I. 2), auf der andern »IOKEΙITI« (Taf. I. 1). Bereits abgebildet, wiewohl nicht nach ganz guten Exemplaren, in den nordetruskischen Alphabeten Taf. I. No. 7 und 8.

Schon dem ersten Blicke muss es auffallen, dass diese Münzen im Wesentlichen der Typen nicht nur sich selbst, sondern auch sämmtlichen massiliotischen Geprägen mit Dianen-Kopf und Löwe (nach deren mehrfachen Uebergängen) gleichen, nebstdem dasselbe Gewicht ausweisen; so dass ihr Unterschied nur darin gefunden werden kann, dass die einem Originale aus der Prägestätte einer gebildeten Stadt, die andern mehr oder weniger barbarische Nachahmungen sind. Auch der Umstand, dass sie sich in Masse, vermengt, an demselben Orte vorfanden, mithin als Stücke von demselben Werth im Verkehr waren, ist nicht ausser Acht zu lassen. Hieran knüpft sich wohl von selbst die Folgerung, dass Dasjenige, was nach Jahrhunderten noch so verbunden erscheint, auch ursprünglich nicht weit auseinander gelegen haben könne, da ohnehin in früherer Zeit der Umlauf des anerkannten Geldes sehr beschränkt war.

Das, mehrere Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung durch vertriebene Phokäer gegründete Massilia, hatte bekanntlich den umwohnenden gallischen Völkerschaften die ältere linksläufige (von der Rechten zur Linken gewendete) griechische Buchstabenschrift mitgetheilt, welche von denselben auch dann noch beibehalten wurde, als die Massilier selbst mit dem neuern griechischen Alphabet auch die bei uns übliche rechtsläufige Wendung der Schrift längst angenommen hatten. So ergab es sich, dass bei grösseren Münzfunden gleichzeitig geprägte, den Typen, dem Gewichte und dem Werthe nach gleiche Stücke sich zusammenfanden; Neologismen von Seite der weitberühmten Handelsstadt, Archaismen aus ihrem engern oder weitern Bereiche. Hängt noch in unseren Tagen der Landmann mit Vorliebe am Alten, so war dieses bei den damaligen keltischen Völkchen noch weit mehr der Fall; entweder hatten sie gar keine Buchstabenschrift, oder nur, — wie es sich aus zahlreichen Münzen ergiebt, — die ältere griechische, mit einzelnen lateinischen Buchstaben untermengt, bis sie sich unter Oberherrschaft der Römer, auch deren Schrift vollends aneigneten. Dagegen dürfte das, mit den etruskischen Stämmen gemeinsame Mutter-Alphabet, bei diesen, schon nach Eigenthümlichkeit und vorgerückterer Bildung, mehrfache Aenderungen erfahren haben.

So macht Mommsen selbst unter Anderm darauf aufmerksam, dass die Etrusker das griechische *ov* entweder in u oder o umwandelten; während es »durch den eigenthümlich keltischen Diphthong« festgehalten wurde. Er führt hiefür zunächst aus der Schweiz Beispiele, wie die Lousonnenses, die Göttin Naria Nousantia, den Genfer Trouceteius und den Basler Adiantonius Toutianus an, welche durch Inschriften auf Denkmalen und Münzen (Contoutos, Diaoulos, Toutobocios u. s. w.), durch uralte Ortsnamen in Gallien und Grossbrittannien u. s. w. massenhaft vermehrt werden könnten.

Dahin möchte denn auch die eine der von Mommsen behandelten Münz-Aufschriften, Nordetruskische Alphabete Taf. I. No. 8. — »IOIꓷIXVO«, rechtsläufig gelesen »OVXIDIOI« — um so mehr gehören, als die Schweiz noch jetzt ein Ouchi bei Lausanne besitzt, wodurch allerdings »der eigenthümlich keltische Diphthong ou« in zwei Völkchennamen: »Lousonnenses und Ouchidii« sich sehr nahe gerückt wäre.[1])

Hier weicht jedoch Mommsen unerwartet ab, indem er, gestützt auf die von ihm angenommenen Alphabete S. 205, wiewohl mit einigem Bedenken, auf dieser Münze Rutirio lesen zu müssen glaubt.

---

[1]) Erst nach Uebersendung dieses Aufsatzes erhielt ich Kenntniss von der auf Taf. I. No. 3 abgebildeten Münze mit der durch ein chi zu Anfang verlängerten Aufschrift, wodurch ein solches XOVXIDIOI an das in Frankreich öfter vorkommende Chouchi oder Couchi erinnert.

(»Habe ich recht gesehen, so ist zu lesen Rutirio.«) Er findet nämlich in dem ersten Buchstaben des Wortes (omicron) ein etruskisches r, während er denselben siebenten Buchstaben als o gelten lässt. In ein r wird auch der fünfte (delta), der zweite (ypsilon) in ein u und der dritte (chi) in ein t umgewandelt. Das jota zu Ende scheint auf Mommsens Exemplar verwischt gewesen zu sein. Bei einer solchen Behandlung würden jedoch nicht nur die Münzen aus dem Funde zu Burwein, sondern ganze Reihen aus dem südlichen Gallien, wie jene der Trikorier, Rikomagen, Segobier, Allobroger, Vocontier, Cavaren etc. etc. als nordetruskisch zu gelten haben.

Der gegenwärtige Berichterstatter findet seinerseits um so weniger Grund, bei Münzen des südlichen Galliens von dem daselbst eingeführten griechischen Alphabet abzugehen und auf ein, noch nicht einmal fertiges nordetruskisches (»es ist nirgends gelungen, ein vollständiges und gesichertes Alphabet aufzustellen«, Mommsen a. a. O. S. 221) zu greifen, als jenes ohnehin auch in andern Zweigen des öffentlichen Lebens Geltung hatte. Um wieder zunächst bei der Schweiz stehen zu bleiben, so versichert Cäsar (Bell. gall. I. 29) ausdrücklich: man habe im Lager der Helvetier die Tabellen ihres gesammten, bewaffneten und unbewaffneten Auszuges in griechischer Schrift (tabulæ litteris græcis confectæ) vorgefunden. Hätten solche in etruskischem Alphabet vorgelegen, so wäre dieses von ihm gewiss nicht unbemerkt geblieben. Hatte nun aber das griechische Alphabet bei diesen Völkerschaften eine solche Geltung, dass man es sogar für Rottentafeln verwendete; so ist ohnehin nicht anzunehmen, dass man sich für ungefähr gleichzeitige Münzen, welche doch auch allgemein lesbar sein sollten, eines besonderen fremdartigen Alphabets bedient habe.

Anders verhielt es sich in dem von griechischer Bildung wenig oder gar nicht berührten Norden von Gallien. Hier liess Cäsar gerade desshalb an die Seinigen einen Brief in griechischer Schrift abgehen, damit solcher, falls er aufgefangen würde, von den Nerviern, — die offenbar nur von lateinischer Schrift Kenntniss hatten, — nicht gelesen werden könne: »hanc græcis conscriptam litteris mittit, ne, intercepta epistola, nostra ab hostibus consilia cognoscantur.« Bell. gall. V. 48.

Uebrigens legt der Berichterstatter für Unterbringung der Ouchidier auf das heutige Ouchi bei Lausanne ebensowenig als auf das alte Oucetia in der ehemaligen Provincia Narbonnensis u. s. w. besonderes Gewicht; möchte auch nicht in die Zahl der Numismatiker eingereiht werden, denen Mommsen »ihre Attributionen, wie den Frauen ihre Launen nachsehen möchte.« (S. 205.) Uebrigens eine Rücksicht, welche unwillkürlich an das Horazische: »hanc veniam damus petimusque vicissim« erinnert.

Nur soviel versichert er: dass diese Münze, wie die folgende, da sie mit jenen von Massilien dieselben Typen und dasselbe Gewicht hat, zugleich mit denselben vermengt erschien, daher im täglichen Gebrauche deren Stelle vertrat, von einem, wenn noch so kleinen Volke herrühren müsse, welches seinem Gebiete nach von Massilia aus entweder politisch oder mercantilisch oder in beiderlei Weise beeinflusst wurde. De la Saussaye weist in seiner Preisschrift, nach einem nicht ganz guten Exemplare, diese Münze den Oxybiern in der Gegend von Antibes zu, fügt jedoch zugleich bei: »Nous venons de tenter déjà une attribution trop hasardeuse pour en essayer une autre qui ne le serait pas moins, et nous renvoyons ces pièces aux incertaines de la Gaule Narbonnaise.« (Page 109.)

Wurde nach dem Bisherigen die Lesung der Aufschriften keltischer Münzen mit massiliotischen Typen, wie sie zu Burwein vorkamen, nach etruskischen Alphabeten überhaupt als unstatthaft angesehen, so findet dieses auch folgerichtig in Betreff des Stückes, Nordetruskische Alphabete Taf. I.

No. 7 statt. Obgleich Mommsen am angeführten Orte (S. 205) versichert: »Die Lesung von No. 7 ist unzweifelhaft bis auf den letzten Buchstaben Pirukof«, so dürfte dennoch der Zweifel keineswegs in der Art beseitiget sein, dass man es nicht versuchen sollte, auch hier die Lesung nach griechischem Alphabet mit eingemengten lateinischen Buchstaben zu geben, und in dem Worte nicht etwa »einen Mannes-Namen«, sondern den Namen eines Völkchens, worauf schon die Plural-Endung oi hindeutet, zu finden. De la Saussaye las (Numismatique de la Gaule Narbonnaise Page 92) »Libeci oder Libici«; das dem Berichterstatter vorliegende, trefflich erhaltene Exemplar giebt jedoch deutlich LIDEKOI (Lideci), wobei das D schon eine mehr gerundete lateinische Form angenommen hat. Mommsen hat hier den ersten Buchstaben (lamda) in p, den dritten (delta) wieder in r, den vierten (epsilon) in u, und den letzten (jota) in f umgewandelt; was besonders auffällt, da schon seine eigene Abbildung der Münze (Taf. I. No. 7) ein deutliches jota zeigt.

Schwieriger als die Lesung möchte die Unterbringung des hier genannten Völkchens sein, und es dürfte genügen, auf dasjenige zurückzuweisen, was über das Verhältniss solcher Münzen zu Massilia oben im Allgemeinen bemerkt wurde. Ob die Lideci etwa am Lidus oder Lidericus (Le Loire), oder am Liger (La Loire) sassen, mag hier dahingestellt bleiben.

Auch an Goldmünzen fehlte es bei dem Funde von Burwein nicht, obgleich das Vorkommen derselben bezweifelt werden will. (»Namentlich dass Goldmünzen dabei gewesen, ist wenig glaublich.« a. a. O. S. 204.) Dem Berichterstatter ist es nämlich geglückt, wenigstens eine davon zu retten. Es ist eine barbarische Nachahmung des Staters Philipps von Macedonien, und zwar in Schüsselform. Vorderseite: undeutlicher Kopf mit Diadem. Rückseite: Biga. Dergleichen Nachbildungen des Stater, dem sie auch an Gewicht nahe kommen, waren bekanntlich im südlichen Gallien häufig und kommen theils mit der ganzen Unterschrift des Königs (eine solche mit *ΦΙΛΙΠΠΟΥ* liegt vor dem Berichterstatter), theils mit Bruchstücken des Namens, theils auch, zumal bei schüsselförmigen Stücken, ohne solche vor.

Zweite Beilage

des Herrn Professor Heinrich Schreiber.

Die Münzen der Kaleten.

Unter den Münzen der keltischen Völkerschaften machen sich jene der Kaleten (Tafel I. No. 34 bis 48 und 51. 52) sowohl durch eigenthümliche Schriftzüge als durch grosse Verbreitung bemerkbar.

Erstere, dem griechischen Alphabet angehörig, zeichnen sich durch eckige Form, — wohl die älteste auf keltischen Münzen, — aus. Dieselbe wurde in einem eigenen Aufsatze von *Liénard,* dissertation sur des caractères angulaires des monnaies de la Gaule Belgique. Chalons-s-Marne 1836. behandelt. Was die Verbreitung betrifft, so finden sich diese Münzen in Böhmen, Baiern, Würtemberg, Baden, in der Schweiz, in Frankreich und England. Hier kommen zunächst jene in Betracht, welche der Schweiz angehören. Ein Hauptfundort dafür ist der Abhang einer Höhe, östlich von Nunningen im Kanton Solothurn, etwa vier Stunden von Basel entfernt. Daselbst finden sich solche Münzen auf einer kaum zwei Morgen grossen Ackerstrecke zerstreut, so dass bei jedem neuen Bearbeiten des Bodens einige zum Vorschein kommen. Von daher sind beträchtliche Reihen derselben in die numismatischen Sammlungen zu Basel, Zürich u. s. w., sowie in Privathände übergegangen. Professor Wilhelm Vischer in Basel hat in einer besondern Abhandlung: »celtische Münzen aus Nunningen im Kanton Solothurn«, auf diese reiche Fundgrube silberner Quinare aufmerksam gemacht.

Die Vorderseite giebt in einem, öfter doppelten Perlkreise, den links gewendeten Kopf der Pallas mit Helm und Perlhalsband. Nur auf den späteren Exemplaren ist der Kopf rechts gekehrt und der Helm beflügelt. (No. 52.)

Die Rückseite zeigt gewöhnlich ein links gekehrtes Pferd im Schritt oder Sprung, gegürtet, gezäumt, mit einem Halsbande und öfter unter seinem Bauche ein vierspeichiges Rad, als Andeutung des Wagens. Wo der Pallashelm geflügelt erscheint, ist auch das Pferd im Sprunge rechts gewendet, besser ausgeführt und seine Mähne durch Punkte bezeichnet. Die auf dieser Rückseite befindliche Umschrift ist bald weniger, bald mehr vollständig, je nachdem eine kleinere oder grössere Metallmasse unter den Stempel gekommen war, oder sich unter demselben verschoben hatte.

Anfänglich fand man über dem Pferde nur drei Buchstaben, welche von böhmischen Numismatikern (Bienenberg und Andere) zwar richtig als KAA erkannt, aber für Runen gehalten und als

Wörter Kata, Ajie, Lika, gelesen wurden. In Frankreich entspann sich eine Controverse darüber, ob nicht die Buchstaben nach links, Luk, zu lesen seien und daher die Leuker bezeichneten, in deren Gebiet, namentlich in Lothringen, diese Münze häufig vorkomme. Ebenso wollte man auf mangelhaften Stücken kein T entdecken. Endlich kam auf bessern Exemplaren die Aufschrift *KAAETEΔOY* vollständig zu Tage, und Lambert, essai sur la Numismatique gauloise du Nord-ouest de la France, wies die zahlreichen Funde dieser Münzen in dem Schatzfelde bei Limesy u. s. w. nach. Derselbe hat auch die Aufschriften dieser Quinare mit Gewichts-Angabe (Poids: 33. 34. 35. 36. 37. 38 gr. Musée de Rouen etc. etc.), sowie ausführliche Abbildungen derselben gegeben.

Hiemit hatte jedoch die Controverse ihr Ende noch nicht erreicht; es schienen nämlich für eine, in Gallien nicht so beträchtliche Völkerschaft der übrig gebliebenen Münzen zu viel und dieselben in zu weit von einander entlegenen Gegenden zerstreut zu sein. Diese Ansicht stellte F. de Saulcy auf, und dieselbe fand in Deutschland Eingang.

Dr. J. H. Müller, deutsche Münzgeschichte, 1860, Th. I. S. 41 spricht sich dahin aus: »Die zahlreichen, mit KAA u. s. w. bezeichneten Münzen müssen einer Völkerschaft angehört haben, welche in der Geschichte Galliens eine sehr wichtige, ja die wichtigste Rolle gespielt hat. Diese Völkerschaft kann keine andere als die der Aeduer gewesen sein; sie hatte unter den übrigen das Principat inne. Abgesehen also selbst von der Schrift, hat sie das Recht, die Münzen, die von allen am meisten vorkommen, als die ihrigen zu beanspruchen. Jeder Zweifel muss aber um so mehr verschwinden, da sich auf ihnen die Aufschrift EΔOY findet, welche nur das Seitenstück zu der Legende EDVIS bildet, die sich auf den Denaren des Helvetiers Orgetorix seit seinem Bündniss mit Dumnorix und den Aeduern zeigt. Es bleibt also nur die Bedeutung des Wortes Kalet zu erklären übrig. Die Gegend, worin die Gallier, in ihrer eigenen Sprache die Kelten, wohnten, ward späterhin Gallia Lugdunensis benannt, und in Mitte derselben befand sich der Hauptsitz der Aeduer; diese waren das Oberhaupt der ganzen keltischen Stammesgenossenschaft. KALET ist also der Name des grossen Volkes, an dessen Spitze die Aeduer standen. Kalet heisst aber: die harten, abgehärteten; so nannten sie sich mit stolzem Beinamen, und so nennen sich noch heute ihre Nachkommen im ehemaligen Armorika. Es sind also jene Münzen von den Aeduern geschlagen.«

Dagegen lässt sich Folgendes bemerken. Was die Verbreitung der von den Kaleten geprägten Münzen betrifft, so ist diese leicht dadurch erklärlich, dass dieses Volk ein seefahrendes und handeltreibendes war. Die Caleti oder Caletes (Caes. bell. gall. II. 4, VII. 75 — *Κάλετοι* bei Strabo, — Galeti bei Plinius u. s. w.) sassen auf der Nordseite an beiden Ufern der Seine, wo sie in das Meer mündet, in der heutigen Normandie, im Lande Caux (Départ. de la Seine-Inférieure). Sie zählten zu den sechszehn Völkerschaften des mächtigen Bundes der Belgen, der zunächst für die britische Insel dadurch Wichtigkeit erhielt, dass deren Seeküste, durch Raubzüge und feste Ansiedlungen, von demselben bevölkert wurde. (Caes., bell. gall. V. 12. — Contzen, die Wanderungen der Kelten. 1861. S. 4: Die Belgen.)

Daraus ergiebt sich das Vorkommen kaletischer Quinare in England von selbst, welche Müller (a. a. O. S. 38) für »offenbar römischen Denaren nachgebildet hielt, weil sich auf einigen noch das Werthzeichen (X) befinde, wesshalb mit vollkommener Gewissheit zu schliessen sei, dass sie in die Zeiten zu versetzen sind, wo in Gallien der römische Einfluss dem Münzwesen der Gallier einen neuen Aufschwung gab.« Wir haben jedoch oben gesehen, und schon ein flüchtiger Blick auf Taf. I

No. 46, 47, 48, 51 überzeugt davon, dass dieses Werthzeichen nur ein, nach undeutlichen Exemplaren missverstandenes, und kein römischer Zehner (X), sondern ein unter dem Bauche des Pferdes, zur Andeutung des Wagens, — wie häufig auf keltischen Münzen, — angebrachtes vierspeichiges Rad ist.

Vielmehr beweisen eckige Schriftzüge und Kopf der Pallas (keineswegs der Dea Roma), — wovon gleichfalls schon die Rede war, — dass die Quinare der Kaleten ursprünglich dem griechischen Einflusse unterlagen; somit auch eine ältere (vielleicht die älteste) Scheidemünze ausmachten, deren sich gallische Völker im täglichen Verkehr bedienten. Da nun ihre Handelsleute zugleich die Schweiz, Deutschland und andere Länder jedenfalls so weit durchwanderten, als sie durch helvetische, bojische oder sonstige keltische Bevölkerung daselbst geschützt waren, — wie wir z. B. Geld der Marseiller und deren Nachbarn auf alten Alpenübergängen finden; — so erklärt es sich (von andern Beziehungen ganz abgesehen), schon hieraus zur Genüge, warum diese Münzen in den Gebieten der Aar und Reuss, des Rhein und Main, der Donau und des Lech, der Moldau und Elbe zu Tage kommen. Dazu bedurfte es nicht eines Volkes, welches im Inlande von Gallien eine besonders wichtige Rolle spielte; sondern betriebsamer, wanderungslustiger Handelsleute, wie solche schon in vorrömischer Zeit von daher das Ausland durchzogen.

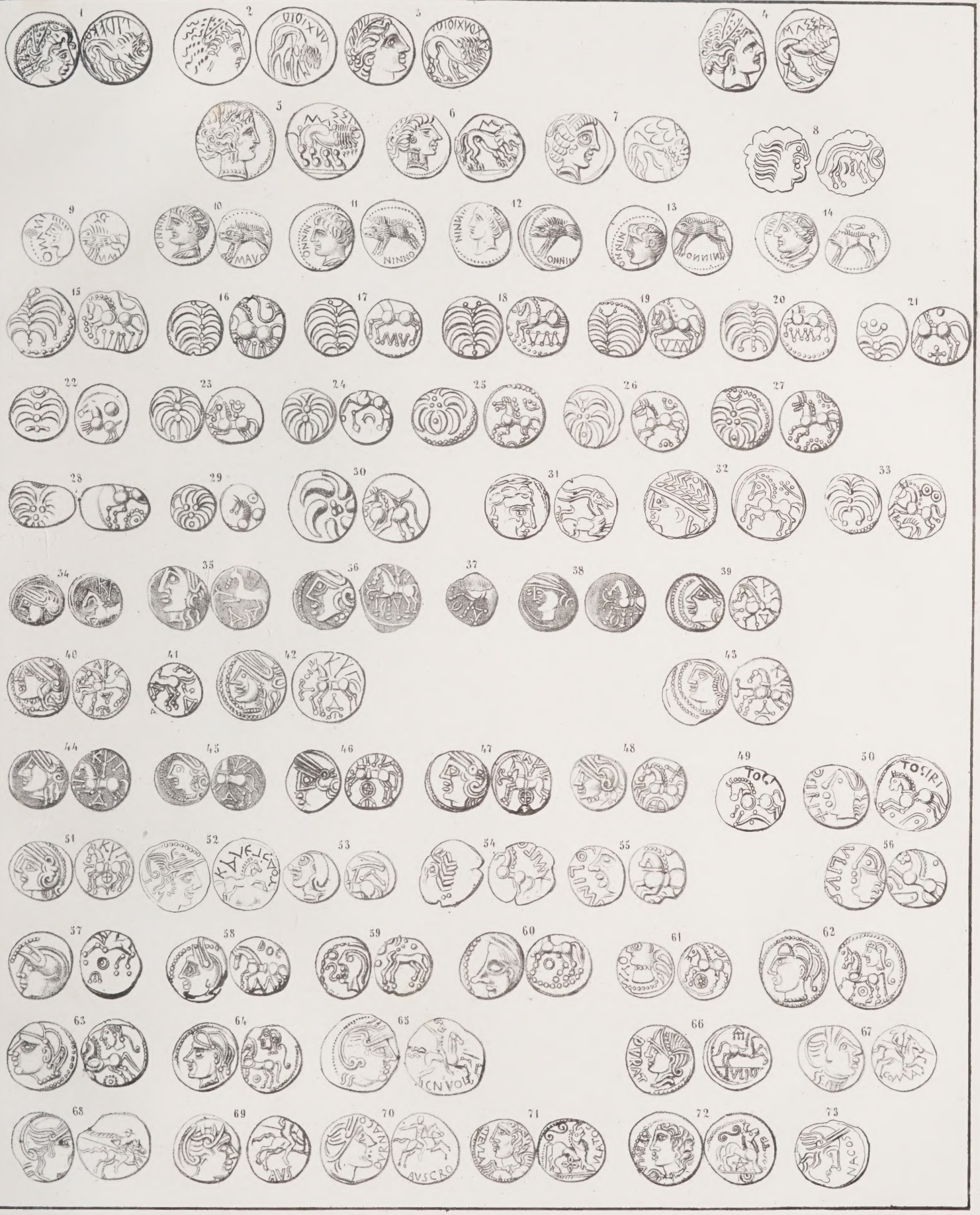
Auch befanden sich die Kaleten zu Cäsar's Zeit, da sie zehntausend Bewaffnete in's Feld stellten (bell. gall. II. 4 etc.) noch im Belgen-Bunde und zogen sich erst später mehr nach Süden, wo sie von Plinius (hist. nat. IV. 18. 32) in der Gallia Lugdunensis aufgeführt werden.

Was ferner die Aufschriften ihrer Münzen betrifft, so bieten dieselben, — je nach Grösse und Erhaltung der Stücke, — Varietäten dar, die sich jedoch, wie schon Prof. W. Vischer nachgewiesen hat, auf drei zurückführen lassen: ΚΑΛ. ΚΑΛΕΔΟΥ und ΚΑΛΕΤΕΔΟΥ. Möglich dass durch die kürzeren, zugleich älteren Aufschriften das Volk, durch die längeren die Prägstätte Caledunum bezeichnet wurde, welche Duchalais in dem Dorfe Chalons in der Diöcese von Mans, — welches im achten Jahrhundert in dem pagus diablinticus unter dem Namen Caladunum vorkommt, — zu finden glaubte.

Dabei zeigt es sich, dass das Wort ΚΑΛΕΤΕΔΟΥ weder auf älteren noch jüngeren Stücken, auf denen es erscheint, irgendwie getrennt ist, und daher schon aus diesem Grunde Kalet nicht von edu, — welches angeblich die Stelle von eduis vertreten soll, — unterschieden werden kann. Wo irgend eines Bundesgenossen der Eduer auf Münzen gedacht ist, sind Bundeshaupt und Genosse durch Vorder- und Rückseite geschieden; wie z. B. Taf. II. No. 91 und 93: Eduis und Orcetirix.

Dass sich aber die Eduer auf Münzen Kaleten genannt hätten, ist bis jetzt noch nicht nachgewiesen. Sie nannten sich, — schon wegen der gegenseitigen Eifersucht der Völkerschaften, — auf solchen mit ihrem unterscheidenden Stammnamen; mochte sich auch im mündlichen Verkehr ein Theil der Gallier als Kelten bezeichnen und dieser Name insbesondere auf die Kaleten übergegangen sein.

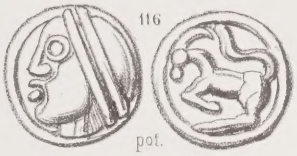
Was übrigens das Wort Kaled oder Kalet in seiner gegenwärtigen Anwendung betrifft, so ist dasselbe lediglich ein Gattungsname für Hartes, Rauhes u. s. w. Wenn also der Bretagner im Scherz oder Ernst versichert: »Bretoned tud Kalet«, so besagt dieses nichts weiter als z. B. das Bekannte: »alle Wälder sind derb« u. s. w.



Druck v. J. Hofer, Zürich.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

115 pot.


116 pot.

117 pot.

118 pot.

119 pot.

120 pot.

121 pot.

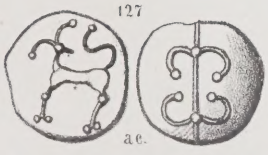
122 pot.

123 pot.

124 pot.

125 pot.

126 pot.


127 ae.

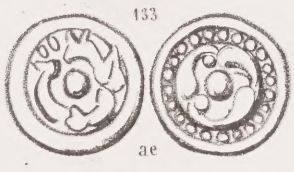
128 ae.

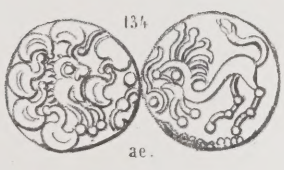
129 ae.

130 ae.

131 ae.

132 ae.


133 ae


134 ae.

135 CRICIR ae.

136 ar.

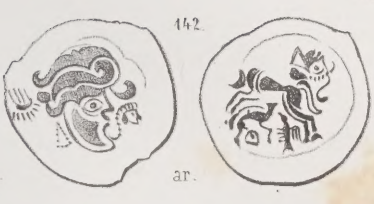
137 ae.

138 REMO ae.

139 au.

140 ar.

141 ERMANVS INDVTILLI ae.

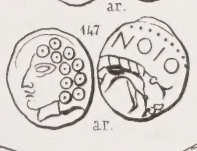

142 ar.

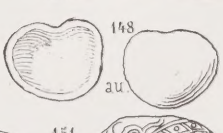
143 ar.

144 VO ar.

145 ar.

146 ar.


147 NOIO ar.


148 au

149 au.

150 au.

151 au.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

Die römischen Ansiedelungen

in der Ostschweiz.

II. Abtheilung.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1864.

Römische Ansiedelungen in der Ostschweiz.

Die Anfänge römischer Niederlassung in unserer Gegend lassen sich, wie im ersten Abschnitt[1]) dieser Mittheilung gezeigt worden, bis auf die Regierung Augusts zurück verfolgen.[2]) Sie fallen ohne Zweifel in jene Zeit, in welcher die Verhältnisse der gallischen Provinzen geordnet und, nach Unterwerfung der rätischen Gebirgsbewohner, im Jahr 15 v. Chr., ein Theil der Ostschweiz der Provinz Rätien, der helvetische Gau aber dem einen der militärisch verwalteten Grenzbezirke der belgischen Provinz, der Germania superior, einverleibt wurde. Vindonissa, der südlichste Lagerplatz des längs der Rheinlinie aufgestellten Heeres, ist unstreitig die älteste römische Ansiedelung in unsern Thälern und der Ausgangspunkt römischer Kultur für den mittleren Theil des Landes. Mit der Anlegung dieser Castra Vindonissensia, die über ein halbes Jahrhundert Standquartier einer ganzen Legion blieben, fand zugleich auch die Gründung mehrerer festen Punkte, Castelle, zwischen Augusta Rauricorum und dem Bodensee Statt, ferner die Einrichtung von Heerstrassen mit Stationen, zur Unterkunft der im Marsche begriffenen Truppen. In der Nähe dieser Militärposten entstanden, wie es heute noch in eroberten Ländern geschieht, kleine unter dem Schirme der nahen Besatzung stehende und von den Bedürfnissen der Truppen abhängige Ortschaften; auch rief der Verkehr auf den Strassen Herbergen und Werkstätten verschiedener Art in's Dasein. Waren diese Wohnplätze auf die Nähe des Rheins und den Lauf der Strassenzüge beschränkt, so breitete sich dagegen eine andere Art römischer Ansiedelungen, deren Natur tiefer in die Lebensweise der gallischen Bevölkerung eingriff und in der Folgezeit eine bedeutende Veränderung im Aussehen des Landes bewirkte, nach dem Innern des helvetischen Gaues aus. Der Unterhalt und die Verpflegung einer ansehnlichen Truppenmasse erforderte regelmässigen Zufluss von Lebensmitteln für Menschen und Vieh. In fruchtbaren, von dem Hauptquartier aus leicht zugänglichen Thälern und in nicht allzugrosser Entfernung von demselben, mussten, wie im ersten Abschnitte angeführt wurde, landwirthschaftliche Anstalten gegründet werden. Es ist kaum zu bezweifeln, dass diese Höfe, deren Anlegung, Erweiterung und Unterhaltung, wie die Stempel auf den hier zum Vorschein kommenden Dachziegeln beweisen, von Windisch aus stattfand, von Veteranen[3]) beworben wurden, welche beträchtliche Stücke confiscirten Landes als Belohnung für langen Dienst erhalten hatten, mit der Verpflichtung, einen Theil des Ertrages ihrer von Steuern und andern öffentlichen Lasten befreiten Güter an das Hauptquartier und die Garnisonen der kleinen Festungen abzuliefern.

[1]) Dieser erste Abschnitt der Röm. Ansiedelungen in der Ostschweiz bildet das letzte Heft des XII. Bandes der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft.

[2]) Ueber die Schicksale des römischen Helvetiens siehe G. v. Wyss, Archiv für schweiz. Gesch. Bd. VII. und Th. Mommsen, Mittheil. d. antiquar. Ges. Bd. IX., ferner Geschichte der XI. und XXI. Legion von Dr. H. Meyer, Bd. VII. unserer Mittheilungen.

[3]) Die Grabschrift eines solchen zu Zurzach verstorbenen Veteranen siehe Mommsen, helvet. Insch. No. 276.

Es ist selbstverständlich, dass zur Zeit der Gründung der ersten Gehöfte weder Ziegel- und Kalkbrenner, noch Maurer und Zimmerleute im Lande zu finden waren, wesshalb die Ansiedler beim Bau ihrer Wohnungen von Windisch aus theils mit Handwerkern, theils mit dem nöthigen Material versehen werden mussten. Ungeachtet der sehr bedeutenden, durch die Untersuchungen der Alterthumsforscher fortwährend zunehmenden Anzahl von römischen Ansiedelungen unter deren Trümmern sich Dachziegel mit dem Stempel der XXI. oder XI. Legion finden, hat man nichts desto weniger alle diese Punkte als Militärposten betrachtet, in denen kleine Abtheilungen der zu Windisch stehenden Truppen cantonnirt waren. Wenn diese Annahme in Beziehung auf einige dieser Niederlassungen keinen Zweifel erleidet, so können wir uns nicht enthalten, zu bemerken, dass, wie wir später zeigen werden, der grössere Theil derselben sich in Absicht auf Anlage und innere Einrichtung von den eigentlichen Landsitzen (Villen) nicht im mindesten unterscheidet, weder wehrhaft gebaut, noch durch Wall und Graben geschützt und oft, wie z. B. Aegerten bei Biel, wo Dachziegel mit dem Stempel der XXI. Legion vorkommen [1]), weit von Windisch entfernt ist. Gegen die Ansicht, welche diesen Punkten eine militärische Bedeutung abspricht, lässt sich allerdings einwenden, dass dieselben, da sie nicht auf feindlichem Gebiete, sondern rückwärts des Hauptquartiers und der an der Grenze befindlichen Castelle liegen, einer künstlichen Befestigung nicht bedurften, und dass die zum Unterkommen der Mannschaft erstellten Gebäude, in leichtester Weise, vielleicht aus Holz aufgeführt sein mochten. Wie dem auch sei, so viel ist gewiss, dass die Entwickelung römischer Kultur in dem oben bezeichneten Landstriche unter dem Einflusse der längs des Rheines aufgestellten Truppen statt hatte und anfänglich einen militärischen Charakter an sich trug.

Nachdem das helvetische Land von dem furchtbaren Schlage, den es bei der Thronbewerbung des Vitellius erlitten, sich unter der milden Regierung des Vespasian wieder erholt hatte, genoss es einer fast zwei Jahrhunderte dauernden Periode der Ruhe und des Friedens, während deren die Thäler zwischen dem Rheine und dem Alpengebirge, je nach dem Masse der Berührung mit römischem Wesen, die Civilisation der Welteroberer aufnahmen.

Im Westen des helvetischen Gaues fand römische Sitte und Kultur schnelleren Eingang und schlug tiefere Wurzeln als im Osten. Einerseits liegt dieser Theil des Landes näher den Thoren, durch welche von Lugdunum und der Provincia her römische Bildung eintrat. Anderseits erhielt daselbst durch die Gründung zweier Colonien, der Equestris zu Noviodunum und der Flavischen Veteranencolonie zu Aventicum, das römische Element zwei bleibende Stütz- und Mittelpunkte. Aventicum, wie in gallischer so auch in römischer Zeit die Hauptstadt des Landes, erfreute sich der besondern Gunst des flavischen Kaiserhauses, gewann in kurzer Zeit ein städtisches Ansehen und schmückte sich mit öffentlichen Gebäuden, mit Tempeln, Hallen und Theatern. Auch in der Umgegend dieses Ortes, so wie an den Ufern des Genfersees, verbreitete sich durch römische Ansiedler italische Lebensweise. Eine Menge gallischer Ortschaften nahmen unter dem Einflusse der nahen Städte Sprache und Sitte der Herren des Landes an und gelangten zur Blüthe.

Anders verhält es sich während dieser Zeit mit den östlichen von der Hauptstadt abgelegenen Theilen des Landes. Von dem Zeitpunkte an, da unter Domitian's Regierung die gegen die Germanen aufgestellte Kriegsmacht an die Donau verlegt wurde, verloren, etwa ein Jahrhundert nach ihrer

[1]) Siehe Geschichte der XI. und XXI. Legion von Dr. Meyer in Bd. VII. unserer Mittheilungen. Taf. I. Fig. 10.

Gründung, Vindonissa und die im ersten Abschnitte beschriebenen Castelle ihre ursprüngliche Bedeutung. Nach dem Abzuge der Truppen verschwand aus unsern Gegenden der Hauptbestandtheil der römischen Bevölkerung. Die Träger italischer Gesittung bestunden nunmehr nur noch in einigen wenigen Militärposten, denen die Bewachung der festen Plätze und die Aufsicht über die Heerstrassen anvertraut war, in einer Anzahl Beamter und einigen Duzend Colonistenfamilien, die isoliert auf ihren Gütern lebten. Aus der geringen Berührung zwischen dem gallischen und dem römischen Elemente der Bevölkerung, aus der Entfernung von der Hauptstadt und den in deren Nähe entstandenen städtischen Ortschaften, aus der Bevorzugung des poeninischen Passes gegenüber den rätischen Alpenübergängen und der nach dem Rheine abzweigenden Strasse, erklärt es sich, dass in dem östlichen, wie überhaupt in dem mittlern Theile des helvetischen Gaues römisches Leben nicht zur Entfaltung gelangte. Wenn wir die Ueberreste römischer Ansiedelungen in diesem Gebiete überschauen, so finden wir mit Ausnahme der Thermen zu Baden, denen ein militärisches Aussehen auch nicht ganz abging, keine andern grössern Ortschaften als die befestigten Plätze und Strassenstationen, nämlich Fines, Turicum, Vindonissa, Olten und Salodurum. Alle andern Ueberbleibsel römischer Niederlassungen östlich von der Aar sind ihrem Umfange und ihrer Anlage nach nicht von der Art, dass wir auch nur einen dieser Punkte in die Reihe der ebengenannten Flecken, vici, zu setzen berechtigt wären. Genauere Untersuchung der Trümmerstätten und sorgfältige Erkundigung über die Ausdehnung und Beschaffenheit der vorhandenen Mauerreste lehrt, dass in den meisten Fällen die vermeintliche grosse Ortschaft sich auf einige Wohngebäude mit den dazu gehörigen Oekonomiegebäuden oder auf die Gebäulichkeiten von mehreren einander nahe liegenden Gehöften reduzirt, und dass die Angabe von zusammenhängenden Häuserreihen auf Uebertreibung beruht. In desto deutlicheren Zügen tritt uns dagegen an solchen Stellen das Bild einer römischen Villa entgegen, die, nach den Regeln römischer Feldwirthschaft und nach dem Muster der Veteranengehöfte eingerichtet, häufig alle Bequemlichkeiten römischer Lebensweise zur Schau trägt und eine nicht geringe Wohlhabenheit der einstigen Besitzer erkennen lässt.[1]) Wir dürfen mit Sicherheit annehmen, dass in dem genannten Landstriche neun Zehntel der römischen Ruinen die Ueberreste von landwirthschaftlichen Wohnsitzen sind, die, zwischen die gallischen Dorfschaften eingestreut, theils von römischen Ansiedlern gegründet waren, theils von reichen Provinzialen, welche römische Lebensweise angenommen hatten.

Obwohl die Zahl dieser Höfe bis zur Zeit der wiederholten Einfälle der Alemannen zunahm, und der Anbau des Landes allmählig nach den Regeln römischer Landwirthschaft betrieben wurde, so kann, wie eben bemerkt, doch nicht behauptet werden, dass in unserer Gegend eine eigentliche Romanisirung der gallischen Bewohner eingetreten sei, und es sprechen verschiedene Gründe dafür, dass dem gemeinen Volke römische Sprache und römische Lebensweise fremd blieben. Wenn von den Britanniern erzählt wird[2]), dass sie, von Agricola zur Errichtung von Tempeln, Marktplätzen, Wohnhäusern ermuntert, allmählig zu römischer Sprache, Lebensweise und Verfeinerung übergingen, so gelten solche Verhältnisse für den Westen Helvetiens; im Osten aber mochten ähnliche Zustände walten, wie gegenwärtig in Irland, wo die Sprache und Lebensweise des herrschenden Sachsen und des unterjochten Kelten ruhig neben einander bestehen. Diese Annahme schliesst nicht aus, dass in unsern Gegenden, wie überall in eroberten Ländern, bald eine Mischung der Bevölkerung statt-

[1]) Für einen gewissen Luxus sprechen die in vielen Landhäusern vorkommenden Haufen von Austerschalen.

[2]) Tac. Agric. c. 21.

fand, dass im Gefolge des Heeres Kaufleute, welche die Erzeugnisse italischer Industrie einführten, Künstler untergeordneten Ranges und Handwerker eindrangen, und sich an den für den Betrieb ihres Geschäftes günstigen Plätzen niederliessen. Nur durch die Vermittlung ansässiger Handwerksleute konnte eine solche Menge kunstgerecht erbauter und anmuthig ausgestatteter Landsitze zu Stande kommen. Das den Eingebornen völlig unbekannte Handwerk der Maurer, der Steinhauer, der Freskomaler, der Mosaik- und Stuckaturarbeiter, der Glaser, der Ziegelbrenner u. s. w.[1]), — Gewerbe, deren Ausübung im Laufe der Zeit die im Nachbilden nicht ungeschickten Gallier selbst übernahmen, — fand volle Beschäftigung. Einen thatsächlichen Beweis, dass dieser Verhältnisse ungeachtet römische Gesittung und Sprache nicht durchdrang, erblickt Mommsen darin, dass nordwärts von Solothurn nicht bloss die Zahl der Inschriften viel geringer ist als in der Westschweiz, sondern dass von diesen wenigen neun Zehntel entweder mittelbar oder unmittelbar von der Reichsverwaltung herrührten, wie die Meilensteine und die auf Festungsbauten bezüglichen Schriftsteine und die Grabschriften von römischen Soldaten und Beamten, — ferner in dem Umstande, dass die Namen der Eingebornen, wie wir sie auf Produkten der Töpfer und Ziegler und auf einigen Grabschriften in ausländischen Kriegsdiensten verstorbener Soldaten finden, grösstentheils einen barbarischen Charakter tragen, so dass sie in einer Gegend, wo man nichts als Latein gesprochen hätte, schwerlich vorgekommen wären.

In dem grössern Theile der rätischen Ostschweiz (Bünden mit Glarus und St. Gallen) fand, wie schon die Namen der Ansiedelungen und Oertlichkeiten darthun, durch die Einwanderungen von Romanen römische Sprache durchweg Eingang. Allein die Entfernung von Kulturpunkten und die beschränkten Verhältnisse der Provinzialen liessen hier römische Gesittung und Lebensweise bei der Masse der Bevölkerung nicht zur Entwickelung kommen, wesshalb Reste nach römischer Art erbauter Wohnungen bis jetzt einzig an der Heerstrasse und in der Nähe des alten Hauptortes der bündnerschen Thalschaften, Curia, gefunden wurden.

Was den innern Theil der Schweiz, das Gebiet der jetzigen kleinen Kantone, betrifft, so sind über die Frage, ob und wie dicht diese Thäler bevölkert gewesen sein möchten, verschiedene Meinungen geäussert worden. Die Benennungen von Gebirgsformationen und eine Menge sich auf Alpenwirthschaft beziehender Ausdrücke [2]), die offenbar aus der römischen Sprache entlehnt sind, beweisen, dass diese Gegend vor ihrer Besitznahme durch die Alemannen nicht eine Einöde, sondern erst von rätischen, dann von romanisch sprechenden Hirten besucht oder besetzt gewesen sei. Allein da, mit Ausnahme einer Anzahl Münzen und weniger Geräthschaften, römische Ueberreste, wie Grundmauern von Wohnungen und auf Ansiedelungen hindeutende Gegenstände, nämlich Utensilien aus Metall, Töpfergeschirr u. drgl., nie gefunden wurden, da ferner sämmtliche, die römischen Niederlassungen verbindende, nach dem Gebirge hin zielende Strassen plötzlich wie abgeschnitten erscheinen, so ist man zu der Annahme berechtigt, dass wenn auch während der römischen Periode die Alpweiden so gut wie jetzt benutzt wurden, und eine jährliche Ausfuhr von Vieh nach Italien schon damals statt fand, dennoch römische Kultur in die Gebirgskantone nicht eingedrungen sei.

[1]) Man denke an das »corpus fabrum tignariorum«, Zunft der Zimmerleute, Holzhändler, der auch die aurifices, Goldschmiede, einverleibt waren, zu Amsoldingen bei Thun. Mommsen's Insch. No. 212.

[2]) Wir erinnern hier an die Namen Stafel (stabulum), Rüfi (rovina), Gletscher (glacies), Zingel (Felsterrasse) (cingulum) etc. Ob die vielen nicht deutschen Ortsnamen, die theilweise in den Thälern Graubündens und Tyrols sich wieder finden, rätischen oder romanischen Ursprungs seien, lassen wir dahin gestellt.

Eine sorgfältige Aufdeckung römischer Trümmerstätten verbreitet nicht nur über die Einrichtung der Gebäulichkeiten, sondern auch über die Schicksale der Ansiedelungen einigen Aufschluss, und bestätiget die Angaben, die wir den römischen Geschichtschreibern und Inschriften entnehmen. Vor Allem ist zu bemerken, dass in den meisten derselben römische Münzen vorkommen, die von Augustus bis zu den Constantinen datiren, und dass somit die Annahme gerechtfertigt erscheint, die Gründung dieser Ansiedelungen falle in das erste Jahrhundert, und ihre Dauer erstrecke sich durch den Zeitraum von vier Jahrhunderten bis zum Ende der römischen Herrschaft diesseits der Alpen. Der Untergang der Wohnsitze trifft also den Münzfunden zufolge mit der in den Geschichtswerken aufgezeichneten Katastrophe, der Invasion germanischer Stämme, anfangs des fünften Jahrhunderts zusammen. Dass ihr Erlöschen nicht durch allmähligen Verfall, sondern durch gewaltsame Zerstörung, durch Einäscherung herbeigeführt wurde, ergibt sich aus der vollkommenen Aehnlichkeit römischer Ruinen mit jetzigen Brandstätten. Asche und verkohltes Gebälk, verglaste Steine und Metallschlacken lassen deutlich genug den Akt der Verheerung erkennen. Die Durchgrabung des Erdgeschosses liefert noch weitere Andeutungen über die mannigfachen Schicksale dieser Anlagen. Nicht selten entdeckt man nämlich unter den Estrichen der Gemächer Ueberbleibsel älterer Estriche, unter den Mosaikböden Reste ähnlicher, aber sorgfältiger ausgeführter Fussböden, zugleich mit Bruchstücken von bemalten Wänden, von Glasfenstern und von Töpfergeschirr, welche Dinge sämmtlich heftigem Feuer ausgesetzt gewesen waren. Die Mauern bestehen stellenweise aus Fragmenten von Dachziegeln und Heizröhren. Ferner zeigt es sich, dass neues Gemäuer auf alten Fundamenten aufgesetzt ist, dass späteres Mauerwerk quer über älteres, abgetragenes, hinläuft, dass Gemächer aus älterer und neuerer Zeit unsymmetrisch an einander stossen und Bauveränderungen und Herstellung zerstörter Theile im Laufe der Zeit oftmals stattgehabt haben. Endlich überzeugt man sich, dass je die ältern Theile der Gebäude theils aus besserem Material, theils mit mehr Fleiss ausgeführt sind. Man kann mit Grund annehmen, dass die Entwicklungs- und Blüthezeit der Mehrzahl dieser Gehöfte jener 200jährigen Friedenszeit angehört, welche mit der Regierung des Vespasian beginnt, und ohne Unterbrechung bis zu derjenigen des Gallienus fortdauert. Helvetien erhob sich während dieses Zeitraumes zu dem Grade römischer Gesittung, den es überhaupt zu erreichen im Stande war. Schon in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts begann der Rückschritt. Unter der Regierung des Gallienus trat nämlich das furchtbare, wiewohl schon längst erwartete Ereigniss eines gewaltigen Einbruches der Germanen in die gallischen Provinzen ein, bei welchem durch die bis nach Italien vordringenden Alemannen ohne Zweifel auch Helvetien hart mitgenommen wurde.

In die Zeit dieses Verwüstungszuges ist die Zerstörung Aventicums, zu deren Stadtgebiet der helvetische Gau gehört hatte, und diejenige vieler anderer blühender Ortschaften in der Westschweiz zu setzen. Von dem Schrecken, den dieser Einfall unter der Bevölkerung verbreitete, zeugt das in jenen Jahren beginnende Vergraben von Töpfen, die mit dem werthvollsten Besitzthum des fliehenden Landmanns, mit Geld und Geschmeide gefüllt sind, und deren gegenwärtig noch in jedem Menschenalter einige zu Tage gefördert werden. Unter den Nachfolgern des Gallienus wiederholten die Alemannen ihre Einfälle und zwar mit solchem Nachdrucke, dass das Heer die Donaugrenze nicht länger zu behaupten vermochte und unter Probus alles römische Gebiet jenseits des Rheins dem Feinde überlassen werden musste. Zum zweiten Male bildete dieser Strom die Grenze des Reiches, und Vindonissa und die kleinern Festungen längs des Rheins füllten sich wieder auf ein Jahrhundert mit römischen

Truppen. Obwohl Diocletian, Maximian und Constantius Chlorus bedeutende Siege über die Alemannen erfochten, so waren sie dennoch genöthigt, zum Schutze Galliens neue Festungen anzulegen und die alten — unter diesen auch Stein, Ober-Winterthur, Zurzach [1]) — wie die noch vorhandenen Trümmer beweisen, mit grossem Aufwande herzustellen. Hauptsächlich durch die Anstrengungen der genannten Kaiser trat auch, wie für ganz Gallien, so besonders für Helvetien eine Zeit der Erholung ein, in welcher öffentliche Gebäude, Brücken, Strassen ausgebessert und die letztern mit Meilensteinen versehen wurden. Allein trotz dieser äussern Ruhe verschwand doch aus einem Lande, dessen Grenze durch den erbittertesten Feind Roms fortwährend bedroht war, alle Sicherheit des Besitzes, ja sogar des Lebens, und ein gedeihlicher Zustand kehrte nicht zurück. Neue Ansiedelungen erhoben sich keine mehr. Die während der mehrmaligen Streifzüge der Alemannen zerstörten Wohnsitze wurden eilfertig und zur Nothdurft wieder hergestellt, die dem Anfalle der Feinde am meisten blossgestellten und durch die Militärmacht am wenigsten geschützten verlassen. Zwar kämpften Julian und Valentinian, von denen der letztere zur Sicherung der gallischen Provinzen dem ganzen Rheine entlang, von dessen Ursprunge bis zur Mündung in den Ocean, eine Reihe Befestigungswerke (Kaiser-Augst, Altenburg bei Windisch, Irgenhausen) [2]) aufführen liess, und Gratian glücklich gegen die Alemannen, indem sie dieselben sogar in ihrem eigenen Lande angriffen und zum Frieden zwangen. Allein alle Bemühungen waren gegenüber einem so kühnen und mächtig gewordenen Feinde ohne Erfolg. Endlich trat durch den Zug des Rhadagaisus nach Italien im ersten Decennium des fünften Jahrhunderts die letzte Katastrophe für die römische Herrschaft in unsern Gegenden ein.

Wie heftig vor der endlichen Preisgebung des Landes der Kampf an dessen Grenzen gewüthet haben muss, geht aus der unglaublichen Menge von Münzen, welche in Windisch und den übrigen festen Plätzen gefunden werden, und aus der furchtbaren Zerstörung, welche über alle öffentlichen und Privatgebäude erging, deutlich hervor. Nicht weniger bestimmt verkündigt uns eine diese Ereignisse begleitende Entvölkerung des Landes der Umstand, dass von so vielen blühenden Sitzen kaum der zehnte von dem Sieger besetzt wurde, und kaum der hundertste seinen römischen Namen durch den Sturm der alemannischen Invasion retten konnte.

Der Aufzählung der zu beschreibenden Baureste [3]), namentlich derjenigen der ländlichen Wohnsitze, müssen wir aus zwei Gründen einige allgemeine Bemerkungen über die Anlage römischer Villen vorangehen lassen. [4]) Erstlich würde, wenn wir diess unterliessen, der Leser, welcher nie Gelegenheit hatte, der Aufdeckung eines Landsitzes beizuwohnen oder eine Anzahl von Plänen ausgegrabener

[1]) Siehe den ersten Abschnitt S. 274. 280. 302.

[2]) Erster Abschnitt S. 311.

[3]) Siehe die Statistik der römischen Ansiedelungen und S. 311 des ersten Abschnittes.

[4]) Es mag dem Leser unserer Mittheilungen auffallen, dass in der Beschreibung der römischen Gebäude zu Kloten Bd. I. Heft 2 (siehe auch Mommsen's römische Schweiz Bd. IX. 2te Abtheil. Heft 1. S. 16) die Behauptung vorkommt, »im östlichen Helvetien sei kein Gebäude entdeckt worden, selbst nicht in der Nähe von Vindonissa, das den Namen einer Villa verdiente«, und nun in der vorliegenden Schrift hauptsächlich von Villen die Rede ist. Ich verstand aber an jener Stelle unter der Benennung Villa nicht ein Gehöfte, sondern einen nach italischem Muster eingerichteten Landsitz eines reichen Römers, und hatte die Absicht, gegenüber der Anschauung unserer ältern Alterthumsforscher, die in jedem Hypokaust ein Bad und in jedem Mosaikboden ein Stück eines Prachtbaues erblickten, die römischen Baureste unserer Gegend als militärische oder landwirthschaftliche Anlagen zu bezeichnen.

Villen zu vergleichen, sich kaum eine Vorstellung von dem Aussehen und der Einrichtung solcher Gebäude zu machen im Stande sein. Zweitens wäre das Verzeichniss der an verschiedenen Lokalitäten meist in zerbrochenem Zustande aufgehobenen Geräthschaften ohne Interesse und ohne Nutzen, weil der Werth derselben ohne vorherige Angabe ihrer Bedeutung und Beziehung zum ganzen Gebäude nicht erkannt würde. Rothe Scherben, Bruchstücke von Gesimsen aus Juramarmor, von Dachziegeln und von Heizröhren sind an sich von wenig antiquarischem oder künstlerischem Interesse; allein es kann mit Bestimmheit angenommen werden, dass an der Fundstätte dieser Dinge römische Gebäude mit Hypokausten vorhanden und in den Zimmern Wohlhabenheit und Comfort anzutreffen waren.

Da die Idee der Villa auf italischem Boden entstand und vollkommen ausgebildet in die Länder diesseits der Alpen verpflanzt wurde, könnte man zu der Annahme versucht sein, es liege dieser Art Ansiedlung eine Musterform zu Grunde, welche auch in den nördlichen Ländern mehr oder weniger Berücksichtigung gefunden hätte. Was die Schweiz betrifft, so ist leider, da ein solches Unternehmen mit grossen Schwierigkeiten und Unkosten verknüpft ist, keine einzige Villa nach ihrem ganzen Umfange und mit der Absicht, den Grundplan derselben zu ermitteln, aufgedeckt worden. Bei der Beschränktheit der Mittel hatten alle Ausgrabungen nur die Blosslegung des Hauptgebäudes oder der besser erhaltenen Gemächer, die Auffindung von Mosaikböden, Hypokausten, Geräthschaften etc. zum Zwecke, während die weniger versprechenden Partieen, die jedoch einen so wichtigen Theil des Ganzen bilden, die Oekonomiegebäude, die die Gärten und das Gehöfte einfriedigenden Mauern u. s. w. unberücksichtigt blieben. Wir besitzen also kein vollständiges Bild einer Villa unseres Landes.[1]) Indessen ist im verflossenen und in diesem Jahrhundert in England, Frankreich und Süddeutschland eine ziemliche Anzahl zerstörter Landsitze planmässig untersucht und in den Denkschriften der alterthumsforschenden Vereine oder in besondern Publikationen beschrieben und abgebildet worden. Eine eingehende Vergleichung der sämmtlichen Grundpläne zeigt uns, dass gewisse Theile, die man als die Hauptbestandtheile der Villa betrachten kann, in jedem einzelnen Falle sich nachweisen lassen, dass aber in der Disposition derselben den Terrainverhältnissen und rücksichtlich der Eintheilung der Gebäulichkeiten den speciellen Bedürfnissen des Ansiedlers Rechnung getragen wurde. Herr von Caumont[2]) ist der Ansicht, es sei bei aller Mannigfaltigkeit im Grundplane des Wohnhauses dieser Landsitze etwas Gemeinsames, die Normalform des römischen Hauses zu erkennen, indem ein viereckiger Hof, gleichsam das Atrium, den Mittelpunkt der dortigen Anlage bilde, um den sich die sämmtlichen Gebäulichkeiten gruppiren. Was den Plan der ganzen Anlage betrifft, so sagt er: »Einige alte französische Landsitze, bestehend in einem herrschaftlichen Gebäude, das den Hintergrund eines kleinen Hofes einnimmt, in Kornspeichern und Scheunen auf der einen, Pferde- und Viehställen, Gesindewohnung und übrigen zur Oekonomie gehörigen Räumlichkeiten auf der andern Seite, erinnern an den von Columella aufgestellten Musterplan einer Villa, welche die drei Bestandtheile eines vollständigen Landsitzes, eine villa urbana, rustica und fructuaria in sich fasst.«

Wir sind aus Mangel vollständiger Aufnahmen der wenigen in den ebenen Thalgründen unseres Landes vorhandenen Villen nicht im Stande, die Ansicht des genannten Archäologen zu unterstützen,

[1]) Die Villa von Bürglen, unweit Ottenhausen, ist die einzige, bei welcher sich die Anlage des Ganzen, nicht aber die Einrichtung der Häuser aus den noch vorhandenen Resten erkennen lässt.

[2]) Cours d'antiquités monum., 3e partie p. 90.

zweifeln aber um so weniger an der Richtigkeit seiner Anschauung, als die innere Einrichtung unserer Villen von derjenigen der in Frankreich aufgedeckten sich in nichts Wesentlichem unterscheidet. [1]) Wir dürfen indessen nicht unterlassen, auf einen Umstand aufmerksam zu machen, der bei uns auf das Entwerfen des Grundplanes bestimmend einwirkte. Wie schon im ersten Abschnitt bemerkt ist, wurden in unserem Lande für Anlegung ländlicher Sitze, wo nicht ausschliesslich, doch vorzugsweise, die Abhänge der Hügel und Berge, an denen sich meist auch die Strassen hinzogen, [2]) oder wenn im Thale gebaut wurde, eine natürliche Anschwellung des Bodens gewählt, ein Punkt, der eine freie Aussicht über die Umgegend, gesunde Luft und Ueberfluss von Quellwasser in der Nähe darbot. [3]) In einem so bewegten Terrain, wie demjenigen der Schweiz, liessen sich überall Lokalitäten die Menge finden, welche alle wünschbaren Annehmlichkeiten der Lage mit den Erfordernissen für erfolgreichen Betrieb der Landwirthschaft in sich vereinigten. Die Natur eines solchen Areals, eine oft ziemlich geneigte Fläche, oder das beengte Plateau auf einem Hügel, gestattete aber eine ins Gevierte sich ausbreitende Anordnung der Gebäulichkeiten nicht, und der Baumeister sah sich genöthigt, den Gebäuden eine Ausdehnung in die Länge zu geben und dieselben wo möglich in Eine Linie zu bringen.

Was nun erstens das **Wohngebäude** [4]) betrifft, so bildet dasselbe in der Regel ein länglichtes Viereck mit halbkreisförmigen (cubicula in absida curvata) und rechtwinkligen Ausbauten z. B. Pfäffikon Kt. Luzern, Kloten, Neftenbach u. a. m. Die Räume, welche den Tricliniis und Cubiculis (im Sinne von Wohn- und Schlafzimmern) entsprechen mit der nöthigen Zugabe von Küche, Vorraths-, Wasch- und Bade-Gemächern, sind ohne Symmetrie mit einander verbunden, jedoch öfters durch zwischen dieselben eingeschobene offene Höfe, Lichthöfe, oder durch halb oder ganz bedeckte Räume getrennt. Wenn bei den Wohnungen der Reichen die Räume der letztgenannten Art an eine Ecke des Gebäudes verlegt und von den Wohnzimmern gesondert sind, wenn zuweilen die Sommergemächer gleichsam als ein Flügel des Hauptgebäudes und mit diesem durch lange Corridore verbunden erscheinen (z. B. Zofingen), so ist namentlich bei den Wohnungen von weniger Bemittelten [5]) eine Gliederung der Räume gar nicht bemerkbar, da dieselben anscheinend ohne Ordnung an einander stossen. Mitunter nehmen die grösseren Räume die ganze Breite des Areals ein, und man ist gezwungen, um nach einem entfernteren Theile des Gebäudes zu gelangen, die ganze Tiefe desselben und eine Reihe von Gemächern zu durchschreiten, z. B. Seeb.

Die wirthschaftlichen Gebäude, die immer eine bedeutende Ausdehnung haben, die Ställe, Scheunen, Speicher, liegen bald zur Seite, häufiger aber unterhalb des herrschaftlichen Gebäudes (Dällikon), welchem immer die freundlichste Lage und der Ueberblick über das Ganze eingeräumt wurde. Der Zwischenraum, der mitunter ein Paar Morgen Landes beträgt, ist durch Mauern in Gärten und Höfe abgetheilt. Ist das Terrain ziemlich abschüssig, so ist der Boden vor der Fronte des Hauses terrassirt (Buchs Kt. Zürich), und die wirthschaftlichen Gebäude stehen unten auf der Ebene. Zuweilen befinden sich die letzteren ganz abseits und in ziemlicher Entfernung

[1]) Zu vergleichen der Plan von Gränichen.

[2]) Die Ansiedelungen zu Brütten, Mauren und viele andere.

[3]) Z. B. Kloten, Martalen und eine grosse Zahl anderer.

[4]) Villa urbana im Gegensatz von rustica kann das Wohngebäude desshalb nicht genannt werden, weil in vielen Villen die Gebäulichkeiten für die Unterkunft des Gesindes, für Aufbewahrung des landwirthschaftlichen Geräthes und der Feldfrüchte mit demselben verbunden waren.

[5]) Villam urbanam pro copia aedificato, Cato d. r. r. C. IV.

vom Wohngebäude. Wie auch die Anordnung der verschiedenen Bestandtheile einer Villa sein mag, so ist in den meisten Fällen das Ganze zum Schutz gegen Diebe oder Thiere von einer Mauer umschlossen (Bürglen). Die Menge der bald in Mörtel, bald trocken aufgeführten Mauern ist oft erstaunlich.

Das **Baumaterial.** In ganz besonderem Ansehen standen in unserer Gegend bei dem römischen Baumeister der Jurakalk und der Tuffstein. Diese beiden Steinarten wurden aus den Brüchen stundenweit verführt und in dem Maasse angewendet, dass man aus dem Vorkommen von Brocken dieses Materials auf Ackerfeldern mit ziemlicher Sicherheit auf die Nähe römischer Ruinen schliessen kann. Den Jurakalk, der wegen der feinen Politur, die er annimmt, und seiner Dauerhaftigkeit zu den Marmorarten gezählt wird, benutzte man nicht nur zur Aufführung von Gebäuden, in kleinen Stücken (petit appareil) zur Bekleidung von Castralmauern, in Quadern zur Herstellung der Festungseingänge und zum Bau der Thürme, sondern auch zur innern Auszierung der Wohngemächer. Die weisslichgelbe, zuweilen von weissen Adern durchzogene, viele Versteinerungen zeigende und nicht sehr splitterige Sorte fand die ausgedehnteste Anwendung. In den Villen der Wohlhabenden sind die Säulen und Architrave der Portico's, die Gesimse, die Badwannen, Brunnenbecken und mancherlei Skulpturen aus diesem schönen und dauerhaften Material gefertigt. Die Brüche, aus denen dasselbe bezogen wurde, finden sich auf dem Born bei Olten, auf dem Balmis bei Lostorf (Solothurn), bei Thalheim (Aargau), zwischen Staffelegg und Villingen (Aargau), bei Lauffenburg (Aargau) und auf der schwäbischen Alp bei Nusplingen unweit Ulm.[1])

Nächst dem Jurakalk kommt der Tuffstein, dessen schwunghafte Anwendung sich durch das Mittelalter fortsetzte. Es ist auffallend, dass die römischen Baumeister dieses so poröse Material, das fast in allen Thälern anzutreffen ist, nicht nur zu Mauern, sondern auch zu Säulen, Skulpturen und sogar zur äusseren Bekleidung von Festungswerken verwendeten. Kamen beim Zuhauen der Werkstücke Höhlungen zum Vorschein, so wurden dieselben mit Mörtel ausgefüllt.

Ganz besonders beliebt war schon im ersten Jahrhundert der durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit sich auszeichnende Muschelsandstein, welcher aus den beiden Brüchen zu Würenlos und Mägenwyl im Aargau in Stücken von beliebiger Grösse bezogen werden konnte. Da er keiner Politur fähig ist, wurde er zu künstlerischen Zwecken wenig gebraucht, obwohl man ihn zuweilen zu Grabsteinen mit Reliefbildwerk benutzt sieht. Zu Windisch fand ein so massenhafter Gebrauch dieses Gesteins statt, dass man sagen kann, die Hälfte des zum Bau der öffentlichen und Privatgebäude benutzten Materials sei Muschelsandstein gewesen.

In grösserer Entfernung vom Juragebirge bediente man sich zum Bau der Häuser, wie heutzutage noch, der vom Hochgebirge herstammenden Fündlinge und der Geschiebe, womit unsere Thäler angefüllt sind.

Auch die verschiedenen härteren Sorten des Molassesandsteins fanden schon in frühester Zeit grosse Nachfrage und die Brüche zu Bollingen, Buchberg am obern Zürichsee, Rorschach am Bodensee nebst den Brüchen des röthlichen Buntsandsteins am Rhein waren namentlich im zweiten und dritten Jahrhundert im vollen Betriebe. Indessen begnügte man sich, wenn kein besseres Material in der Nähe sich darbot, mit einer geringeren Qualität. So wurden zum Beispiel die Gebäude der Villa zu Seeb aus dem weichen Sandstein des Hügels, auf welchem die Gebäude stehen, aufgeführt.

[1]) Nach den Untersuchungen des Geologen Herrn Mösch in Zürich.

Wenig Beachtung fand im Ganzen der im Aargau vorkommende Alabaster, den man bisweilen zu Ornamenten und Gesimsen verwendet antrifft (Baden).

Aus den entlegenen Thälern des Hochgebirges bezog man, wiewohl in geringer Menge, weissen Marmor und Serpentin, aus Italien die schönen Marmortafeln, mit denen Bäder, z. B. zu Baden, und die Zimmer der reichern Villen ausgeschmückt sind.

Zum Bau von Wohnungen und Festungsmauern, besonders zu Scheidemauern, wurde der Backstein in ausgedehnter Weise benutzt. Beim Wiederaufbau zerstörter Gebäude unterliess man nicht, Fragmente von Dachziegeln, Heizröhren u. s. w. als Flickstücke sorgfältig zu gebrauchen. In sehr vielen Fällen, namentlich bei Gebäuden von geringerem Ansehen, findet man, wie dies durch das ganze Mittelalter üblich war, die Mauern nicht aus Bruchstein, sondern aus den rundlichen Geschieben, die man auf den Feldern und an den Ufern der Flüsse sammelte, aufgeführt. Auf der Aussenseite der Mauern wurden die Geschiebe entweder verwendet wie man sie fand und bald horizontal bald schräg und ährenförmig gelegt (Burg bei Stein) oder viereckigt zugehauen.

Mauern. Hatte man durch Abebnung dem Boden die für die Form und den Umfang des Gebäudes passende Gestalt gegeben, so wurde auf Trockenlegung des Platzes die grösste Mühe verwendet. Diese Vorsorge war unerlässlich, da alle oder weit die meisten Zimmer sich zu ebener Erde befanden. Kamen die Gebäude an einen Abhang zu stehen, so wurde, um die Bergwasser zu entfernen, die Area nach verschiedenen Richtungen mit Abzugskanälen durchschnitten, in welche dann die von der Küche, den Wasch- und Badegemächern herkommenden Dohlen einmündeten. Um an solchen Lokalitäten dem Nachrutschen des Erdreiches vorzubeugen, pflegte man rückwärts und vorwärts der zu erstellenden Gebäude Stützmauern anzulegen, die häufig an Festigkeit mit Castellmauern wetteifern, und ihre Stärke noch dadurch zu erhöhen, dass man von Distanz zu Distanz halbkreisförmige Einbiegungen —⌒—⌒— oder rechtwinklige Vorlagen —⌐—⌐— anbrachte. Diese Mauern sind sogenannte Gussmauern, wenigstens 6 Fuss dick und den im ersten Abschnitt beschriebenen Festungsmauern ganz ähnlich.

Die Hauptmauern der Gebäude dringen 4 bis 6 Fuss in den Boden ein. Ihre Dicke ist verschieden und wechselt zwischen 3 und 6 Fuss, je nach der Lage des Gebäudes; sie sind, wie heut zu Tage, meist aus Bruchsteinen aufgeführt, jedoch mit dem Unterschiede, dass man zur äussern Bekleidung gern gleich grosse Stücke verwendete und dieselben in horizontale Schichten legte. Bei Mauern, welche keinen Verputz erhielten, sind die verschiedenen Schichten durch gerade, in die breiten Mörtellagen eingerissene Linien bezeichnet. An den Ecken der Gebäude erscheinen häufig kleine Tuffsteinquader. Ganz aus behauenen grösseren Stücken aufgeführte Mauern haben wir nirgends bemerkt.

Die Scheidemauern, die eine geringere Dicke haben, bestehen zuweilen aus Backsteinen und in seltenen Fällen aus Flechtwerk und Thon (Seeb). Diese Art Wände, welche Vitruvius unter dem Namen parietes craticii anführt, III. 8., und verwirft, sind nur wenige Zoll dick und von geringer Festigkeit.

Der Mörtel, welcher immer reichlich, oft verschwenderisch angewandt wurde, besteht ganz nach der Angabe des ebengenannten Autors, aus sauber geschlämmtem Fluss- oder Grubensand, und vielem Kalk. Dieser Eigenschaft verdankt er seine ausserordentliche Festigkeit und Dauerhaftigkeit. Mörtel, welchem je nach dem Gebrauche, zu dem er bestimmt war, Ziegelbrocken von der Grösse einer Baumnuss bis zu derjenigen einer Linse beigemischt waren, wurde in unserm Lande zur Herstellung von

Estrichen, Belegung der Wände u. s. w. sehr häufig, aber nie zum Bau der Mauern verwendet.[1]) Nicht selten hat die Aussenseite der Häuser einen Verputz, welcher geglättet und mit röthlicher, blaulicher oder gelber Farbe angestrichen ist.

Von nicht geringer Bedeutung für die ganze Anlage der Villen ist die Erörterung der Frage, ob dieselben nur ein Erdgeschoss oder noch ein oberes Stockwerk hatten. Gewöhnlich treten bei den Trümmern römischer Häuser die Mauern 1 bis 2 und nur in günstigen Fällen 7 bis 8 Fuss über die Ebene des Bauplatzes hervor; es ist daher schwer, die Höhe der Gemächer, und unmöglich die der Häuser zu bestimmen; allein die grosse Masse Schutt, die zuweilen auf demselben Punkte aufgehäuft ist, ferner der Umstand, dass innerhalb der Wände eines Gemaches Stücke verschiedenartig gemalter Wände gefunden werden, scheint zu der Annahme zu berechtigen, dass mitunter ein zweites Stockwerk vorhanden gewesen sei. Reste von steinernen Treppen sind indessen nirgends zum Vorschein gekommen.

Gemächer. Bei der Abdeckung einer jeden Villa giebt es eine Anzahl Zimmer, deren Bestimmung schwer, ja darum unmöglich zu ermitteln ist, weil wir mit den Bedürfnissen und Gewohnheiten ihrer einstigen Bewohner nicht hinlänglich bekannt sind. Indessen gewähren die Grösse und Beschaffenheit der Gemächer und das Vorkommen von häuslichen Geräthschaften in den meisten Fällen Anhaltspunkte zu Muthmassungen über die Bedeutung derselben. Wohn-, Speise-, Sommer- und Winterzimmer, welche sämmtlich im Allgemeinen keinen grossen Flächenraum hatten, lassen sich an ihrer Grösse, am Dasein von Hypokausten, an ihrer Vollendung, Auszierung, Form (Absiden), mitunter auch an ihrer Stellung zu den übrigen Räumen oder ihrer Orientation leicht erkennen. Kleinere, an die vorigen anstossende Gemächer von geringerem Aussehen pflegt man als Schlafzimmer zu betrachten. Badezimmer geben sich durch ihre Einrichtung kund. Räume, die alles Schmuckes entbehren, werden, wenn in ihnen Scherben kleinerer und grösserer Geschirre von sehr verschiedener Form und Qualität zum Vorschein kommen, nicht mit Unrecht für Kammern zur Aufbewahrung von Lebensmitteln (apothecae), z. B. von Hülsenfrüchten, dürrem und eingemachtem Obst, Butter, Oel u. s. w. gehalten. Zu bemerken ist, dass in solchen Räumen, wie aus dem Vorkommen von Amphoren hervorgeht, auch der Wein aufbewahrt wurde, da ein Paar Fuss tief in die Erde eingesenkte Räume in Villen öfter, eigentliche Keller aber, in denen eine gleichmässige Temperatur herrscht, nie angetroffen werden. Ein Herd mit Ueberresten von Koch- und Tafelgeschirr und der Vorrichtung zum Aufhängen von Töpfen bezeichnet die Küche; Werkzeug von Eisen, wie Beile, Sägen, Bohrer, Nägel die Kammer zur Aufbewahrung häuslichen und landwirthschaftlichen Geräthes. An einigen Orten glaubt man auch Werkstätten entdeckt zu haben, — eine Annahme, die in dem Umstande begründet ist, dass in grösseren von Städten weit abgelegenen Gehöften Handwerker wie Schreiner, Wagner, und Schmiede nicht fehlen durften.

Die am wenigsten ausgestatteten Räume mögen zum Aufenthaltsorte des Gesindes und der Sklaven (cella servorum) gedient haben.

Es giebt aber auch hie und da ganz kleine oft in Mehrzahl neben einander befindliche Kammern, welche gewöhnlich gar keine Spur von Geräthschaften enthalten und doch nicht als Schlafzimmer betrachtet werden können.

[1]) Mit Ausnahme der Mauern des Castrum Rauracense bei Kaiser-Augst. S. Abschnitt I. S. 277.

Fussböden. Je nach der Bestimmung des Raumes wurde auf Herstellung des Fussbodens mehr oder weniger Fleiss verwendet. Da die Gemächer zu ebener Erde sich befanden und Bretterböden nicht üblich waren, so musste vor Allem darauf Bedacht genommen werden, den Fussboden möglichst von der Feuchtigkeit des Bodens zu isoliren. Um diesen Zweck zu erreichen, wurde die betreffende Stelle ein Paar Fuss tief ausgegraben, mit Feldsteinen belegt (statumen) und mit Mörtel übergossen. Verfuhr man recht sorgfältig, so wurde auf dieses Bett noch ein Ziegelmehl-Estrich ausgebreitet. Bei den weissen Estrichen sind bald mehr bald weniger grosse Sandkörner, die aus schwarzem Alpenkalkstein bestehen und an den Ufern der Flüsse leicht zu bekommen waren, der Masse beigemischt und sauber abgeschliffen. Diese Böden bilden eine kunstlose Mosaik, die aber recht freundlich aussieht. Anstatt aus einem Estriche besteht in andern Gemächern der Boden aus kleinen, 5—6 Zoll langen, auf die Kante gestellten Backsteinen, nach Art des opus spicatum (**Taf. I. Fig. 16**), oder aus grossen quadratischen oder verschiedenartig geordneten rectangularen Backsteinen. Schönere Gemächer haben eine Belegung von geschliffenen Tafeln jurassischen Marmors, oder kleinen Täfelchen ausländischer Steinarten, welche entweder quadratisch zugeschnitten oder zum Zwecke der Herstellung mannigfaltiger geometrischer Figuren in verschiedene Formen gesägt sind (pavimentum sectile). **(Taf. I. Fig. 15.)** Sehr häufig sind die Böden auch mit Mosaik belegt, von dem später die Rede sein wird. In den Gesindezimmern findet sich ein einfacher Estrich.

Für die zur Aufbewahrung von Lebensmitteln oder Geräthschaften bestimmten Räume begnügte man sich mit dem festgestampften Boden oder einem Pflaster von aufrecht gestellten Kieselsteinen. Zuweilen findet man unter den Fussböden kreuz und quer hinlaufende Mauern, welche dazu dienten, einer Senkung desselben vorzubeugen.

Wände. Die Wände der bessern Zimmer haben durchgängig einen 2—3 Zoll dicken sorgfältig abgeriebenen Bewurf, auf den eine dünne Schicht Kalk und Gips aufgetragen ist. Bald blieben die Wände weiss, bald wurden sie marmorirt, mehrentheils aber gab man ihnen einen Anstrich, für den man lebhafte, ja grelle Farben wählte. Unter diesen kommen am häufigsten roth, gelb, grün, blau, auch dunkelbraun und schwarz vor. Die mit Streifen von dunkler Farbe eingefassten Wandflächen sind gewöhnlich mit architektonischen oder Pflanzenornamenten belebt. Ein Blumenstrauss oder Gruppen von Gegenständen aller Art, zuweilen auch Figuren von Menschen und Thieren, schmücken die Mitte des Feldes. In technischer Beziehung gebührt dieser Farbendekoration das höchste Lob. Der den Grund bildende Anstrich ist völlig gleichmässig. Die Farben, über deren Bereitung Vitruv c. VII. ausführliche Anweisung giebt, sind leuchtend und ihre Bereitung und die Art des Auftragens so vollkommen, dass sie, obwohl anderthalb Jahrtausende der Feuchtigkeit und dem Froste preisgegeben, nicht im mindesten gelitten, sondern ihre ursprüngliche Frische bewahrt haben. Weniger günstig müssen wir von dem künstlerischen Werthe der Darstellungen sowohl lebendiger als lebloser Gegenstände urtheilen, indem wir noch nie Malereien entdeckt haben, die nicht flüchtig und roh ausgeführt waren und einen Künstler von sehr untergeordnetem Range verriethen.

Häufig verschönerte man die Zimmer dadurch, dass man die Wände bis zur Brusthöhe mit schöngeschliffenen Tafeln von Juramarmor bekleidete und diese untere Fläche von der oberen, bemalten, durch ein Gesims aus derselben Steinart abschloss. Fast keine Villa in unserer Gegend entbehrt in einem oder mehreren ihrer Zimmer dieses Schmuckes. Die Belegung der Wände mit Mosaik kommt

seltener vor, und nur in den Zimmern, deren Fussboden ebenfalls mit Mosaïkarbeit verziert ist. Die Motive der Zeichnungen an den Mosaïkwänden sind zuweilen Figuren, meistens aber Ranken von Wasserpflanzen mit breiten herzförmigen Blättern und offenen oder halbgeschlossenen Blüthen, also demselben Ornamente, welches in Relief auf aretinischen Gefässen so häufig zu sehen ist (Pfäffikon Cant. Luzern, Buelisacker unweit Bremgarten). **(Taf. II.)**

Die **Fenster** (fenestrae), welche wenigstens in den nach Mittag schauenden Zimmern gewiss nicht fehlten, schienen in bedeutender Höhe angebracht gewesen zu sein. Dass die Fensteröffnungen in den schönen Gemächern mit Glas geschlossen waren, beweist die Menge Fragmente von Glastafeln, die in fast allen Villen zum Vorschein kommen. Ob man die Scheiben, die jedenfalls über einen Quadratfuss gross waren, in bewegliche Rahmen einsetzte, wissen wir nicht. In einer Maueröffnung der Ansiedelung zu Kloten fand sich ein vermittelst Gips oder Kalk festgemachtes Stück einer solchen Scheibe, woraus wir schliessen, dass die Lichtöffnungen klein und die Fenster unbeweglich waren. Die Verfertigung des Scheibenglases bestand darin, dass die flüssige Materie, die immer von grünlicher Farbe ist, in eine quadratische mit feinem Sand bestreute Form ausgegossen und nachher auf der untern Seite abgeschliffen wurde, wesshalb es ungleich dick, voll Streifen, und eher durchscheinend als durchsichtig ist.

Die **Küche** (culina), in welcher sich während der Essens- und Ruhezeiten auch das Gesinde aufhielt, ist mitunter ein Raum von ziemlicher Grösse, dessen Boden mit einem Estrich oder mit Backsteinen belegt ist. Der Herd (focus) erhebt sich nur wenige Zoll über den Boden und ist mit der ganzen Vorrichtung zum Kochen und Braten sowie den dazu nöthigen Utensilien demjenigen in den jetzigen romanischen Ländern üblichen völlig ähnlich, jedoch mit dem Unterschiede, dass der Rauch nicht durch einen Schornstein, sondern durch ein Loch in der Decke oder ein kurzes Rohr seinen Abzug genommen zu haben scheint[1]). Es gibt übrigens Häuser mit Wohn- und Schlafzimmern, in welchen man vergeblich nach einem Raume sucht, den man als eine eigentliche Küche betrachten könnte. Wenn man nicht annehmen will, dass man in solchen Gebäuden von einem andern Orte her die Speisen gebracht habe, so muss man sich mit der Vermuthung behelfen, dass der oft ziemlich weite Raum, in den zwei oder mehrere Heizlöcher ausmünden, zur Zubereitung der Speisen benutzt worden sei. Diese Ansicht wird durch den Umstand unterstützt, dass sich an solchen Stellen Knochen von Thieren und Scherben verschiedenartiger Töpfe vorfinden.

An die Küche muss sich zuweilen der Raum (pistrinum) angeschlossen haben, in welchem Korn gemahlen und gestampft und Brod gebacken wurde, da man häufig in der nächsten Umgebung des Kochherdes Mühlen (molae) und Stampfmörser (pilae) antrifft.

Die Einrichtung der **Mühle** (mola) ist bei den vielen Dutzenden, die wir zu untersuchen Gelegenheit hatten, dieselbe. Der Apparat besteht in einem obern beweglichen runden Steine (catillus), der auf seiner obern Seite zur Aufnahme des zu mahlenden Getreides etwas ausgehöhlt und häufig mit einem erhöhten Rande versehen, an der untern aber mehr oder weniger concav zugehauen ist. Der untere feststehende Stein (Bodenstein, meta) ist auf der oberen Seite convex, unten plan. Um ein Hin- und Herschwanken des oberen zu drehenden Steines (des Läufers) zu verhindern, ist quer über der Oeffnung, durch welche das Getreide in den Zwischenraum zwischen den Steinen hinabgleitet, ein

[1]) Fuligo quae supra focos tectis inhaeret Colum. XI. 3. 60.

Eisenband eingesetzt. Durch ein darin angebrachtes Loch dringt der senkrecht in den untern Stein befestigte eiserne Dorn, welcher beim Gebrauche der Mühle den Läufer in der rechten Lage erhält. An der Seite des letztern befinden sich an entgegengesetzten Stellen zwei eiserne Schlaufen, in welche die zum Herumdrehen des Läufers dienenden Stöcke gesteckt werden. (**Taf. I. Fig. 18.**)

Die Mühle stand auf einem Holzblocke mit erhöhtem Rand, zwischen welchem und dem Bodensteine das über diesen herunterfallende Mehl sich anhäufte. Die Mahlsteine wurden theils bei uns verfertigt, theils aus der Fremde bezogen. Nicht selten findet man solche aus vulkanischem Gestein, welche aus der Gegend von Nieder-Mennig am Rheine herkamen, und mit verschiedenartiger Thon- und Glaswaare in unser Land zu Markt gebracht wurden. Andere bestehen aus Granit, ein Material, das die erratischen, aus den Kantonen Uri und Bünden herstammenden Blöcke unserer Thäler in Fülle darboten. Wieder andere sind aus sogenanntem Sernfkonglomerat und zu Mels, oberhalb des Walensees gemacht worden, von wo aus gegenwärtig noch nicht nur die umliegenden Thäler, sondern auch die angrenzenden östreichischen Provinzen mit Mahlsteinen versehen werden. Ferner wurde hiezu serpentinartiges Gestein aus dem Bündnerschen Hochgebirge, bunter (rother) Sandstein von den Ufern des Rheins bei Basel, grobkörniger Taviglianazstein aus dem Glarnerland, Muschelsandstein von Villnachern (Aargau), ja sogar der weiche Chloritschiefer aus Tirol angewendet.

Bäder (balnea). Da jedes mit einem Hypokaust versehene Zimmer ohne die geringste Veränderung seiner Einrichtung als Schweissbad benutzt werden konnte und nur stärkerer Erwärmung bedurfte, um diesem Zwecke zu genügen, so ist kaum zu bezweifeln, dass in jeder Villa eines der kleineren heizbaren Zimmer gelegentlich als Schweissbad gebraucht wurde. Zu einer etwas vollständigen Schwitzbadeanstalt, wie wir sie an verschiedenen Orten angetroffen, gehörten aber mindestens ein Paar Zimmer oder Zimmerchen, die mehr und minder erwärmt werden konnten; beide enthielten Hypokauste, und wurden von einem gemeinschaftlichen Feuerherde aus geheizt; das weniger zu erwärmende indem es durch eine Oeffnung in der die beiden Zimmer trennenden Mauer die nöthige Wärme empfing, das andere indem es direkt vom Feuer erwärmt wurde, und zudem, was bei dem ersteren nicht der Fall war, hohle Wände besass. Das weniger warme Gemach diente in unsern Villen auch zum Aus- und Ankleiden, als apodyterium und als tepidarium, das wärmere (caldarium) zum Schwitzen. In diesem letzteren befand sich zuweilen auch das Heisswasserbad (alveus) oder ein kleiner gewölbter Ausbau, in welchem eine Schale aus Juramarmor von 3—4 Fuss Durchmesser und etwa 3 Zoll Tiefe aufgestellt war. Diese Wanne, welche in mehreren Schwitzstuben gefunden wurde, enthielt Wasser zum Begiessen des Körpers. Zuweilen ist das Heisswasserbad nicht im caldarium angebracht, sondern hiefür ein besonderes enges, oft mit einem Backsteingewölbe eingedecktes Zimmer bestimmt, dessen Boden ein Paar Fuss unter dem Niveau der andern Räume liegt; an einer Seite desselben ist ein breiter Rand, eine Art Bank oder Stufe angebracht, über welche man in das mit erwärmtem Wasser gefüllte Bassin hinabsteigt. Der Boden und die Wände des letzteren sind bald mit rothem Cement, bald mit Sandsteinplatten, zuweilen auch mit Juramarmortafeln ausgelegt. In der nördlichen Wand des sogenannten Verenabades zu Baden sah man früher in dem rothen Cement die Eindrücke von kleinen quadratischen Tafeln, welche in der Weise des opus reticulatum angeordnet gewesen waren. (**Taf. I. Fig. 17.**) Zur Ausschmückung der Bäder dieser vielbesuchten Thermen, sowie anderer Bäder in Wohnsitzen unserer Gegend finden sich auch Tafeln ausländischer Steinarten verwendet. Alle diese Badebassins der Villen

hatten eine so geringe Tiefe, dass der Badende genöthigt war, sich der Länge nach auszustrecken. Die Erwärmung des Badewassers fand in den gewöhnlichen Badeanstalten der Villen nicht unmittelbar beim Badezimmer, sondern anderswo im Hause statt, entweder in der Küche oder in einem Waschraum, von wo es nach dem Badezimmer nicht geleitet, sondern getragen wurde. In dem Badebassin findet sich meistentheils eine bleierne Röhre, welche durch die Hauptmauer des Hauses geht und zum Entlassen des Badewassers dient; zuweilen tritt in das Badezimmer eine von einer andern Seite des Hauses kommende durch die Fundamente des Gebäudes durchgeführte ähnliche Leitung ein, aus welcher beim Drehen eines ehernen Hahnes Quellwasser in das Bassin strömte. Durch diese Vorrichtung war also der Gebrauch kalter Bäder (frigidarium) ermöglicht.

Die **Wohn- und Speisezimmer** sind meistentheils mit einem Hypokaustum (Hypokausis) versehen. In dem rauhern Klima nordwärts der Alpen bildete dasselbe für die italischen Ansiedler einen Hort zur Winterszeit und wir finden keine Villa, bei der nicht in einem oder mehreren Gemächern diese merkwürdige, ursprünglich für Bäder erdachte, dann auch für Wohnzimmer benutzte Heizvorrichtung angebracht wäre. Die Bestandtheile eines Hypokaustes sind folgende: 1) Der untere Boden, der mit der Umgebung des Hauses auf gleicher Ebene oder ein wenig tiefer liegt und bald in einem Kieselbett, bald in einem Estrich, bald in einem gestampften Lehmboden besteht, zuweilen auch mit quadratischen Backsteinen oder Sandsteinplatten ausgelegt ist. Häufig ist dieser untere Boden von Mauern unterzogen, welche dazu bestimmt sind, die bedeutende Last des oberen Bodens in wagrechter Linie zu erhalten. Auch die geringste Senkung des ersteren würde Sprünge in dem letzteren nach sich gezogen und dem Rauche Eingang in die Zimmer gestattet haben. Nach der Vorschrift der Alten sollte der Ebene des untern Bodens eine geringe Neigung nach dem Heizloch gegeben werden, um den Luftzug zu vermehren — eine Regel, welcher bei allen Hypokausten, die wir untersucht, mehr oder weniger Folge geleistet war. 2) Die Säulchen oder Pfeilerchen (pilae), auf welchen der obere Boden, der eigentliche Fussboden ruht; diese Stützen haben eine Höhe von 2—3 Fuss und sind immer aus feuerfestem Material, nie aus Kalkstein, der in der Hitze zerspringt, verfertigt; sie bestehen entweder aus aufeinandergesetzten, mit Ziegelmörtel verbundenen quadratischen Backsteinen von 7 Zoll Seitenlänge, oder aus kreisrunden Backsteinen, welche mitunter aus zwei halbkreisförmigen Stücken bestehen, die so gelegt sind, dass die Fugen in den verschiedenen Lagen einander kreuzen. Sehr häufig findet man in unserer Gegend Pfeilerchen aus feuerfestem Sandstein gemacht, die oben und unten vierseitig, in der Mitte aber rund, und dem freiern Durchgang der Luft zu lieb, dünner zugehauen sind. 3) Der obere oder schwebende Boden (suspensura). Er besteht zunächst aus vortrefflich gebrannten 2—3 Zoll dicken quadratischen Backsteinplatten von 16—20 Zoll Seitenlänge, welche so auf die Säulchen gelegt sind, dass jede Ecke einer Tafel den vierten Theil der Oberfläche eines Säulchens deckt. Um ein besseres Auflager für die grossen quadratischen Platten zu gewinnen, sind die Pfeilerchen mit einer Deckplatte versehen. Auf diesen Backsteinboden sind mehrere von einander leicht zu trennende Schichten aus Ziegelmörtel ausgebreitet, welche zusammen eine Dicke von 5—6 Zoll haben. Wollte man den Boden mit Mosaik oder Marmortafeln belegen, so folgte auf die rothe Mörtellage eine Schicht von Kalk und Gips, in welche die Würfelchen der Mosaik oder die Tafeln eingedrückt sind. 4) Die Heizröhren (tubi). Diese sind aus Thon verfertigt, von rectangularem Durchschnitt, 12—15 Zoll hoch, 5—6 Zoll breit und etwa 4 Zoll tief. An den Aussenseiten sind sie, um das Anhaften des Mörtels zu erleichtern, durch gerade oder verschlungene Furchen

rauh gemacht. In der Mitte der Höhe ist auf beiden Schmalseiten ein drei- oder viereckiges Loch angebracht. Da die Bestimmung der Röhren darin besteht, die im Heizloch erzeugte warme Luft aufwärts und seitwärts im Zimmer zu verbreiten, sind dieselben senkrecht und dicht nebeneinander an der Wand aufgestellt und durch Mörtel und eiserne Haken (uncini) an dieselbe befestigt. Bei dieser Anordnung treffen die seitigen Oeffnungen der Röhren genau auf einander, wodurch eine innere Kommunikation aller Glieder dieses Röhrensystems hergestellt ist. An den Seiten, welche mit Heizröhren belegt sind, berührt die suspensura die Wand nicht, sondern ist durch die untersten Heizröhren von derselben getrennt. Diese letzteren ruhen entweder auf einem Absatze der Mauer oder häufiger auf dem Rande der suspensura, stehen mithin unten offen, so dass die unter dem Fussboden erzeugte Wärme in dieselben eintreten und sich an den Wandflächen verbreiten kann. Bald sind zwei, bald drei Seiten des Zimmers mit Röhren bekleidet. Ohne Zweifel reichten die Heizröhren bis zur Decke des Zimmers. 5) Der Rauchzug. Dieser nimmt seinen Anfang in dem hohlen Raume zwischen den Böden und mündet als Schornstein auf dem Dache in die freie Luft aus. Er ist entweder in der Mauer selbst angebracht oder zieht sich als viereckiges Rohr an der Wand des Zimmers hinauf, oder es verrichtet eines der Glieder des Röhrensystems, meistens das in der Ecke des Zimmers befindliche, den Dienst des Schornsteins, wie der in einzelnen Röhren vorkommende Russ beweist. In jedem Falle musste das Rauchrohr, von welcher Form es immer war, durch irgend eine Vorrichtung abgeschlossen werden können, um nach dem Entweichen des Rauches die Hitze in das Röhrensystem eintreten zu lassen. 6) Das Heizloch (praefurnium). Dieses ist zu ebener Erde im Korridor oder in einem kleinen Raume, von welchem aus 2 oder 3 Hypokauste geheizt werden konnten, oder in der Küche angebracht, oder befindet sich ausserhalb des Hauses. In dem letzten Falle tritt es als ein kleiner, flach zugedeckter oder mit einem Backsteingewölbe versehener Anbau vor die Aussenmauer. Der Brennstoff wurde nicht unter dem Boden, der dadurch gelitten hätte, ausgebreitet, sondern in dem oft 3—4 Fuss langen Heizloch aufgehäuft, wesshalb auch in dem hohlen Raume gewöhnlich weder Asche noch Kohlen angetroffen werden, und nur die dem Heizloch zunächst stehenden Säulen vom Feuer ein wenig angegriffen sind. Auffallender Weise haftet an der untern Seite der suspensura und in den Heizröhren kein Russ, ein Beweis für den raschen Abzug des Rauches. Da im Sommer das Heizloch vermittelst grosser Steine zugemauert wurde und nur im Winter offen stand, so kann aus der Beschaffenheit desselben mit Sicherheit auf die Jahreszeit, in welcher die Bewohner der Villa abzogen, geschlossen werden. (**Taf. I. Fig. 13 u. 14.**)

Auf der Fläche der Heizröhren war im Innern der Zimmer ein dem der übrigen Wände entsprechender Verputz angebracht und die Heizvorrichtung somit dem Blick völlig entzogen. Ob eine solche vorhanden sei oder nicht, konnte im Innern des Zimmers nicht bemerkt werden. Der grosse Vortheil dieser Einrichtung bestand darin, dass die Erwärmung der Zimmer hauptsächlich vom Boden aus stattfand. Die Frage, ob zur Römerzeit auch Kamine im Gebrauch gewesen seien, ist mit Bestimmtheit nicht zu beantworten, weil in Zimmern ohne Hypokauste bis jetzt keine Schornsteinrohre gefunden worden sind. Da indessen in den Ecken der Wohnzimmer zuweilen Sandsteintafeln, die man als Herdplatten ansehen könnte, vorkommen, so ist kaum zu bezweifeln, dass die Heizung der Zimmer durch freies Feuer, wie sie im frühesten Mittelalter auftritt, schon damals üblich gewesen sei.

Mosaik (pavimentum tessellatum, opus musivum). Da es wenige Villen gab, in denen nicht ein oder mehrere Fussböden, und mitunter die Wände der Zimmer mit Mosaik belegt waren, so ist einleuchtend, dass unter den Gewerben, denen die innere Auszierung des Hauses oblag, neben der Wandmalerei auch die Musivarbeit eine bedeutende Stelle erlangt hatte. Zwar muss von dieser, wie von jener Kunst bemerkt werden, dass ihre Leistungen in unserer Gegend, verglichen mit den in anderen Theilen Galliens zu Tage kommenden, meist untergeordneter Natur, oft ganz mittelmässig sind. In allen unsern Mosaikarbeiten ist jurassischer Kalkstein, der die Stelle des weissen Marmors bei italischen Werken vertrat, in kleinere oder grössere Würfel geschlagen, als Hauptmaterial benutzt worden. Die Böden der geringen Sorte sind daher ohne Ausnahme weiss, jedoch meistens von schwarzen Streifen aus alpinischem Kalkstein oder einer Art Netzwerk, das sich wegen seiner Geradlinigkeit ohne Mühe herstellen liess, eingefasst, mitunter besteht auch dieser Saum in einfachen geometrischen Figuren oder in einem Pflanzenornamente, z. B. der Ranke einer Wasserpflanze, mit herzförmigen, breiten Blättern und halb oder ganz geöffneten Blüthen. Bei den reichen Randverzierungen kommen fast ohne Ausnahme verschiedenfarbige Steinchen in Anwendung. Gelbe, graue, blauliche und grünliche Steine lieferte wiederum der Jura, die rothen verfertigte man in verschiedenen Nuancen aus gebranntem Thon, mitunter auch aus Steinarten, denen diese Farbe künstlich im Feuer gegeben wurde. Das Innere des Feldes ist bei den besseren Böden durch Kreise oder Vielecke oder Verschlingungen krummer und gerader Linien in mehr oder weniger Abschnitte getheilt, welche Sterne, Blumen, Arabesken der verschiedensten Art in sich schliessen. Es erschienen dann anstatt der Motive aus der Pflanzenwelt Darstellungen lebender Wesen in der Weise, dass sich in der Mitte grosse, in den Medaillons kleinere Figuren präsentieren. Die Mosaikböden, welche im westlichen Helvetien aufgedeckt worden, zeigen oft sehr reiche Compositionen, wie z. B. den Minotaurus, den Orpheus mit lauschenden Thieren, Jagden, Circusspiele, Götter und Halbgötter, Wasserscenen mit Nymphen, Delphinen und phantastischen Seethieren, während in unsern Thälern sich, wie oben gesagt, von besseren Produktionen der Mosaikarbeit nur geringe Spuren finden. Dass indessen auch in unsern Villen mancherlei Muster von farbiger Zusammensetzung angewendet wurden, geht aus dem Vorkommen bunter Würfel in dem Schutte, sowohl dieser Anlagen als der Wohngemächer in den Castellen hervor. Von einem Reichthum der Mosaikböden in den Thermen zu Baden zeugt die grosse Menge der bei Grabungen zu Tage kommenden, sehr kleinen Würfelchen aus Glasfluss von der mannigfaltigsten Färbung. Dieser Ort möchte aber in der nordöstlichen Schweiz jedenfalls der einzige sein, welcher dem Luxus der Hauptstadt des Landes einigermassen nachzueifern die Mittel besass. In der Regel sind je die grösseren Zimmer, ob mit oder ohne Hypokaustböden, mit Mosaik belegt; meistens auch die halbkreisförmigen Ausbauten. Kommt Mosaik an den Wänden vor, so erhebt sie sich nicht über die Brusthöhe. (**Taf. II.**)

Brunnen. Es ist aus den Werken der Scriptores rei rusticae hinreichend bekannt, welchen Werth der römische Landwirth auf den Besitz guten Trinkwassers legte, und daher für römische Villen bezeichnend, dass sie meistens an Stellen erbaut sind, in deren Nähe reichliche Quellen hervortreten; zuweilen jedoch musste aus ziemlicher Entfernung das zum Trinken und Waschen nöthige Wasser hergeleitet werden. Man entdeckt nämlich häufig in der Umgebung der Villen aus platten Steinen und Ziegeln hergestellte Canäle von geringem Durchmesser, oder noch öfter lange Ketten von thönernen Röhren, tubuli fictiles, durch welche der Zufluss des Wassers nach dem Gehöfte hergestellt ist. Diese Röhren haben eine Länge von 16 — 20 Zoll und eine Oeffnung von $1^1/_2$ — 2 Zoll

Durchmesser und sind im Innern meistentheils glasirt. Die Glasur, welche durch Bleioxyd oder wohl eher durch Anwendung von Kochsalz hervorgebracht wurde, finden sich an römischen Koch- und Speisegeschirren nie, wohl aber an kleinen Bildwerken, indessen nur von gelblicher und nicht von verschiedener bunter Farbe, welche die Töpfer der ältesten Culturvölker anwendeten. Sie liegen gewöhnlich 3—4′ im Boden, zuweilen in einem aus Bruchsteinen errichteten und ganz mit Mörtel angefüllten engen Graben, so dass ein Entweichen des Wassers unmöglich war, und die Leitung ohne zu brechen einen bedeutenden Druck aushalten konnte. (**Taf. I. Fig. 12.**)

Obwohl bei den Villen der Ostschweiz noch keine Brunnenbette und Brunnensäulen angetroffen worden sind, so ist doch gar nicht zu bezweifeln, dass dergleichen vorhanden waren.

Auf höher gelegenen Punkten waren, wie sich nachweisen lässt, Ziehbrunnen (putei) angelegt.

Nicht selten stösst der Landmann beim Pflügen oder bei Grabungen an solchen Orten auf Leitungen von gebrannten Röhren, wo sich von einer Ansiedlung, der das Wasser zugeführt wurde, nicht eine Spur auffinden lässt — ein Beweis, wie gründlich der Ackerbau die Reste aller Römersitze zu verwischen im Stande ist.

Bedachung (tectum). Eben so solid wie das übrige Gebäude war auch das Dach angelegt. Aus der geringen Tiefe vieler Häuser dürfen wir schliessen, dass das Pultdach nicht weniger häufig angewendet wurde als das Giebeldach. Da nach römischem Brauche die Dächer sehr flach waren, so müssen sie wegen des Gewichtes der Ziegel und der Last des auf ihnen sich oft mehrere Fuss hoch anhäufenden Schnees ungemein fest gewesen sein. Das Gewicht eines flachen römischen Ziegels mit aufgebogenen Rändern, der 15—16 Zoll lang und 12—12½ Zoll breit ist, beträgt durchschnittlich 20 Pfund; dasjenige des 15—17 Zoll langen Hohlziegels 9 Pfund. Ein Quadratfuss der römischen Bedachung wog mithin, das Ineinandergreifen beider Arten Ziegel mit in Rechnung gebracht, ungefähr 17 Pfund, während das Gewicht eines Quadratfusses des jetzigen einfachen Daches 8 Pfund beträgt. (**Taf. I. Fig. 6—11.**)

Was die Anordnung der Ziegel betrifft, so treten die flachen Ziegel (tegulae) mit ihrem untern schmälern Ende zwischen die Leisten des folgenden Ziegels, den sie um 3½ Zoll überragen, und stützen sich auf einen Ausschnitt, welcher ihr Herunterglitschen verhindert.

Die hohlen Ziegel (imbrices) dagegen, welche die Ränder der platten Ziegel bedecken und nur durch ihr Gewicht und die Reibung festgehalten werden, sind so gelegt, dass der engere Theil sich oben befindet und das untere breitere Ende den folgenden Ziegel um einige Zoll überragt.

Nach den Angaben französischer Archäologen wurden die Ziegel auf Latten, über die man Kalkmörtel ausgegossen, gelegt und ihr Anhaften durch die Furchen, die man auf ihrer untern Seite häufig bemerkt, vermittelt. In der That haben wir mehrmals an der untern Seite der Plattziegel Mörtel aus Kalk und zerstossenen Backsteinen beobachtet.

Die Form der Ziegel und ihre Dimension haben sich im Laufe von 4 Jahrhunderten nicht im mindesten geändert; denn diejenigen aus der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts mit dem Stempel der XXI. Legion und diejenigen aus der Zeit des Valentinianus (Irgenhausen) sind einander völlig gleich. Ein Unterschied besteht nur in der Qualität der Waare, indem die spätere leichter ist, und weniger gut gebrannt zu sein scheint.

Wenn es im Anfange der römischen Herrschaft in unserer Gegend die Legionen waren, welche die Ziegel anfertigten, so gab es nachher in den verschiedenen Thälern Brennereien von Privaten,

deren Namen bisweilen auf den Ziegeln erscheinen (tegulae literatae). So hat ein Ziegelfabrikant bei Wettschweil Victor, ein anderer, der die Ziegel zum Castell von Irgenhausen lieferte, Mastus geheissen.

Die Ziegelöfen, von denen einer in der Nähe von Wettschweil erhalten ist, sind von den bei uns gebräuchlichen wesentlich verschieden, und gleichen einigermassen den Feldziegeleien, die man in verschiedenen Ländern antrifft. Obgleich in den Ziegeln nicht selten grössere Steinkörner vorkommen, so wurde zu dieser Art Terracottawaare doch immer ein feinkörniger, sorgfältig zubereiteter Thon gewählt. Die ungemeine Dauerhaftigkeit und Härte, die sich durch den hellen Ton beim Anschlagen kund gibt, erhielt der Ziegel ausserdem durch vollkommenes Brennen.

Es ist auffallend, dass die Römer den Thon, der im Brennen gelb wird, und den die Töpfer für Geschirre der verschiedensten Art anwendeten, nicht gebrauchten. Bei mehreren Ziegelbrennereien, die wir gesehen, muss der Thon aus andern Thälern geholt worden sein, da, nach der Versicherung der Ziegler und Töpfer, in dem betreffenden Thale von einem Thon, der sich roth brennt, keine Spur zu finden ist.

Stirnziegel (Antefixa), welche vor den Oeffnungen der Hohlziegel am Rande des Daches angebracht wurden, sind zu Windisch und Baden öfter aufgehoben worden, von Villen her sind uns keine zugekommen — ein Beweis von dem geringen Luxus der äusseren Ausstattung dieser Gebäude.

Thüren und Schlösser. In den Ruinen der Villen sind Schwelle und Einfassungen der Thüren häufig nicht mehr vorhanden. Die erstern bestanden aus Stein, die letzteren namentlich im Innern der Wohnungen aus Holz. Thürpfosten aus Mägenweiler Muschelsandstein und aus Tuffstein haben wir mehrmals angetroffen. Die Thürschwelle (limen) muss mehrere Zoll über die Ebene des Gemaches angebracht gewesen sein, da in denjenigen Ruinen, in welchen die Mauern bis auf das Niveau der Fussböden abgetragen sind, keine Spur von solchen weder am Haupteingange noch bei den Zimmerthüren zu finden ist [1]). Was die Thüren anbelangt, die sich bald nach Innen, bald nach Aussen öffnen, so ist die Art der Aufhängung von der jetzigen sehr verschieden, da sie sich nicht an Angeln bewegten, sondern um Dorne von Eisen drehten, welche an die Thür befestigt und in Löcher an der Schwelle und dem Sturz der Thür eingesetzt waren. Thüren, die in einen Falz des Thürpfostens einfielen, kommen zuweilen vor, aber eben so häufig solche, die nur flach an den Thürpfosten anschlagen. Auch Doppelthüren (bifores, valvae) sind gar nicht selten. Viele Zimmer im Innern der Wohnungen sind unzweifelhaft nur durch Vorhänge abgeschlossen gewesen. (**Taf. I. Fig. 4 u. 5.**)

Das gewöhnliche römische Schloss war von dem jetzt gebräuchlichen ebenfalls ganz verschieden, und bestand in einem auf der innern oder äussern Seite der Thüre angebrachten und durch eine Feder festgehaltenen Schiebriegel. Der Haken an der Feder wird vermittelst eines in die Einschnitte des letzteren passenden Schlüssels herausgedrückt, und hierauf der Riegel zurückgeschoben. Uebrigens waren Schlösser von der jetzigen Art, sowohl die sogenannten französischen als deutschen, ganz gebräuchlich und neben diesen noch andere, deren Construction aus den bisher aufgefundenen Resten sich schwer ermitteln lässt. Die Schlüssel bestehen mitunter aus Erz, meistens jedoch aus Eisen. Bei den grössern aus Eisen verfertigten ist der Handgriff aus Erz gegossen und stellt häufig das Bild eines Thieres vor, z. B. eines Panthers, der zwischen seinen Tatzen einen Hasen hält. Der Zwischenraum

[1]) S. De Caumont, Cours d'Antiq. III. 137.

zwischen den Vorderbeinen des Thieres diente zum Aufhängen des zum Herumtragen wenig geeigneten schweren Geräthes. (**Taf. I. Fig. 1—3.**)

Die ebengenannten Arten des Verschlusses wurden nicht nur bei Haus- und Zimmerthüren, sondern auch, wie die kleinen Schlüssel beweisen, bei Möbeln angewendet. Nicht selten finden sich ganz winzige Schlüsselchen, die neben ihrer Hauptbestimmung noch diejenige des persönlichen Schmuckes hatten, und als Fingerringe getragen wurden, wesshalb sie auf mannigfache Weise ornamentirt sind.

Abtritt (latrina). Ganz kleine, ausser das Haus verlegte, aber sich an die Hauptmauer anlehnende Räume von viereckiger oder halbrunder Form, von denen ein Abzugskanal nach dem tiefer liegenden Terrain läuft, haben jedenfalls keine andere als die angedeutete Bestimmung gehabt.

Ställe und Scheunen (stabula, horrea, granaria). Wie oben bemerkt, finden sich in der Regel unmittelbar neben oder vor dem herrschaftlichen Gebäude oder in geringer Entfernung von demselben die Grundmauern von umfangreichen Gebäulichkeiten, die mit aller Sicherheit als die Ueberreste von Stallungen und Speichern betrachtet werden können. Mit Recht hat man aus der geringen Masse von Schutt geschlossen, dass bei manchen der obere Theil aus Holz construirt gewesen sei. wie es denn auch viele Gebäude gegeben haben mag, die ganz aus Fachwerk bestanden. Der innere Raum der grössern Oekonomiegebäude, welche lange Rechtecke bilden, ist bald der Länge, bald der Breite nach eingetheilt, bald enthält er Einbauten, deren Bestimmung uns räthselhaft bleiben wird. Wenn in den einen dieser Gebäude Getreide gedroschen und darin nebst Futter für Vieh aufbewahrt wurde, so waren andere zu Remisen bestimmt, und beherbergten wieder andere Rindvieh, Pferde, Esel, Schweine, Schafe, Ziegen und Federvieh. Von allen diesen Thiergattungen findet man in den Ruinen der Villen zahlreiche Ueberreste. Mit dem grössten Eifer und Erfolg scheint nach der Menge der Knochenreste zu schliessen, die Schweinezucht betrieben worden zu sein.

An den Feuerherden mehrerer Villen, z. B. zu Kloten, kam eine grosse Menge angebrannter Gehäuse der Weinbergschnecke (Helix pomatia) zum Vorschein, woraus man vielleicht auf das Vorhandensein von Schneckengärten, deren die Scriptores rei rust. erwähnen, schliessen dürfte.

Begräbnissplatz. Was den Begräbnissplatz betrifft, so befand sich derselbe bei grösseren Ortschaften nicht in der unmittelbaren Nähe der Wohnungen. Indessen sind in der Umgebung der Villen öfters Gräber aufgedeckt worden, welche der charakteristischen Kennzeichen römischer Bestattung nicht ermangeln. Nicht selten stösst man bei Ausgrabung von Villen zunächst dem Wohngebäude, ja innerhalb desselben, auf menschliche Gerippe, die, nach den Beigaben zu urtheilen, von der allemannischen Bevölkerung herrühren. Einige Alterthumsforscher betrachten dieselben als die Ueberreste allemannischer Krieger, die zur Zeit der letzten Kämpfe zwischen römischer und deutscher Herrschaft ihr Leben verloren, und die übliche Beisetzung mit der sämmtlichen kriegerischen Ausrüstung erhalten hatten. Obgleich es sehr wahrscheinlich ist, dass sich bei einem plötzlichen Ueberfalle die römische Bevölkerung hinter die festen Mauern der Villen flüchtete, und dass sich um dieselben ein heisser Kampf entspann, ehe die Bewohner die Ansiedlung preisgaben, so ist doch anzunehmen, dass die Sieger ihre Todten nicht in die rauchenden Brandstätten begruben und um so eher zu glauben, die Gemächer in den zerstörten römischen Wohnsitzen seien später zu Begräbnissen benutzt worden, als unter den Bestatteten bisweilen Skelette von Weibern und Kindern mit ihren betreffenden Beigaben vorkommen. (Pfäffikon, Ct. Luzern.) Römische Kindergräber (subgrundaria)

zunächst der Mauer des Hauses', welche in Frankreich und England bei Villen häufig vorkommen, will man auch bei uns entdeckt haben [1]).

Wege. Die Villen lagen, wie diess gegenwärtig der Fall ist, nicht immer unmittelbar an der eigentlichen Thalstrasse, sondern seitwärts, oft ziemlich entfernt von derselben; sie waren aber mit ihr, wie anzunehmen ist, durch gut angelegte Seitenwege verbunden. Es ist gewiss, dass diese Wege, so wie auch lange Strecken der Militärstrassen in unserem Lande, ohne grossen Aufwand construirt waren, und dass der Bau derselben einzig im Ausbreiten und Feststampfen von Kies, das überall bei uns in Fülle vorkommt, auf die vorgezeichnete Linie bestand. An dem trockenen, kiesigen Gehänge der Hügel, der eigentlichen Region der Villen, ist es meistens unmöglich, den Lauf dieser Wege nachzuweisen. An denjenigen Lokalitäten aber, wo ein weicherer Thalgrund, ein Ried, die Ansiedlung von der Hauptstrasse trennt, wurde etwas mehr Fleiss auf Herstellung der Wege verwendet; das Strassenbett besteht dann in dicht aneinandergereihten grossen Findlingen, wie man sie im Mittelalter zum Bau der Thürme benutzte, mit daraufgelegtem Kies. Diese Wege werden oft jetzt noch als Feldwege benutzt, oder können, wenn sie im Riede begraben liegen, von den Bewohnern nachgewiesen werden.

[1]) Begräbnisse aus römischer Zeit sind beschrieben in der ersten Abtheilung unter Art. Zürich und Baden und in der Aufzählung der Ansiedelungen unter Art. Windisch.

Inhalt.

	Seite		Seite
Schicksale der römischen Ansiedelungen	41—46 (3—8)	Mühle	53—54 (15—16)
Anlage der Landhäuser (Villen)	47—48 (8—10)	Bäder	54—55 (16—17)
Wohngebäude	48 (10)	Heizung der Zimmer, Hypokaustum	55—56 (17—18)
Wirthschaftliche Gebäude	48—49 (10—11)	Mosaik	56—57 (18—19)
Baumaterial	49—50 (11—12)	Brunnen	57—58 (19—20)
Mauern	50—51 (12—13)	Bedachung, Ziegel	58—59 (20—21)
Gemächer	51—52 (13—14)	Thüren und Schlösser	59—60 (21—22)
Fussböden	52 (14)	Abtritt	60 (22)
Wände	52—53 (14—15)	Ställe und Scheunen	60 (22)
Fenster	53 (15)	Begräbnissplatz	60—61 (22—23)
Küche	53 (15)	Wege	61 (23)

Erklärung der Tafeln.

Taf. I. Fig. 1—3. Schloss. Bestandtheile des Schlosses: 1) Schlosskasten (Fig. 1 Aussenseite, Fig. 2 Innenseite). Ein ziemlich schwaches viereckiges Blech, dessen aufgebogene Ränder den Umschweif *áaaa* bilden. In dem Schlosskasten befinden sich nebst den vier Nägellöchern *b*, die zum Befestigen des Schlosses dienen, noch drei andere Oeffnungen, von denen eine *c* zum Einlassen der zur Schiebstange *d* gehörigen Schlusskrampe *e*, die andere *f* zum Einlassen des Schlüssels *g*, die dritte *h*, im Umschweife *á*, zur Führung des Riegels *i* bestimmt ist. 2) Das Schlossblech (Fig. 3). Dieses ist ebenso auf allen vier Seiten mit einem niederen Rande versehen *k'kkk*, welcher den Schlosskasten (Fig 1 [Fig. 2]) aufnimmt, festhält und verhindert, dass derselbe nach irgend einer Seite sich verschieben kann. Auf der innern Seite des Schlossbleches sind in der Nähe der Schlosskrampeöffnung *c* zwei Stiften *ll*, die gleichfalls zur Führung des Riegels *i* dienen, nebst zwei andern Stiften *mm* zur Befestigung der Stellfeder *n* eingenietet. Bei *h'* befindet sich ein Einschnitt im Rande *k'* für den Riegelschaft *r*. 3) Die Stellfeder oder Zuhaltung *n*, an deren einem Ende ein kleiner Ansatz oder Haken *o* angebracht ist. 4) Der Schlüssel *g* mit Zacken *p* im Barte. Dieser Bart ist ohne Ausnahme nach links gerichtet. 5) Der Riegel *i* mit Oeffnungen *k* in der Mitte, in welche die Zacken *p* des Schlüssels *g* genau passen. Die beiden Enden des Riegels, der Riegelkopf *q* und der Schaft r sind schwächer als die Mitte und in entgegengesetzter Richtung breit geschlagen. Der Haken *o* der Stellfeder *n* fällt in eine der Oeffnungen *k* des Riegels *i* ein. 6) Die Schiebstange *d* ist vermittelst zwei Krampen *ss* oberhalb des Schlosses an die Thür befestigt. An der Stange befindet sich ein Lappen *t* von entsprechender Länge, in welchem die Schlusskrampe *e* eingenietet ist. Am untern Ende ist der Lappen zum leichtern Anfassen aufgebogen *u*. Beim Schliessen der Thür tritt die Schiebstange in eine Krampe *v*, welche am Thürpfosten befestigt ist.

Das Oeffnen des Schlosses wird auf folgende Weise bewerkstelligt: Der Schlüsselbart *p* wird durch den untern Theil des Schlüsselloches *w* eingesteckt und hinaufgedrückt, wodurch die Zacken *p* des Schlüssels in die Oeffnungen *k* des Riegels dringen, den Stellfederhaken *o* ausheben, so dass der Riegel vermittelst des Schlüssels (soweit das Schüsselloch zwischen *x* und *y* und die Stiften *ll* im Schlossbleche 3 es gestatten) nach rechts geschoben und die von dem Riegelkopfe *q* befreite Schlosskrampe *e* herausgezogen werden kann. Beim Oeffnen des Schlosses tritt der Schaft r um die Länge der Verschiebung von *x* — *y* aus dem Schlosskasten heraus. Der Schlüssel kann erst aus dem Schlüsselloch herausgenommen werden, wenn der Riegel wieder zurückgeschoben ist.

Das eben beschriebene Schloss, das zu Seeb gefunden wurde, war an einer nach Aussen links aufgehenden Thür auswendig angeschlagen. — Diese Art Schlösser konnten übrigens auf verschiedene Weise rechts und links von Aussen und von Innen angeschlagen werden. War das Schloss auf der linken Seite einer nach Aussen rechts aufgehenden Thür angebracht, so musste der Schiebriegel so construirt werden, dass seine Spitze nach links schaute.

Schlösser von dieser Construction sind desswegen höchst unvollkommen, weil man durch das Schlüsselloch den Riegel sehen und vermittelst eines Drahtes oder krummen Nagels ohne alle Mühe den Stellfederhaken herausdrücken konnte.

Fig. 4. Flügelthür. Bei *aa* sind die an der Thür befestigten und in der Schwelle und im Sturz der Thür eingelassenen Zapfen angedeutet. Die Höhlungen für diese Zapfen in der Schwelle sind in den Ruinen zu Bürglen bei Ottenhausen zu sehen. **Fig. 5.** Querschnitt des untersten Theiles der Thür.

Fig. 6, 7, 8. Zwei auf einander gelegte Plattziegel von oben, von der Seite und von unten gesehen.

Fig. 9, 10. Ein Hohlziegel von der Seite und von oben gesehen.

Fig. 11. Zusammensetzung der Ziegel auf dem Dache.

Fig. 12. Wasserleitungsröhren (siehe die erste Abtheilung Taf. III. Fig. 11 u. 12). — **Fig. 13.** Heizröhre.

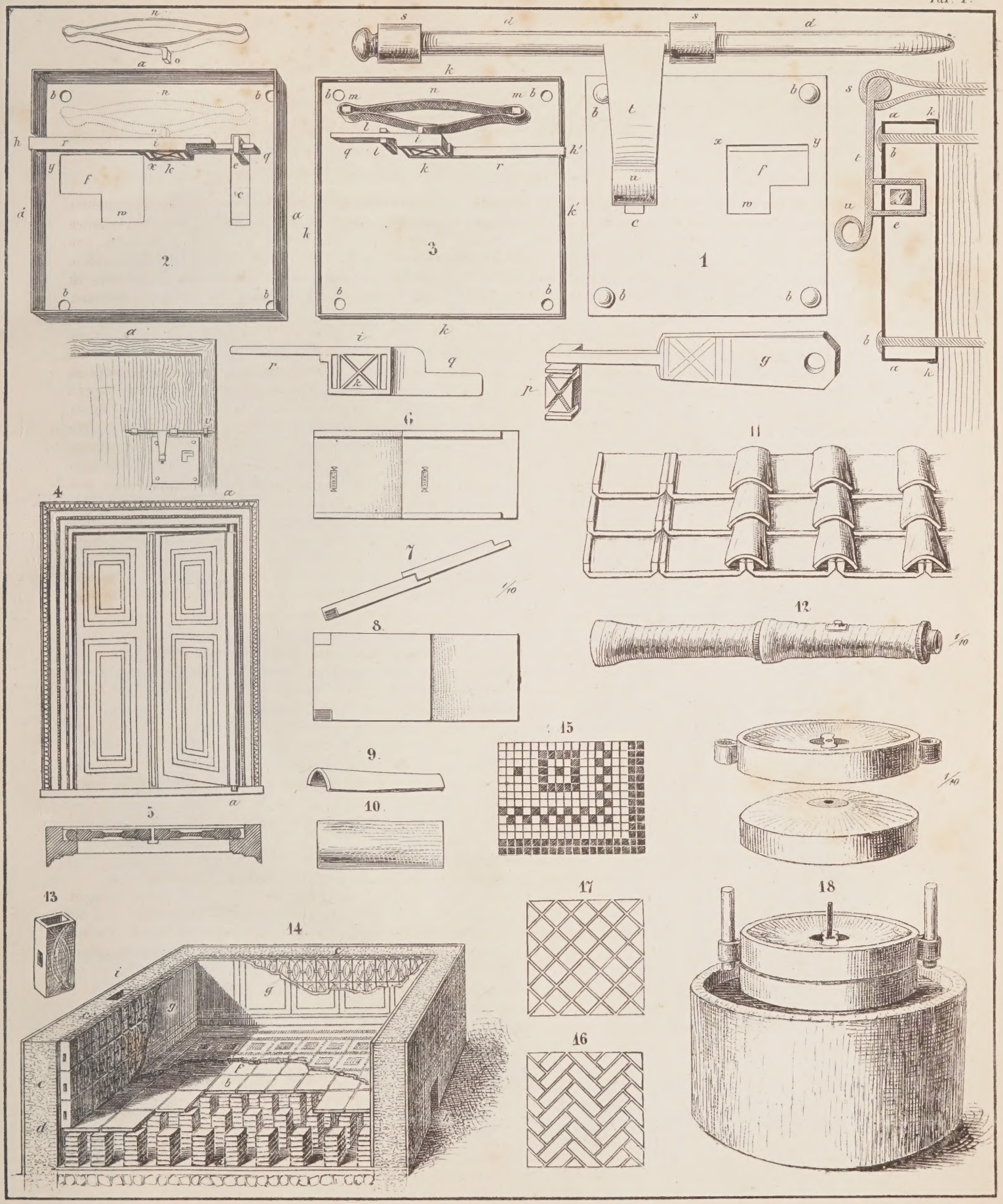
Fig. 14. Heizvorrichtung in einem Zimmer zu Kloten. Man sieht bei *a* die Pfeilerchen, bei *b* die darauf gelegten Suspensuraplatten, die nicht an die Wände des Zimmers stossen, bei *c* die über dem Zwischenraum *d* aufgestellten und mit eisernen Haken an die Mauer befestigten Heizröhren, bei *f* den über die Suspensuratafeln ausgebreiteten Estrich, der mit Mosaik besetzt ist, bei *g* den auf den Heizröhren haftenden Verputz sammt Bemalung, bei *h* das Heizloch, bei *i* den Rauchzug.

Fig. 15. Fussboden mit Steintafeln besetzt. **Fig. 16.** Fussboden aus kleinen Backsteinen.

Fig. 17. Mauer mit Steinen oder Backsteinen bekleidet (opus reticulatum). — **Fig. 18.** Mühle.

Taf. II. Fig. 1. Mosaik im Boden und an den Wänden eines Gemaches zu Buelisacker.

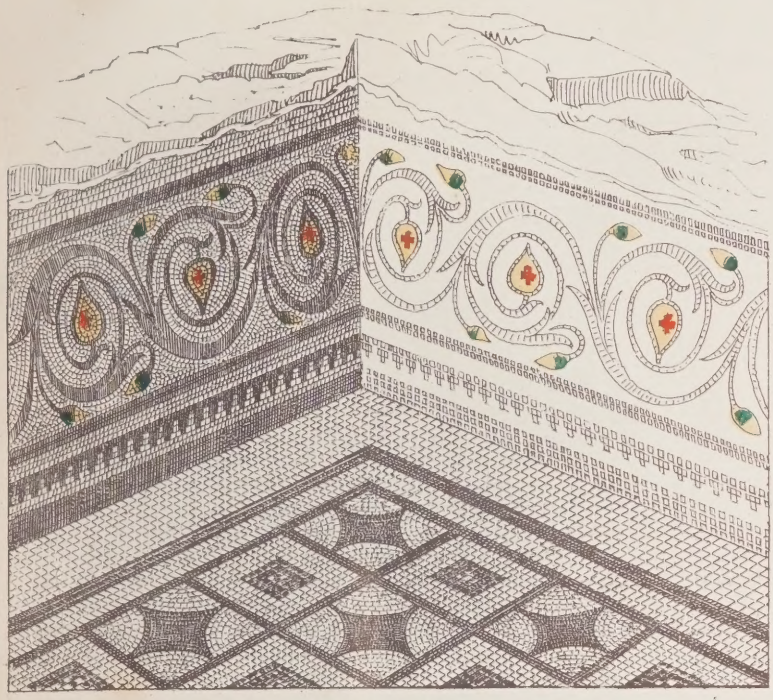
Fig. 2. Wandmosaik zu Pfäffikon (Luzern). Das hier abgebildete Stück haftet an der Aussenseite einer Heizröhre, und stellt eine weibliche Figur dar, die eine Schale in der Hand hält und deren Haupt mit Blumen bekränzt ist.



A. Graiter del.

Druck v. J. J. Hofer, Zürich.

1.



2.

A. Gräter del.

Druck v J.J. Hofer, Zürich.

Statistik

der

Römischen Ansiedelungen

in der Ostschweiz.

Von

Dr. Ferdinand Keller.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli
1864.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft.

Band XV. Heft 3.

Inhalt beider Abtheilungen.

Vorwort S. 267. Benennung der römischen Ansiedelungen S. 269. Lage derselben S. 269. Charakter derselben S. 270. Vertheilung derselben S. 273. Beschreibung der militärischen Anlagen, der Castelle, Warten, Landsperren S. 274—336.

Schicksale der nicht militärischen Ansiedelungen S. 41—46. Anlage der Landhäuser (Villen) S. 47—48. Wohngebäude S. 48. Wirthschaftliche Gebäude S. 48—49. Baumaterial S. 49—50. Mauern S. 50—51. Gemächer S. 51—52. Fussböden S. 52. Wände S. 52—53. Fenster S. 53. Küche S. 53. Mühle S. 53—54. Bäder S. 54—55. Heizung der Zimmer, Hypocaustum S. 55—56. Mosaik S. 56—57. Brunnen S. 57—58. Bedachung, Ziegel S. 58—59. Thüren und Schlösser S. 59—60. Abtritt S. 60. Ställe und Scheunen S. 60. Begräbnissplatz S. 60—61. Wege S. 61.

Statistik der militärischen Bauten, der Ortschaften und Landhäuser (Villen).

Graubünden S. 63. Chur, Curia. Castell daselbst 318. Tinzen, Tinnetione 63. Cunno d'oro, Cunu aureu auf dem Splügenpasse S. 63. Castelmur, Muro 64. Masans, Landwehre daselbst 334. Säule auf dem Julierpasse 64.

St. Gallen S. 65. Arbon, Arbor Felix 65. Berschis 66. Biberlikopf, Warte 327. Busskilch 67. Edliswyl 67. Jona 67. Kempraten 67. Masseltrangen, Sperre daselbst 335. Mels 68. Ragaz, Sperre daselbst 336. Reisscheibe 69. Sargans 69. Schan, Magia 69. Strassen 71. Vild 71. Vilters 72. Walenstad 72. Wesen 73. Yberg 73. Die Stationen Prima, Secunda, Tertia, Quarta, Quinta am Walensee 336.

Appenzell —

Schaffhausen, Castell bei Stein.

Glarus S. 74. Näfels, Landwehre daselbst 332. Siehe auch den Artikel Wesen.

Thurgau S. 74, Castell zu Arbon, Arbor Felix 314. Boltshausen 74. Constanz 74. Eschenz 75. Hüttweilen 75. Neunforn 155. Oberkirch 76. Ober-Mauren 76. Pfyn, Ad Fines 291. 76. Unter-Schlatt 77. Sitterdorf 77. Unter-Steinach 78. Strassen 78. Tuttwil 79. Widenhub 79.

Zug S. 79. **Schwyz** S. 79. Insel Ufenau 80. Rikenbach 80.

Uri — Unterwalden —

Zürich S. 80. Castell zu Zürich 285. Adlikon bei Regensdorf 81. Affoltern (Albis) 81. (Höngg) 155. Albisrieden 82. Altstetten 84. Bassersdorf 85. Benken 86. Birchweil 86. Birmensdorf 86. Brütten 87. Buchs 87. Bülach 88. Dachsen 89. Dachslern 89. Dällikon 90. Dietikon 93. Dietlikon 94. Dorlikon 95. Dübendorf 95. Ellikon, Warte 330. Eglisau 95. Elgg 96. Ellikon (Thur) 96. Ellikon (Rhein) 96. Embrach 96. Feuerthalen 97. Flaach 97. Geerlisberg 97. Gräslikon 97. Nieder-Hasli 98. Castell zu Irgenhausen 311. Kempten 97. Kloten 99. Knonau 100. Lunnern 100. Marthalen, Warte daselbst 330. 104. Maschwanden 104. Ober-Meilen 105. Mettmenstetten 105. Nänikon 105. Neftenbach 105. Nürensdorf 108. Nussbaumen 108. Oberweil (Dägerlen) 108. Oetweil 108. Otelfingen 109. Ottenbach 109. Pfäffikon 111. Rheinau 111. Rheinsberg 112. Rheinsfelden 112. Riffersweil 112. Rümlingen 112. Schirmensee 113. Schlatt 113. Schleinikon 113. Schlieren 113. Schöfflisdorf 114. Seeb 114. Steinmaur 116. Truttikon 116. Uetliberg, Warte 329. Uitikon 116. Urdorf 117. Uster 117. Veltheim 117. Volketsweil 117. Weiach 117. Weiningen 117. Niederweningen 118. Wettsweil 118. Wiesendangen 118. Ober-Winterthur, Vitudurum 280. 119. Wipkingen 120. Wyla 121. Zwillikon 121.

Aargau S. 121. Baden, Aquæ 295. Buelisacker 121. Coblenz, Confluentes 124. Ober-Entfelden 152. Gränichen 125. Kaisten, Warte daselbst 331. Kirchberg 152. Ober-Kulm 128. Lenzburg 131. Sarmensdorf 132. Wettingen 133. Windisch 135. Zofingen 150. Castelle zu Zurzach, Tenedo 302.

Luzern. Pfäffikon 152.

Basel. Hardt, Warte daselbst 331.

Inhalt beider Abtheilungen.

Aufzählung der bis zum Jahr 1864 bekannt gewordenen römischen Ansiedelungen in der östlichen Schweiz.[1]

Graubünden.

Das Antoninische Reisebuch und die Peutingersche Tafel machen uns mit folgenden in das Gebiet dieses Cantons gehörenden, an den rätischen Alpenstrassen [2]) befindlichen Stationen [3]) (mansiones) bekannt: Magia, Curia, Tinnetione, Muro, Lapidaria, Cunu aureu, Tarvessedo (Tarvesede). Von diesen liegen Magia und Curia in der Ebene des Rheinthales, Tinnetione und Muro an der Julier-Settimerstrasse, Lapidaria, Cunu aureu und Tarvessedo an der Splügenstrasse. Mit Bestimmtheit ist nur die Lage von Curia und Tinnetione ermittelt. Magia scheint mit dem jetzigen Schan, Muro mit Castelmur identisch zu sein.

Curia (Chur) ist in der ersten Abtheilung S. 318 beschrieben.

Tinnetione, romanisch Tinnizòng, deutsch Tinzen. Obgleich die Distanz von Chur, man mag den Weg über Parpan oder anders ziehen, im Itinerar um mehrere Meilen zu kurz angegeben ist, so kann über die Lage dieser Station kein Zweifel walten, da der alte Name noch vorhanden ist. Der Ort befindet sich über einem der Nebenflüsse des Rheins, dem Ren di Sossex (sotto i sassi), unterhalb einer Schlucht, auf schmalem Bergabsatze, in sonniger Lage. Während des Mittelalters war hier eine Thalsperre, serra, clausura, von der noch die Grundmauern zu sehen sind, mit einem den Durchgang vertheidigenden Thurme, auf den sich die Benennung des unterhalb liegenden Grundstückes Sottorre (sotto la torre) bezieht. Ein Mauerstock soll sich auch südlich vor dem Wirthshaus zur Krone im Boden befinden. In der Nähe von Tinzen sind an mehreren Punkten der Strasse, z. B. bei den Trümmern eines Thurmes (?) auf dem Hügel Padnal zwischen Tinzen und Savognin, Münzen gefunden worden. In Tinzen selbst habe ich keine Romana entdecken können.

Cunu aureu scheint entweder an der Stelle des Dorfes Splügen oder des Wirthshauses auf der Höhe des Berges, wo sich die italienische Dogana befindet, gestanden zu haben. Die letztere Stelle heisst gegenwärtig noch Cunno d'oro und der Pass nicht nur Monte Spluga, sondern auch Cuneo d'oro.

---

[1]) Wir müssen hier nochmals in Erinnerung bringen, dass in diesem Verzeichnisse nur diejenigen römischen oder gallorömischen Ansiedelungen aufgeführt sind, die sich durch Reste gemauerter Wohnungen kund geben.

[2]) Betreffend die Richtung und den Bau der rätischen Alpenstrassen, ihre Stationen, die Juliersäule u. s. w. verweise ich auf die treffliche Arbeit Dr. Meyers: »Die römischen Alpenstrassen in der Schweiz« in Band XIII unserer Mittheilungen, ferner auf den Aufsatz von Dr. Brügger im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde. 1860. S. 123.

[3]) Die Abbildung der Ueberreste einer Mansio (Tasciaca, Thésee zwischen Bourges und Tours) siehe in den Collectanea antiqua von Smith IV. 2.

Muro. Ueber Porta und Castelmur, das man mit allem Recht für das Muro des Itinerars hält, findet sich im Neuen Sammler von Bünden Jahrg. 1812 S. 241 folgende Angabe: »Dieser oberhalb Promontogno gelegene Punkt war schon durch seine Lage zu einer wichtigen Landwehr, zum eigentlichen Schlüssel des Bregagliathales, bestimmt. Am Fusse des Gebirges erhebt sich sogleich wieder ein Hügel, dessen Abhang bis an das linke Ufer der Maira reicht und hier mit steil abgeschnittenen Felsen endigt. Auf dem Hügel steht der ansehnliche viereckige Thurm. Zwischen diesem und dem Abgrund gegen die Maira laufen zwei Mauern über den Rücken des Hügels hinab und sind nur da unterbrochen, wo die Landstrasse durchgeht. Ihre Höhe beträgt etwa 15′, ihre grösste Dicke 10′, dabei sind sie mit gewölbten Nischen versehen. Der innere Raum zwischen ihnen hat 90′ Länge und 80′ Breite. Näher am Gebirge stehen die Ueberbleibsel einer Kirche. Wahrscheinlich schloss sich auf dieser Seite der Festung eine Mauer an den Berg an. Noch andere Mauerreste wird man in der Nähe des Thurmes gewahr. Die jetzige Durchfahrt soll ein Thor gehabt haben, andere hingegen vermuthen, dass diese Oeffnung ehemals geschlossen und nur zwischen Burg und Thurm ein Thor vorhanden gewesen sei.«

Säule auf dem Julierpasse. Auf der Höhe dieses Passes stehen, durch die Strasse getrennt, zwei Bruchstücke einer Säule aus Lavezzstein (Serpentin mit Talk vermengt), welche ohne Zweifel in römischer Zeit aus der Gegend von Piuro (Plurs) im Bregagliathal oder aus dem Texthale, wo dieses Gestein ebenfalls vorkommt, hieher transportirt wurde. In einer Urkunde vom Jahr 1396 wird ihrer als »des Marmelsteins auf dem Julierberg« erwähnt. Zu Folge einer Angabe in Stumpf's Chronik stürzte im Anfange des 16. Jahrhunderts die Säule um und zerbrach in die drei Stücke, aus denen sie ursprünglich zusammengesetzt war. Eines derselben ist seither weggekommen. Von Capitäl oder Basis, wenn solche je da waren, ist keine Spur zu entdecken. Die zwei noch vorhandenen zusammengehörigen Stücke sind, wenn vereinigt, $4^{m},20$ lang (siehe Taf. III. Fig. 1). Merkwürdiger Weise wurden in der Nähe desjenigen Stückes, das an der alten Stelle geblieben, zu verschiedenen Zeiten römische Münzen gefunden, so im Jahre 1854, wo über 200 von den mit der Verbesserung der Strasse beschäftigten Arbeiter aufgehoben wurden. Diese Münzen gehen von Augustus bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts.

Die Bestimmung dieser Säule scheint diejenige eines Signals gewesen zu sein, welches dem Wanderer die Höhe des Passes und die Richtung des Weges anzeigte. So wie dem Jupiter in seinem Heiligthume auf dem grossen Bernhard Geschenke dargebracht wurden, so pflegten die Reisenden an dieser Stelle als Zeichen der Dankbarkeit für glückliches Erreichen der Berghöhe der Gottheit eine kleine Gabe niederzulegen. (Siehe »Römische Alpenstrassen« von Dr. Meyer in Band XIII. unserer Mittheilungen und »Notizen über die Juliersäule« von demselben im Anzeiger für Geschichte und Alterthumskunde. 1862. S. 50.)

Canton St. Gallen.

Wie in Graubünden erhielt sich in dem südlichen Theil dieses ebenfalls zur rätischen Provinz gehörenden Cantons bis zum friedlichen Vordringen alemannischer Bevölkerung und Sprache römisches Wesen [1]).

Diesem Cantone gehört die an der Grenze des rätischen Gebietes liegende, von der Mitte des Wallensees bis zum obern Theile des Zürchersees sich erstreckende Landschaft Gaster an, deren Name schon von den Notaren des frühen Mittelalters als »castra« aufgeführt und dann von Tschudi mit der Zugabe »rætica« vermehrt wird. Von ihm und den spätern Chronikschreibern und Geographen wird dann ein Lagerplatz römischer (rätischer) Truppen hieher verlegt. Wie schon im ersten Abschnitt angedeutet worden, wird diese Annahme durch das Vorkommen baulicher oder anderer römischer Alterthümer im Gasterlande nicht unterstützt. Das einzige Ueberbleibsel aus römischer Zeit, welches auf den Aufenthalt einer Abtheilung römischer Truppen in dieser Gegend bezogen werden könnte, ist der zu Jonen gefundene Grabstein eines Cohortenzeichenträgers Provincialis. Indessen könnte dieser Krieger als einer der Veteranen betrachtet werden, die in den verschiedenen Theilen des Landes auf den ihnen zugetheilten Grundstücken sich anbauten.

Während des Kampfes der XXI Legion mit den Helvetiern, die sich in der Gegend von Vindonissa aufgestellt hatten, rief bekanntlich Cäcina rätische Mannschaft herbei. Tacitus (Hist. I. 67, 68) erwähnt diesen Umstand mit folgenden Worten: »An Rätiens Hülfsvölker schickte er Botschaft, sie sollten die Helvetier, welche gegen die Legion sich stellten, im Rücken angreifen«, und dann später: »Hier Cäcina mit einem gewaltigen Heer; dort die rätischen Geschwader und Cohorten und die Jugend der Rätier selbst, waffengewohnt und nach Kriegsregeln geübt.« Es ist hier offenbar von ständigen Truppen die Rede, deren Aufenthaltsort in der Entfernung weniger Tagmärsche und zwar südlich vom Rheine, weil sie die Helvetier im Rücken anzugreifen hatten, sich befand. Da die sogenannten castra rætica so geringe Spuren von römischen Ansiedelungen und keinen namhaften Ort zeigen, so wird die Annahme nicht zu kühn sein, dass der Standort dieser Truppen Bregenz und Arbon gewesen und die aufgebotenen Truppen auf dem römischen Heerwege Arbor felix, Fines, Vitudurum herbeigeeilt seien.

Ausser der Station Ad Renum in der Tabula, ohne Zweifel Rheinegg, gibt es im Canton St. Gallen keinen Ort, dessen römischer Name constatirt wäre. Mit Ausnahme von Münzen sind römische Ueberreste indessen weder hier noch am linken Ufer des Rheins bis nach Sargans hinauf, noch am Ufer des Bodensees, noch in dem höher liegenden Theile des Landes in der Umgebung der Stadt St. Gallen gefunden worden [2]).

Arbon. In der ersten Abtheilung findet sich auf S. 317 nachfolgende Bemerkung: »Was die alte Umfassungsmauer des Städtchens betrifft, die mit ihren viereckigen zerfallenen Thürmen hart am

---

[1]) Beweis, dass die Alemannen von Osten her nicht über Wesen, von Norden her nicht über Feldkirch vordrangen sind die Benennungen Walensee, Churwallen für den nördlichen Theil Bündens und Wallgau für das südlich von der Ill liegende Gebirgsland.

[2]) Auf welche Ortschaft sich die Stelle in Notker et Ratpert in MS. sæc. 15: »Et cum gravis ponderis fibulas, aureas armillas quoque et cetera antiquati operis ornamenta ipsi ibi viderimus casu inventa« bezieht, ist unbekannt.

Rande des Sees hinläuft und von dessen Wellen bespült wird, so gibt sie sich in ihrer Construction und in ihren Ausbesserungen als eine Arbeit des 13. oder 14. Jahrhunderts und wohl noch früherer Zeit zu erkennen. Wenn auch das Fundament dieser Mauer, das an mehreren Stellen zu Tage tritt, theilweise demjenigen römischer Mauern sehr ähnlich ist, so müssen wir dennoch gestehen, dass jetzt noch zur Beantwortung der Frage, welchen Raum die Festungswerke eingeschlossen haben, uns jeder sichere Anhaltspunkt abgeht, und dass wir uns von der Form und Beschaffenheit der Castra Arbor Felix keinen Begriff machen können.« Seit der Abfassung obiger Zeilen hat Herr P. Immler sich um die Ermittelung der Festungswerke des römischen Arbon bemüht und nachgewiesen, dass auch der Glockenthurm *B* in seinem Unterbau römisch ist, und dass ohne allen Zweifel nach fast gänzlicher Zerstörung des Glocken- und Schlossthurmes *A*, die beide ganz gleiche Dimensionen hatten, der letztere aus dem Material des ersten wieder hergestellt worden sei. (Siehe Taf. III. Fig. 2.)

Den Rest einer römischen Mauer sah Herr Immler im Jahr 1863 auf dem Gottesacker östlich von der Kirche ausgraben. *C.*

Was die oben erwähnte auf der Nordwestseite des Ortes dem See entlang hinlaufende Mauer *D* betrifft, so ist Herr Immler entschieden der Meinung, dass die sich über den Seespiegel nur wenig erhebenden Reste einer alten 8′ dicken Mauer, auf welche die neue Stadtmauer aufgesetzt ist, als römische Arbeit zu betrachten seien, da das Füllwerk — die Bekleidung ist überall verschwunden — demjenigen der anderen römischen Festungsmauern in der Schweiz vollkommen ähnlich sieht. — Nach dieser Ansicht würde sich Arbor Felix von den Castellen der Ostschweiz dadurch unterscheiden, dass es nicht ein nach der gewöhnlichen rechteckigen Castralform angelegtes Festungswerk, sondern, wie sich aus der Entfernung des Thurmes *B* von der äussersten Ecke der Ringmauer und aus dem Charakter dieser letztern ergibt, als ein mit Mauern und Thürmen umzogener Waffenplatz zu betrachten wäre. Innerhalb der Ringmauer befand sich ein kleiner Hafen *E*, in welchem einige zur Bodenseeflotille gehörigen Kriegsbarken [1]) stationirt gewesen sein mögen, und der dem Handel und Verkehr der Bewohner des Ortes zu Statten kam. Der jetzige Weiher ist ohne Zweifel ein Ueberrest des ehemaligen Bassins. Der Zugang zu demselben bei *F* heisst gegenwärtig noch Seethor. Die Annäherung zur Ringmauer von der Seite des Sees her war durch eine Reihe grosser in den See gesenkter Steine erschwert. Das Prätorium stand in geeignetster Lage auf der die Landspitze und den See dominirenden Anhöhe bei *A*. Da der Lauf der Umfassungsmauern auf der Landseite noch nicht ermittelt ist, kann die Bestimmung des Thurmes *B* und seine Stellung zu den Befestigungswerken des Ortes nicht angegeben werden.

Berschis. Dieses Dörfchen liegt am Fusse eines aus dem Gebirge, das die Nordwand des Walenseethales bildet, hervortretenden Felskammes, auf dessen Gipfel die uralte St. Georgenkapelle steht. Auf die Höhe dieses Rückens gelangt man von dem genannten Orte aus, zwischen Castiels und Colerina hindurch, auf gut angelegtem, altem Strässchen. Das schmale Plateau erstreckt sich von SO. nach NW. in einer Länge von 650′, misst, wo es sich an's Gebirge anlehnt, 180′ in der Breite, verengert sich aber auf 50 — 60′. Gegen Südwest fällt der Hügel ziemlich senkrecht ins Thal ab, gegen Ost und

---

[1]) Numerus barcariorum Brecantiæ. Not. Imp.

Nord sind seine Wände nicht weniger schroff, so dass er eine nur von Süden her zugängliche Naturfeste bildet. (Siehe den Plan auf Taf. III. Fig. 3.) An der steilen Halde ist der Eingang bei *A* in den Felsen gehauen, auf der Höhe derselben eine 8′ dicke Mauer als erstes Vorwerk quer über den Hügel gelegt. Der Platz bei *B* steigt allmälig gegen eine zweite Felshalde auf, auf deren Höhe abermals eine Mauer *C* parallel mit der ersten gezogen ist. Auch hier ist das Strässchen in den Felsen gehauen. Weiterhin gegen Nord geht dasselbe in eine Felstreppe *D* über. Die Kuppe ist von einer längs des Randes hingeführten, die Reste eines länglicht viereckigen Gebäudes einschliessenden Mauer umgeben. Innerhalb und ausserhalb des wenigstens 100′ langen und 35′ breiten Gebäudes befinden sich zwei in den Fels gehauene, an den Wänden mit einer $^1/_2$′ dicken Mauer ausgefütterte, am Boden mit einem Kalkguss belegte Cisternen *E*, *F*, von denen die innere 18′ lang, 17′ breit und 12′ tief ist, während die äussere bei gleicher Tiefe eine Länge von 21′, eine Breite von 15′ zeigt. Am nördlichen Abhange des Felsens ist eine natürliche Grotte *G* von birnförmiger Gestalt und 15′ Höhe, in welcher eine Quelle, genannt der »ungeheure Brunnen«, entspringt. Bei den von Herrn Immler vorgenommenen Nachgrabungen wurden hier oben römische Münzen, in den Cisternen Knochen und ein Paar flachgedrückte thönere Kugeln, unten aber, hinter dem Dörfchen Berschis bei der Mühle, römische Mühlsteine gefunden, und zwischen der Mühle und der gegen Walenstad gelegenen Ziegelhütte alte Gräber aufgedeckt. Römische Dachziegel hat man auf dem St. Georgenhügel, dessen Ausläufer nach der Kirche von Berschis den Namen Castiels trägt, bisher noch keine bemerkt, dagegen rothe Schiefertafeln aus dem Bruche von Flums, weshalb zu vermuthen ist, dass die hiesigen Gebäulichkeiten, die wegen der freien Aussicht, welche der Fels thalauf-, thalabwärts darbietet, eine wohlbefestigte Warte gewesen sein mögen, mit Schieferstein gedeckt waren [1]).

Busskilch. Bei den Häusern von Busskilch, ein Paar Minuten südlich von Jona, haben wir nahe am Ufer des Sees Stücke von römischen Ziegeln aufgehoben, und es ist kein Zweifel, dass römische Gebäude hier standen.

Edliswyl, Gemeinde Waldkirch, Bezirk Gossau. Oberhalb des Dörfchens, am Saume des Waldes, wurde 1852 eine römische Schnellwaage ausgegraben, ohne dass in der Nähe des Fundortes Spuren einer Niederlassung zu bemerken wären. (Siehe Taf. III. Fig. 4 u. 4ª.) Nicht weit von hier, bei Widenhub, kam im Jahre 1831 ein Topf mit etwa 6000 Silbermünzen aus den ersten drei Jahrhunderten zu Tage [2]).

Jona. Einige Minuten östlich von Rappersweil wurde auf der Anhöhe, auf welcher die Kirche von Jona steht und altes Gemäuer vorkommen soll, der Grabstein eines Cohortenfähndrichs, Namens C. Octavius Provincialis, gefunden. (Siehe Mommsen, Insc. helv. 237.)

Kempraten. An der Bucht auf der Nordseite von Rapperswyl, hinter dem Wirthshause zu Kempraten, befinden sich Ueberreste römischer Wohnhäuser, welche in den 30ger Jahren beim Bau jenes Hauses aufgedeckt wurden. Es kamen mehrere Gemächer zum Vorschein, deren Wände bemalt, deren

---

[1]) Schiefertafeln wurden in England sehr häufig zur Bedachung verwendet. Siehe Wright: History of the Early Inhabitants of Britain. 2ª ed. p. 172.

[2]) Siehe Daniel Meyer: Verzeichniss römischer Kaisermünzen etc. St. Gallen 1831.

Böden theils mit Hypokausten versehen, theils mit Estrichen belegt waren, und innerhalb derselben eine Menge Bruchstücke von Ziegeln, nebst Münzen, Eisengeräthe und Töpfergeschirr verschiedener Art. — Der Name Kempraten scheint aus Centumprata [1]) entstanden zu sein. Indessen ist nicht zu vergessen, dass die mittelalterlichen Notare, namentlich die geistlichen, am Latinisiren von Ortsnamen besondern Gefallen fanden. Eine Viertelstunde westlich von Kempraten wurden auf der Anhöhe »Gubel«, hundert Schritte von der römischen Strasse, in den Jahren 1689 und 1690 zwei irdene Töpfe ausgegraben, die zusammen 3600—4000 Stücke kupferner, grösstentheils versilberter Münzen enthielten, von denen die ältesten unter Valerian, die jüngsten unter Tacitus und Florian, † 276, geprägt worden sind.

Mels. Eine Viertelstunde östlich von diesem Orte erhebt sich aus der Thalebene ein kleiner Hügel, Castels genannt, auf welchem bei Grabungen celtische Geräthschaften aus Bronze, auch römische Dinge aus Eisen, ferner Mühlsteine, Glaskorallen, Topfscherben in grösster Menge und eine römische Münze gefunden wurden. Da aber Gemäuer bis jetzt noch nicht entdeckt worden, wäre es zu gewagt, diesen Namen auf ein römisches Castell zu beziehen [2]).

Wenige Minuten nordwestlich von Mels steht ein durch ein kleines Thal vom Gebirge abgetrennter Felsrücken, der ebenfalls den Namen Castels trägt und schon dadurch merkwürdig ist, dass aus dem Gestein, aus dem er besteht, schon in römischer Zeit Mühlsteine gehauen wurden. (Siehe zweite Abtheilung S. 54.) Auf dem untern, gratartigen Absatze des Hügels finden sich, wo immer man gräbt, Asche und Kohlen, Knochen, Eisenschlacken und ungeschmolzenes Eisenerz, eine zahllose Menge kleiner Fragmente celtischer und römischer Geschirre, ferner Bruchstücke von Bronze- und Eisengeräthschaften, gebrauchte und ungebrauchte Mühlsteine; auch ist ein Becken aus buntem Sandstein, der in der Gegend von Basel bricht, hier ausgegraben worden.

Auf der Spitze des Berges kommen Mauerreste vor, deren Alter nicht zu ermitteln ist; ferner sind ein gebrauchter Mühlstein und mehrere eiserne Speerspitzen hier aufgehoben worden.

Die nähere Kenntniss dieser Oertlichkeit verdanken wir den emsigen Forschern Herrn Caplan Zimmermann in Mels und Herrn P. Immler, welche zu wiederholten Malen auf dieser Höhe Nachgrabungen vornahmen.

Im Dorfe Mels selbst, namentlich beim Capuzinerkloster, sind römische Münzen und Lanzenspitzen, auch in den 30ger Jahren in dem nahen Dörfchen Plons ein aus Steinplatten ausgelegtes und mit solchen bedecktes Grab, welches ein Gerippe mit bronzenen Beigaben enthielt, gefunden worden.

Ragaz. Unter den Trümmern der mittelalterlichen Burg Freudenberg befindet sich der Rest eines starken Thurmes, dessen Mauern 7′ 8″ dick sind, besteht aus mehr oder weniger zugerichteten, in Schichten gelegten Steinen, an den Ecken aus Quadern mit Randbeschlag und stark hervortretenden Bossen. Die Arbeit ist desshalb merkwürdig, weil bei dem 25′ hohen Unterbau, auf welchen später ein kunstlos ausgeführtes oberes Stockwerk aufgesetzt wurde, ein stark mit Ziegel-

---

[1]) Urk. v. St. Gallen vom Jahr 744 »in loco qui dicitur centoprata«.

[2]) Es ist zu bemerken, dass, sowie im deutschen Gebiete die Benennung Schloss sich nicht immer auf Reste eines schlossartigen Gebäudes bezieht, so im romanischen der so häufig vorkommende Ausdruck Castels nur eine über die Umgebung frei hervortretende Localität bezeichnet.

stückchen vermischter Mörtel verwendet ist, den man an mittelalterlichen Gebäuden in der ganzen östlichen Schweiz nirgends antrifft [1]). Sollte der Thurm wirklich römischen Ursprung sein, wie Herr Immler, der die Trümmer auf's Sorgfältigste untersucht hat, anzunehmen geneigt ist, so werden wir uns denselben als das Hauptstück eines zum Schutze der Römerstrasse, die am Fusse des Hügels vorbeizog, gehörigen kleinen Festungswerkes zu denken haben. (Siehe Taf. III. Fig. 5, 5ª, 5ᵇ, 5ᶜ.)

Ueber Ragaz selbst siehe die erste Abtheilung S. 336.

Reisscheibe oder Rönscheibe — ein verdorbener romanischer Name — heisst ein am östlichen Ende des Walensee's, 233 Meter über dessen Spiegel sich erhebender, freistehender Felskopf, auf dessen Gipfel sich Steinwälle befinden, welche Herr Immler 1863 entdeckt und verzeichnet hat. Da die Lokalität bisher noch nicht genauer untersucht worden, bleibt einstweilen dahin gestellt, ob wir denselben als eine römische, oder was wahrscheinlicher ist, als eine vorrömische Anlage betrachten müssen. (Siehe den Plan auf Taf. III. Fig. 6.)

Sargans. Nach den Untersuchungen des Herrn Immler steht das Schloss Sargans auf römischem Unterbau, der aus grossen Tuffsteinquadern aufgeführt und seiner Construction nach von dem obern Theile ganz verschieden ist.

Ueber das Alter des ein Paar tausend Fuss hoch oben am Gonzen befindlichen Eisenbergwerkes besitzen wir keine genauern Daten, und wissen nur so viel, dass es ums Jahr 1200 schon bergmännisch betrieben wurde. Der Umstand, dass sich sowohl Stücke ungeschmolzenen Eisens, als Schlacken und Kohlenstätten in den alten Ansiedelungen auf Burg bei Vilters, Castels bei Mels und vielen Punkten im Thale, bei Grabungen zum Vorschein kommen, berechtigt zu der Annahme, dass schon lange vor der römischen Herrschaft die Eisenlager von den Bewohnern des Thales ausgebeutet und das Erz nach der einfachen Art vermittelst des sogenannten Rennfeuerverfahrens geschmolzen wurde.

Schan. Schan (sp. Schaan) liegt dem st. gallischen Städtchen Werdenberg gegenüber auf der östlichen Seite des Rheins im Fürstenthum Lichtenstein, ist aber desshalb hier zu erwähnen, weil in neuerer Zeit in dieser Ortschaft die Ueberreste eines römischen Castells, an dem die römische Heerstrasse (Brigantium-Curia) vorbeizog, entdeckt worden sind. Das Castell ist etwa 20 Minuten von dem in der Ebene des Thales hinströmenden Rheine entfernt und an der Stelle erbaut, wo der Boden anfangs sanft, dann sehr steil nach dem schroffen Gebirge ansteigt. Es steht auf keiner dominirenden Anhöhe, auch nicht am Eingange eines Engpasses, überhaupt nicht an einem in die Augen fallenden strategisch wichtigen Punkte, so dass sich die Wahl desselben für eine Festung aus den Verhältnissen des Terrains nicht leicht erklären lässt. Entweder fällt die Erbauung des Castells in die spätere Zeit, und es gehört (wie Irgenhausen, s. Abschnitt I. S. 311) in die Reihe der Anstalten, die den nach den Gebirgspässen vordringenden Alemannen einen Damm entgegenzusetzen bestimmt waren, oder es bildete, wenn seine Errichtung in der früheren Zeit stattfand, gleich Ad Fines und Vitudurum, eine Etappe, eine wehrhafte Mansio, die sich in einem gewissen Abstande von den andern an dieser Strasse angelegten Stationen befinden muss. Ist diese letztere Annahme die richtige, so dürfen wir mit Sicher-

---

[1]) Die Anwendung von Ziegelmörtel im Mittelalter beschränkte sich auf die Herstellung von Estrichen, wie wir in der ersten Abtheilung angegeben.

heit das Castell von Schan als eine der auf der Peutinger'schen Tafel angegebenen Stationen Clunia und Magia betrachten. Auf dieser ist nämlich die Entfernung von Brigantium bis Clunia zu 17, von diesem Orte bis Magia zu 18 und von hier bis Curia zu 16, mithin von Brigantium bis Curia zu 51 Meilen angesetzt. Nun beträgt aber die wirkliche Länge der Strasse, die Biegungen derselben mitgerechnet, zwischen diesen zwei Ortschaften nicht 51, sondern ungefähr 56 römische Meilen, und es ist demnach eine der Distanzangaben zwischen den Stationen falsch [1]). Zählt man von Brigantium her, so fällt Clunia in die Gegend von Götzis, und Magia in diejenige von Schan; rechnet man aber von Curia an, so reichen die 16 Meilen für die Entfernung bis Magia etwa 4 Meilen bis jenseits Maienfeld und 16 + 18 = 32 Meilen, für die Entfernung bis Clunia etwa 4 Meilen jenseits Schan. Es bleibt also immerhin eine Lücke von mehreren Meilen übrig. Für die Länge der ganzen Strecke von Chur bis Bregenz, nicht aber für Festsetzung der Stationen Clunia und Magia, liesse sich dadurch helfen, dass man die Zahl V in der Angabe XVI zwischen Magia und Curia in X verwandelte. Trotz der angeführten Schwierigkeiten halten wir Schan unbedingt für das alte Magia. Zu dieser Annahme ermuntert der Umstand, dass nach Kaiser's Geschichte des Fürstenthums Lichtenstein (S. 158) sich ein königlicher Hof und eine königliche Herberge hier befand. Von Maienfeld, das man wegen einiger Namensähnlichkeit oft für Magia angab, darf darum abgesehen werden, weil sein älterer Namen Lupinum war, und nach der Versicherung der Bewohner des Städtchens und seiner Umgebung hier nie die geringste Spur von altem Mauerwerk oder römischem Geräthe gefunden wurde.

Die nähere Kenntniss der Festung zu Schan, so wie das auf Taf. I. Fig. 7 mitgetheilte Plänchen verdanken wir den Bemühungen und der Freundlichkeit des Herrn Paul Immler zu St. Gallen.

Das Castell hat, die an den Ecken vortretenden Thürme nicht gerechnet, der Strasse entlang eine Länge von 175′ und eine Breite von 216′. Von den 12′ dicken Umfangsmauern, die mit acht viereckigen Thürmen verstärkt waren, hat sich nur ein Theil bis zur Höhe von 3 — 4′ über dem Boden erhalten. Der westliche Theil des Castells ist gänzlich abgetragen und der Boden mit Häusern besetzt. Auf der Ostseite nimmt die alte St. Peterskirche einen Theil des Raumes ein, der andere noch unausgegrabene Theil ist mit Weinreben bepflanzt. Die Innenseite des Castells war durch 6′ dicke Quermauern in drei Abschnitte getheilt. In dem westlichen befand sich die Cisterne (*a*). Im Mittelraume entdeckte man aus römischen dachförmig aufgestellten Ziegeln errichtete Gräber; an einer andern Stelle des Castells 6 — 8 Mühlsteine.

Die Bekleidung der Mauern ist überall abgebrochen und zum Bau von Häusern verwendet worden. Von einem Graben längs der Mauer ist keine Spur zu entdecken.

An der Westseite des Castells führte die römische Strasse vorbei.

In mehreren Schriften, neuestens wieder in dem Rechenschaftsbericht des Museumsvereins von Bregenz, Jahrg. 1861, wird die Heidenburg bei Gävis für Clunia ausgegeben. Abgesehen davon, dass nach der Tabula Clunia von Bregenz 17 Meilen, Gävis aber 24 Meilen abliegt, verbietet der Umstand, die Heidenburg als eine Mansio zu betrachten, dass dieselbe auf einem Berggipfel steht, und eine Herberge für Truppen oder Etappe wohl in der Nähe von Bergfestungen, aber nie auf schwer zugänglichen Felsgipfeln vorkommt. Uebrigens halte ich diese von mir im Jahre 1860 untersuchten Trümmer

---

[1]) Ich habe die Dufour'sche Karte zu Grunde gelegt und die römische Meile nach Hultsch, Metrologie, 1862, zu 1,4787 Kilometer angenommen.

für die Reste einer mittelalterlichen Burg mit zwei von der Umfangsmauer eingeschlossenen Réduits. Die Construction der Mauern ist durchaus nicht römisch, auch habe ich keinen römischen Ziegelmörtel, der nach jenem Berichte hier angewendet worden sein soll, wohl aber ächt mittelalterliche Hohlziegel in dem Schutte bemerkt. Bei den von den vorarlbergischen Alterthumsfreunden vorgenommenen Ausgrabungen sind unsers Wissens auch durchaus keine Romana, wie Töpfer- und Eisenwaare u. drgl., entdeckt worden.

Strassen. Die römische Handelsstrasse Chur-Zürich (siehe erste Abtheilung S. 285) lief am Fusse des Gebirges hin über Ragaz, Vilters, Wangs und Mels, kreuzte das Thal der Seez in der Richtung von Heiligenkreuz, um am jenseitigen Berggehänge den Lauf nach Walenstad fortzusetzen. Dieser Strassenzug lässt sich gegenwärtig noch verfolgen [1]).

Die Stelle, bei der sich die Heerstrasse von der obigen trennte und die Richtung auf Sargans einschlug, ist ungewiss [2]). Die Heerstrasse stieg durch eine Einsattlung hinter dem Schollberg nach dem jetzigen Dörfchen Matug hinan, gelangte dann über Azmoos in die Einsattlung bei Gretschins, östlich von der Burg Wartau, wo man mit Recht die Ueberreste einer Specula vermuthet, und nördlich vom Montmajorberge wieder in die Ebene. Ob dieser Weg als die eigentliche Heerstrasse oder als eine Nothstrasse beim Austritte des Rheins zu betrachten ist, scheint mir noch nicht ausgemittelt. Dass aber eine Heerstrasse dem westlichen Ufer des Rheins entlang von Chur, oder wenigstens aus der Gegend von Ragaz, nach Arbor Felix oder zunächst nach Ad Rhenum (Rheineck oder Brugg) lief, geht, wenn sie auch bis jetzt durch römische Ortschaften, die an derselben sich befinden, noch nicht nachgewiesen ist, aus der Angabe der Peutinger'schen Karte deutlich hervor, auf welcher zwischen dem Bodensee und Curia zwei Strassen bezeichnet sind, eine von Bregenz, die über Clunia und Magia führt (siehe Schan), eine andere, welche westlich von der ersten liegt und an der keine Stationen genannt sind. Als Distanz werden für diese Route von Arbor Felix bis Curia 43 Meilen angegeben, eine Entfernung, die in der Wirklichkeit viel grösser ist.

Der Schollberg soll nach Guler S. 211 ursprünglich wegen des eben genannten treppenartigen Felspfades Scalenberg geheissen haben [3]). Siehe über diese Strassenzüge den Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde. Jahrg. 1863, No. 4.

Vild. Statthalter Gallatin von Sargans, ein geschichtskundiger Mann, meldet, bei Erweiterung der Strasse auf der Aggeren bei Fild oder Vild, in der Richtung von Sargans nach dem Schollberg, habe man alte Waffen und Geräthschaften und nahe dabei, im Ratel, ein Stück von einem Mosaikboden entdeckt. In der Nähe von Vild wurden vor einigen Jahren an der alten Schollbergstrasse zwei wunderliche Bildchen aus Bronze gefunden, welche in den Besitz des Herrn Präsidenten

---

[1]) Die Existenz der Römerstrasse zwischen Ragaz und Mastrils wird bezeugt durch eine mir von Herrn Kantonsrath Egger in Ragaz mitgetheilte Urkunde vom Jahr 1643, worin es heisst: »Unser eigen Gut genannt Bidems stosst zur einen Seite an Fluppen Tobel und an den höchsten Stein und dannen uff hin untz an den Römerweg und dannen usshin untz an Malveren Runss und unden an den Rhein.«

[2]) Im Mittelalter zweigte sich die Handelsstrasse von der Heerstrasse erst bei Sargans ab.

[3]) Die am Fusse des Schollberges hinführende Landstrasse stammt aus unserer Zeit. »Die VII Ort der Eidgenossenschaft so über Sarngans herrschen, haben des MDIII Jahrs die harten felsen unten am Fuss des berges mit grossem Unkosten aushauen und dergestalt einen guten breiten Wagenwäg machen lassen.« Guler S. 211.

Good in Mels gelangt sind. (Siehe Taf. III. Fig. 8.) Der Sage nach stand in dieser Gegend an der Stelle im Ried, wo die Eisenbahn durchgeht, eine Stadt, die durch einen Bergsturz vom Gonzen verschüttet worden. Die Stelle heisst jetzt »im Urtel«. Hier sollen zu Tschudi's Zeit in versumpftem Boden »sonderbare Ziegelstücke, Urnenhenkel mit Buchstaben, Mauerwerk und Waffenreste gefunden worden sein«.

Vilters. Burg Vilters heisst ein 30—40' hoher, schwer zugänglicher Felsenkopf, südlich von dem genannten Dorfe, der einen freien Ueberblick des Rhein- und Seezthales gewährt, und in jenem die Burg Wartau, in diesem St. Georgen bei Berschis erkennen lässt. Man übersah also von hier eine bedeutende Strecke der von Chur kommenden römischen Strassen und die Abzweigung einer derselben nach dem Walensee. Von der römischen Veste, die hier stand, sind zwei noch in ihrer ursprünglichen Lage befindliche Tuffsteinquader vorhanden; das übrige Material ist theils früher, theils in letzter Zeit zum Bau von Häusern weggeführt worden. Das Dasein römischer Bauten wird aber ausserdem constatirt durch das Vorkommen römischer Dachziegel und einer Menge bronzener und eiserner Geräthschaften aus dieser Periode, wie Ringe, Heftnadeln, Schnallen, Griffel, Schlüssel, Ketten, Hacken, Messer, Lanzenspitzen etc., ferner Glasscherben von Fensterscheiben, Gefässe und Münzen, deren Reihe mit Constantin dem Grossen endigt. — Die erste Besetzung dieses Punktes fällt jedoch in eine noch viel frühere Periode und zwar, wie zahlreich hier gefundene Alterthümer beurkunden, in die sogenannte Pfahlbautenzeit. Bei den auf dieser Felshöhe von Herrn Immler veranstalteten Nachgrabungen kamen nämlich Sägen aus Feuerstein, Quetschkugeln, Steinwirtel, Steinbeile und Knochenmeissel, ein Kamm, ein halbmondförmiger Zierrath und Pfeilspitzen aus Bronze zum Vorschein, alles Gegenstände, die den auf dem Ebersberg am Irchel gefundenen völlig gleich sind. (Siehe Taf. III. Fig. 9—18.) Der Rest eines aus gestampftem Lehm hergestellten Bodens scheint ein Ueberbleibsel dieser ältesten Ansiedelung zu sein. — Auffallender Weise finden sich neben den vorrömischen und römischen Gegenständen auch solche, die aufs Bestimmteste darthun, dass der Ort auch im Mittelalter nicht unbenutzt blieb. Wir führen hier nur eine zu Mailand geprägte Silbermünze von Kaiser Heinrich II. (1002—1024) an. In welcher Periode die vom Gonzen herstammenden Stücke Eisenerz zur Verarbeitung hieher gebracht wurden, muss durch eine umfassendere Abdeckung des Bodens ermittelt werden.

Es ist mithin kein Zweifel, dass dieser Ort, gleich der Kuppe des Albis, dem Uetliberge, von den frühesten Bewohnern des Landes als sicherer Wohnsitz, von den Römern für die Errichtung einer Warte gewählt, noch im Mittelalter seine Bedeutung als fester Punkt behielt.

Walenstad, Wahlastada (Gestade der Walen) und portus rivanus im 9. u. 10. Jahrhundert, rom. Riva, Hafenplatz am östlichen Ende des Walensee's (Lacus rivanus, Lach Rivaun), an der römischen Handelsstrasse gelegen und wegen der Ueberschiffung der Waaren von Wichtigkeit behielt auch seine Bedeutung noch im Mittelalter, wo vier kaiserliche und ein bischöflich-churisches Schiff den Transport der Reisenden und Kaufmannsgüter vermittelten [1]).

Das römische Walenstad ist indessen durch die Aufstauung des Sees während des Mittelalters mit Schlamm und Sand hoch überdeckt, so dass gegenwärtig von der alten Ortschaft keine Spur sich zeigt und nur bei Grabungen Geräthschaften aus römischer Zeit zum Vorschein kommen.

---

[1]) Dipl. Ludovici regis 846. Ottonis 956. S. v. Arx Gesch. v. St. Gallen I. 146.

Wesen, romanisch Guescha (Guler). Obgleich dieser Ort wie Walenstad zur Römerzeit von Bedeutung gewesen sein muss, so haben sich doch nur wenige Reste der frühern Ansiedelung erhalten. Gegenüber dem jetzigen Städtchen, unmittelbar am Ausfluss des Sees, auf einem mit Schilf bedeckten Platze, Hüttenbösch genannt, der bei hohem Wasserstande unter Wasser liegt, findet man römische Dachziegel und beim Nachgraben Gemäuer. Vor ungefähr 25 Jahren bemerkte ich noch einen Rest eines in gleichem Niveau mit dem Seespiegel befindlichen Estrichbodens, ein Beweis, dass der See noch nicht bis zu seiner ursprünglichen Höhe (in römischer Zeit) gefällt ist. — Was das jetzige Städtchen betrifft, so mag der römische Boden 8—10′ unter dem Niveau der Strassen liegen. Im Jahre 1850 wurde bei Anlegung des Gartens unten am Schlössli durch Gemeindammann Hässi ein römisches Grab entdeckt, in welchem sich eine Urne, ein Paar sogenannte Thränenfläschchen und mehrere andere Gegenstände befanden, die in die Hände des Caplans Fitzinger übergingen. Noch ist zu bemerken, dass bei Grabung des Linthkanals 10—16′ tief im Boden neben celtischen Geräthen auch römische aus Bronze und Eisen gefunden wurden.

Ueber die Warte auf dem Biberlikopf siehe erste Abtheilung S. 327.

Yberg, Gemeinde Wattwyl im Toggenburg. Ausserhalb des Schlosses, unter dem ersten Fenster (dem der Schlossküche), links neben dem Schlossthor, ist ein Stein mit römischer Inschrift eingemauert, welche in der Sammlung der helvetischen Inschriften von Orelli No. 279 abgedruckt und im Jahr 1838 von Herrn Rathsschreiber Näf und Herrn P. Immler in St. Gallen in gleicher Weise gelesen wurde. Sie lautet:

MINERVAE . AVG
L . CALLIDIVS PF TR
PALMARO C . V . IV
QVADRAT . AMIC . . .
ET C . SECVND . . . .
PRO INCOLVM
INO SODALI
. . . . . .
. . . . . .

Nach Hagenbuchs Erläuterung ist der Inhalt dieser Inschrift ungefähr folgender: Drei in einer Genossenschaft stehende Gladiatoren, nämlich Lucius Callidius, des Publius Sohn, aus der tromentinischen Zunft, der in den Gladiatorenkämpfen hundert Palmen (Siege) davon getragen, und Quadratus Amicus und Cajus Secundius setzen der erhabenen Minerva einen Altar für glückliche Erhaltung in den Kampfspielen.

Da weder zu Wattwyl noch überhaupt im Toggenburg irgend welche Spuren römischer Ansiedelung vorkommen, so ist wohl kein Zweifel, dass dieser Stein von einem andern Ort durch einen frühern Besitzer des Schlosses hieher transportirt wurde. Vielleicht ist er im Thale des obern Zürchersee's oder eher noch zu Windisch, wo ein Amphitheater und unzweifelhaft eine Gladiatorencorporation bestand, gefunden worden.

Glarus.[1])

In diesem ganz zum rätischen Gebiete gehörenden Thale, dessen Bewohner gleich denjenigen Bündens schon früh romanisirt wurden, sind bis jetzt nur geringe Spuren römischer Niederlassungen zum Vorschein gekommen. Ueber die Ansiedelung beim Hüttenbösch am Ausflusse der Seez (Linth) aus dem Walensee siehe unter Wesen, über die Mauer zu Näfels in der ersten Abtheilung S. 332.

Thurgau.

Durch die Mitte dieses Cantons zog sich die unter Augustus festgesetzte Grenze zwischen Gallien und Rätien. Die Station Ad Fines, Pfyn (siehe erste Abtheilung S. 291) wird mit Recht als ein auf der willkürlich gezogenen Trennungslinie liegender Ort betrachtet. Obgleich das Hauptthal des Cantons von der römischen Militärstrasse durchschnitten und in jeder Beziehung zur Ansiedelung geeignet war, so scheint es, nach den wenigen Resten von Wohnsitzen zu urtheilen, doch nur sparsam bevölkert gewesen zu sein. Auffallender Weise ist längs dem Ufer des Bodensees von Stein an bis Arbon auch nicht eine Spur von römischer Niederlassung bis jetzt entdeckt worden.

Boltshausen, liegt eine Stunde westlich von Mauren und mit diesem Orte am mittäglichen Fusse derselben Hügelkette. Am Ende des verflossenen Jahrhunderts wurde östlich vom Dorfe, in der Eichwiese, einer mehrere Jucharten haltenden, südlich durch einen geradlinigen Terassenrand begrenzten Fläche, Gemäuer aufgedeckt, bei welcher Arbeit kleinere Gegenstände aus Bronze zum Vorschein kamen. Im Herbste 1862 liess Herr Dekan Pupikofer an mehreren Stellen den Boden aufgraben und überzeugte sich, da sich überall Schutt und Stücke von Dachziegeln vorfanden, von dem einstigen Dasein römischer Wohnungen. Weiter östlich auf derselben Wiese stiess man in einer Tiefe von 2—3′ auf die Trümmer eines Hypokaustes.

Constanz (zum Grossherzogthum Baden gehörend), das nach der Annahme vieler Alterthumsforscher von Constantius Chlorus erbaut und nach ihm benannt worden sein soll, entbehrt aller und jeder sichtbaren römischen Reste. Auf blossen Vermuthungen beruht, was im Anzeiger 1861 S. 34 von einer Burg und in andern ältern und neuern Schriften von Mauern etc. innerhalb der jetzigen Stadt berichtet wird. »Kein Schriftsteller, keine Inschrift, keine Münze«, sagt G. Schwab in seiner Beschreibung des Bodensee's, nennt die Gründung eines Castells auf dieser durch die Natur so festen Stelle. Nur der Name, Constantia, ist dem Orte geblieben. Aber als im Jahr 1632 der schwedische General Horn Minen gegen die belagerte Stadt zu graben anfing, da stiess er vor dem Kreuzlingerthore auf ihre alten römischen Rippen. Ungeheure Substructionen und die colossalen Bogen einer steinernen Brücke, Zeugen von weit breiterem Wasserstande des Rheins in jener alten Zeit, kamen an's Licht; Alles wies auf eine gewaltige, für lange Dauer berechnete Befestigung hin.«

Schon ein Paar Jahrhunderte früher war an dieser Stelle ausgedehntes und festes Gemäuer entdeckt worden, wie aus folgender Stelle in Bucelin's Beschreibung des Bodensee's S. 3 hervorgeht:

---

[1]) Recht unpassend aus Glaris latinisirt.

»Maximi splendoris urbem, jam ante Christum natum fuisse latentia profundissime, reperta subinde maximæ molis rudera produnt, ita ut longo terrarum tractu clivus ille elatior, qui a Porta Creutzlingensi, versum Coenobii eodem nomine veteris bustum et aream exporrigitur, mera aggestio ruderum, et vetustissimæ urbis reliquiarum deprehendatur. Compertissimum id omnibus fuit, cum anno Christi 1452 magnificæ illius et robustissimæ, prope portam prædictam turris (Conrado Grünenbergio viro nobili tunc aedilem agente) fundamenta essent jacienda, dum incredibili labore non sine maxima admiratione nullo reperto solidioris soli indicio per crusta tantum et frusta veterum ædificiorum, per miræ duritiei lateres, variæque sortis immixtos caemento durissimo lapides, ad maximæ demum molis, amplissimi pontis longe productos fornices, insanis substructionibus et pilis sustentatos descenderetur; ita ut facile omnes animadverterent, Rhenum olim vel integrum, vel partem ejusdem majorem, urbem a Turgovia sejunxisse, etsi nihilominus Veteris Galliæ ..... urbibus adscriberetur.«

In neuerer Zeit sind sonderbarer Weise weder bei der Cultur des Bodens, noch bei Grabung von Fundamenten an der erwähnten Stelle Reste von Mauern entdeckt worden, auch keinerlei Ueberbleibsel aus römischer Zeit, wie Fragmente von gebrannten Steinen oder Mörtelbrocken, zum Vorschein gekommen. Alterthümer, die zu Constanz als in dieser Stadt und deren Umgegend ausgegraben gezeigt werden, sind, einige römische Münzen abgerechnet, unächt oder hergebracht.

Eschenz. In einer bei Neugart (I. p. 119 No. 139 im Auszuge) im Urkundenbuch der Abtei St. Gallen vollständig abgedruckten Urkunde vom Jahre 799 erscheint das Castell Burg Stein unter dem Namen castrum Exientia, eine Benennung, die dann später auf das Dorf Eschenz überging. Da am Fusse des Castells der Rhein aus dem Untersee ausfliesst, so ist der Name nach der Analogie der Ortsnamen Confluentia (Coblenz in der Schweiz und Coblenz in Rheinpreussen) und anderer sehr gut gewählt. Da anzunehmen ist, dass die obige Benennung die ursprüngliche gewesen, wofern nicht der Schreiber der Urkunde den Namen des neben der Burg liegenden Dorfes Eschenz in Exientia latinisirte, so muss die Vermuthung betreffend die Identität des Castells Burg Stein und des Ortes Ganodurum bei Ptolemäus aufgegeben werden. (Siehe erste Abtheilung S. 274 und Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde Jahrg. 1863 S. 26.)

Auf den Feldern von Eschenz kommt an vielen Stellen römisches Gemäuer und Geräthe zum Vorschein (siehe Zoller's Ms.). Auch sind zu Unter-Eschenz die mit römischer Cursivschrift bedeckten Ziegelsteine, womit der Boden eines gewölbten Grabes ausgelegt war, nebst einem goldenen Fingerring, einem Pfriem aus vergoldetem Silber etc. gefunden worden. Taf. IV. Fig. 1—4. (Siehe Mommsen's Inschr. No. 273 und schweiz. Geschichtsforscher Bd. VII. S. 113.) Die Schwerter, Dolche, Messer, Schildbuckel, Sicheln, Bronzeringe, Bronzeschnallen, bunte Glasflussperlen etc., welche aus der Zeerlederschen Sammlung in diejenige unsers Vereins übergingen, stammen aus einer Reihe von Gräbern auf den Feldern von Eschenz her und sind alemannischer Herkunft.

Hüttweilen. Ungefähr in gleicher Entfernung vom Schlosse Steinegg, drei Viertelstunden von einander, finden sich die Reste zweier römischer Niederlassungen, beide an Oertlichkeiten, wo man solche am wenigsten vermuthet hätte.

Die eine dieser Ansiedelungen liegt etwa 1800′ über Meer, auf einer rauhen, dem Nordwind sehr ausgesetzten, jetzt mit Wald bedeckten Anhöhe, die eine freie Aussicht auf den Untersee, den Rhein und die 1 Stunde Weges entfernte Burg Stein (siehe Eschenz) darbietet und Schlossacker heisst. Die

Trümmer dieser Villa sind schon vor 30 Jahren entdeckt worden. Was damals gefunden wurde, stellte sich als einen 4′ tiefen Keller dar, in welchem ziemlich viel Wandmalerei, Leistenziegel und Heizröhren, verschlacktes Eisen, sogar verschlackte Steine, Glas- und Thonscherben, ein eiserner Hundskopf (die Handhabe eines Schlüssels) und andere Dinge unter den zusammengestürzten Mauern verschüttet lagen. Die Abbildung des Schlüssels siehe auf Taf. IV. Fig. 5. Eine aretinische Schale trägt den Töpfernamen Paulinianus. Die Mauern des Gebäudes bestanden aus Feldsteinen. Eine nahe Quelle war durch eine Leitung aus zugerichteten Steinen nach der Wohnung geführt. Ohne allen Zweifel lief eine Verbindungsstrasse zwischen Burg Stein, dem Castrum Exientia, und Vitudurum an dieser Ansiedelung vorbei.

Im frühern Mittelalter stand auf dem Schlossacker ein Hof mit dem seltsamen Namen Walpitalo, nach welchem ein Geschlecht wehrständischer Dienstmänner des Klosters Einsiedeln sich nannte, zu dessen ersten Erwerbungen die Gegend gehörte. Der Hof ward wüste in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; gegenwärtig ist er wieder angebaut und bewohnt unter dem Namen Grünegg.

Zu bemerken ist, dass auf dem flachen Bergrücken, zwischen Stein und Thur, deutliche Spuren des Pfluges da zu erkennen sind, wo jetzt Tannenwald steht.

Die südwestlich von Steinegg gelegene römische Ansiedelung befand sich in der Nähe des kleinen zu Steinegg gehörenden Sees, da wo der Abhang des Berges in der Ebene sich verflacht. Sie wurde als solche erst erkannt und untersucht, als schon ein bedeutender Theil der Trümmer verschwunden war. Das Gebäude war genau viereckig, mass 120 Fuss auf jeder Seite, und war ebenfalls aus Feldsteinen erbaut. Die Abdeckung desselben lieferte eine grosse Menge Thonscherben, viele eiserne Nägel, verschlacktes Eisen, Dachziegel und Stücke eines Estriches. Der merkwürdigste Fund ist ein weiblicher, ziemlich roh aus Standstein gehauener, mit einem Diadem geschmückter Kopf, dessen Haare über der Stirn in einen Knoten zusammengebunden sind. Es ist unverkennbar das Bild der Isis und das einzige Stück Bildhauerarbeit, das östlich von der Limmat gefunden wurde. Der Behandlung nach scheint es von demselben Künstler herzurühren, der das auf dem Lindenhof in Zürich gefundene Fortunabild (siehe erste Abtheilung S. 285) verfertigte. (Taf. IV. Fig. 6.) Ueber den Isisdienst in unserer Gegend siehe die Inschrift von Wettingen in Mommsen's Inscr. No. 241. (Nach der Mittheilung im Anzeiger für schweiz. Gesch. und Alterth. 1861 S. 32 von Herrn Major Zeerleder.)

Oberkirch. Auf der Anhöhe, östlich von Frauenfeld, wo die alte Pfarrkirche dieser Stadt liegt, kommen nördlich von den Häusern römisches Gemäuer, Bruchstücke von Dachziegeln und von Heizröhren vor. Die Umfangsmauern der römischen Gebäude erstrecken sich von der Kirche weg bis an 200 Fuss unterhalb derselben, und scheinen auch dort nicht auszugehen. Reste von Estrichböden und von Wasserleitungen deuten nebst zerstörten Hypokausten auf wohleingerichtete Wohnungen hin.

Ober-Mauren. Dieser Ort liegt am Fusse des Hügelzuges, unterhalb welchem die römische Heerstrasse hinzieht. Auf der terrassenartigen, »Hagerberg« heissenden Erhöhung liegen die Trümmer einer römischen Ansiedelung, wie das hier befindliche Gemäuer, die Reste eines Zimmerbodens aus kleinen Backsteinen, Fragmente von Dachziegeln, Scherben von Töpfen und ein Mühlestein, der im Jahr 1838 ausgegraben wurde, beweisen.

Pfyn. (Ueber das Castell siehe den ersten Theil dieser Schrift.) Der eine Viertelstunde von Pfyn, nördlich von der nach Müllheim führenden Strasse — der alten Römerstrasse — gelegene Weinberg

oberhalb der Ziegelhütte heisst »Heerenziegler«. Hier kommen theils im Weinberge selbst, 720 Fuss nördlich von der Strasse und 50 Fuss über derselben, theils in dem unterhalb derselben liegenden Ackerfelde römisches Gemäuer mit Resten von Hypokausten und Stücken von Dachziegeln vor, welche über etwa $^3/_4$ Juchart zerstreut liegen. Keine dieser beiden Stellen ist bis jetzt untersucht, allein an der letztern im Jahr 1850 ein bleierner Sarg ausgegraben worden von der Form eines länglichen Kastens und 236 ℔ Gewicht. Unten war er offen, aber auf ein eichenes Brett befestigt. Ausser einigen Resten des Skelettes fand man nichts als eine Anzahl eiserner Nägel darin. Siehe Thurgauerzeitung, 7. Dec. 1850 (Bericht des Herrn Dekan Mörikofer).

Bleisärge aus römischer Zeit, die in Frankreich nicht selten und in England noch häufiger vorkommen, sind beschrieben in Wrights' History of the early Inhabitants of Britain p. 313.

Im Jahr 1862 wurde ein hübsches, gut erhaltenes Mercurbild von circa 4″ Höhe in dieser Gegend gefunden. (Siehe Taf. V. Fig. 1.)

Unter-Schlatt. Nördlich von diesem Dorfe befindet sich eine Anhöhe, Itelburg genannt, welche oben bepflügt wird, am steilen Westabhange aber mit Reben bepflanzt ist. Der Weingarten, auf dessen Oberfläche Stücke von Dachziegeln zerstreut liegen, bedeckt das sehr feste Mauerwerk eines oder einiger römischer Gebäude, unter deren Trümmern Anfangs des vorigen Jahrhunderts ein bronzenes Mercurbild gefunden wurde. Im Jahre 1840 entblösste der Eigenthümer die Ecken mehrerer Gemächer, einen Herd und eine steinerne Treppe, auf der man von einer Terrasse zur andern gelangte, und fand bei dieser Arbeit verschiedene Gegenstände von Eisen und Erz, unter den letztern einen Teller von Bronze, den er mir überliess. Zu weiterer Aufdeckung war er nicht zu bewegen. Dagegen öffnete er mir auf der Anhöhe, wo sich der Begräbnissplatz der Ansiedelung befand, ein Paar Gräber, deren Wände aus trocken auf einander gelegten Feldsteinen errichtet waren. In einem derselben kam ein bronzener Spiral-Armring zum Vorschein. Die Lokalität, auf welcher die Gräber liegen, heisst Schelmenacker. (Siehe Taf. IV. Fig. 7 u. 8.)

Sitterdorf. Nördlich von demjenigen Theile des Dorfes Sitterdorf, welcher Ebnat heisst, befinden sich am obern Ende einer nach der Kirche dieses Dorfes abfallenden Fläche auf einer »Killwiese« genannten Localität die Ueberreste eines römischen Gebäudes, das einen freien Blick nach dem Thurthale und dem Gebirge gewährte. Im Winter 1859 auf 60 wurde ein Theil des Gebäudes, welcher 12 kleinere und grössere Gemächer enthielt, abgedeckt. (Siehe Taf. VI. Fig. 1.) Die Länge der nördlichen Umfangsmauer betrug 60′, die Dicke derselben $2^1/_2$′, diejenige der Scheidemauern 2′. Unter sämmtlichen Mauern war, wie man glaubt, um dem lockern Boden mehr Festigkeit zu geben, ein Pflasterboden aus Kieselsteinen angelegt. Um die in den Gemächern auszubreitenden Estriche in horizontaler Lage zu erhalten, hatte man in den Räumen *b, g, k* quer laufende Unterzugsmauern angebracht. In einem Gemache bestand der Fussboden aus Backsteinen, in den andern aus einem Gusse von Kalk mit kleinen Kieselsteinchen und zerstossenen Ziegeln; in andern aus demselben Material, ohne Zusatz der Ziegelstücke. Die Räume *d, f, g* waren heizbar und enthielten noch einige Hypokaustpfeilerchen aus Sandstein, die wie gewöhnlich oben und unten quadratisch, in der Mitte, wo sie dünner werden, rundlich zugehauen sind. Auffallender Weise war im erstgenannten Raume die südliche Scheidemauer aus Lehm und Steinen aufgeführt. Alle vier Wände des Raumes waren mit dünnen, durch die bekannten ⊤ Nägel befestigten Ziegelplatten belegt.

Ohne allen Zweifel war diess Gebäude das Wohnhaus einer landwirthschaftlichen Ansiedelung (Villa), deren Oekonomiegebäude eine genauere Untersuchung der Lokalität zum Vorschein bringen wird. Es ist diess die eine der wenigen nicht militärischen Anlagen, welche bis jetzt in dem zur Schweiz gehörigen Theile der rätischen Provinz entdeckt worden sind. (Nach der gefälligen Mittheilung des Herrn Pfarrer Sulzberger in Sitterdorf.)

Unter-Steinach. Bei diesem Orte wurde im Jahr 1862 bei Grabung eines Kanals ein Stück der alten römischen, dem Seeufer entlang von Arbon nach Bregenz (Vindonissa-Brigantia) führenden Strasse entdeckt, welche in ihrem weitern Laufe unter dem Namen Peststrässchen bekannt ist und jetzt noch begangen wird. Diese Strasse umging von Arbon aus in grossem Bogen das Sumpfland zwischen diesem Orte und Unter-Steinach, welches Dörfchen sie links liegen liess, und führte in der Richtung des aufgegrabenen Stückes gerade auf Horn zu. Die Richtung aber, welche sie von hier verfolgte, ist noch nicht ermittelt.

Das etwa 9′ breite Mittelstück des Peststrässchens bestand aus einer wenigstens 6′ dicken Masse verschiedener Lager von grösseren Steinen, auf welchen sich wieder mehrere Schichten Kies befanden, deren ursprünglich gewölbte Oberfläche durch langen Gebrauch einen concaven Querschnitt angenommen hatte. Der Bau und die historische Bedeutung dieses Strassenstückes ist durch die Nachforschungen des Herrn P. Immler bekannt geworden.

Ob sich diese Strasse von Arbon dem See entlang nach Constanz fortsetzte und auf sie die Angabe Ammian's XV. 4. betreffend eine breite, durch die Schauer finsterer Wälder hinführende Strasse sich bezieht, ist ungewiss.

Strassen. Die römische Heerstrasse Vindonissa-Brigantia hat sich, wie in der ersten Abtheilung S. 284 bemerkt worden, zwischen Vitudurum und Ad Fines in deutlichen Resten erhalten. Ueber die sumpfige Niederung östlich von Vitudurum zeigte sie sich noch im Anfange dieses Jahrhunderts als ein aus grossen Steinen angelegter Bau, auch bei Frauenfeld, zwischen der Ortschaft Kurzdorf und Langdorf ist sie in ihrer ursprünglichen Form und Beschaffenheit noch vorhanden, und tritt als ein ohne viel Aufwand errichteter Dammweg über die Ebene hervor. In ihrem übrigen Laufe ist sie, am Gehänge der Hügel auf festem Grunde sich hinziehend und eines regelrecht angelegten Unterbaues nicht bedürfend, durch blosse Bekiesung des Tracé, vielleicht des aus frühester Zeit herstammenden Thalweges, hergestellt. Von dem Bestreben, Erhöhungen und Vertiefungen auszuweichen und ihr durch Abtragungen oder Auffüllungen eine horizontale Lage zu verschaffen, zeigt sich keine Spur. Im Jahre 1841 liess ich dieselbe, um von ihrem Baue nähere Einsicht zu bekommen, bei Kurzdorf, wo sie unter dem durch den verstorbenen Herrn Regierungsrath Freienmuth in Aufnahme gebrachten Namen »Römerstrasse« bekannt ist, an verschiedenen Stellen durchgraben. Ihre Oberfläche hat ein sanftes Seitengefälle, eine Breite von 30 — 32′, eine Höhe von 3′. (Siehe das Profil Taf. VI. Fig. 2.) Ihr Fundament besteht nicht aus einem Steinbette, sondern aus festgestampftem Kies, und ist ungemein solid. Auf dieser Unterlage ruhen Schichten reinern Kieses, die durch Jahrhunderte lange Befahrung eine solche Compactheit erlangt haben, dass sie vermittelst des Karstes nur mit Mühe durchbrochen werden können. Verglichen mit diesem Strassenzuge ist derjenige der westlichen Schweiz, wie er sich zwischen Avenches und Solothurn noch erhalten hat (s. Taf. VI. Fig. 3 und Anzeiger für schweiz. Gesch. und Alterth. Jahrg. 1856 No. 1), mit mehr Sorgfalt angelegt. Das eigentliche Fundament der

Strasse ruht dort auf festem Lehm und ist ein 9′ breites, horizontales Steinbett, welches aus 22—24″ grossen, aufrecht gestellten Kieselsteinen besteht, deren Zwischenräume mit zerschlagenen Steinen ausgefüllt sind. Auf diese ungemein feste Unterlage sind Sand und Kies aufgeschüttet. Die oberste Schicht, welche eine geringe Wölbung erkennen lässt, besteht aus reinerem Kies.

Zwischen Kurzdorf und Langdorf überschritt die Römerstrasse die Murg, welche hier ihren Lauf öfter gewechselt und die Strassenbahn theils weggeschwemmt, theils mit Sand und Kies bedeckt hat. Als Zeugen des einstigen Ueberganges über den Fluss sind im Bette derselben eine Anzahl eichener Pfähle stehen geblieben, welche das Dasein einer hölzernen Brücke an dieser Stelle darthun.

Tuttwil. Die römische Ansiedelung bei Bommershäusli gehört zu den am nächsten gegen das Gebirge gelegenen Ansiedelungen in der nordöstlichen Schweiz. Im Jahre 1803 oder 1804 wurde hier bei einer Grabung vor den Häusern ein Stück einer bleiernen Wasserleitung aufgedeckt. Vor circa 15 Jahren stiess der Besitzer bei Anlegung eines Strässchens auf das Innere eines römischen Gebäudes mit bunt angestrichenen Mauern und fand Topfscherben und verschiedenes Eisengeräthe. Auch westlich von dem Hofe kommt Gemäuer vor. (Bericht des Herrn Dekan Pupikofer.)

Widenhub, unweit Waldkirch. Im Jahr 1832 wurde am Saum eines Wäldchens ein Topf herausgepflügt, welcher über 5000 sehr gut erhaltene Silbermünzen aus dem Zeitraume vom Jahr 69—259 n. Chr. enthielt. Die ältesten sind nämlich unter Vitellius, die spätesten unter Licinius Valerianus geprägt. Dieses Geld scheint während der Regierungszeit des letztgenannten Kaisers, unter welchem die Germanen von Neuem den Grenzwall durchbrachen und in das römische Gebiet einfielen, vergraben worden zu sein [1]).

Zug, Schwyz, Uri, Unterwalden.

In allen diesen Cantonen ist, die Häuserreste auf der dem Kloster Einsiedeln gehörenden Insel Ufenau im Zürichersee ausgenommen, keine Spur einer römischen Ansiedelung entdeckt worden, ohne dass man desshalb zu der Annahme berechtigt ist, dass der ungemein fruchtbare Boden des erstern und verschiedene Theile des zweiten Cantons, wie die March und das Thal des Fleckens Schwyz, zur Römerzeit nicht bewohnt gewesen seien [2]). Der Grund, dass in diesem Theile unsers Landes bewegliche Alterthümer, wie Münzen und Geräthschaften, aber keine Reste von Wohnungen bisher bemerkt wurden, ist darin zu suchen, dass hier wie in andern waldreichen Gebirgsgegenden auch in römischer Zeit der Steinbau gegen den Fachwerk- und Holzbau zurücktrat, und desshalb die Ueberbleibsel der Wohnsitze im Laufe der Zeit sich verwischten. Ein anderer Grund liegt darin, dass da, wo der Boden nicht mit dem Pflug befahren, sondern als Weideplatz benutzt wird, allfällige Spuren von Niederlassungen unbemerkt bleiben. Hiezu kommt noch, dass am Fusse der Berge Reste verlassener

[1]) Vopisc. Tacit.: »Nam limitem transrhenanum Germani rupisse dicuntur, occupasse urbes validas, nobiles, divites et potentes.« Ueber diesen Münzfund siehe den Bericht von Daniel Meyer. St. Gallen 1831.

[2]) Auf das einstige Dasein einer rätischen Bevölkerung im ganzen Alpengebirge haben wir bei der Beschreibung des Pfahlbaus von Zug Bd. XIV. S. 158 aufmerksam gemacht.

Gebäude aus verschiedenen Ursachen rascher und tiefer von der Erde verschlungen werden, als im ebenen Lande.

Insel Ufenau. Auf der Erhöhung, wo die kleinere Kirche steht, kommen römische Dachziegel vor, und stiess der Pächter der Insel beim Anlegen eines Weingartens am südlichen Abhange derselben auf Gemäuer. Im Jahr 1839 wurde an dieser Stelle neben einem Gerippe eine römische Graburne und einiges Eisengeräthe entdeckt [1]). Diese Insel mag eine Schifferstation gewesen sein.

Rikenbach. Bei dem Dörfchen Rikenbach, eine Viertelstunde östlich von dem Flecken Schwyz, wurden im Jahr 1857 auf einem mit Steinen übersäeten Abhang, welchen der Besitzer zu reinigen und anzubauen im Begriffe war, neben einem grossen Steine, kaum $1^1/_2$' tief im Boden, folgende Gegenstände entdeckt: Zwei etwa 5'' hohe Glöckchen in Bronze, zwei bronzene Gefässe (trullæ), von denen das eine auf der Handhabe mit A C A bezeichnet ist, ferner eine Agraffe und ein Armband, beide von Silber, eine blaue gerippte Glasperle und 80 Silbermünzen von Kaiser Otho bis Septimius Severus, nämlich von Otho 2, Vespasianus 3, Domitianus 7, Trajanus 12, Hadrianus 12, Sabina 1, Antoninus Pius 21, Faustina 6, M. Aurelius 11, Faustina junior 2, Commodus 1, Septimius Severus 3, gefunden. (Siehe Taf. IV. Fig. 9—13.) Diese Gegenstände, die sich alle beisammen fanden, scheinen nicht verloren gegangen, sondern an der Fundstelle vergraben worden zu sein, und es ist anzunehmen, dass in nicht allzu grosser Entfernung von derselben Wohnungen sich befanden.

Canton Zürich.

Der jetzige Canton Zürich lag in römischer Zeit zu äusserst an der Ostgrenze Galliens, wie aus dem Umstande hervorgeht, dass zu Turicum der gallische Eingangszoll erhoben wurde [2]). Mit der übrigen helvetischen Landschaft gehörte er zum Stadtgebiete von Aventicum, dem Hauptorte des Landes, und machte nach der alten, auch unter römischer Herrschaft bestehenden Gaueintheilung [3]), auf welche die zu Kloten gefundene Inschrift (siehe Kloten) hinweist, einen Theil des Pagus der Tigoriner aus. Obgleich er nur einen einzigen Flecken (Turicum) und ein Paar ganz kleine Ortschaften umfasste, war er mit desto mehr landwirthschaftlichen Anlagen besetzt, welche sich über die ebenere Gegend verbreiteten und theils in ansehnlichen Resten sich erhalten haben, theils nur in schwachen Spuren zu erkennen sind. Leben und Verkehr brachten in seine Thäler eine Heerstrasse, welche das Land von Ost nach West durchschnitt, und ein dem See und der Limmat entlang angelegter Handelsweg, so wie auch die Abzweigungen dieser Strassenzüge sowohl nach dem Rheine als dem Gebirge hin. Besonderes Interesse bieten die Trümmer von mehreren militärischen Bauwerken, nämlich von drei zum Schutze der angeführten Strassen errichteten Castellen und von zwei theils dem Rheine, theils der Handelsstrasse folgenden Systemen von Wartthürmen (speculæ) [4]).

---

[1]) Siehe die Geschichte der Ufenau in Band II. unserer Mittheilungen. Die Graburne, die dort als gallische Arbeit ausgegeben wurde, hat sich bei näherer Betrachtung — sie ist auf der Drehscheibe verfertigt und hart gebrannt — als römisch erwiesen.

[2]) Siehe erste Abtheilung S. 285.

[3]) Siehe Mommsen's Insc. No. 192 »— qua pagatim, qua publice« — etc.

[4]) Siehe erste Abtheilung S. 326.

Es scheint unzweifelhaft, dass die theils ungemein festen, theils sehr ausgedehnten Trümmer einiger Niederlassungen in den nach der Gegend von Baden und Windisch auslaufenden Thälern ursprünglich von Cantonnements der zu Windisch stationirten Truppen herrühren. Dahin gehören z. B. die je auf gegenüberliegenden Punkten des Thales erbauten und die römischen Strassen beherrschenden, 3—4 Stunden vom Hauptquartier entfernten Stationen Buchs und Dällikon, Schöfflisdorf und Dachslern. Wir dürfen aber mit Sicherheit annehmen, dass nach dem Abzug der Legionen diese Etablissements ihren militärischen Charakter verloren und in die Reihe der von Veteranen beworbenen Höfe übergingen. — Auffallend ist, wie im Gegensatze mit den stark bevölkerten Gestaden der Seen der westlichen Schweiz die Ufer des Züricher- und Greifensees sowohl von Resten ländlicher Villen als anderen Denkmälern römischer Cultur entblösst erscheinen [1]).

Adlikon bei Regensdorf. Oberhalb Adlikon und zwar an der Stelle, wo die von Baden nach Ober-Winterthur führende alte Römerstrasse die jetzige Strasse von Zürich nach dem Städtchen Regensberg durchschneidet und unter dem Namen Mauleselgasse in die sogenannten Strassenaecker eintritt, wurden vor etwa 10 Jahren bei der Erweiterung der jetzigen Strasse die Grundmauern eines römischen Gebäudes nebst einer Menge Dachziegel, einigen Geräthschaften und Münzen gefunden. Nicht weit von dieser Stelle befinden sich ein Paar rundliche, mehrere Klafter im Durchmesser haltende Vertiefungen im Boden, welche seit längster Zeit den Namen Heidenlöcher tragen und von den Leuten in der Umgegend als eingestürzte Ziehbrunnen betrachtet werden.

Affoltern westlich vom Albis. In dem von niedrigen Bergen eingefassten, mit dem Zürchersee parallel liegenden Thale von Affoltern finden sich hauptsächlich in der Nähe dieses Dorfes an mehreren Stellen Reste von römischen Ansiedelungen.

Zwischen Affoltern und den Häusern »im Grossholz«, etwa 40 Meter über der Thalsohle, liegen zwischen der alten und der neuen von dem genannten Dorfe nach Metmenstetten führenden Strasse zwei neben einander laufende, unter rechtem Winkel an jene erstere stossende, 10′ hohe, mit Gebüsch besetzte Erdwälle. Beim Durchgraben derselben zeigt sich, dass sie die sehr festen Hauptmauern eines circa 250′ langen, in ungleichen Distanzen durch Quermauern abgetheilten Gebäudes bedecken. Auf Anordnung der Regierung und unter Leitung des Ortsgeistlichen, Herrn Fäsi, wurde im October 1806 das Erdgeschoss eines Theiles dieses Gebäudes abgedeckt. Das ausgegrabene Stück war, wie aus dem Plane Taf. VI. Fig. 4 zu sehen, gegen 140′ lang und gegen 30′ breit und in drei grössere und mehrere kleine Räume eingetheilt. Bei *A* standen die aus Sandstein roh zugehauenen Pfeilerchen eines Hypokaustes. Das Zimmer war ein Quadrat von nur 9′ Seitenlänge und mag ein Schwitzgemach gewesen sein. Auf Brocken des Bestiches zeigten sich rothe und gelbe Striche. Da die Wände bis auf die Höhe der Suspensura abgebrochen waren, fand sich vom Eingange keine Spur. Bei *B* und *C* Reste eines Estriches, bei *D* war die Küche angebracht. Es lagen hier auf dem Estriche eine Menge

---

[1]) Es darf nicht ausser Acht gelassen werden, dass wenn in diesen Blättern von Bevölkerung die Rede ist, nur die romanisirten, nicht die in Lehmhütten nach gallischer Weise lebenden Bewohner des Landes gemeint sind. — Alle in diesem Verzeichnisse aufgeführten Fundstellen sind von dem Verfasser wiederholt eingesehen worden. — Ueber die Vertheilung der celtischen und römischen Alterthümer im Gebiete des Cantons Zürich verweise ich auf die bei Wurster und Comp. in Winterthur erschienene archäologische Karte des Cantons Zürich.

Knochen, auch Austerschalen. Bei *E* muss sich die Mauer nach *F* hingezogen haben. Der Raum *G* hatte ebenfalls einen unversehrt erhaltenen Estrichboden, auf welchem unter einer Masse von Stücken der Gipsbekleidung der Wände und der Decke Scherben von irdenen Gefässen zum Vorschein kamen. Unter dem Fussboden, welcher aufgebrochen wurde, fanden sich Knochen, Nägel, Scherben von terra sigillata und geringerer Töpferwaare — ein Beweis, dass dieser Bau nicht der erste war. Bei *H* ein Eingang, der einzige, der in den Trümmern zu bemerken war. Bei *I* ein Estrichboden und bei *K* eine bunt bemalte Wand. Die Mauern waren theils aus zugerichteten Feldsteinen, theils aus Tufstein aufgeführt. Eine später fortgesetzte Ausräumung der Trümmerstätte brachte Haufen zerbrochener Dachziegel, von denen manche mit den Marken der XXI und XI Legion bezeichnet waren, Reste eines Backsteinbodens, Heizröhren, Thongeschirre der verschiedensten Art, darunter auch solche von aretinischer Erde [1]), Scherben von Glasgefässen und Fensterscheiben und eine Menge Austerschalen zu Tage. (Bericht des Herrn Pfarrer Fäsi im Staatsarchiv und briefliche und mündliche Mittheilung von demselben.)

Die Ruinen dieser Ansiedelung sind unter dem Namen Heidenmauer oder »im Brandschloss« bekannt, eine Benennung, welche die Art des Unterganges der Wohnungen ganz richtig angibt.

Auf der Nordseite der Heidenmauer kommt an zwei bis jetzt noch nicht untersuchten Stellen sehr festes Gemäuer zum Vorschein.

Südlich vom Dorfe liegt im Thale eine Anhöhe, welche Betbaur geheissen wird [2]). Auf dieser ist eine Fläche von ziemlicher Ausdehnung und länglich viereckiger Gestalt von einer aus römischer Zeit herstammenden, aus Feldsteinen roh erbauten, aber festen Mauer umgeben, deren Höhe gegenwärtig etwa 5′ beträgt. Auf der Seite, wo das ebenfalls Betbaur genannte Wohnhaus steht, läuft unter spitzigem Winkel von einer Ecke des Rechtecks eine ebenfalls römische Mauer aus, deren Länge und Verbindung mit anderem Gemäuer nicht ermittelt ist. Innerhalb des eingefriedeten Platzes liegen überall Stücke von Dachziegeln, von Heizröhren, von Amphoren, Wasserkrügen und kleinem Geschirr, ferner Tufsteinbrocken und Ziegel mit dem Stempel der XXI Legion. (Siehe Meyer's Legionen. Abbildung No. 10.)

Auch nördlich von diesem Punkte kommt altes Gemäuer vor. Dachziegelfragmente liegen über mehrere Morgen Landes zerstreut.

In der Ruchweid gegen Loo finden sich ebenfalls Ziegelfragmente und Mauern.

Albisrieden. In geringer Entfernung südlich von der Strasse von Zürich nach Baden erhebt sich der Boden im Flächeninhalt einer halben Juchart etwa 8′ hoch über das ebene Feld. In der Mitte dieser Anschwellung befand sich bis zum Anfang der 30ger Jahre, von einer dreiseitigen Mauer eingeschlossen, das Hochgericht, dessen Schauer die Umgebung desselben vor Anbau und das Erdgeschoss einer römischen Villa, die einst hier stand, vor allzu früher Zerstörung durch Menschenhand bewahrt hatte. Durch die am Rande der Anhöhe in Menge herumliegenden römischen Dachziegel auf die frühere Bedeutung des Ortes aufmerksam gemacht, beschloss im Spätherbste 1836 die antiquarische Gesellschaft trotz der Unheimlichkeit der Stätte und der vorgerückten Jahreszeit hier eine Ausgrabung

[1]) Die Namen aretinisches Geschirr, samisches Geschirr, terra sigillata Geschirr bezeichnen sämmtlich das feine rothglänzende römische Tafelgeschirr.

[2]) Ueber die Bedeutung dieses Wortes siehe Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterth. 1863 No. 2.

zu veranstalten. Da im Jahr 1799 diese Erhöhung von dem Befehlshaber der russischen Artillerie zur Errichtung einer Batterie benutzt und von den Schanzengräbern theilweise durchwühlt worden war, so gab man den Gedanken einer planmässigen Abdeckung des Bodens auf, und suchte durch Aufschürfung mehrerer Punkte theils das Vorhandensein von baulichen Ueberresten ausser Zweifel zu setzen, theils etwa vorhandene merkwürdige Alterthumsreste an's Licht zu ziehen. Der wenig günstigen Witterung ungeachtet wurde die Arbeit während ein Paar Wochen mit allem Eifer betrieben, und lieferte folgendes Ergebniss: In der Mitte des oben erwähnten Mauereinschlusses entdeckte man verschiedene Gemächer eines römischen Hauses, zuerst ein Wohnzimmer mit gelb und roth bemalten Wänden und einem sauber abgeglätteten Estrichboden, neben diesem ein heizbares Zimmer mit zerstörtem Hypokaust, aber gut erhaltenem, noch mit Kohlen angefülltem Heizloch (Præfurnium). An dieses stiess der Küchenraum, in welchem eine Menge zerbrochener Platten und Kochtöpfe nebst rothem, mit Bildwerk verziertem Tafelgeschirr, Scherben von Glasflaschen, Messer, Henkel und Ketten zum Aufhängen der Kochtöpfe über dem Herde, mancherlei anderes Eisengeräthe und angebranntes Holz in Haufen gefunden wurden. In einer Ecke dieses Raumes lagen unter einem Haufen Asche die Ueberreste der Mahlzeiten, nämlich die Knochen vieler vierfüssigen Thiere und Vögel, deren Aufbewahrung und Bestimmung leider versäumt wurde, sowie auch unzählige angebrannte Gehäuse der Weinbergsschnecke, deren Bewohner offenbar verspeist worden waren, und einige Pfirsichsteine. Aus einem andern Raume wurden ein Paar bronzene Handhaben und das aus Erz gegossene Brustbild des Silenus, welches als Gewicht zu einer Schnellwaage gedient hatte — eine Bronze von vortrefflicher Arbeit — hervorgezogen. (Siehe Tafel IV. Fig. 14.) Ferner wurden an einem dritten Orte mehrere auf einem Estrichboden liegende zerschlagene Amphoren, an einem vierten die Ueberreste eines Hypokaustes und Stücke von Fensterscheiben, eine irdene Lampe, Münzen, bronzene Schreibegriffel, Haar- und Heftnadeln und Stücke von bronzenen Spiegeln gefunden. Noch wurde ein drittes mit einem Hypokaust versehenes Zimmer, dessen weisse Wände mit rothen und grünen Streifen eingefasst waren, ein mit Kieselsteinen besetzter Raum, in welchem eine aus Lava von Nieder-Mennig verfertigte Handmühle zum Vorschein kam, endlich ein 16 □′ grosses Gemach aufgedeckt. Der Boden dieses letzteren bestand aus vier auf einer dicken Unterlage von Lehm ruhenden, 4 □′ haltenden gebrannten Platten, war von aufrecht stehenden Dachziegeln eingefasst und etwas gegen W. geneigt. Die Mauern waren ungefähr 3′ dick und aus zugerichteten Geröllsteinen und Tufstein sehr solid aufgeführt.

Südwestlich von diesem Gebäude befinden sich die Trümmer eines andern, dessen Beschaffenheit und Einrichtung unbekannt ist.

Aus verschiedenen Beobachtungen ging hervor, dass diese Gebäulichkeiten, gleich mehrern andern, von uns näher untersuchten, ihren Untergang durch Einäscherung erlitten und von den Bewohnern, die nie wieder zurückkehrten, plötzlich verlassen wurden, aber auch zugleich, dass der letzten Katastrophe eine frühere theilweise Zerstörung durch Feuer mit nachheriger Herstellung des Hauses vorausgegangen war. Den hier gefundenen Münzen zufolge muss diese Ansiedelung bis zur Regierung des Kaisers Constantin bestanden haben. Unter der grossen Menge Dachziegel fanden sich keine, welche den Stempel der XI oder XXI Legion trugen, wohl aber mehrere solche, denen auf der obern flachen oder auf der senkrechten Seite des untern Randes die Buchstaben [1]) *D. S. P.*, deren Bedeutung

[1]) Siehe Geschichte der XI und XXI Legion im Bd. VII. unserer Mittheilungen S. 137 und Taf. IV.

unter Zürich (Lindenhof) angegeben ist, aufgedrückt waren. Ob aus diesem Umstande hervorgeht, dass bei der Erbauung dieser Häuser die Dachziegel aus der Brennerei des Zollamtes, weil sie die nächste war, bezogen wurden, oder, dass zugleich mit der Specula auf dem Uetliberg diese Niederlassung von der Verwaltung der Station Zürich abhängig war und von ihr in baulichem Stande erhalten werden musste, wagen wir nicht zu entscheiden. Die Localität, so wie die innere Einrichtung der zwar nur stückweise untersuchten Gebäulichkeiten bestimmen uns, dieser Anlage den Namen einer landwirthschaftlichen Villa zu geben.

Ausser den obengenannten Gegenständen wurden noch eine Menge anderer Geräthschaften, Schmucksachen etc. aus Erz, Eisen, Knochen, Glas, Thon, Lavezzstein gefunden, von denen wir einige hübsche Haftnadeln mit eingelegtem Email, beinerne und eherne Toilettegegenstände nennen und in Abbildung mittheilen. (Siehe Taf. IV. Fig. 15—28.) Unter dem Eisengeräthe befanden sich eine Menge Thürbeschläge, Schlösser, Schlüssel, Waffen, namentlich Pfeile und Wurfspiesspitzen; ferner Ackerbau-, Handwerks- und Gartengeräthe.

Nach der Versicherung einiger ältern Bewohner von Albisrieden soll an der Südostseite der Ansiedelung ein laufender Brunnen vorhanden gewesen sein.

Altstetten. Dieser Name gehört in die Reihe der Ortsbenennungen, welche fast ohne Ausnahme eine ehemalige römische Niederlassung bezeichnen. Wirklich finden sich im Bann dieser Gemeinde, welchen die alte von Zürich nach Windisch führende Handelsstrasse durchschneidet, auf drei verschiedenen Localitäten Trümmer römischer Gebäude.

Die erste von diesen ist der Hügel, auf welchem die Kirche steht und an dessen Fuss die ebenerwähnte Strasse hinzog. Die ungemeine Festigkeit des Gemäuers, welches der von der Kirchhofmauer umschlossene Platz birgt, verbunden mit der die Ebene ringsum beherrschenden Lage lassen in diesen Trümmern die Ueberbleibsel einer in der ersten Zeit der Besitznahme des Landes gegründeten landwirthschaftlichen Villa vermuthen. Der Küster stösst bei seinen amtlichen Grabungen überall auf Mauern und Estriche, und fördert Dachziegel und Heizröhren, Geräthe aus Erz und Eisen, Münzen und Thongeschirr zu Tage. Unsere Sammlung besitzt von diesem Punkte einen Schlüssel, dessen eherner Handgriff einen den Kopf eines Schweines verzehrenden Panthers (Taf. IV. Fig. 29) vorstellt [1]). Ein hier gefundener goldener Ring mit weiss und bläulichem Onyx, auf welchem ein sehr schön geschnittener Vogel zu sehen war, ist leider nur in schlechter Zeichnung vorhanden. Auch auf der nach Nordwest sich hinziehenden Fortsetzung der Anhöhe liegt Gemäuer unter der Erde, welches, da an dieser Stelle keine auf Wohngemächer hindeutende Alterthümer zum Vorschein kommen, von Oekonomiegebäuden herrühren mag.

Vollständig trägt den Charakter einer römischen Villa die auf einer Abstufung des sogenannten untern Albis gelegene Erhöhung, die unter dem Namen Loogarten, d. i. Waldgarten, bekannt, gegenwärtig aber mit Reben besetzt ist. Die sonnige Lage dieser natürlichen Terrasse, der freie Ueberblick über ein weites, fruchtbares Gelände, eine Quelle, die am Fusse des Hügels entspringt und der Schutz, welchen gegen den Andrang des Westwindes die nahen waldigen Höhen diesem Orte gewähren, liessen den Veteranen, dem dieses Stück Land zugefallen war, bei der Wahl eines passenden

[1]) Ein ganz ähnlicher Schlüssel befindet sich im Museum zu Lausanne.

Bauplatzes keinen Augenblick in Zweifel. Nachgrabungen haben zwar hier noch nicht stattgefunden, aber das Gemäuer, das sich in einer Länge von 120—140 Fuss und in einer Breite von 40—50 Fuss über den Boden verzweigt, nebst den Bruchstücken von Dachziegeln, von grossen Backsteinen, von Estrichen aus Ziegelcement, von Heizröhren, von bemalten Wänden, ferner Scherben von Fensterscheiben, von feinem rothem Geschirr u. s. w., womit der Boden bestreut ist, beweisen deutlich genug, dass die Wohnung des römischen Herrn mit Hausgeräthe von der besseren Sorte wohl versehen war und in der rauhen Jahreszeit den Comfort gewärmter Zimmer darbot. Wir entheben uns der Aufzählung des Geräthes aus Erz und Eisen, das in früherer Zeit hier gesammelt wurde, und erlauben uns nur für einen Gegenstand, den in jüngster Zeit der Karst des gegenwärtigen Besitzers an's Licht brachte, die Aufmerksamkeit des Alterthumsfreundes in Anspruch zu nehmen. Es ist ein auf Taf. IV. Fig. 30 abgebildeter Henkel eines aus Erz gegossenen Gefässes, das ungefähr 30 Centim. hoch, an der stärksten Ausbauchung 20 Centim. weit war und die unter Fig. 30ª angegebene Form gehabt hatte. An der mit Bildwerk verzierten äusseren Seite des Henkels, dessen Seitenansicht Fig. 30ª zeigt, ist in Relief eine Opferscene dargestellt, die ebenso hübsch gezeichnet als für den Archäologen interessant ist. Auf einem Altare, an dessen Fusse eine Flamme auflodert, steht in anmuthiger Haltung Mercur, als Gott des Handels und Gewinnes sein gewöhnliches Attribut, den Beutel, vor sich hinhaltend. Sein Haupt ist nicht mit dem glockenartigen, beflügelten Reisehute bedeckt, auch mangeln die Flügelschuhe und der Stab; dagegen trägt er, wie häufig, die Chlamys über den linken Arm geworfen. Unter dem Götterbilde erscheint ein kräftig gebauter bärtiger Mann in freier Bewegung, mit unbedecktem Kopfe und kurzem Haare. Er ist mit Hosen (braccae) bekleidet, welche mit dem Obergewande zusammenhangen. Wie es bei der Opferhandlung gebräuchlich war, ist dieses aufgeschürzt, ein Theil der Brust und die Arme entblösst. Mit der linken Hand fasst er am Hinterbeine das Opferthier, zwar nicht eines der Haus- und Waldthiere, welche diesem Gotte dargebracht werden, sondern, wenn uns unser Blick nicht trügt, ein Ferkel. Die rechte Hand hält er, um dasselbe durch einen Guss Wasser oder Wein oder durch Bestreuung mit Opfermehl zu weihen, über einer auf einem Postamente stehenden Schale ausgestreckt. Es ist demnach der erste Akt eines dem Mercur zu bringenden Opfers hier vor Augen gestellt.

Unterhalb des Dorfes Altstetten trägt eine Anhöhe, die wenige Meter sich über die Thalsohle erhebt, den Namen Karstenbühl, dessen erste Sylbe ohne Zweifel aus dem Worte castrum entstanden ist. Hier wurde zum Zwecke der Abebnung des Bodens schon im vorigen Jahrhundert und im Jahre 1836/37 sehr festes Gemäuer ausgehoben und im letztgenannten Jahre eine Begräbnissstätte entdeckt, welche im ersten Bande unserer Mittheilungen S. 35 näher beschrieben ist. Die alte Römerstrasse, deren Bahn der jetzige Strassenzug vor seiner Tieferlegung benutzt hatte, lief unmittelbar an der Nordseite des Hügels hin.

Der sogenannte Kindlistein, ein 9' hoher, würfelförmiger, erratischer Block, welcher in unsern Chroniken als Hermesstein aufgeführt wird und schon im Anfange dieses Jahrhunderts als Baumaterial benutzt wurde, mag ein sogenannter Schalenstein gewesen sein. (Siehe Epistola von Ulrich in Tempe helv. T. 11. P. I. p. 134.)

Bassersdorf (Heidenburg). Die Heidenburg liegt 530 M. über Meer zwischen Geerlisberg, Birchweil und Bassersdorf, am südöstlichen waldigen Abhange der Höhe, von welcher das erstgenannte

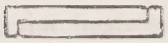
Dorf seinen Namen trägt, und 5000 Fuss von den römischen Ruinen auf der »Hochfurri«. (Siehe Geerlisberg.) Die Stelle, über welche sich die Mauern und Estriche der Heidenburg verbreiten, ist etwa 3000 Quadratfuss gross. Im Jahr 1852 wurde das über den Boden hervortretende Gemäuer abgetragen, nachdem dasselbe schon im Anfange des Jahrhunderts wegen der vortrefflichen Bausteine, die es enthielt, durchwühlt worden war. So oft in diesen Trümmern gegraben wurde, kamen Geräthschaften aus Erz und Eisen, z. B. ein eherner Topf, Messer, Münzen u. dgl. zum Vorschein. Den bemerkenswerthesten Theil der Fundstücke bilden jedoch eine bedeutende Menge von Ziegeln mit den Stempeln der XI und XXI Legion. Das Vorkommen dieser Ziegel, verbunden mit dem Umstande, dass die Mauern ungewöhnlich dick und solid angelegt und theilweise aus einem Material erbaut sind, das man aus weiter Ferne hieher transportirte (Jura-Kalkstein, Tufstein), sprechen dieser Ansiedelung einen sehr frühen, jedenfalls in das erste christliche Jahrhundert fallenden Ursprung zu. Derselben aber den Charakter einer öffentlichen Anstalt zuzuschreiben, verbietet der Umstand, dass die Heidenburg weder an einer römischen Heerstrasse sich befindet und als Militärherberge (mansio) betrachtet werden darf, noch wegen ihrer Lage an einem Abhange die Bestimmung eines Castells oder einer Specula gehabt haben kann. In der That reicht der Mangel jeder fortificatorischen Eigenschaft hin, um die Heidenburg von der Reihe der militärischen Stationen auszuschliessen. Da der Boden der Umgegend zwar nicht sehr ergiebig, aber für Getreidebau dennoch geeignet ist, so scheint uns, dass die Heidenburg zu der bedeutenden Zahl der von Vindonissa aus zum Zwecke der Verproviantirung des Lagers gegründeten und bis zur Verlegung der Grenzen jenseits des Rheins unterhaltenen Höfe zu zählen sei.

Der Ort ist gegenwärtig (Juli 1857) mit Gestrüppe bewachsen, grösstentheils abgeebnet, aber nicht bepflanzt. Scherben von Thongeschirr der verschiedensten Art und Bestimmung, zerschlagene Dachziegel, Bruchstücke von bemalten Kalkwänden, Heizröhren etc. sind bezeichnend für die Natur einer wohleingerichteten landwirthschaftlichen Anlage.

Benken. Auf der Nordseite des Dorfes liegt ein mit Reben besetzter Hügel (Bühel), der wegen der weiten Aussicht, die er darbietet, den Namen Guggènbühl trägt. Am Abhange desselben ist zu wiederholten Malen Gemäuer mit Scherben und Ziegelfragmenten, die römischen Ursprungs zu sein scheinen, entdeckt worden.

Birchweil. Unweit dem Hause Rooswies und der Mühle finden sich auf einer Localität, welche Steinmüri heisst, römische Dachziegel.

Birmensdorf. Beim Kohlholz im sogenannten Wühri- oder Uelithal, am Eingang der Schlucht, durch welche ein römischer Fahrweg aus dem Thale von Wettsweil nach Birmensdorf hinabführt, erhebt sich auf der Westseite des Baches ein niedriger Hügel, auf dessen Höhe der Sage nach die Trümmer eines Schlosses verborgen liegen. Im Jahr 1839 wurde durch einen Bewohner des erstgenannten Dorfes diese Stelle untersucht und ein römischer Ziegelofen aufgedeckt, aber, da nichts von Werth zum Vorschein kam, gleich wieder verschüttet. Durch die Bemühungen eines französischen Schatzgräbers im Jahr 1845 wurde nicht ohne erhebliche Unkosten — weil die Arbeit nur zu gewissen Stunden vor sich gehen durfte — der Brennofen von Neuem aufgedeckt und offen gelassen. Als ich dann im März den Ort bemerkte, fand ich noch einen viereckigen, in den Boden versenkten, 9 Fuss in's Gevierte haltenden Raum, von dem aber nur drei Seiten erhalten waren. Das Mauerwerk, womit der Schacht vom Rande bis zur Tiefe von 12 Fuss ausgemauert war, bestand unten aus Sandstein-

tafeln, höher oben aus übereinander gelegten römischen Dachziegeln  von denen man auf je einer Seite den aufgebogenen Rand entfernt hatte. Sowohl jedes einzelne Paar solcher Ziegel, als die verschiedenen Lager derselben, waren durch Lehm fest mit einander verbunden.

Diese viereckige Vertiefung hing ursprünglich mit einer rundlichen zusammen, welche wie die erstere durch gleichfalls aus Dachziegeln hergestellte Mäuerchen in viele Kammern eingetheilt war.

Alle Ziegel, welche die noch erhaltenen drei Seitenwände des viereckigen Loches bildeten, waren durch die Hitze glasirt und theilweise geschmolzen. Unter den Haufen der um die Oeffnung des Ofens herumliegenden Ziegel fand ich auch nicht einen, der nicht gekrümmt oder zersprungen war. Diese Stücke waren mithin als gefehlte unverkäufliche Waare weggeworfen worden.

Auffallend ist, dass im ganzen Thale nur Thon gefunden wird, der im Brennen hellgelb wird, während die hier liegenden Ziegel eine dunkelrothe Farbe haben.

Einer der Besitzer dieser wohl längere Zeit im Bestand gewesenen Fabrik hiess Victor. (Siehe Wettsweil.) Die Zeichnung Taf. VI. Fig. 5 wurde im December 1839 verfertigt.

Brütten. Etwa 500 Meter südöstlich von Brütten und fast ebenso weit nördlich von der jetzigen Strasse von Zürich nach Winterthur, welche in dieser Gegend mit der römischen Vindonissa-Vitudurum-Strasse zusammenfällt, liegen an 200 Meter über dem Zürchersee auf einem sanften Abhange die Trümmer römischer Wohnungen, von welchen der Ort den Namen »Steinmüri« erhalten hat. Vor einigen Jahren wurden von den Besitzern dieser Localität die Umfangsmauern eines bedeutend grossen durch Zwischenmauern in viele Räume eingetheilten Gebäudes abgedeckt. Die Mehrzahl der Gemächer war mit ungemein dicken Estrichen ausgelegt. In dem darauf liegenden Schutte fand man Dachziegel, Eisengeräthe, Topfscherben und ein Paar Münzen. An dieses Gebäude stossen die Trümmer anderer Häuser, die sich etwa über einen Morgen Landes verbreiten. Im Jahr 1860 wurde hier ein Ziegel der XXI Legion aufgefunden.

Buchs. Am mittäglichen, sehr steilen Abhange des Lägernberges, oberhalb des Dorfes Buchs, etwa 100 M. über der Thalebene, befindet sich, der Ansiedelung zu Dällikon gegenüber, ausgedehntes römisches Mauerwerk, worauf auch die Benennungen der Oertlichkeit hinweisen. Die Felder auf dem circa 85 Meter über der Römerstrasse liegenden Absatze, vom Bruderhof an bis zum Bache heissen nämlich »im Castell«, der unterhalb dieser Stelle gelegene Weinberg, westlich vom Bache bis zur Mühle hinab, »in den Maueräckern«. Das Land, auf welchem Spuren einer römischen Ansiedelung sich zeigen, hat einen Umfang von etwa 30 Jucharten. In römischer Zeit war der Abhang durch starke, 10—12′ in den Boden eindringende Mauern, deren Fundamente beim Einsetzen von Reben sichtbar wurden, in Terrassen eingetheilt, auf welchen nach den hier zum Vorschein kommenden Heizröhren zu schliessen neben Oekonomiegebäuden auch Wohnungen mit Hypokausten standen. Im Jahr 1759 liess der damalige Landvogt von Regensberg, Herr J. J. Scheuchzer, zu oberst beim Bruderhof einen Theil des Gemäuers von Schutt befreien. Es kam der Unterbau eines grossen Gebäudes nebst verschiedenen Alterthümern zu Tage, welche von Ingenieur J. Müller, dem Herausgeber der schweizerischen Alterthümer, gezeichnet, von J. Holzhalb in Kupfer gestochen, mit Randbemerkungen von Professor J. J. Breitinger in zwei Querfoliotafeln bekannt gemacht wurden. Das Gebäude war etwa 230′ lang (235′ alt Zürchermass), enthielt eine Reihe durch lange Corridore verbundene grosse und kleine Gemächer, von denen eines mit einem Hypokaust versehen war, dessen Pfeilerchen aus Sandstein bestanden. Zwei Zimmer waren

mit Mosaik, die übrigen mit Estrichen belegt. In einem derselben fand man Bruchstücke eines Gesimses aus Juramarmor und viele Scherben von terra sigillata Geschirr — eine trug den Töpfernamen Modesti — römische Münzen, einen an einem Fingerringe befindlichen Schlüssel und Dachziegel mit den Zeichen der XI und XXI Legion. Quer unter dem Gebäude durch lief eine Wasserleitung aus gebrannten Röhren. Die Umfangsmauern waren nach dem Abhange mit rechtwinklichen Vorlagen verstärkt.

In den letzten Jahrzehnden wurden hinter dem Hause »im Bruderhaus« die Trümmer eines, wie man annahm, ganz aus Tufsteinquadern aufgeführten und mit einer Säulenstellung versehenen Gebäudes — eines kleinen Tempels — aufgedeckt. Im Jahr 1859 sah ich davon noch eine Anzahl Quaderstücke und liess einige Capitäle nach Zürich bringen. Beim Umgraben des Bodens kam in einem buntbemalten Zimmer ein Hypokaust mit Mosaik, der in schwarzer und weisser Farbe geometrische Figuren zeigte, ein Haufen Bruchstücke von Gesimsen und grossen Tafeln aus Juramarmor, ein zerbrochenes Basrelief von derselben Steinart, ein Pferd darstellend, und ein Schlüssel zum Vorschein; auch fanden sich in einem kleinen Gemache, einer Vorrathskammer, Klumpen verkohlter Gesäme, nämlich Fennich, Linsen, Hafer, Spelt.

Das Wasser der oberhalb der Ansiedelung hervorsprudelnden reichen Quellen war zu den Wohnungen und auf die sonnigen, einen herrlichen Blick auf das Thal und das Hochgebirge gewährenden Terrassen vermittelst bleierner und thönerner Röhren hingeleitet.

Unten am Abhange bei der Mühle bemerkt man grosse behauene Blöcke aus Muschelsandstein von Würenlos.

Professor Breitinger erklärt in den obenerwähnten Bemerkungen die Ansiedelung für eine Mansio auf der Militärstrasse von Vitudurum nach Windisch und das zu seiner Zeit aufgedeckte Gebäude für ein Prætorium romanum.

Die grosse Ausdehnung und feste Lage dieser Ansiedelung, der Aufwand, der sich in den noch vorhandenen Bauresten kundgibt, und der Umstand, dass am Fusse des Berges die römische Heerstrasse vorbeizieht, berechtigen allerdings zu der Annahme, dass wir hier eine auf Staatskosten gegründete Anlage vor uns sehen, die in frühester Zeit einer kleinen Abtheilung der zu Windisch stationirten Legion Unterkunft gewährte, und dass während der Dauer der römischen Herrschaft auch eine Mansio am Fusse des Berges bestehen mochte. Allein das Vorkommen von Münzen aus der mittlern römischen Kaiserzeit, von landwirthschaftlichen Geräthschaften und Gegenständen des häuslichen Comforts deuten ziemlich sicher auf spätere Benutzung der Gebäulichkeiten als trefflich eingerichteten Landsitz hin. (Siehe Taf. VII. Fig. 1.)

Bülach. Unmittelbar ausserhalb des Städtchens, westlich von dem Punkte, wo die von Zürich kommende Strasse in dasselbe eintritt, liegt der sogenannte Pfarrbaumgarten, in welchem römische Dachziegel gefunden werden.

Eine $^1/_4$ Stunde westlich vom Städtchen trägt ein sanft ansteigendes nach dem Ufer der Glatt jäh abfallendes Grundstück den Namen »im grossen Stein«. Hier werden beim Pflügen Bruchstücke von Dachziegeln in Menge gefunden und setzen das Dasein römischer Gebäude, die gegen den Abhang hin zu suchen sind, ausser Zweifel.

Wandert man von Bülach nach dem Dorfe Hochfelden, so gelangt man in ein Feld, das den

Namen »Anäglen« trägt, und zu einer Stelle, wo eine von Süd herkommende Hohlgasse »Murgass« geheissen, auf die Landstrasse stösst. (Der Punkt befindet sich beim Buchstaben *e* des Wortes Bannhalde auf der neuen topographischen Karte des Cantons Zürich.) Hier wurde bei der Tieferlegung der Strasse in den 50ger Jahren eine 2′ dicke aus Bruchsteinen von Tuf- und Sandstein aufgeführte Mauer entdeckt, welche eine Kreisfläche von 18′ Durchmesser einschloss. Das Innere des Gebäudes, wie auch einige Stellen ausserhalb desselben waren mit römischem Ziegelmörtel belegt. Die Bestimmung dieses Gebäudes ist zur Zeit noch nicht ermittelt.

Zwischen Bülach und Eglisau, südöstlich von den Häusern bei der Kreuzstrasse, liegt auf der Stelle, welche die neue topographische Karte des Cantons Zürich mit der Höheangabe 434 Meter bezeichnet, in einem ebenen Gelände, »Schöckfeld« genannt, ein 18′ hoher, 280′ langer, 80′ breiter Hügel, welcher den Namen Widstud trägt. Hier finden sich Reste eines römischen Gebäudes, welche von Herrn J. Utzinger von Bülach, Mitglied des Vereins, im Jahre 1860 entdeckt und näher untersucht wurden. Da der Pflug den grössern Theil des Gebäudes weggeräumt hatte, konnte der ursprüngliche Umfang desselben und die Anlage des Ganzen nicht mehr ermittelt werden. Nach Entfernung des Schuttes kamen mehrere kleine Gemächer zum Vorschein, deren Boden mit Feldsteinen gepflastert und 4″ dickem Mörtel übergossen war. In einem derselben fanden sich Stücke des grün, blau, gelb, roth und schwarz bemalten Mauerbestiches und unter demselben der aus Ackersteinen verfertigte Abzugskanal einer hieher geführten Wasserleitung. In einem andern Gemache schien eine Feuerstätte gewesen zu sein. Die Fundgegenstände bestanden in Fragmenten von aretinischem und anderm Geschirr nebst einigem Eisengeräthe. Zu bemerken ist, dass in dem Mörtel der aus Kieselsteinen und Stücken von Dachziegeln aufgeführten Mauern hier und da auch Scherben von aretinischem Geschirr vorkommen, ein Umstand, welcher auf eine schon in römischer Zeit über diese Gebäulichkeiten ergangene Zerstörung und eine nachherige Wiederherstellung derselben hinweist.

Südlich von diesem Hügel soll sich in den Feldern an mehreren Stellen Gemäuer zeigen. (Siehe Neujahrsblatt für Bülach Jahrg. 1861 verfasst von J. Utzinger.)

Dachsen. Auf der Anhöhe oberhalb Dachsen, in der Richtung von Uhwiesen, liegt ein Weinberg, der den Namen »Steinmüri« trägt und ohne allen Zweifel römisches Gemäuer birgt. Von einer andern Stelle in der Nähe der Mühle ist römisches Thongeschirr und Eisengeräthe uns zugekommen.

Dachslern, Kirchgemeinde Niederweningen. Ueberreste einer ausgedehnten römischen Ansiedelung zeigen sich oberhalb Dachslern auf der grossen Zelg, am nördlichen Abhange des Lägernberges. Im Umfange von 15—20 Jucharten finden sich auf der Oberfläche überall Bruchstücke von Dachziegeln und Heizröhren und unter dem Boden feste aus Jurakalkstein (vom Lägernberge), Tufstein und Kieselsteinen erbaute Mauern nebst Stücken von Estrichen, bemalten Wänden u. dgl. In der Mitte der einstigen Anlage, an einer Stelle, die als rundlicher Vorsprung aus dem Abhange hervortritt, sind von der Vorhalle eines Gebäudes, dessen Vorderseite mit der Richtung des Thales parallel lief, sieben in gleicher Entfernung von einander liegende aus Jurakalkstein verfertigte Säulen sammt einigen Basen und Capitälen, sowie Stücken des Architravs entdeckt worden. Diese Säulen, von denen zwei im Garten der Künstlergesellschaft in Zürich aufgestellt sind, zwei im Hause des Herrn Dr. Weidmann in Niederweningen liegen und eine im Keller eines Hauses zu Schleinikon verwendet ist, haben eine Höhe von 10′ und die bei Taf. VIII. Fig. 1 abgebildete Form.

Auf den hier gefundenen Dachziegeln sind bis jetzt noch keine Legionszahlen bemerkt worden.

Die Reihe der hier gefundenen, theils in der Sammlung des Herrn Dr. Weidmann, theils in der unsrigen befindlichen Münzen beginnen mit Augustus und enden mit den Constantinen. Nachgrabungen haben hier nie stattgefunden, und es lässt sich daher über die Natur dieser Ansiedelung nichts Bestimmtes sagen; allein wir glauben uns nicht zu irren, wenn wir in diesen sich weithin verzweigenden soliden Mauern die Reste eines Cantonnements, des Winterquartiers einer Abtheilung Truppen vermuthen.

Dällikon. Am nördlichen Abhange des Altberges liegen oberhalb des Dorfes Dällikon, in den sogenannten »Maueräckern«, etwa 50 Meter über der Thalsohle, dem Castell zu Buchs gerade gegenüber, die Trümmer ansehnlicher römischer Gebäude, von denen zu drei verschiedenen Zeiten einzelne Theile im Interesse der Alterthumskunde durch Nachgrabungen untersucht wurden. Die Veranlassung zur Entdeckung im Jahr 1789 war das Ausrinnen des zunächst oberhalb der Mühle liegenden Mühlteiches und eine zur Ermittelung der Ursache veranstaltete Ausgrabung. Ein Hypokaust, auf den die Arbeiter stiessen, und der als solcher von dem Ortsgeistlichen sogleich erkannt wurde, bewogen den Stellvertreter der Regierung in jenem Cantonstheile auf obrigkeitliche Unkosten die Aufdeckung in umfassender Weise fortzusetzen. Das Ergebniss derselben wurde, wiewohl umständlich, doch nur mündlich dem Rathe von Zürich mitgetheilt, und wir haben in höchstem Grade zu bedauern, dass der im Auftrage desselben durch den ausgezeichneten Ingenieur und Mathematiker Fehr von Zürich »verfertigte Riss nebst Beschreibung der gemachten Entdeckung, welcher der löbl. Stadtbibliothek übergeben worden«, verloren gegangen ist. Die einzige Kunde von der Beschaffenheit des damals von Schutt befreiten Gebäudes verdanken wir einem Briefe des eben erwähnten Geistlichen [1]), welcher mit aufmerksamem Auge den Fortgang der Arbeit verfolgte und über deren Ergebniss einem Freunde Bericht erstattete. — Ohne von diesen ersten Ausgrabungen eine andere als höchst unbestimmte, sagenhafte, Kenntniss zu besitzen — denn der erwähnte Brief war noch nicht zum Vorschein gekommen — beschloss im Jahr 1836 die antiquarische Gesellschaft, durch die Einladung einiger Dorfbewohner dazu ermuntert, unterhalb der früher durchgegrabenen Stelle die Beschaffenheit und Verzweigung des nur vom Rasen bedeckten Gemäuers durch Aufschürfung des Bodens zu untersuchen. In wenigen Tagen war ein System von 6′ dicken aus Jurakalkstein, Tufstein, Backstein und Gerölle erbauten, äusserst festen Mauern bloss gelegt, welche den nördlichen Theil der Anlage gebildet haben mussten. (Siehe Tafel IX. Fig. 1.) Sechs Jahre später wurden die früher nur allzu flüchtig betriebenen Arbeiten wieder aufgenommen und zwar höher am Abhange begonnen, wo man durch einen Trümmerhaufen in ein unterirdisches Gemach blicken konnte. Erst als dieselben in vollem Gange waren, ergab sich zu nicht geringer Ueberraschung der Anwesenden aus dem Inhalte des mehr erwähnten Briefes, welcher in jenen Tagen wieder zum Vorschein gekommen war, dass man die im Jahr 1789 mit grosser Sorgfalt abgedeckten und nach Wegnahme der Thürschwellen, Thürpfosten und brauchbaren Werkstücke wieder verschütteten Erdgeschosse römischer Gebäude mit grossen Unkosten zum zweiten Mal auszugraben bemüht war. Eingetretenes Regenwetter und die leider nicht in Erfüllung gegangene Hoffnung, dass auch der oben angeführte Riss sich irgendwo werde auffinden lassen, hatten die sofortige Einstellung des Unternehmens zur Folge.

---

[1]) Friedrich Salomon Ulrich, Kammerer des Regensperger Capitels.

Aus dem von einem Mitgliede der Gesellschaft, dem verstorbenen Ingenieur Ludwig Schulthess, und mir gemachten Aufzeichnungen, sowie aus einigen Angaben in dem Schreiben des Herrn Pfarrer Ulrich theilen wir hier den Sachbestand der Aufdeckungen in Kürze mit, indem wir die von dem erstern entworfenen Pläne in reducirtem Masse auf Taf. IX. und X. beifügen.

Der 10 Fuss im Quadrat grosse Raum *A* ist mit einem Hypokaust versehen. Der untere Boden, auf welchem die Säulchen ruhen, besteht erstens aus einer Schicht Geröllsteine, die unserm Strassenpflaster gleicht, zweitens aus einem, sehr feinen Sand enthaltenden, Kalkguss und drittens aus Backsteinen, welche auf die Kante gestellt und nach Art des opus spicatum geordnet sind. Auf dieser äusserst soliden, den Zudrang der Feuchtigkeit abhaltenden Unterlage stehen die 3′ hohen und 2—3′ von einander entfernten Sandsteinsäulchen, welche, mit einem Backsteine bedeckt, die 3—4′ langen und ebenso breiten Sandsteintafeln des obern Bodens (suspensura) nebst dem darauf gelegten 11″ dicken Ziegelcement-Estrich tragen. Alle vier Wände dieses Raumes waren mit Heizröhren bekleidet, welche einen Bestich von mehrfachem Kalkanstrich und zuletzt eine Bemalung von gelber und rother Farbe erhalten hatten. Von der Belegung mit Mosaik kamen im Schutte nur geringe Ueberreste zum Vorschein.

Der Raum *B* ist in Absicht auf Grösse und Einrichtung dem oben beschriebenen ähnlich. Die Säulchen des Hypokaustes bestehen hier aus halbkreisförmigen, wagrecht auf einander gelegten Backsteinen. Die Decke derselben (suspensura) bilden grosse Backsteintafeln nebst einem Estriche. Auch hier fand man an allen vier Wänden Heizröhren und bemalte Wände.

Der Raum *C* ist das zum Einheizen der beiden oben bezeichneten Räume bestimmte Lokal; es ist mit einem Estriche belegt, der auf gleicher Höhe mit dem untern Boden der Hypokauste liegt. Die Heizlöcher der Zimmer *A* und *B* sind bei *a* und *b* angebracht, aus Sandsteinquadern hergestellt, und haben nach Innen eine Verlängerung durch aufrechtstehende Sandsteintafeln. Die erhöhten und mit Steinplatten eingefassten Behälter *c* und *d*, welche mit Asche und Kohle angefüllt waren, dienten ohne allen Zweifel zur Aufnahme der aus den Hypokausten gezogenen Asche. Verschiedene Umstände liessen uns in diesem Gemache die Küche des Hauses erkennen.

Der mit einem Estrich belegte, auf gleicher Ebene mit den Hypokaustböden liegende Raum *D* enthält in einem Nebenzimmer ein kleines, 5′ breites und 8′ langes Schwitzgemach. *L* Der Fussboden des letztern bestand aus Backsteinplatten, welche auf aufrecht gestellten grössern Backsteinplatten ruhten. An den zwei schmälern Seiten waren Heizröhren angebracht. Die Vorderseite dieses Zimmerchens mit der Einrichtung zum Einfeuern war zerstört.

Der mit einem Estrich belegte Raum *E* ist 6′ lang und 4′ breit, an den Wänden mit Backsteinen bekleidet, ganz wie ein Badkasten gestaltet und ohne sichtbaren Eingang. Man muss von oben herab in denselben gestiegen sein. In einer Ecke bei *e* läuft ein bleiernes Rohr, welches zum Entlassen des Wassers diente, durch die Mauer hindurch. Das Zimmer war ohne Zweifel für warme Bäder bestimmt.

In dem Raume *F*, welcher mit dem vorigen auf gleicher Höhe liegt, aber leider nur theilweise aufgedeckt wurde, vermuthete man ein Kaltwasserbad und nahm an, dass durch unterirdische Leitung von den vielen Quellen, die jetzt den Mühlteich speisen, das zum Baden nöthige Wasser in den Raum geleitet worden sei. Durch die bei *f* angebrachte mit zwei aufeinander liegenden Hohlziegeln gefütterte Oeffnung fand der Ablauf des Wassers Statt.

Der Raum *G* scheint ein Gang gewesen zu sein. An den weissen Wänden zeigten sich Bordüren von rother Farbe.

In der obern Ecke des Raumes *H*, dessen Eingang sich bei *g* befand, lag ein grosser Haufen Austernschalen.

Ueber den Raum *I*, an dessen südlicher Wand eine Mauerbank angebracht ist, können wir weiter nichts berichten, als dass bei *h* eine $2^1/_2$ Fuss weite, sehr flache, aus Juramarmor gearbeitete Schale gefunden wurde, die bei der früheren Nachgrabung in einem der Badezimmer, vielleicht *D*, gefunden und hier niedergelegt worden war.

Die Beschaffenheit des Raumes *K* ist leider ebenfalls ununtersucht geblieben. Es befindet sich in demselben ein halbrunder Einbau mit erhöhtem Fussboden, der durch die Mauer *i* in zwei Theile getheilt und bei *k*, am Fussboden, mit Wasserabzugsröhren versehen ist.

Das Gebäude dehnte sich nach Süd und Ost aus, allein nach jener Seite setzte der Teich, nach dieser die Mühle den Nachgrabungen ein Ziel. Wie weit sich dasselbe auf die Westseite erstreckte, ist ebenfalls unbekannt. Die Mauern sind sämmtlich aus Backsteinen, Jurakalkstein, Tufstein und Kieselsteinen mit einem Ueberflusse des besten Mörtels erbaut und desshalb von einer ausserordentlichen Festigkeit.

Das Dasein eines unterhalb der Oekonomiegebäude befindlichen und mit diesen durch eine Mauer verbundenen Wohngebäudes geht daraus hervor, dass bei einer flüchtigen Aufschürfung des Bodens ein Raum mit einem wohlerhaltenen Herde zum Vorschein kam, der, aus grossen Backsteinen construirt, 3″ hoch, 4′ breit war und 4′ in das Gemach heraustrat. (Taf. IX. Fig. 3.) Später wurde in derselben Gegend noch ein ganz ähnlicher Herd in einem zimmerartigen Raume entdeckt, von dem man, da Reste von Mosaik darin vorkamen, vermuthete, er sei nicht zum Kochen, sondern zur Erwärmung bestimmt gewesen.

Die bei den Ausgrabungen des antiquarischen Vereins aufgehobenen Alterthümer bildeten, wie sich denken lässt, nur eine unbedeutende Nachlese zu den im Jahre 1789 entdeckten, und bestanden in Fragmenten von Fensterscheiben, Scherben von aretinischem Geschirr, einer thönernen Lampe mit dem Namen der Offizin Eucarpi, Ziegeln mit den Marken der XI und XXI Legion, einer grossen Backsteinplatte, auf welcher der Stempel L. XXI vier Mal in der Form angebracht ist, dass die Eindrücke ein Viereck einschliessen, und, merkwürdiger Weise, einem Ziegelstück mit dem Stempel *D. S. P.* (Siehe erste Abtheilung S. 289.) Bruchstücke von Amphoren, Wasserkrügen, Lampen und Thongeschirr der verschiedensten Form, Qualität und Bestimmung kamen haufenweise zu Tage. Alle drei Nachgrabungen lieferten auch nicht Eine römische Münze.

Noch müssen wir anführen, dass an verschiedenen andern Stellen sich ebenfalls Gemäuer zeigt, z. B. einige hundert Schritte östlich von dem Orte der Ausgrabung am Fuss des Rebberges. Hier tritt eine Mauer von ausserordentlicher Festigkeit zu Tage, die mit der Fronte der oben beschriebenen Gebäulichkeiten parallel läuft, von der Ostseite des obern Wohnhauses anzuheben scheint und eine ziemliche Strecke in gerader Linie fortzieht. Diese 7—8′ dicke Gussmauer besitzt ähnlich den Festungsmauern eine Bekleidung von kleinen, rechtwinklig zugerichteten Steinen von Muschelsandstein, Tufstein und Kieselstein mit gänzlicher Beiseitelassung des ganz nahe befindlichen Jurakalkes des Lägernberges. Sie soll eine Reihe von kleinen, thurmartigen, viereckigen Gebäuden verbunden haben, deren innerer Raum ungefähr 10′ ins Gevierte betrug. In dem äussersten Thurme nach Ost, dessen

Fundamente noch erhalten sind, bemerkte ich im Jahr 1857 einen Estrichboden und eine kleine Nische, in welcher eine irdene Lampe gefunden worden war. Auch zeigte man mir eine 6′ lange bleierne Röhre, welche unter diesem Boden durchlief. Rückwärts der Mauer steigt das Terrain ziemlich steil an. — Die Alterthumsforscher des vorigen Jahrhunderts erklären auf Grund der Situation der Ansiedelung und der Festigkeit der Mauern diesen Gebäudecomplex für ein Winterlager, und wir, denen eine genauere Kenntniss der Baureste und die Vergleichung derselben mit ähnlichen Ueberbleibseln in der Schweiz und andern Ländern zu Statten kommt, haben keinen Grund, dieser Ansicht nicht beizustimmen. Indessen halten wir die Idee, dass die erst beschriebenen Räume eine öffentliche Anstalt zum Schwitzen und Baden gewesen seien, für irrig, da dieselben offenbar nur nach dem Masstabe der Bedürfnisse einer Villa angelegt sind. Ferner sind wir überzeugt, dass, wie zu Buchs, auch hier die ursprünglich militärische Niederlassung in späterer Zeit sich in eine bürgerliche, in den Landsitz eines ausgedienten Militärs oder wohlhabenden Privatmannes umwandelte.

Es ist in hohem Grade zu bedauern, dass bezüglich der ebenbeschriebenen Ansiedelung, wie mehrerer anderer in unserm Canton, die Mittel nicht vorhanden waren, um dieselbe in ihrer Gesammtheit zu untersuchen und die Anordnung und Bestimmung der einzelnen Theile genau zu ermitteln.

Dietikon. Dietikon, in der Mitte zwischen Baden und Zürich gelegen und von der römischen Strasse durchschnitten, ist nach Zürich die ansehnlichste Niederlassung des Limmatthales. Ein nicht geringer Theil des Dorfes steht auf römischem Gemäuer, das namentlich um die Kirche herum, ferner in den »Buchsäckern«, der sogenannten »Säugass« bei den Wohnungen am linken Ufer der Reppisch und in der »Vorstadt« massenhaft und von grosser Festigkeit zum Vorschein kommt. Es ist indessen unmöglich, nach den zufällig da und dort zum Vorschein gekommenen Mauerresten und nach den Muthmassungen der Dorfbewohner die Anordnung der Gebäude zu construiren. Auch die Ausgrabungen, die in den letzten Jahrzehenden theils zum Zwecke der Fundamentirung neuer Häuser theils zur Anlegung der Eisenbahn statthatten, waren für die Alterthumskunde von wenig Gewinn, da sie nur ein Wirrsal von Gemäuer bloss legten und etwa einen Einblick in ein Wohngemach gestatteten, aber wegen ihres geringen Umfanges kein Gebäude nach seiner ganzen Anlage zu Tage brachten. Wir müssen uns daher auf Angabe unserer eigenen bei öfterm Besuche des Ortes gemachten Wahrnehmungen beschränken.

Das Material, aus welchem die Mauern aufgeführt sind, der dauerhafte Muschelsandstein, welcher aus den fast zwei Stunden entlegenen Steinbrüchen zu Würenlos, jenseits der Limmat, hiehergebracht wurde, gibt uns von der auf den Bau der Wohnungen verwendeten Sorgfalt ein hinlängliches Zeugniss. Ueberreste von Hypokausten wurden an vielen Punkten aufgedeckt. Gesimse, kleinere und grössere Tafeln von schön geschliffenem Jurakalkstein, womit Wände und Böden belegt waren, Räume, deren Fussboden aus kleinen in der Form des opus spicatum aufgestellten Backsteinen bestand, Stücke von bemalten Wänden und Fensterscheiben verkünden mit den Scherben von aretinischem Geschirr und Glasgefässen die Wohlhabenheit der Bewohner. Hausgeräthe verschiedener Art, das hier und da gefunden wurde, ist wieder verloren gegangen. Aus der geringen Zahl der in den letzten Jahren aufgehobenen Münzen lässt sich auf die Zeit des Bestehens und muthmasslichen Erlöschens dieser Ansiedelung kein Schluss ziehen; allein der Charakter der zu Tage geförderten Ueberreste weist derselben entschieden das erste Jahrhundert als Gründungszeit an.

Unter den vielen Dachziegeln, die nebst grossen von Hypokausten herrührenden Backsteinplatten,

zerbrochenen Heizröhren u. s. w. neben der Kirchhofmauer liegen, und von denen viele Exemplare eine Dicke von 0,04 M. besitzen, habe ich keinen mit einem Legionszeichen versehenen finden können.

Südwestlich vom Dorfe birgt der Boden ebenfalls römisches Gemäuer, wovon bei Erbauung der Rothfärberei ein Stück aufgedeckt wurde, weiterhin aber, in den »im Steinmürli« benannten Feldern, hat die Cultur des Bodens alle Ueberbleibsel von Gebäuden, welche der Localität den Namen gegeben haben, längst vertilgt. Dagegen treten wieder in einer Entfernung von 20 Minuten nordwestlich vom Dorfe, auf der Westseite der Landstrasse, hart an der Grenze zwischen den Cantonen Zürich und Aargau, in den hier auf den Feldern herumliegenden Dachziegelstücken und Mauerbrocken unverkennbare Anzeichen römischer Gebäude auf. Die Felder auf der Ostseite der Strasse verdanken den hier seit Jahrhunderten aufgepflügten Dachziegeln die Benennung »Ziegelegerten«, allein die Gebäulichkeiten, von denen sie herrühren, haben, nach der Versicherung des Grundbesitzers, auf der andern Seite der Strasse gestanden.

Dass das alte Dietikon, dessen früheren Namen man unter den Benennungen der verschiedenen Abtheilungen des Dorfes gern entdecken möchte, sich über das Steinmürli bis hieher erstreckt habe, ist indessen nicht nachweisbar.

Fassen wir die Vertheilung der Trümmerstätten auf dem Areal dieses Dorfes in's Auge, so überzeugen wir uns, dass sich hier nicht, wie auf den meisten andern Punkten, eine Zusammengehörigkeit der Baureste, ein geschlossenes Ganzes kundgibt, und dass man nicht von einer einzigen, sondern von mehreren durch die Fruchtbarkeit des Geländes in's Dasein gerufenen Villen sprechen muss. Ausserdem stellt sich in den im Dorfe selbst liegenden Ueberbleibseln eine dorfähnliche Aneinanderreihung von Wohnungen dar. Betrachtet man die Lage Dietikon's an der grossen römischen Handelsstrasse und der Abzweigung derselben nach der Gegend von Affoltern und den dortigen Niederlassungen, so lässt sich annehmen, dass, wie es vor Erbauung der Eisenbahn der Fall war, dieser Ort einen Rastpunkt im Transporte der Kaufmannsgüter und Personen auf der Strecke zwischen Zürich und Baden bildete und mit Herbergen wohl versehen war.

Bemerkenswerth ist der etwa 10 Minuten südlich von Dietikon, an der Landstrasse nach dem Reussthale auf einer Anhöhe liegende Weiler »im Basi« genannt. Auf dem spitzzulaufenden, etwa 40′ hohen Vorsprunge, Kilenspitz genannt, an dessen Fuss sich die Strasse theilt, kommt römisches Gemäuer von grosser Festigkeit zu Tage, das quer über den Ausläufer des Hügelrückens gelegt und etwa 40′ lang ist. Im Frühjahr 1857 habe ich auf dieser jetzt mit Reben bepflanzten Stelle Klumpen von römischem Ziegelmörtel und zerbrochene Tafeln von jurassischem Marmor aufgehoben. Da schwerlich ein Wohnhaus auf diesem so engen, nach drei Seiten abschüssigen Raume gestanden haben kann, so liegt die Vermuthung nahe, dass dieses Gemäuer das letzte Ueberbleibsel eines kleinen Tempels (fanum, sacellum) sei.

Dietlikon. Im Jahr 1821 grub ein Bauer einen irdenen Topf mit Silber- und Kupfermünzen und, wie behauptet wird, mit allerlei Gold- und Silbergeschirr aus. Die aus der spätern Kaiserzeit herstammenden Münzen gelangten theilweise an die Sammlung der Stadtbibliothek von Zürich, das Geräthe verschwand. Dietlikon liegt so wie Nürensdorf, wo im Anfange des 17. Jahrhunderts ebenfalls Kupfermünzen aus der Zeit der spätern Kaiser in einem irdenen Topf gefunden wurden, und Glattbrugg, in dessen Nähe im Jahr 1753 ein Topf mit 200—300 Silbermünzen von August bis

auf die Constantine zum Vorschein kam, an dem alten unzweifelhaft schon in römischer Zeit vorhandenen Wege zwischen Zürich und Winterthur. Es ist sehr wahrscheinlich, dass in nicht sehr grosser Entfernung von dem Fundort dieser Schätze römische oder gallo-römische Wohnungen standen, deren Reste entweder bis jetzt noch nicht bemerkt worden, oder, weil die Behausungen aus Fachwerk construirt waren, verschwunden sind [1]).

Dorlikon (Betbur). Hundert Schritte östlich von diesem Dorfe, auf der Westseite eines sich nach dem Thurbette abdachenden Hügels liegen zum Theil in einer Matte, zum Theil im Ackerfeld, Trümmer römischer Wohnungen. Der Name Betbur kommt unter den Ortsbenennungen des Cantons Zürich einige Male vor und bezeichnet nach Grimm's Mythol. S. 59. 75 ein delubrum, heidnischen oder christlichen Tempel. Der Name ist abzuleiten von Bed, d. i. Tisch, ara, altare (fanum) und Bur, d. i. Hütte. Da auch an andern diesen Namen tragenden Localitäten Ueberreste römischer Gebäude angetroffen werden, so ist die Annahme, dass eine alemannische Cultstätte unmittelbar an die Stelle einer römischen getreten sei, nicht ganz zu verwerfen. Bruchstücke von Dachziegeln sind auf dieser Anhöhe das einzige äussere Merkmal der römischen Ansiedelung. Unter dem Boden, den ich im Jahr 1850 an einigen Punkten aufgedeckt sah, befinden sich Ueberreste von Estrichböden aus Ziegelcement, zerbrochene Heizröhren und Pfeilerchen eines Hypokaustes; ferner enthält die Erde, die auf diesen Gegenständen sich angehäuft hat, aretinische Töpferwaare, so wie gemeines Geschirr, Stücke von Fensterscheiben, allerlei Eisengeräthe und römische Münzen. Vier $2^1/_2 - 3'$ dicke feste Mauern schliessen einen durch Scheidemauern eingetheilten und mit Schutt angefüllten Raum ein, welcher noch nie untersucht worden ist.

Ob die Gräber auf der nahen Anhöhe, »Losentaschen« genannt, wirklich römisch sind, ist ungewiss.

Dübendorf. Ein Theil dieses am linken Ufer der Glatt gelegenen Dorfes steht auf den Trümmern römischer Gebäude. Im Herbst 1839 sah ich die Umfangs- und Scheidemauern des Erdgeschosses eines römischen Wohnhauses und einen aus Kalkmörtel und kleinen Stücken von Dachziegeln verfertigten Boden von dem darauf ruhenden Schutte, in welchem zerbrochene Dachziegel und Heizröhren mit Scherben von Geschirren und Kohlen vermischt lagen, befreit. Ein bleiernes, 20 Pfund schweres Rohr war das Bruchstück einer Wasserleitung. Gemäuer wird namentlich in der Umgebung der Kirche bemerkt. Ohne Zweifel rührt dasselbe von den verschiedenen Gebäulichkeiten einer römischen Villa her, die, wie eine hier gefundene Münze des Claudius Gothicus († 270) beweist, gegen Ende des dritten Jahrhunderts noch im Wesen war.

Eglisau. Bei der »im Weiler« benannten Häusergruppe oberhalb des Städtchens Eglisau wurde im Jahr 1852 in dem auffallender Weise »im Teuchel« (Tünchel, eine Wasserleitung aus ausgebohrten Baumstämmen) geheissenen Weinberge eine römische Wasserleitung aus Thonröhren entdeckt, welche in dem östlich vom Weiler liegenden Tobel ihren Anfang nimmt und unmittelbar unter den östlichen Häusern dieses Dörfchens auf einem Absatze des Abhanges, der »in der Gupfen« genannt

[1]) Da in diesem Verzeichnisse hauptsächlich nur bauliche Reste oder Gegenstände, die auf das einstige Vorhandensein von Wohnungen hinweisen, angeführt werden sollen, so habe ich um so eher unterlassen, die in der östlichen Schweiz zu Tage gekommenen Schätze von Münzen aufzuzählen, als Herr Dr. H. Meyer dieselben in einer eigenen nächstens erscheinenden Schrift besprechen wird.

wird, sich in Röhren von geringerem Kaliber verzweigt und nicht viel weiter zu erstrecken scheint. Die grössern Röhren sind, wie fast alle in unserer Gegend vorkommenden, inwendig glasirt [1]). Es ist gewiss, dass zu Eglisau, das durch eine Strasse mit Zürich verbunden war, eine Fähre bestand, und nicht zu bezweifeln, dass sowohl in diesem Städtchen als den über ihm liegenden Häusern »im Weiler«, so wie auch in dem »in den Muren« geheissenen Weinberge unterhalb des Städtchens, auf welches der von Hüntwangen kommende Weg »Murweg« hinführt, römische Wohnungen standen und in ihren Fundamenten noch vorhanden sind. Ebenso scheint der Name »Murfeld«, den die Felder gegenüber Eglisau, unterhalb Seglingen, tragen, auf römische Gebäude hinzudeuten.

Elgg. Diese Ansiedelung scheint, nach den Resten mehrerer grösseren Gebäude zu urtheilen, von beträchtlichem Umfange gewesen zu sein. Die Trümmer liegen hauptsächlich auf der Nord- und Ostseite des Städtchens, zwischen dem alten Stadtthor und dem Frohbrunnen, so wie auch an der Vordergasse, ferner am Anfange der sogenannten Schützenbreite. Unmittelbar neben der jetzigen Cigarrenfabrik wurde eine hauptsächlich aus römischen Dachziegeln aufgeführte Mauer und nahe dabei eine Wasserleitung aus gebrannten Röhren aufgedeckt, die von der Anhöhe herunterkommt. Zwischen der Breite und dem Frohbrunnen, links von der St. Gallerstrasse, fand man bei der Tieferlegung derselben Theile eines Mosaikbodens, von dem mehrere 26—27′ lange Stücke sich erhalten hatten. Er bestand aus weissen (Jurakalk) und schwarzen Würfeln, von denen die letztern geometrische Figuren darstellten. Ein Fragment dieses Bodens ist an der Vorderseite eines Hauses (der ehemaligen Schmiede) eingemauert. Von den ersten Stadthäusern bis zur Sandgrube sind mehrere Morgen Landes mit Gemäuer besetzt und mit Heizröhren, Dachziegeln und Ziegelmörtelbrocken bestreut. Hier wurde auch eine den Silenus vorstellende Lampe (siehe Taf. IV. Fig. 31) und ein zerbrochenes Glassgefäss mit Figuren und Rankenornamenten gefunden. Auf dem »Tätsch« liegen unter dem Garten noch die guterhaltenen Estriche von Erdgeschossen. Nicht weit von dem Mosaikboden wurde ein 9—10′ langer quadratischer, mit Sandsteintafeln belegter Raum aufgedeckt, dessen Mauern bis zur Höhe von 5′ da standen. Man hielt denselben für ein Badegemach. Nahe dabei kam ein schmaler Gang, vielleicht der Rest einer Cloake, zum Vorschein.

Münzen aus den ersten vier Jahrhunderten sind auf verschiedenen Punkten gefunden worden.

Gegen den Wald Abtsegg kommen Mauern, im Aettenbühl gegen Aadorf Gräber vor, die man für römisch hält.

Ellikon an der Thur. Etwa $^1/_4$ Stunde von diesem Dorfe in der Richtung nach Ober-Winterthur steht ein Haus, das den Namen »auf Strassen« trägt, weil es neben der von Vitudurum nach Pfyn führenden römischen Heerstrasse erbaut ist. An dieser Stelle finden sich im Schutte von Gebäuden römische Dachziegel und unter diesen solche mit dem Stempel der XXI Legion.

Auch im Dorfe selbst, zunächst der Mühle, wurden römische Dachziegel gefunden.

Ellikon am Rhein. Ueber die Warte am linken Rheinufer siehe Abtheilung I. S. 330.

Embrach. Auf der südöstlichen Seite einer aus dem Plateau von Brütten hervortretenden Anhöhe, 196 Meter über dem Zürchersee, befinden sich etwa 300 Meter südlich vom Bühlhofe die Umfangsmauern römischer Gebäude, von denen die zerbrochenen Heizröhren, Dachziegel und Scherben von

[1]) Siehe S. 57 nebst Taf. I. Fig. 12.

Töpfen herrühren, welche in einer Ausdehnung von etwa zwei Morgen überall wahrgenommen werden. Der Ort heisst Steinmürli, und die östlich von demselben liegenden Aecker tragen seit Alters her den Namen Strassenäcker. Es ist kein Zweifel, dass diese Benennung auf eine römische Strasse hindeutet; allein, ob wir uns unter dieser nur eine Verbindungsstrasse dieser Niederlassung mit einer römischen Hauptstrasse oder einen längern über das Plateau hinlaufenden Strassenzug zu denken haben, müssen weitere Nachforschungen entscheiden. Obwohl hoch gelegen, eignet sich die Gegend für Getreidebau sehr wohl, und es ist anzunehmen, dass die einst hier stehenden römischen Gebäude eine landwirthschaftliche Bestimmung hatten.

Dieser Ort, der etwas mehr als eine halbe Stunde von der »Heidenburg« bei Bassersdorf und dem »Steinmüri« bei Brütten entfernt liegt, ist nie untersucht worden.

Feuerthalen. Oberhalb der obersten Häuser des Dorfes Feuerthalen, südlich von der Schaffhauser-Zürich-Strasse liegt in den sich nach dem Rheine hin absenkenden Feldern römisches Gemäuer, über dessen Ausdehnung und Beschaffenheit die Besitzer der Grundstücke keine Auskunft geben können. Als im Jahr 1846 die Erweiterung der Landstrasse vorgenommen und behufs der Kiesgewinnung das anstossende Ackerfeld an einigen Stellen abgedeckt wurde, kamen mehrere Karren voll römischer Dachziegel zum Vorschein. Ich selbst sah im Jahre 1850 an dem bezeichneten Orte einen Haufen Bruchstücke römischer Dachziegel mit Mörtelbrocken in einer Sandgrube liegen.

Flaach. In der Umgebung der untern Mühle werden Bruchstücke von römischen Dachziegeln gefunden; ein ganzer wurde 1844 hervorgezogen. Auf der Anhöhe hinter der Mühle, Bürgli genannt, vermuthet man Gemäuer. In dem Manuscript des Herrn v. Zoller befindet sich eine Zeichnung eines bronzenen Merkurbildes, das zu Flaach gefunden wurde. (Siehe Taf. V. Fig. 20.)

Geerlisberg. Eine halbe Stunde nordöstlich von Kloten befindet sich etwa 100 Fuss unterhalb Geerlisberg auf der Abdachung des Berges, in den »Hoch Furri« genannten Ackerfeldern römisches Gemäuer, welches im Jahr 1839 die antiquarische Gesellschaft vermittelst einiger Schürfe untersuchte. Es wurden einige mit Estrichen ausgelegte Gemächer eines solid gebauten Hauses aufgedeckt. Die Bestimmung von zwei runden, mehrere Fuss weiten und 2—3 Fuss tiefen ausgemauerten Löchern in einem der Gemächer blieb unerklärt. Unter dem herausgeworfenen Schutte befanden sich römische Dachziegel, Scherben gemeiner Töpferwaare, Fragmente von Heizröhren, von bemalten Zimmerwänden, Eisengeräthe, Münzen, Kohlen und Asche. Die Ausdehnung der Trümmer ist nicht ausgemittelt. Der Ort ist gegenwärtig bepflanzt.

Gräslikon. Am nordöstlichen Abhange des Irchels, ungefähr 100 Meter über der Ebene, in der die Thur in den Rhein fliesst, oberhalb Gräslikon, liegen die Felder, welche wegen der auf ihnen in grosser Menge herumliegenden zerbrochenen römischen Dachziegel seit unvordenklicher Zeit den Namen »Auf Ziegeln« tragen. Nach ungefährer Schätzung mögen 6—7 Jucharten Landes mit Resten römischer Gebäude, nämlich Mörtel-, Ziegel- und Tufsteinbrocken bestreut sein. Im Jahr 1846 wurde auf Veranstaltung eines Mitgliedes der Gesellschaft, des Herrn G. v. Escher von Berg, der Boden an verschiedenen Stellen aufgedeckt und ganz aus Backsteinen aufgeführtes Gemäuer, dessen Bestimmung nicht auszumitteln war, bloss gelegt. Bruchstücke von Heizröhren, Amphoren, Eisengeräthe kam in Menge zum Vorschein. Die frühere Bestimmung dieser Ansiedelung als landwirthschaftliche Villa spricht sich durch ihre Lage deutlich genug aus.

Hasli (Nieder-). Eine Anhöhe südwestlich von diesem Dorfe heisst Kastell und das auf derselben stehende Bauernhaus »Kastellhof«. Eine militärische Bedeutung scheint der Ort indessen nicht gehabt zu haben, da weder Reste von Wall und Graben noch von Festungsmauern hier zu bemerken sind, und der jetzige Besitzer sich nicht erinnert, beim Bearbeiten dieses Grundstückes auf Mauerwerk gestossen zu sein. Auffallend ist indessen, dass ein Platz von bedeutender Ausdehnung — wie behauptet wird von mehreren Morgen — künstlich mit rundlichen Feldsteinen besetzt war und theilweise noch ist, und dass hier Spiesse, Schwerter und anderes Eisengeräthe, auch römische Münzen gefunden wurden.

Eine andere zwischen dem Kastell und Niederhasli gelegene Anhöhe, die Bäpperi, in Urkunden Betbur heisst, und ganz mit Reben besetzt ist, soll römische Alterthümer bergen. Ueber den Namen Betbur siehe Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterth. 1863 No. 2 und Artikel Dorlikon.

Nördlich von Niederhasli steht der merkwürdige durch Menschenhand errichtete Hügel Burgerrain genannt, über den an einem andern Orte berichtet werden wird.

Kempten. Der Name dieses Ortes, welcher in einer Urkunde von 812 Camputana, in einer gleichzeitigen Campitona lautet, mag in römischer Zeit campodunum und campitunum geheissen haben und ohne Zweifel aus dem celtischen campdun entstanden sein. Die Erklärung dieses Wortes ist Lagerberg oder befestigter Berg. Einige Andeutungen betreffend die celtischen Ansiedelungen in unserer Gegend werden wir später mittheilen und beschränken uns hier auf die Angabe der Stätten, wo Ueberreste der römischen Niederlassung zu Tage kommen.

Im Umfange dieses in der Nähe des Pfäffikersees und am südwestlichen Abhange eines Berges gelegenen Dorfes finden sich auf drei Punkten Trümmer römischer Gebäude. Unterhalb der Mühle ist zu verschiedenen Zeiten römisches Gemäuer und kürzlich wieder eine lange Mauer ausgegraben worden. Die Sage geht, es habe an dieser Stelle früher ein Hagheerenschloss [1]) gestanden. Gemäuer fand man ferner in den Matten und Ackerfeldern westlich vom Dorf. Hier, wie dort, ist die Anlage der Gebäulichkeiten nicht mehr zu ermitteln. Diejenige Stelle, wo sich römischer Anbau durch die Gestaltung des Bodens deutlicher zu erkennen gibt, liegt südlich vom Dorfe, auf der Nordseite des Hauses »in den Mauern«. Unmittelbar vor diesem Hause ist im vorigen Jahrhundert viel altes Gemäuer ausgebrochen worden. Zwischen diesem und dem sogenannten Unterhause bemerkt man in der Matte mehrere Erhöhungen, die aus dem Schutte römischer Wohnhäuser bestehen. Eine derselben wurde im Jahr 1854 zum Zwecke der Bepflanzung abgetragen. Es kamen das mit Estrichen belegte Erdgeschoss eines Hauses, ferner eine Menge von Dachziegeln und Heizröhren, Geräthe von Eisen und Erz nebst Scherben von Thon- und Glasgefässen und einer Anzahl Münzen zum Vorschein, welche letztere der antiquarischen Gesellschaft überschickt wurden. An einer andern Stelle wurde im Winter von 1855/56 ebenfalls ein Theil eines Wohnhauses aufgedeckt. Ich sah im August 1856 in den offen gebliebenen Löchern die Ueberreste eines Hypokaustes, dessen Pfeilerchen aus Sandstein bestanden,

---

[1]) Alle Ueberreste zerfallener Burgen werden im östlichen Theile unsers Cantons als Hageeren- oder Hagheerenschlösser bezeichnet. Unter dieser Benennung hat man sich ohne Zweifel ein Schloss des 6. und 7. Jahrhunderts, nämlich ein auf einem natürlichen oder künstlichen Hügel stehendes, durch Wall und Graben und zunächst durch Pfahlwerk, Hag, geschütztes hölzernes Gebäude zu denken. Hagheer oder Hagherr ist demnach gleichbedeutend mit Burgherr. Schlösser von dieser Art heissen in Frankreich »mottes« und sind beschrieben in v. Caumont's Bulletin monumental Band II. S. 230.

Bruchstücke von bemalten Wänden und eine Menge Scherben von Geschirren aus rother Erde. Die Mauern waren aus Geröll und Tufstein aufgeführt gewesen. — Zwischen dem Unterhause und dem Hause »in den Mauern« läuft ein zum Theil künstlich angelegter Damm hin, der früher den Namen Einsiedlerweg trug und augenscheinlich ein Stück des römischen Weges ist, der die Verbindung der Ortschaft Campodunum mit Kempraten (s. S. 67) über uns noch unbekannte Zwischenstationen vermittelte.

Es muss bemerkt werden, dass Anno 1780 die Vorsteher der Bürgerbibliothek laut den Acten (Bd. VII. p. 240) zur Ausgrabung »des römischen Schuttes in Kempten« von dem damaligen Pfarrer von Wetzikon aufgefordert wurden. Das Ergebniss der Nachgrabungen, wenn solche wirklich stattgefunden, ist nicht bekannt.

Kloten. Dieses Dorf, dessen Name aus Claudia, Clodia entstanden sein mag, liegt an der Stelle, wo die von Zürich nach Eglisau führende Römerstrasse und die römische Militärstrasse Vindonissa-Vitudurum sich kreuzen. Mitten im Dorfe und zwar auf dem Kirchhofe wurden in den 30ger Jahren Säulenschäfte und ein Capitäl aus Juramarmor entdeckt, die zur Halle eines grossen Gebäudes, eines Tempels, gehört haben müssen. Die Höhe der Säulen betrug 13—14 Fuss. Das Mauerwerk des Gebäudes liegt entweder von der Kirche oder den umliegenden Häusern bedeckt oder ist schon früher ausgebrochen worden.

Etwa 25 Minuten nördlich vom Dorfe, hart an der ersterwähnten Strasse nach Eglisau, befanden sich auf dem sogenannten Aalbühel (später Schatzbuck) die nun völlig verschwundenen Reste einer römischen Villa, die im ersten Bande unserer Mittheilungen ausführlich beschrieben sind. Aus übel angewendeter Rücksicht gegen die Ansicht der Alterthumsforscher des 18. Jahrhunderts, welche aus dieser Ansiedelung eine militärische Anstalt machen wollten, obgleich weder die Lage derselben noch die Natur der Gebäude im mindesten auf eine solche Anlage hindeuten, erklärte ich die Baureste als eine Mansio trotz ihrer bedeutenden Entfernung von der Heerstrasse und ihrer völligen Aehnlichkeit mit den bei uns, in Frankreich und England ausgegrabenen Trümmern römischer Landsitze.

Den meisten Aufschluss über die Bedeutung dieser Ansiedelung verbreitet eine auf einer Säule befindliche Inschrift, welche im Jahr 1601 auf dem Schatzbuck ausgegraben, von dem damaligen Statthalter H. Holzhalb in den Garten seines Hauses zum wilden Mann in Zürich versetzt, dann vermauert im Jahr 1732 von Chorherr Baptist Ott nach einer im Archive des zürcherischen Chorherrenstiftes vorhandenen Copie bekannt gemacht [1]), aber von den damaligen Gelehrten als unächt erklärt wurde. Die Inschrift lautet:

GENIO
PAG · TIGOR · P · GRAC
CIVS ⅁ PATERNVS
/ / / / / / /
SCRIBONIA LVCANA
V · FEC ·

[1]) Der Titel der kleinen Schrift, die auch in Tempe helvetica p. 606 abgedruckt ist, lautet: »Conjectura de columna marmorea antiqua Clotæ anno 1601 eruta.« Die im Manuscript vorkommenden Worte »quæ Tiguri in horto apud Castrum antiquum Domini Henrici Holzhalbii, proconsulis dignissimi, conspicitur« hatte Ott weggelassen. (Siehe Anzeiger für schweiz. Geschichte u. Alterthumskunde. 1864. No. 1.)

Unerwarteter Weise kam im verflossenen Jahre beim Abbrechen einer Mauer in dem Garten des ebengenannten Hauses ein Stück dieser Säule und auf derselben die letzte Zeile obiger Inschrift

SC LVCANA.
V · FEC ·

zum Vorschein, wodurch alle Zweifel an der Aechtheit der von Ott publicirten Inschrift gehoben sind.

Die schlanke aus Juramarmor verfertigte Säule von 26 — 28 Centimeter Durchmesser stand ohne allen Zweifel hinter einem Altare, und bildete das Postament eines ehernen Geniusbildes. Ein ähnliches Monument bemerkt man am Triumphbogen des Trajan. (Siehe Rich, Dictionnaire des antiquités unter ara.) Aus dem Umstande, dass in der Dedication auch der Name der Gemahlin des Stifters vorkommt und dass somit das Denkmal keinen öffentlichen Charakter hat, scheint hervorzugehen, dass wir uns unter den Gebäuden auf dem Schatzbuck ein Privatbesitzthum, eine bequem eingerichtete und schön ausgestattete Villa auf einem Landgute (prædium) des P. Graccius Paternus zu denken haben. Merkwürdig ist, dass die gleichen zwei Personen durch testamentliche Verfügung einen Altar mit ganz ähnlicher Inschrift in der Nähe von Avenches, zu Münchwyler, errichten liessen. Die Familie Paternus gehört zu den angesehenen im Lande der Helvetier und wird mehrmals auf Denkmälern genannt. Ein Glied derselben war Patron der Gemeinde Genf, ein anderes hat als Duovir von Aventicum den Durchbruch bei Pierre Pertuis ausführen lassen.

Aus dieser Inschrift ergibt sich eine für die älteste Eintheilung des Landes merkwürdige Thatsache, dass der Gau der Tigoriner, des mächtigsten Stammes unter den Helvetiern, sich von Ost nach West über den ebneren und bevölkertesten Theil des Landes erstreckte.

Knonau. Nördlich von den Häusern auf Baregg sind auf einer Anhöhe, Lachen genannt, die eine prachtvolle Aussicht nach dem Hochgebirge darbietet, ein Paar Morgen Landes mit Dachziegelfragmenten bestreut. An verschiedenen Punkten birgt der Boden Gemäuer. An einer Stelle sind die Scheidemauern einer in mehrere kleine Räume eingetheilten Wohnung aufgedeckt worden. In dem Schutte, der die Gemächer bedeckt, kommen Scherben von Töpfergeschirr, Eisengeräthe, Münzen etc. vor. Ein gegenwärtig verschütteter Sodbrunnen lieferte der Ansiedelung Trinkwasser. Die Baregg ist eine Stunde vom Zugersee entfernt und eine der dem Gebirge am nächsten liegenden Ansiedelungen.

Lunnern. Die römische Ansiedelung zu Lunnern [1]), deren Entdeckung im Jahre 1741 unter den schweizerischen Gelehrten bedeutendes Aufsehen erregte, dehnt sich über ein mehrere Morgen grosses Feld aus, das von dem Ufer der Reuss sanft nach einer Anhöhe emporsteigt. Man geniesst von dieser aus eine freie Aussicht über ein weites fruchtbares Thal und das nahe Hochgebirge. Von den Gebäulichkeiten, welche theils unmittelbar am Flusse, theils einige hundert Schritte davon auf der Ebene standen, wurden in dem genannten Jahre unter Leitung des damaligen Landvogtes von Knonau,

[1]) Die Alterthümer von Lunnern sind ausführlich beschrieben in einer Schrift von Professor Breitinger, betitelt: »Zuverlässige Nachricht und Untersuchung von dem Alterthum der Stadt Zürich und von einer neuen Entdeckung merkwürdiger Antiquitäten einer bisher unbekannten Stadt in der Herrschaft Knonau. Zürich 1741.« Ferner in einer Schrift von Georg Sulzer, damaligem Pfarrvikar zu Maschwanden, nachmals bekannt als Verfasser der Theorie der schönen Künste, betitelt: »Ausführliche Beschreibung einer merkwürdigen Entdeckung verschiedener Antiquitäten in dem in der Herrschaft Knonau gelegenen Dorfe Nieder-Lunnern im Jahr 1741«. Zu dieser Schrift ist später ein Anhang erschienen, der über den Fund des Goldschmuckes (siehe Bd. III. unserer Mittheilungen) berichtet.

MERTON HOUSE LIBRARY

J. J. Scheuchzer, der später auch die Ausgrabungen zu Buchs anordnete, einige aufgedeckt. Eines derselben (Taf. VI. Fig. 6, 1), circa 15 Schritte vom Ufer der Reuss, in der Nähe einer Quelle gelegen, war ein kleines, quadratisches Wohnhaus von $31^1/_2{}'$ Seitenlänge, dessen Innenseite eine 2 — 3′ dicke Zwischenmauer in zwei gleiche Theile schied. Die Räume, *E F D*, der westlichen Hälfte lagen etwa 3′ tiefer als diejenigen auf der Ostseite, weil *E* und *F* Hypokauste, deren Höhe sammt der Suspensura 3′ betrug, aufzunehmen bestimmt waren, und weil von dem mit Backsteinen belegten Gemache *D* aus die Hypokauste geheizt wurden. Der untere Boden der zwei heizbaren Zimmer, auf dem die aus quadratischen 9″ langen Backsteinen errichteten Pfeilerchen vertheilt waren, bestand aus drei Schichten, zu oberst aus einer Lage quadratischer Backsteine, dann aus einem Estrich und zu unterst aus einer Schicht von kleinen Kieselsteinen, welche in die lettige Erde gesetzt waren. Von der Suspensura hatten sich einige der grossen, auf den Säulchen ruhenden Backsteintafeln erhalten, aber ob dieselbe mit Mosaik oder, was wahrscheinlicher ist, mit einem Estrich belegt war, wissen wir nicht. Von den Heizröhren waren wenige Fragmente übrig. Sehr auffallend ist, dass bei der Abdeckung die Heizlöcher nicht bemerkt wurden. Von den kleinen Räumen *B* und *C* der Ostseite ist jenes 9′ lang und nur $3^3/_4{}'$ breit, dieses bei gleicher Länge um 3′ breiter. Die Böden dieser Gemächer sind auf gleiche Weise hergestellt, wie diejenigen der heizbaren Zimmer. Unter den Backsteinplatten der obersten Schicht gab es hier solche, die gleich den Suspensuraplatten 3′ in's Gevierte massen. In diesen beiden Gemächern zeigte sich nach dem Boden zu eine Verengung des Flächenraumes, da an allen vier Mauerwänden 3″ dicke Ziegelplatten schief aufgestellt und mit einer 2″ dicken Mörtelschicht belegt waren. In der Mauer zwischen *B* und *C* befand sich bei *a* eine viereckige Oeffnung, die, wie man annahm, zum Ablauf des Wassers gedient hatte. Der mit einem Estrich belegte Raum *A* ist der grösste des Hauses, in den man aus dem Freien durch die Hausthüre bei *b* eintrat. Es ist zu bemerken, dass alle Scheidemauern dieses Hanses aus Backsteinen aufgeführt waren. Bei der Ausgrabung stand das Gemäuer noch 3′ hoch über der Ebene der Gemächer. Dessenungeachtet konnte bei *A*, *B* und *D* keine Verbindung mit den übrigen Räumen entdeckt werden.

Die Geräthschaften, die in diesem Hause aufgehoben wurden, beschränken sich auf einen Schlüssel mit bronzener Handhabe, ein Thürbeschläge, ein Messer und eine Kupfermünze.

Etwa 500 Fuss nordwärts von diesem Hause wurde ebenfalls am Ufer der Reuss ein freistehendes ganz kleines quadratisches Gebäude von $10^1/_2{}'$ in's Gevierte abgedeckt. (Taf. VI. Fig. 6, 2.) Das Innere war mit einem Estrich aus Kalk und Kieselsteinen belegt. Die 2′ dicken Mauern, die auf der Aussenseite mit gelber, rother und grüner Farbe angestrichen waren, erhoben sich noch $3^1/_2{}'$ hoch über den Boden. Dessenungeachtet war kein Eingang zu entdecken. Man fand hier einen kleinen aus Erz gegossenen Helm von 2″ Höhe, der vielleicht das Haupt einer Mars- oder Minervastatuette bedeckt hatte; ferner über 80 Münzen von Augustus an bis Maximianus, † 311 [1]). Auf der Morgenseite des Gebäudes zeigten sich Ueberreste eines Kieselsteinpflasters.

Südlich und nördlich von diesem Gebäude entdeckte man in den Wiesen am Ufer der Reuss Ueberreste mehrerer Häuser, die in ziemlich gerader Linie mit den eben angeführten standen, aber wegen des angewachsenen Grases nicht untersucht werden konnten.

---

[1]) Diese Münzen sind sämmtlich in »Sulzers Ausführlicher Beschreibung einer merkwürdigen Entdeckung etc. im Jahr 1741« aufgezählt.

Auf das erstgenannte Wohngebäude (6, 1) und senkrecht auf die Reihe der am Ufer der Reuss befindlichen Gebäude führte zur Römerzeit vom Abhange herunter eine Strasse, an welcher zu beiden Seiten, wie die noch im Boden vorhandenen Reste von Grundmauern nebst Bruchstücken von Dachziegeln, Heizröhren, Mühlsteinen etc. deutlich zeigen, mehrere durch Zwischenräume von einander getrennte Wohnhäuser standen.

Ein an diesem Orte (6, 3) im Jahr 1741 abgedecktes Haus war von bedeutendem Umfange, da eine der Hauptmauern 90′ mass. Unter den Trümmern desselben fand man Kupfermünzen, grosse Backsteine und Stücke einer Wasserleitung, worunter aber ohne Zweifel Hypokauströhren zu verstehen sind; auch wurde hier ein Schatz entdeckt, bestehend in »80 Silbermünzen von verschiedenen römischen Kaisern und Kaiserinnen bis auf Contantinum hinab« und einem ebenso schönen als werthvollen Goldschmuck, der in Band III. unserer Mittheilungen abgebildet und beschrieben ist.

Nordöstlich von diesem Gebäude grub man bei 6, 4 die Grundmauern eines 30′ langen und ebenso breiten Gebäudes auf.

Hundert Fuss südöstlich von dieser Mauer wurde der Brennofen eines Töpfers entdeckt. An der Westseite desselben befand sich eine aus Sandsteinen gemauerte Oeffnung; die Mauern bestanden aus Backsteinen, die alle ausgebrannt und sehr mürbe waren. Der Ofen war 6′ lang, nicht ganz so breit und die dem Mundloche entgegengesetzte Seite rund vortretend. Rings um den Ofen herum lagen »viele Wagen voll« Scherben von gemeinem römischem Töpfergeschirr, darunter Wasserkrüge mit engem Hals und zwei bis vier Henkeln [1]); auch fanden sich hier Haufen unverarbeiteten Thons. Breitinger berichtet, dass »die zierlichen Gefässlein von rother Erden« bei dem Brennofen gefunden worden seien, während der genauere Sulzer ausdrücklich sagt, es sei in der Umgebung desselben nur grobes Geschirr aufgehoben worden. Die Annahme (Bd. III. Goldschmuck von Lunnern), die hiesige Werkstätte habe Terra sigillata Waare fabriziert, ist demnach unrichtig. Die Namen, die auf den hier gefundenen Gefässen vorkommen, nämlich Passienus, Priscinus, Mercator, Bassus, Sarrutus, gehören zu den diesseits der Alpen bekanntesten Firmen.

Im Frühjahr 1836 zeigte man mir in der Nähe des Wirthshauses die Umfangsmauern eines kleinen runden aus Backstein erbauten Gebäudes, das man nicht mit Unrecht ebenfalls als die Ueberreste eines Brennofens betrachtete.

Zehn Minuten südlich von Lunnern »in den Brüchen« soll ein römischer Ziegelofen entdeckt worden sein. Die Leute von Lunnern glauben, dass der Thon für die Werkstätten der Töpfer und Ziegler an einem kleinen Hügel unterhalb des Dorfes gegen die Reuss ausgebeutet worden sei.

Ein Paar Minuten südlich von der Ansiedelung, auf der Anhöhe, lag der Begräbnissplatz der Bewohner des römischen Lunnern mit den dazu gehörigen Brandstätten, Ustrinen. Diese letztern waren mit Kohle und Asche angefüllte Vertiefungen im Boden, in denen sich eine Menge Gegenstände fanden, welche die Leichname entweder an sich getragen, oder die bei der Verbrennung in den Scheiterhaufen (rogus) hineingeworfen worden waren. Die Bestattung war von zweierlei Art. Entweder waren die Todten unverbrannt beerdigt, oder verbrannt, ihre Ueberreste nach der Verbrennung gesammelt und in einer Aschenurne beigesetzt worden. Die Begräbnisse der erstern Art enthielten Körper von erwachsenen Personen, die auf festen Boden von Letten und Kies, der Mehrzahl nach in einer Reihe,

[1]) Ein solcher mit vier Henkeln wurde in der Nähe von Wettsweil gefunden.

2 — 3′ von einander und mit den Häuptern nach Westen (mit dem Angesicht nach Sonnenaufgang) gelegt waren. Andere Skelette lagen hier und da zerstreut und oft so nahe beisammen, dass sie einander berührten. Eines derselben hatte zur Linken ein Schwert, einen Dolch und ein Messer. Bei allen fand sich eine Münze entweder neben dem Kopf oder zur Seite. Die noch lesbaren Münzen zeigten die Bildnisse des Titus, Domitian, Hadrian, der Faustina junior. Da schon vor den Ausgrabungen des Jahres 1741 und in den letzten Jahrzehenden wieder an dieser Stelle eine Menge Körper zum Vorschein gekommen sind, muss das Todtenfeld von bedeutendem Umfange gewesen sein. Man nimmt gewöhnlich an, dass im zweiten Jahrhundert die Verbrennung der Todten durch die Grablegung verdrängt worden und allmälig ausser Uebung gekommen sei. Sollte hier die Beerdigung der Leichname in die Zeit der Prägung der angeführten Münzen fallen, so wäre dieses Leichenfeld ein Beispiel von sehr frühem Gebrauch des Vergrabens, der übrigens von der weniger bemittelten und armen Classe immer festgehalten wurde.

Die Graburnen waren, wie diess immer der Fall ist, in einem 2 — 3′ tiefen Loche in lockere schwarze, oft mit Kohle und Asche vermischte Erde eingesenkt und mit einem Stein oder einer Topfscherbe oder einem Dachziegelfragment zugedeckt. Wie anderswo, wurden auch hier in den Töpfen und um dieselben herum Schmucksachen, Geräthschaften des häuslichen Lebens von der verschiedensten Art gefunden. Bei den verbrannten und unverbrannten Körpern lagen eine Menge kurzer und langer Nägel, die bei den ersten von der Zusammenfügung des Holzstosses, bei den letztern vom Sarge herrührten, ferner Fragmente von aretinischen Schalen [1]), von Glasfläschchen (Balsamarien), deren man oft eine Mehrzahl um die Aschenkrüge herum aufgestellt antrifft. In dem Töpfernamen, auf dem Boden einer dieser Schalen, EPONA — der erste und der letzte Buchstab ist verwischt — erkennt der übergelehrte Breitinger den Namen der Göttin EPONA. Von einem aus weissem Thon geformten glasierten Fläschchen von der Gestalt eines Thieres, das zwischen Hund und Affe in der Mitte steht, an den Cynocephalus erinnert und einen Apfel in den Pfoten hält (es ist inwendig hohl, hat eine trichterförmige Oeffnung am Hinterkopfe und einen Henkel am Rücken), spricht Breitinger sehr ausführlich und nennt es ein unflätiges Götzenbild, da er nicht wusste, dass dergleichen Gefässe aus weisslichem und gelbem Thon und mit Glasur bedeckt in der Form von Kaninchen, Vögeln und phantastischen Thieren in den Trümmern römischer Häuser, z. B. zu Windisch häufig vorkommen. (Siehe Taf. IV. Fig. 32—35.) Zwei kleine Tauben und ein Hahn aus weissem Thon sind in Band III. unserer Mittheilungen abgebildet und (Seite 126) vielleicht irrthümlich, als christliche Symbole beschrieben. Endlich kamen bei diesen Grabstätten noch Fibeln, wovon eine mit buntem Glassfluss verziert (Taf. IV. Fig. 36), Perlen ebenfalls aus Glasfluss, zerbrochene oder zusammengeschmolzene Glasfläschchen (Balsamarien), die eherne Handhabe eines Schlüssels, ein eherner Ring, eine zweizinkige Hacke aus Eisen, Messer nebst anderen kleinen Geräthschaften zu Tage. Der Begräbnissplatz soll mit einer Lage von Kieselsteinen bedeckt gewesen sein. Im Jahr 1836 wurden bei Erweiterung der Strasse wieder eine Anzahl Körper hier ausgegraben und neben ihnen römische Münzen, Glascorallen und Fibeln von Bronze gefunden.

Die Zahl und Vertheilung der hier entdeckten Häuser und ihre Einrichtung beweisen zur Genüge,

---

[1]) Unter den Schälchen befindet sich eines von der seltener vorkommenden Art aus grauem Thon mit glänzend schwarzem Ueberzuge.

dass dieselben nicht, wie die Ueberbleibsel der Mehrzahl der Ansiedelungen in unserem Lande, als Bestandtheile einer Villa, sondern als die Reste einer Ortschaft angesehen werden müssen, welche, wie die im Jahr 1741 stattgefundenen Nachgrabungen und die von uns im Jahr 1843 vorgenommenen Aufschürfungen zeigten, ein Paar Reihen kleinerer und grösserer Gebäude umfasste. Nach der Menge der Fragmente von Hypokauströhren, von aretinischem Geschirr, dem reichen Goldschmucke u. s. w. zu urtheilen, erfreuten sich die Bewohner derselben eines gewissen Wohlstandes. Fassen wir die Lage des römischen Lunnern in's Auge, so sehen wir, dass diese Niederlassung in geringer Entfernung von den Thälern des Hochgebirges und abseits der bedeutendern Strassen des Landes und des Verkehrs liegt. Die Ursache des Entstehens dieser Ortschaft darf kaum in der industriellen Thätigkeit der Bewohner zu suchen sein, die sich in dem Dasein von Töpferwerkstätten offenbart, vielmehr liegt die Vermuthung nahe, die Hauptbeschäftigung derselben habe im Flössen von Holz für Häuser- und Schiffbau bestanden. Der Umstand, dass eine Anzahl Gebäude unmittelbar am Ufer erbaut war, spricht für eine derartige Thätigkeit. Eine Corporation von Flössern und Holzhändlern zu Almendingen bei Thun wird auf einer Inschrift erwähnt; ähnliche Flössergesellschaften gab es auch in Frankreich und im Badischen. Das Wegführen von Nadelholzstämmen aus der waldreichen Umgebung des Vierwaldstättersees nach den Niederlanden dauert gegenwärtig noch fort.

Martalen. Einige Minuten nördlich von diesem Dorfe steht ein Hügel, an dessen Südwestseite die Strasse nach Rheinau hinläuft, und der von einem abgegangenen Hofe den Namen »Niederwyl« trägt. Auf dem etwa 15 Morgen umfassenden, dem grössern Theile nach mit Reben besetzten Südabhange birgt der Boden an verschiedenen Stellen Umfangsmauern sehr solid aufgeführter römischer Gebäude. Da die Pflanzungen eine Abdeckung der Ruinen nicht gestatten, so kann nur das berichtet werden, was bei zufälligen Grabungen zum Vorschein kam. Man stiess beim Einlegen von Weinstöcken auf Gemächer, die mit Estrichen belegt waren und bunt bemalte Wände hatten; auch deckte man einen Raum auf, der, nach den hier zu Tage gekommenen Geräthschaften von Eisen, Haufen von Schlacken und Kohlen zu urtheilen, die Werkstätte eines Schmiedes gewesen sein muss. Bruchstücke von Dachziegeln und Heizröhren, von Amphoren, von Wasserkrügen, von Koch- und Tafelgeschirr (terra sigillata), Scherben von Fensterscheiben, eine bleierne Wasserleitung etc. — alle diese Dinge vervollständigen das Bild einer wohleingerichteten Villa. Westlich von diesem Gebäude stand ein zweites Wohnhaus, in dessen Trümmern im Jahr 1806 ein goldener Ring mit geschnittenem Stein und in den 30ger Jahren der Arm einer bronzenen Statuette gefunden wurde.

Stumpf und nach ihm alle ältern Geographen haben das Treffen zwischen Julian und den Alemannen (357 n. Chr. Ammian 16. 11), das nicht hier, sondern bei Strassburg stattfand, in die Gegend von Rheinau verlegt. Haller (Helv. u. d. R. II. 164), der auf die wunderlichste Weise den Namen Martalen als Martis Thal, Martia vallis, deutet, beschreibt I. 295 ff. die Stellungen und Operationen der Heere in den Feldern diess- und jenseits des Rheines und bei der Insel sehr ausführlich. (!)

Ueber den Wartthurm unweit Martalen siehe erste Abtheilung S. 330.

Maschwanden. Reste von römischen Gebäuden sind hier nicht mit Bestimmtheit nachgewiesen, indessen im Jahr 1741 etwa 400 Schritte ausserhalb des Dorfes, am Wege nach Lunnern, sechs römische Aschenkrüge ausgegraben worden.

Meilen (Ober-). In dem Weinberge, Rabenhalde genannt, durch welchen sich die römische Strasse zieht, wurden Gemäuer und Ziegelstücke, die man für römisch hielt, und einige römische Münzen (von Otto, Septimius Severus und andern Kaisern) beim Einlegen von Weinstöcken gefunden.

Mettmenstetten. Etwa 10 Minuten nordwestlich von Unter-Mettmenstetten, östlich von der alten römischen Strasse nach Knonau, steht ein länglicher, ungefähr 10 Meter hoher Hügel, der auf der Nordwest- und Südseite ziemlich steil abfällt und jetzt überall angebaut, theilweise mit Weinreben bepflanzt ist. Er wird Mauerägerten genannt, weil unter dem Boden die Fundamente römischer Gebäude sich befinden, die an zwei von einander ziemlich entfernten Punkten bei der Feldarbeit sich bemerkbar machen. An einer Stelle zeigt sich eine im Halbkreis angelegte Mauer. Ohne Zweifel stand in dieser schönen Lage einst eine Villa, deren einstiges Dasein ausser dem Gemäuer jetzt noch Dachziegel, Heizröhren, Stücke von rothen Estrichböden, kleine Tufsteinquader, Scherben und römische Münzen verkündigen.

Nänikon. Auf der etwa 10 Meter hohen, an der Südseite des Dorfes liegenden Anhöhe, Bühl genannt, kommen Reste römischer und mittelalterlicher Gebäude neben einander vor. Die erstern beschränken sich auf Ziegelstücke, Topfscherben, Eisenwaare etc., die letztern auf die Grundmauern einer ehemaligen Kapelle. Auch römische Münzen sind hier ausgegraben worden. Für eine Villa war dieser Punkt, von dem man den See von Greifensee und einen Theil der Alpen erblickt, ganz vorzüglich gewählt.

Neftenbach. Am rechten Ufer der Töss, in einem gegen Nord durch Hügel geschützten und von einem Bache bewässerten freundlichen Thale lag südlich von dem jetzt durch seinen Weinbau bekannten Dorfe eine römische Niederlassung, welche gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entdeckt und dann näher untersucht wurde. Als nämlich im Jahr 1775 die Vorsteher der Bürgerbibliothek in Zürich auf das Vorkommen von ausgedehntem Gemäuer und die Auffindung von römischen Münzen in der unmittelbaren Nähe des genannten Dorfes aufmerksam gemacht und später bei einer flüchtigen Untersuchung der Trümmer mehrere römische Geräthschaften und ein goldener Ring mit einem geschnittenen Carniolstein entdeckt worden waren, beschloss im Jahr 1780 der Rath von Zürich, in der Hoffnung, dass noch andere werthvolle Gegenstände zum Vorschein kommen möchten, an diesem Orte, der wegen des hier befindlichen Gemäuers den Namen Steinmöri trägt, umfassende Nachgrabungen veranstalten zu lassen. Die Leitung der Arbeiten wurde dem Maurermeister David Vogel, einem Manne, der die römischen Bauwerke Italiens gesehen und mit den Schriften des Vitruv wohl bekannt war, übertragen. Die Ausgrabungen begannen im September des genannten Jahres und wurden mit grossem Eifer bis im December fortgesetzt. Im Januar des folgenden Jahres gab Vogel dem Rathe ausführlichen Bericht über die Ergebnisse der Nachforschungen ein, in welchem er seine Ansicht sowohl über die Bedeutung der ganzen Niederlassung als die Bestimmung jedes einzelnen Theiles aus einander setzte. Von den Plänen, welche er diesem Berichte beifügte, ist leider nur das kleine Stück erhalten, welches uns Müller im 10ten Abschnitt seiner »Merkwürdigen Ueberbleibsel von Alterthümern an verschiedenen Orten der Eidgenossenschaft« in schlechter Copie aufbewahrt hat. Vogel erklärt in seiner Beschreibung und Erläuterung der Ruinen von Neftenbach dieselben als »ein militärisches Etablissement, ein Standlager römischer Truppen« und zugleich einen Theil der Gebäulichkeiten »als

die Villa eines reichen Römers«. Der Grund, warum er diesen Bauresten eine ganz besondere Bedeutung beilegte, war offenbar der, dass die Ausgrabung eine für die damaligen Verhältnisse sehr grosse Summe gekostet und entgegen den Erwartungen doch nur ganz wenige Alterthumsgegenstände und keinerlei historische Aufschlüsse geliefert hatte.

Betrachtet man nach Durchlesung des Vogel'schen Berichtes den eben erwähnten »Grundriss der im Jahr 1780 zu Neftenbach entdeckten römischen Antiquitäten« bei Müller, so überzeugt man sich auf den ersten Blick, dass diese Niederlassung in die Reihe der landwirthschaftlichen Villen gehört, welche im ebeneren Theile unseres Landes zahlreich vorhanden waren. Sie enthielt die Bestandtheile einer wohleingerichteten Wohnung des Eigenthümers mit allen nöthigen Räumen für die Unterkunft des Gesindes nebst Vorrathskammern und anschliessend an das Wohngebäude Ställe und Scheunen. Die Gebäulichkeiten, die freien Plätze und Gärten waren von einer im Vierecke angelegten, ziemlich hohen Mauer eingeschlossen, deren südliche Seite am Fusse des Hülliberges hinläuft, 5—6′ hoch und etwa 1000′ lang jetzt noch zu sehen ist. Umfangsmauern, welche dem Gehöfte nicht nur gegen Diebe, sondern, wie ihre Festigkeit zeigt, auch gegen feindliche Schwärme Schutz gewährten, treffen wir bei den meisten römischen Landsitzen in unserer Gegend an. An der Westseite des von Nord nach Süd sanft ansteigenden, gegen 20 Morgen Landes umfassenden und etwa 30′ über der Thalfläche liegenden Einschlusses standen um einen gemeinschaftlichen Hof herum die Wohngebäude des Gehöftes. Das grösste unter denselben, welches Taf. VII. Fig. 2 veranschaulicht, enthielt verschiedene Räume und Schlafgemächer für den Aufenthalt des Gesindes. An diese schlossen sich die Wohn- und Schlafzimmer des Besitzers und seiner Familie an, die sämmtlich reicher als die vorigen ausgestattet waren. Die mit einem Bestich versehenen abgeglätteten Wände zeigten einen Anstrich von gelber Farbe mit rothen oder von weisser mit grünen Streifen, mitunter eine Bemalung mit roh ausgeführtem Blumenwerk. Obgleich die grösstentheils 2′ dicken, aus Gerölle und Tufstein aufgeführten Mauern sich bis zur Höhe von 7′ erhalten hatten, bemerkte man doch in diesen, so wie in den noch zu erwähnenden Gemächern keine Spur von Fenstereinschnitten. Der kleine, 10′ im Quadrat haltende Raum *a*, ein Winter-Wohnzimmer, war, wie ein anderes dieser Abtheilung des Hauses, mit einer Heizvorrichtung versehen, an das sich mehrere andere, ebenfalls heizbare Räume anreihten. Unter dem Fussboden von *a* fand man nämlich einen noch gut erhaltenen Hypokaust und an drei Wänden des Zimmers die in dichter Reihe aufgestellten, obwohl zerbrochenen Heizröhren. Das anstossende Gemach *b* besass ebenfalls einen, wahrscheinlich mit dem vorigen zusammenhängenden Hypokaust, indessen nur an einer Seite die Zugabe von Heizröhren. Die Fussböden und Wände der Gemächer *a* und *b* und ein Paar anderer waren mit Tafeln von jurassischem Marmor belegt, welche für das eine Zimmer mit mehr, für das andere mit weniger Sorgfalt geschnitten und abgeschliffen worden waren. Das aus Sandstein hergestellte Heizloch (præfurnium) befand sich bei *c*, in einem Raume, der, wie Asche und Kohlenhaufen und die von Russ geschwärzten Wände und der noch vorhandene Herd deutlich zeigten, die geräumige Küche der Herrschaft und des Gesindes gewesen war. Kleinere mit Kohlen bedeckte Herde aus 2′ in's Gevierte gelegten Backsteinen mit darüber in der Mauer angebrachten Oeffnungen von derselben Dimension wurden auch in zwei andern Räumen entdeckt, und als Kamine zur Erwärmung der Zimmer in der kältern Jahreszeit erkannt. Ausser den Zimmern *a* und *b* wurden noch zwei mit diesen in Verbindung stehende, ebenfalls vermittelst Hypokausten heizbare Zimmer aufgedeckt, in welchem die Heizröhren nur auf die vier Ecken (?)

vertheilt waren. Bemerkenswerth schien in den genannten heizbaren Zimmern die Construction der untern Böden, auf welchen die aus Sandstein oder Backsteinen verfertigten, die Suspensura tragenden Pfeilerchen aufgerichtet waren. Anstatt der regelmässig und dicht neben einander gestellten Findlinge mit darüber gelegtem Kalkestrich bestanden dieselben aus grossen Sandsteinbrocken und Kieselsteinen, deren Zwischenräume leer gelassen wurden, mit darauf gelegten Sandsteintafeln. Noch erfahren wir, dass der nischenartige Raum *d* $3^1/_2$′ tief war, dass eine Wasserleitung unter den Zimmern durchlief und bei *e* und *f* zum Vorschein kam, dass bei *g* die Ueberreste eines Waschherdes lagen, und endlich, dass die ganze Anlage durch Einäscherung zerstört wurde. Von der Beschaffenheit des halbkreisförmigen Raumes und der übrigen Räume, sowie über die Vertheilung der verschiedenen wirthschaftlichen Gebäude ist es in Ermangelung der von David Vogel verfertigten Pläne unmöglich, etwas Näheres zu erfahren.

Die bei diesen Ausgrabungen entdeckten und gegenwärtig in der Sammlung der zürcherischen antiquarischen Gesellschaft aufbewahrten Gegenstände sind folgende:

Eine Reihe von Münzen, die bis auf das Jahr 270 herunter reichen und hauptsächlich der Regierung des Trajanus, Hadrianus und Antoninus Philosophus angehören, verschiedene Zierraten, nämlich ein massiver goldener Fingerring mit einem in Carniol geschnittenen Kopfe eines Jünglings von mittelmässiger Arbeit, eine kleine eherne Maske eines Satyrs von vortrefflicher Zeichnung und Ausführung (Taf. XI. Fig. 1 u. 2; ferner Baureste, nämlich Fragmente von Mosaikböden, von Zimmerwänden mit vielfarbigen Streifen, rothen und grünen Blumen auf gelbem Grund und Theilen einer männlichen Figur, Marmortäfelchen zur Bekleidung der Fussböden und Wände aus weiss und schwarzer italischer Marmorbreccie, aus grünsteinähnlichem, sehr feinkörnigem Brecciegestein ebenfalls aus Italien, und röthlichem dünnblättrigem Marmor von unbekannter Herkunft; ferner eine Anzahl von Heiz- und Wasserröhren aus gebrannter Erde, mancherlei eisernes Geschirr, nämlich Ketten, eine dreizinkige Mistgabel, eine Hacke, eine Doppelhacke, zwei hohle Hacken, zwei Hippen, vier Meissel, ein Zirkel, ein Senkel, ein Winkelmass, drei Messer, eine Schafscheere, eine Schale zu Talglichtern, zwei Schwerter, ein Schlüssel etc. etc. Irdenes Geschirr: Aus aretinischer Erde ein Paar ganze und mehrere zerbrochene Schälchen mit den Namen der Töpfer IVCA, CINTVGENI(VS), ATERNOS, ferner Stücke von Amphoren, Wasserkrügen, Reibschalen (mortaria); aus Lavezzstein eine Schale; aus Glas Fragmente einer kleinen Schüssel und verschiedener Flaschen; endlich noch ein kupferner verzinnter Teller, eine Menge Austerschalen, verbrannter Weizen, verbrannte Aepfel und Birnen, ein Stück eines Hirschgeweihes, ein Horn von einem jungen Schafbock.

Unter den oben aufgezählten Fundgegenständen verdienen noch genauere Erwähnung der als Winkelmass angeführte Winkelhaken (Taf. XII. Fig. 1.) Die längere Seite des geschlossenen rechtwinkligen Dreiecks ist 9″, jede der kleinern 7″ lang. Das Dreieck ist auf ein eisernes und oben mit einem dünnen Erzbleche belegtes Lineal befestigt, so dass das Werkzeug aufgestellt oder mit dem Rande angeschlagen werden kann. Es dient daher zur genauen Bestimmung eines Winkels von 45, 90 und 135°. Ein ähnliches Instrument ist neben einem Zirkel in Relief auf einem Grabsteine von Vindonissa ausgehauen zu sehen. (Siehe Mommsen's Insc. Conf. helv. No. 253 und Vorrede p. XX.) Für die Geschichte der Landwirthschaft unserer Gegend sind die hier und zu Buchs gefundenen Ueberreste mehrerer Obst- und Getreidearten von bedeutendem Interesse.

Im Jahre 1856 waren mit Ausnahme der Ueberbleibsel der die südliche Begrenzung bildenden, am

Fuss des Hülliberges sich hinziehenden Mauer alle Trümmer der Gebäulichkeiten grösstentheils ausgegraben und Bruchstücke von Dachziegeln und Heizröhren, welche auf den Feldern herumliegen, die letzten Zeugen von dem Dasein der römischen Villa. Neulich ist von Herrn Commandanten Pfau in Winterthur eine aus irdenen Röhren bestehende, von dem genannten Berge nach der Ansiedelung laufende Wasserleitung entdeckt worden.

Nürensdorf, Gemeinde Bassersdorf. Auf einem Felde, Limat genannt, unweit dem Weiler Hakab, findet sich unter dem Boden viel Gemäuer und auf demselben eine Menge Bruchstücke von römischen Ziegeln. Auch sollen hier Ziegel mit Legionszeichen aufgehoben worden sein. Römische Münzen kommen nicht selten vor.

Nussbaumen bei Bülach. Westlich von dem Dörfchen Nussbaumen tritt aus der Einsattlung zwischen dem Dachsel- und Ottenberg ein rundlich geformter, etwa 60′ hoher Hügel von etwa 350′ Durchmesser hervor, der den Namen Sandbuck trägt, und vor Kurzem mit Weinreben besetzt worden ist. Bei Durchgrabung des Bodens entdeckte der Eigenthümer zwei 30′ von einander entfernte, gleichlaufende, 2′ dicke und $2^1/_2$′ hohe Mauern, welche auf der einen Seite durch eine ähnliche Mauer rechtwinklig verbunden waren. An der östlichen Ecke dieses Gebäudes, dessen Seiten genau nach den Himmelsgegenden orientirt sind, fanden sich noch Reste eines Estriches und innerhalb und ausserhalb der Mauern Haufen von römischen Ziegeln nebst Knochen von Pferden und Hunden. Am westlichen Fusse des Hügels sprudelt eine Quelle, Binzbrünneli genannt, hervor, deren Wasser ohne allen Zweifel künstlich hieher geführt ist. Die vielen Ziegelstücke, die man rings um den Hügel antrifft, auf welchem man sonst wenig Gemäuer bemerkt, scheinen Fachwerkgebäude bedeckt zu haben.

Oberweil bei Dägerlen. Westlich vom Dörfchen Oberweil, Kirchgemeinde Dägerlen, befand sich am mitternächtlichen Abhang des Hügelzuges, an dessen Nordabhange die Thur hinfliesst, in den Feldern, welche den Namen »Steinmürli« tragen, eine Gruppe römischer Häuser, deren Mauern und Erdgeschosse in den Jahren 1841/42 durch die Besitzer theilweise abgedeckt und ausgebrochen wurden. Eines der Gebäude enthielt mehrere Zimmer mit Hypokausten und bunt bemalten Wänden, während die Böden anderer nur mit Estrichen belegt oder mit Geröllsteinen besetzt waren. Ich sah da einen Raum, der eine Esse mit Eisenschlacken, Kohlen und mancherlei Werkzeug aus Eisen enthielt, und einen andern, der sich durch einen Herd und viel zerbrochenes Kochgeschirr als Küche zu erkennen gab. Bruchstüche von Amphoren, grossen Wasserkrügen, von Koch- und feinem Tafelgeschirr der verschiedensten Art und Form, nebst einer Menge Erz- und Eisengeräthe, sowie Haufen von Austerschalen liessen in diesen Trümmern die Ueberreste einer wohleingerichteten landwirthschaftlichen Villa erkennen.

Die Ausgrabung, welche nur die Befreiung des Bodens von Gemäuer zum Zwecke hatte und zur Winterszeit stattfand, hinderte den Verein, einen ordentlichen Plan der auf etwa 10 Morgen vertheilten Gebäulichkeiten aufnehmen zu lassen.

Oetweil. Am nordöstlichen Abhange der das rechte Ufer des Zürchersees einschliessenden Hügelkette wurde nahe bei den Häusern »Ober-Kreuzlen« im Jahr 1836 bei Anlegung eines Fahrweges eine von West nach Ost laufende, aus gebrannten Röhren verfertigte römische Wasserleitung entdeckt, welche sich bis gegen das Dorf Oetweil hinab erstreckt. Die Stelle, wo sie endigt und ohne allen Zweifel römische Häuser standen, konnte ich nicht ermitteln.

Otelfingen. Eine geringe Erhöhung gleich ausserhalb des Dorfes gegen Würenlos, auf der Nordseite der römischen Heerstrasse, heisst seit jeher »Auf Mauren«. Die ältern Leute des Dorfes erinnern sich, dass hier Gemäuer ausgebrochen wurde.

Ottenbach. Oestlich von der Reuss erhebt sich beim Dorfe Ottenbach bis zur Höhe von 140 Meter über den Fluss ein Hügelzug, der den Namen Isenberg trägt. Der erste Theil dieses Wortes kommt in Benennungen von Anhöhen im Thale der Reuss mehrmals vor, erscheint auch öfter in andern Theilen unsers Landes in der Bezeichnung von Localitäten. Er wird von Iso, einem bekannten altdeutschen, in unsern Urkunden häufig wiederkehrenden Mannesnamen abgeleitet [1]). An der südwestlichen Abdachung des Isenberges, nur wenige Meter unter dem Gipfel, bemerkt man mitten im Walde von Gestrüppe verhülltes römisches Gemäuer und hier und dort ein Bruchstück eines römischen Dachziegels. Es sind diess die Ruinen, mit denen sich die Alterthumsfreunde des 16., 17. und 18. Jahrhunderts darum viel beschäftigten, weil dieselben von dem Landvolk Heidenkirch [2]) genannt werden und auf dem Isenberg liegen, folglich als Reste eines Isistempels betrachtet wurden. Stumpf, Bullinger, Simmler, Hottinger und alle übrigen Alterthumskundigen sprechen von diesem Isistempel als »von einem herrlichen Gebeuw«, und erinnern daran, dass der Isisdienst, wie aus einer Inschrift zu Wettingen hervorgehe (Mommsen No. 241), in unserer Gegend sehr verbreitet gewesen sei.

Als im Jahre 1741 die Ausgrabungen zu Lunnern (siehe diesen Artikel), welcher Ort nach Ottenbach kirchgenössig ist, beendigt waren, beschloss man, in der Hoffnung, eine Inschrift oder einen Mosaikboden zu finden, die Ruinen des Isistempels auf dem nahen Isenberg zu untersuchen. Man bemerkte bald, dass diese Stelle schon früher durchwühlt worden war, und erfuhr, dass zum Bau der Kirche von Ottenbach und mehrerer Häuser in der Gegend hier Steine geholt worden seien. Indessen kamen die Grundmauern eines 85′ langen und 55′ breiten Gebäudes und in demselben ein kleines Gemach zum Vorschein. Einige hundert Schritte von diesem Tempelgebäude entdeckte man noch andere Mauerreste, welche man als die Wohnungen der Priester betrachtete [3]). Obgleich die Ergebnisse der Ausgrabungen in der Heidenkirch völlig unbefriedigend waren und weder »Säulen noch ein Portal« aufgefunden wurden, hat sich doch die Sage von dem Dasein der Trümmer eines Isistempels bei den Thalbewohnern aufrecht erhalten [4]).

Gegenwärtig kann über die Bedeutung der Gebäude auf dem Isenberg kein Zweifel mehr walten. Zum Zwecke der Urbarmachung des Bodens wurde nämlich im Winter von 1863—64 der Theil des Waldes, in dem sich die Ruinen befinden, umgeschlagen und das Gemäuer ausgegraben. Herr Cantonsrath Hegetschweiler in Ottenbach hatte die Güte, im Interesse der Alterthumskunde einen Plan der aufgedeckten Mauern aufzunehmen und für die Aufbewahrung der Fundgegenstände zu sorgen. Ueber die Ausdehnung und Beschaffenheit der Anlage verdanken wir ihm nachfolgende Notizen: Das Haupt-

---

[1]) Siehe Meyer's Ortsnamen Bd. VI. unserer Mittheilungen.

[2]) Breitinger erzählt: »Bei den Einwohnern dasiger Gegend sei ein Sprichwort, dass man von einem, der die Kirche versäume, sage, er sei in Iseliskirch gewesen.« Der Name Heidenkirch, so wie diess Sprichwort, ist gewiss nicht älter, als die etwa von einem Ortsgeistlichen gemachte Entdeckung, dass das Gemäuer auf dem Isenberg ein Isistempel sei.

[3]) Siehe die bei Lunnern angeführten Schriften Breitinger's und Sulzer's.

[4]) Ueber das angebliche Dasein eines zweiten Isistempels auf dem eine Stunde vom Isenberg entfernten Iselisberg, auf dem ebenfalls römisches Gemäuer vorkommt, siehe unter Iselisberg (Aargau).

gebäude bildete ein rechtwinkliges Viereck, dessen Umfangsmauern auf der Ost- und Westseite wenigstens 150′, auf der Nordseite 70′ lang sind. An der nordwestlichen Ecke befindet sich ein Anbau, an den sich ein Kalkofen anschliesst. — Das Material des Mauerwerkes besteht aus kleinen Feldsteinen und Bruchsteinen (Sandstein und Tuf). Die Umfangsmauern haben eine Dicke von 2—2½′. Die Westseite ist theilweise nur 1½′ dick. Die Eintheilung des Innern ist nur auf der Nordseite des grossen Vierecks noch erhalten, auf der Südseite liegen die Fundamente der Scheidemauern entweder tiefer im Boden oder sind früher ausgebrochen worden. Die beiden kleinen Räume *A* und *B* haben einen Fussboden aus Ziegelmörtel. Der Raum *C* ist mit einem Hypokaust versehen. Pfeilerchen und Suspensuraplatten bestehen aus Sandstein. Das Heizloch ist bei *a* angebracht. Dieses Wohnzimmer ist mit einem kleinern Gemache *D* durch eine Thür verbunden. In den andern Räumlichkeiten ist der Boden mit Kieselsteinen gepflastert, über welchen ein Estrich liegt. Der Kalkofen *E* liegt unter der Ebene der Gemächer und ist in den Boden hineingebaut. Bei *b* befindet sich eine kleine Treppe von drei Stufen, die zur Feueröffnung führt. Im Ofen selbst befand sich noch ein Quantum gebrannten Kalkes, der zum Theil noch brauchbar war. Das Gebäude war mit Ziegeln bedeckt, von denen eine Menge Bruchstücke herumliegen. (Siehe Taf. VI. Fig. 7.) — Die Fundstücke bestehen in Eisengeräthe, nämlich einem Speereisen, zwei Meisseln, einem Messer, einem Schlüssel mit bronzenem Handgriff.

Aus dem eben Mitgetheilten ergiebt sich mit Sicherheit, dass das Gebäude auf dem Isenberg nicht als ein Isistempel, sondern als eine Villa zu betrachten ist. Einiges Gemäuer in der Nähe ist ein Rest der zu derselben gehörenden Oekonomiegebäude.

Ottenhausen. Auf dem Rücken des Hügelzuges zwischen dem See von Pfäffikon und dem Aabachthale befinden sich die Ueberreste einer römischen Ansiedelung, welche schon Stumpf unter dem Namen Bürglen als »ein auf einer zierlichen und lustigen Höhe gelegenes Stättli mit zerfallenen Gräben, zerbrochenen Ringmauern, Häusern und Gebäuden« anführt und durch eine Abbildung veranschaulicht, die aber der Wirklichkeit ebensowenig entsprochen haben kann, als die Zeichnung auf der im Jahr 1667 verfertigten Gygerschen Karte. Die Niederlassung ist in der That kein »von Gräben und Mauern umgebenes Stättli«, sondern eine von einer Mauer eingefriedigte Villa gewesen, die aus sieben grössern und kleinern Gebäuden bestand. (Siehe Taf. VI. Fig. 8.) Auf der Höhe des durch eine Mauer abgeschlossenen viereckigen, ostwärts sich nach dem Pfäffikersee absenkenden Platzes standen die Wohnhäuser, deren Mauern gegenwärtig nicht mehr über den Boden hervortreten. Innerhalb des Hauptgebäudes *A*, sowie bei *B* und *C* sind durch Ausheben der Bausteine Gruben entstanden, welche einen Einblick in das Innere der Zimmer gewähren. Bei *A* sieht man einen Hypokaust, nämlich eine Reihe 4′ 4″ hoher Pfeilerchen aus Sandstein mit den darauf liegenden, die Suspensura bildenden Sandsteintafeln. Die Wände sind in diesem Wintergemache blau, in einem anstossenden, ebenfalls heizbaren Zimmer röthlich angestrichen. In dem Gebäude *C*, das 1862 aufgedeckt wurde, liegt unter dem Schutte von Ziegeln und Mauerbrocken ein Estrich und ein eingedrückter Hypokaustboden. Die Art des Thürverschlusses ist hier noch deutlich zu sehen. (Siehe Taf. I. Fig. 4.) Die Mauern bei *D, E, F, G* sind Ueberreste von Oekonomiegebäuden.

Die Umfassungsmauer der ganzen Anlage, die einen Flächenraum von 204,960 □′ in sich schliesst, ist 2′ dick, folglich nicht sehr hoch gewesen. Das Material bestand aus Geröllsteinen, die durch Mörtel schlecht verbunden waren. Aus Feldsteinen, Stücken von Sand- und Tufstein sind auch die Mauern der Häuser aufgeführt.

Bürglen ist dadurch merkwürdig, dass hier der Plan des Ganzen einer landwirthschaftlichen Anlage sich nachweisen lässt. — Seinen Namen verdankt dieser Ort der Masse festen Gemäuers innerhalb eines Mauerumzuges.

Pfäffikon. In der Umgebung dieses schön gelegenen Dorfes finden sich an mehreren Stellen Reste römischer Gebäude.

Zunächst dem Dorfe, in dem spitzen Winkel, den die von Unter-Hittnau und Irgenhausen herkommenden Strassen einschliessen — die letztere scheint ein Theil des römischen Weges von Winterthur nach dem obern Zürchersee zu sein — liegen bei dem »im Häusler« genannten Punkte, wo in den 40ger Jahren Herr Dr. Gessner ein Haus erbaute, die Fundamente eines römischen Wohngebäudes. Der Platz ist buckelig und verräth durch sein Aussehen die Anwesenheit von Gemäuer. Beim Graben des Kellers wurde damals ein Paar Fuss tief im Boden ein eingefallener Hypokaust mit Pfeilerchen aus Sandstein aufgedeckt. Westlich von diesem Gebäude stiess man auf ein 10—12′ breites, mit Feldsteinen besetztes Stück einer Strasse und eine Kalkgrube.

Ein Paar Dutzend Schritte südlich von dieser Localität befindet sich nahe am Seeufer eine etwa 12′ hohe Anschwellung des Bodens, welche Tumelen genannt wird. Hier wurden in der Mitte des verflossenen Jahrhunderts Menschengerippe mit Schwertern und Spiessen ausgegraben. Die Benennung wird von dem Worte tumuli abgeleitet.

Speck. So heisst ein nordwestlich von der Kirche liegender, etwa 1800 Meter von dieser entfernter, aus der Niederung zwischen Pfäffikon und Fehraltorf hervortretender rundlicher Hügel, der ungefähr 80′ lang und 60′ breit ist. Die Oberfläche desselben wird vom Pflug befahren, der eine Menge Tufsteinbrocken, Dachziegel- und Heizröhrenfragmente von Hypokausten und mitunter auch Sandsteinpfeilerchen zu Tage fördert. Ein hier gefundener Mühlstein dient gegenwärtig als Basis des Brunnenstockes bei den untern Häusern zu Bussenhausen.

Steinmüri — ein Name, der mit Sicherheit auf das Dasein römischer Gebäude bezogen werden kann — heisst eine Erhöhung südlich von dem alten, die Localitäten Freistein und Böhnler verbindenden Strässchen. Geröllsteine, womit der Boden hier dicht besetzt war, sind zu Bauzwecken in grossen Massen weggeführt, Mauern aber bis jetzt noch nicht entdeckt worden.

Ueber das nahe liegende Castell zu Irgenhausen siehe den ersten Theil dieser Schrift Seite 311.

Rheinau. Das sogenannte Städtchen Rheinau liegt auf der Höhe einer vom Rhein umschlungenen Landzunge gegenüber einer ähnlichen Landzunge, welche den Namen »im Schwaben« trägt und im VII. Bande unserer Mittheilungen unter den keltischen Vesten beschrieben ist.

Haller, Helv. u. d. R. II. S. 170, verlegt auf diese Oertlichkeit ein 14 Jahre v. Chr. von Tiberius Cäsar den Vindeliciern geliefertes Treffen, und lässt ihn hier »eine wichtige Festung« anlegen und mit Hülfsvölkern, »Auxiliis Legionum«, besetzen; ferner bezieht er ebenso irrthümlich auf diese Stelle die Schlacht zwischen Julianus und den Alemannen. Ammian. XVI. 11. Die früher im Museum des Klosters, nun in der antiquarischen Sammlung zu Zürich aufbewahrten, angeblich bei Rheinau ausgegrabenen Bronzefiguren, von denen Haller spricht, sind durchaus unächt; auch wurden von den Münzen, die das dortige Cabinet enthält, nur wenige in der Umgegend gefunden. Von dem Castell auf der Höhe ist keine Spur vorhanden, überhaupt sind wenigstens bis jetzt weder Mauern noch Dachziegel noch andere Romana zum Vorschein gekommen, und alles, was Haller von Rheinau erzählt,

ist dem Kloster, in dem er oft und lange sich aufhielt, zu lieb erdichtet. Tschudi hat vollkommen recht, wenn er (Gall. comata p. 136) sagt, »es werden in dem Flecken Rheinau keine römischen Antiquitäten gefunden«.

Wahrscheinlich ist übrigens, dass der tiefe Graben, welcher an der engsten Stelle der Landzunge vom Rhein zum Rhein gezogen ist und diese, von dem sogenannten Rheinauerfelde isoliert, nicht aus dem Mittelalter stammt, obgleich er in jener Zeit in Verbindung mit einer Mauer die Befestigung des Städtchens bildete, sondern aus celtischer Zeit. Bekanntlich wurden in den gallischen Ländern die durch die Krümmungen der Flüsse entstandenen Halbinseln hauptsächlich als Zufluchtsörter, refugia, benutzt.

Rheinsberg. Der nördlich von Bülach liegende Rheinsberg zieht sich einer hohen Schanze ähnlich am linken Ufer des Rheins hin. Auf dem Gipfel des östlichen Abhangs, dem sogenannten »Schatz« (549 Meter ü. M.) stand wegen der Fernsicht, die dieser Punkt darbietet, durch das Mittelalter bis auf die neueste Zeit herab eine Hochwache, von der man die Ufer des Rheins aufwärts bis Ellikon, abwärts bis Kaiserstuhl und ein weites Gelände nach Süden überschauen konnte. Der Schatz ist nach West durch einen künstlich angelegten, 15′ tiefen Graben, nach Ost durch den dachfirstähnlichen Grat des Berges, nach Süd und Nord durch jähe Abstürze isoliert. Im Jahr 1860 wurde dieser Ort durch Herrn Utzinger untersucht. Zerbrochene Geschirre unzweifelhaft römischen Ursprungs, die in dem zerfallenen Mauerwerk zum Vorschein kommen, heben jeden Zweifel an dem einstigen Dasein einer Specula auf dieser Höhe. Das viereckige Gebäude hatte mit seinen 3′ dicken Mauern einen Durchmesser von 27′, und war durch eine Scheidemauer in eine östliche und westliche Hälfte abgetheilt. (Siehe die Warte zu Ellikon, erste Abtheilg. S. 330.) Die Ueberreste desselben wurden leider im vorigen Jahrhundert von Schatzgräbern durchwühlt. (Siehe Neujahrsblatt für Bülach von J. Utzinger. 1861. Seite 30.)

Rheinsfelden. Auf einer westlich von dem Einflusse der Glatt in den Rhein liegenden Anhöhe bemerkt man eine künstliche, theilweise mit Gebüsch bewachsene Erhöhung, in welcher die Grundmauern eines römischen Gebäudes verborgen liegen. An dieser Stelle wurden Ziegel, Topfscherben, Knochen, Pfeilspitzen, Kupfermünzen hervorgegraben. Der Ort heisst Schlossbuck. — Auch bei der Mühle in dem Winkel zwischen den genannten Flüssen sollen römische Alterthümer gefunden worden sein.

Riffersweil. In geringer Entfernung südlich vom Dorfe Riffersweil und etwa $^1/_2$ Stunde östlich von der römischen nach Knonau hinlaufenden Strasse finden sich auf dem circa 100 Meter über der Thalsohle liegenden Hügelplateau in einem $1^1/_2$ Morgen grossen Felde an ein Paar Stellen Ueberreste römischer Häuser, wesshalb die Oertlichkeit den Namen »im Heidenhaus« erhalten hat. Im Jahr 1857 wurde das dem Pfluge hinderliche Gemäuer des Hauptgebäudes theilweise ausgebrochen. Zwei Gemächer von ziemlicher Grösse waren damals abgedeckt und in einem derselben ein eingestürzter Hypokaust zu sehen. Die Wände des einen waren röthlich marmorirt, die des andern weiss angestrichen und mit Blättern und Blumen verziert. Eine nähere Untersuchung dieser Villa wurde nicht veranstaltet.

Rümlingen. Einige Minuten nördlich vom Dorfe Rümlingen, bei dem die römische Heerstrasse (Vindonissa-Vitudurum) über die Glatt setzte, befinden sich am Abhange des Berges in den Feldern, welche den Namen »Hanget-Widum« tragen, Reste römischer Gebäude, deren Grundmauern durch

den Pflug aufgewühlt werden. Alte Leute behaupten, es sei hier am Ende des vorigen Jahrhunderts ein Mosaikboden abgedeckt und bald nachher zerstört worden. Vor nicht gar vielen Jahren wurde eine Aschenurne gefunden. Dachziegelstücke liegen über ein Paar Morgen Landes zerstreut.

Diese Ansiedelung liegt derjenigen auf dem Schatzbuck bei Kloten (siehe Bd. I.) gerade gegenüber auf der andern Seite des Thales. — Bei der Grabung des Feuerweihers im Dorfe selbst sollen ebenfalls Romana zum Vorschein gekommen sein.

Schirmensee. Am nördlichen Ufer des Zürchersees erhebt sich gegenüber der Insel Ufenau in Gestalt eines Dreiecks ein 18 Meter hoher Hügel, der den Namen »Schlossacker« trägt. Auf der etwa einen halben Morgen Landes einschliessenden, gegenwärtig mit Weinreben besetzten Fläche zeigen sich Mauerreste, die theils von einer mittelalterlichen Burg, theils von römischen Häusern herzurühren scheinen. Bei der Bearbeitung des Bodens sollen Ueberbleibsel einer 5′ dicken Umfangsmauer eines Estriches und zweier neben einander stehenden festen Gebäude (Thürme) zum Vorschein gekommen sein. Der Ort war nach der Seite des Sees durch jäh abfallende Nagelfluhfelsen, in welche ein Weg zur Anhöhe eingehauen ist, gegen Osten durch sumpfiges Terrain gesichert. Die Fundgegenstände bestehen in einigen Speer-, in vielen Pfeilspitzen und römischen Münzen.

Merkwürdig ist der sogenannte »Stuckiweg«, ein uralter Weg, der aus dieser Gegend nach dem Bergübergange Forch (Gemeinde Küsnach) auf der Höhe des zwischen dem Greifen- und Zürchersee liegenden Hügelzuges hinführt.

Schlatt. In diesem 1 Stunde südwärts von Elgg liegenden Dorfe wurde Ende des 17. Jahrhunderts ein 3″ 3‴ hohes Mercurbildchen aus Bronze (siehe Taf. V. Fig. 21) ausgegraben, das nicht mehr im Original, aber in guter Zeichnung erhalten ist.

Schleinikon. Die römische Niederlassung in der grossen Zelg zwischen Dachslern und Schleinikon, unweit Niederweningen, gehört zu den bedeutendern in der Nordschweiz. Sie liegt am nördlichen Abhange des Lägernberges und bestand in mehreren von einander getrennten Gebäuden, deren Ueberreste, wie z. B. zerbrochene Dachziegel und Heizröhren, Fragmente von Estrichen, bemalten Wänden, der Pflug über 15 Morgen Landes zerstreut hat. Die Mauern sind aus Jurakalk, Tufstein und Geschieben aufgeführt. In der Mitte der einstigen Anlage und zwar an einer Stelle, die als rundliche Erhöhung aus dem Abhang hervortritt, wurden im Jahr 1834 sieben aus Juramarmor gearbeitete Säulen sammt einigen Architravstücken aufgedeckt, welche zum Porticus eines mit der Fronte in der Richtung des Thales stehenden Tempels oder Privatgebäudes gehört hatten. (Siehe Taf. VIII. Fig. 1.) Von den Säulen sind gegenwärtig ein Paar bei dem Hause des Herrn Dr. Weidmann, ein Paar im Garten der hiesigen Künstlergesellschaft und ein Paar in dem Keller eines Hauses zu Schleinikon aufgestellt.

Nachgrabungen haben hier noch nicht stattgefunden, und desshalb sind auch noch keine Ziegel mit Legionsstempeln, die hier gewiss nicht mangeln, zum Vorschein gekommen. Es ist nämlich kein Zweifel, dass die Ansiedelung zu Schleinikon, wie diejenige am gegenüberliegenden Berge zu Schöfflisdorf, zu den Cantonnements gehörte, von denen unter den Artikeln Buchs und Dällikon gesprochen wurde.

Schlieren. In diesem Dorfe, das an der römischen Strasse zwischen Zürich und Baden liegt, sind an zwei Stellen Spuren römischer Ansiedelung entdeckt worden. Die eine ist die Umgebung der

Kirche, wo nach J. J. Hottingers Kirchengeschichte (Zugabe Blatt 6) »am Ende des 16. Jahrhunderts bei Veränderung eines Beinhauses viele heidnische Krüglein, Bildnisse und Münzen etc. gefunden, das weitere Nachsuchen aber von der Regierung verboten worden«.

In einem von Pfarrer J. W. Simmler der Regierung betreffend die Kirche von Schlieren eingesandten Memorial heisst es, dass das Herausheben des alten von einem Götzenhäusli herrührenden Gemäuers im dasigen Kirchhofe, bei welchem Anlasse die oben genannten Dinge gefunden wurden, grosse Mühe verursacht habe. Breitingers Antiq. S. 10.

Der zweite Punkt, wo römische Alterthümer gefunden werden, ist die Umgebung der Mühle. Diese steht etwa 60 Fuss über der Thalsohle, am Abhange desselben Berges, an dessen Fuss der Loogarten bei Altstätten und der Heidenkeller bei Urdorf liegt, in gleicher Entfernung von diesen beiden Stationen. Wenige Schritte südlich von der zur Mühle gehörigen Scheune wurde im Jahr 1860 ein von grossen Tufsteinbrocken eingefasstes Grab und darin ein gagatener Armring gefunden. Neben diesem Grabe stiess man bei Abebnung des Terrains auf den Schutt eines römischen Gebäudes, in welchem grosse Haufen zugehauener Tufsteinstücke, Dachziegel, Bruchstücke von Amphoren, Wasserkrügen, Tellern und anderer Thonwaare vorkamen. Die Umgebung ist reich an Quellen.

Schöfflisdorf. Die römische Ansiedelung, welche den ohne Zweifel aus Heidenmürli entstandenen Namen »Heinimürler« trägt, liegt circa 30 Meter über der Thalebene auf einem gegenwärtig fast ganz mit Reben bepflanzten Absatze der Südseite des Eggberges, fast gerade gegenüber der auf der andern Seite des Thales sich ausbreitenden grossen Zelg zu Schleinikon. (Siehe diesen Artikel.) Der Abhang, in welchem Dachziegel- und Heizröhrenstücke sich zeigen, hat einen Umfang von 20—25 Jucharten. In diesem Raume findet man an mehreren Punkten Gemäuer von solcher Festigkeit, dass das Ausbrechen desselben mit grosser Mühe verbunden ist. Im Juli 1857 machte mich hier mein Freund, Herr Dr. Weidmann in Niederweningen, auf einen eingestürzten Hypokaust aufmerksam. Das Material, aus welchem die Mauern aufgeführt sind, ist Tufstein, Jurakalkstein und Gerölle. Unter dem Schutte der Häuser kommen Dachziegel mit den Stempeln der XXI und XI Legion vor. Oberhalb der Reben wurde vor einigen Jahren eine Wasserleitung aufgedeckt, welche aus Dachziegeln mit Wänden und Bedeckung von kleinen Schieferplatten construirt war. Eine andere, aber aus gebrannten Röhren bestehende Wasserleitung läuft in schiefer Richtung vom Berge herab und bei den äussersten Häusern westlich vom Dorfe unter der römischen und jetzigen Strasse durch. Ihr Ende ist nicht ausgemittelt, und man weiss nicht, wo die Häuser standen, deren Bewohner sie mit Trinkwasser versah.

Der Umfang dieser ausgedehnten Ansiedelung, ihre Lage, die Anordnung der Gebäulichkeiten und die Stärke der Mauern bestätigen die Annahme, dass Schöfflisdorf, wie Buchs, mit dessen Anlage es grosse Aehnlichkeit hat, ursprünglich für militärische Zwecke gegründet worden sei und erst in späterer Zeit eine landwirthschaftliche Bestimmung erhalten habe.

Buchs, Dällikon, Schleinikon und Schöfflisdorf liegen sämmtlich etwa 4 Stunden von Windisch.

Seeb (früher Seew und Seewen). Die Ansiedelung von Seeb liegt an der römischen Strasse, die von Zürich nach dem Rhein und in's römische Zehentland hinüberführt, auf einem schmalen, ziemlich von Süd nach Nord laufenden und dann sich nach West umbiegenden Hügel von fruchtbarem Wiesengrund und Ackerfeld umgeben. Die tiefste Stelle des Geländes, das den sonderbaren Namen »Kurz

Aeglen« trägt, nimmt ein kleiner an der Südseite des Hügels liegender See ein, wesshalb die benachbarte Häusergruppe Seeb geheissen wird. Auf dem Rücken des Hügels stand ein langes unter rechtem Winkel sich brechendes Gebäude, dessen westlicher längerer Flügel 210′ lang und 35′ breit ist. Das Material, aus welchem das Gemäuer besteht, wurde bei Häuserbauten in der Umgegend seit Langem zu Nutze gezogen, eine genauere Untersuchung eines kleinen Theiles der Anlage aber erst in den Jahren 1852 u. 1854 unter der Leitung eines Mitgliedes des Vereins, Herrn Conrad Meyer, vorgenommen. Der kürzere Flügel, welcher von Schutt und Gestrüppe bedeckt ist und eine Länge von circa 80′ haben mag, sowie das Ende des längern Flügels sind bis jetzt ganz ununtersucht geblieben. In der Ecke *A* wurden zwei grössere und ein kleineres Zimmer ausgeräumt, von denen das nördliche mit einem rechtwinkligen Ausbau, das westliche mit einem Hypokaust versehen war. Die Fussböden aller drei Gemächer waren mit Estrichen belegt, die Wände mit den buntesten Farben, roth, blau, gelb, braun, bemalt. An der Stelle zwischen *A* und *B*, die bereits durchwühlt worden war, hatte ein Zimmer mit Hypokaust und Mosaikboden gelegen und war eine nach Art der parietes cratitii aus Zweiggeflecht nnd Thon etwa 3″ dicke, nachher verputzte und bunt angestrichene Scheidewand aufgeführt. Bei *B* befand sich die Küche, wie ein aus grossen gebrannten Backsteinen verfertigter Kochherd und eine Menge zur Küche gehöriger Utensilien deutlich zeigten.

Die Bestimmung und Beschaffenheit der Räume *C*, *D*, *E* ist noch nicht ermittelt.

Am östlichen Abhange des Hügels bei *A* kamen Ueberreste einer Wasserleitung zum Vorschein.

Das Material, woraus das Haus erbaut ist, ist Gerölle von den umliegenden Feldern her genommen und Tufstein, dem grössten Theil nach aber ein ziemlich weicher Molassesandstein, der in der unmittelbaren Nähe der Ansiedelung nordwestlich von dem westlichen Ende des längern Flügels gebrochen wurde.

Der Zugang und Haupteingang zu dem Gebäude war auf der Ostseite des Hügels beim Raume *A* angelegt.

Es scheint, dass die Trümmer dieser Gebäude, die durch Brand untergegangen sind, nie durchsucht wurden. Im Zimmer *A* und *B* fanden sich Thürschloss mit Schlüssel (siehe Taf. I. Fig. 1) und Beschläge aller Art mit den dazu gehörigen Nägeln etc. vollständig vor. Die übrigen Fundgegenstände bestanden in einem Dachziegel mit dem Stempel der XXI Legion, in ein Paar Münzen, in Eisengeräthe für häuslichen und landwirthschaftlichen Gebrauch, in Scherben von Thongeschirren der verschiedensten Art.

Wir fügen noch bei, dass trotz der Trockenheit der Baustätte bei Anlegung der Fussböden auf Abschluss der Feuchtigkeit grosse Sorgfalt verwendet war. Der Boden des nördlichen und östlichen nicht heizbaren Zimmers bei *A* bestand zu oberst aus einem Estrichboden von 5″ Dicke, darauf folgte eine Schichte aus aufrecht gestellten Feldsteinen von circa 4″, dann eine Schichte von festgestampfter Erde von 4″, worin Stücke von bemalten Wänden, dann eine Schichte von klein zerstossenen Backsteinen von 3″, zuletzt eine Schichte Sand von ungleicher Dicke.

Auf der Nordseite ist der Hügel künstlich in zwei Terrassen abgetheilt. Am Fusse der untern bemerkt man bei *F* die Trümmer eines Oekonomiegebäudes, das mit dem linken Flügel des herrschaftlichen Gebäudes parallel läuft, gleiche Länge hat und in 5 ziemlich gleich grosse Räume, ohne Zweifel Stallungen, abgetheilt ist.

Bei *G* ist ein Stück eines Mosaikbodens entdeckt worden, das Ueberbleibsel eines zweiten Wohngebäudes von unbekanntem Umfang. In den Feldern nördlich von diesem zeigen sich an vielen Stellen Reste der Einfriedigungsmauern.

Etwas mehr als 300 Fuss nordwestlich von dem westlichen Ende des Oekonomiegebäudes findet man die Ueberreste eines dritten grossen Gebäudes von 105′ Länge und 70′ Breite, wahrscheinlich die villa fructuaria, das Gebäude, worin Getreide, Heu u. s. w. aufbewahrt wurden. Die innere Einrichtung der beiden letztgenannten Häuser ist noch unbekannt.

Nördlich von der Anlage zeigen sich beim Pflügen lange Züge von Mauern, welche die zum Gehöfte gehörigen Gärten einfriedigten.

Steinmaur. Der oben auf dem Berge liegende Theil des Dorfes, in welchem die Kirche steht, heisst in Urkunden von 831 und 832 Steinicmura und Steinimuro, und hat seinen Namen offenbar von dem festen römischen Gemäuer, das sich westlich hinter der Kirche über einen Acker verbreitet, der vorzugsweise »Muriacker« genannt wird. Dieser Ort, welcher in einem Umfange von 10—15 Jucharten mit Bruchstücken römischer Dachziegel bestreut ist, liegt auf einer aus der Berghalde hervortretenden leichten Ausbauchung 50 Meter über der sumpfigen Niederung, an deren Rand Nieder-Steinmaur erbaut ist. Im Jahre 1834 wurde ein Theil des Gemäuers im »Muri« von den Grundbesitzern ausgebrochen, nachdem in früherer Zeit schon grosse Lasten des aus Jurakalk und Tufstein bestehenden Materials der römischen Mauern weggeführt worden waren. In dem genannten Jahre kamen in einem Flügel eines Gebäudes drei etwa 30′ lange und 15—20′ breite, mit Estrichen belegte Räume zu Tage, die wegen der grossen Dicke und Festigkeit der Mauern von den Dorfbewohnern für ein Gefängniss gehalten wurden.

Oestlich von der Ansiedelung im Muri standen in gleicher Höhe über dem Thale auf einem Absatze des Berges, »Rodlef oder Rodolf« [1]) genannt, ebenfalls römische Gebäulichkeiten. Gemäuer kommt hier an mehreren Punkten vor, und Dachziegelfragmente sind über 10—15 Jucharten Landes zerstreut. — Die Höhe oberhalb des Rodolf heisst Augsthalde.

Die Verbindungsstrasse von Ober-Steinmaur mit den römischen Niederlassungen in Schöfflisdorf und Schleinikon ist jedenfalls der unter dem Namen »Todtenweg« bekannte Weg, welcher alle Eigenschaften eines römischen Strässchens an sich trägt.

Truttikon. Zwischen dem Castellholz beim Husersee (Ossingen), in welchem sich alte Verschanzungen befinden, und dem Streuried von Truttikon, an dem sogenannten Goldbuck, wo nach der Volkssage ein Schloss gestanden haben soll, wurden im Jahr 1849 bei Anlegung eines Weinberges römische Dachziegel entdeckt.

Uitikon. Auf dem nordwestlichen niedrigern Rücken der Albiskette (Unteralbis) liegt 145 Meter über der Ebene des Limmatthales das Dorf Uitikon und bei den äussersten Häusern desselben eine noch in wenigen Trümmern vorhandene römische Ansiedelung, über welche ein Weg nach Urdorf führt. Um die Beschaffenheit des von der Erde bedeckten Gemäuers, so weit es der Anbau des Bodens zuliess, aufzuklären, wurde im Jahr 1856 von einem Mitgliede des Vereins, Herrn Pfarrer Tobler, welchem wir die Kenntniss dieser Römerstätte verdanken, eine Ausgrabung veranstaltet. In geringer Tiefe kam eine 2′ dicke, 30′ lange, hauptsächlich aus Tufstein erbaute, sich unter rechtem Winkel brechende Mauer und in der aufgeworfenen Erde eine Menge zerschlagener Dachziegel, Heiz-

[1]) Ein Wort, dessen ursprüngliche Form und Bedeutung wir nicht angeben können.

röhren, Scherben von aretinischen Gefässen, ein Stück eines Glasbechers und eine Silbermünze zum Vorschein. Auf der anderen Seite der Strasse sind die Ruinen durch eine Erhöhung des Bodens bezeichnet. In früheren Jahren wurden hier die Grundmauern eines Hauses und innerhalb desselben ein 18′ langer und 16′ breiter mit Backsteinen ausgelegter Raum aufgedeckt.

Diese isolierte Ansiedelung gehört unzweifelhaft in die Classe der Villen.

Urdorf. Die Benennung »Heidenkeller« trägt ein mehrere Jucharten grosses Stück Land auf der Abdachung eines Ausläufers des untern Albis, nordöstlich von Urdorf. Bruchstücke von Dachziegeln und Heizröhren, die in grosser Menge auf diesem mit Weinreben bepflanzten Abhange zerstreut liegen, bezeichnen die Ueberreste einer römischen Ansiedelung (das Urdorf), welche nur schwach mit Erdreich bedeckt ist. Obgleich behufs näherer Kenntniss der Niederlassung noch keine Ausgrabung stattgefunden hat, so ergibt sich doch aus der Natur des beim Einsenken von Weinstöcken blossgelegten und theilweise ausgebrochenen Gemäuers, dass hier eine Gruppe Häuser stand, von denen ein Paar mit wohleingerichteten Wohnzimmern ausgestattet waren. Den Namen Heidenkeller hat diese Localität von den hier früher vorhandenen Hypokausten erhalten. Die Fundgegenstände bestehen wie in andern Römerstätten in den oben genannten Gegenständen sammt Geräthschaften aus Erz und Eisen, Münzen, Scherben aretinischer Gefässe und Bruchstücken von Amphoren und verschiedenartigem Thongeschirr.

Uster. Hottinger (Helv. Kirchengeschichte I. 50) erzählt: »Als man zu Uster im Zürichgebiet Ao. 1694 ein Fundament gegraben zu einer Scheuer, ward angetroffen ein Mercurius 6″ hoch, am Gewicht 12 Unzen 4 Quintlein. Er war so rostig, dass man ihn nicht erkennt, bis er im Feuer geglüht wurd. Er hat das äusserste der linken Hand verloren. Es gibt aber die Postur mit, dass er seinen Caduceum oder Stab nid sich gehalten, welchen er aber verlohren etc. Dieses Bildnuss des Mercurii steht diessmal in der Kunstkammer der Burgerbibliothek zu Zürich.« Gegenwärtig befindet es sich in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft. (Siehe die Abbildung desselben auf Taf. V. Fig. 22.)

Nach Bluntschli's Memorabilia Tigurina Seite 10 sind zu Uster Aschenkrüge gefunden worden.

Veltheim. In den 30ger Jahren wurde auf der Nordseite des Kirchhofes dieses durch seine anmuthige Lage und seinen vorzüglichen Weinbau wohlbekannten Dorfes eine Grabung vorgenommen und in der Tiefe von etwa 7′ ein Theil einer römischen Mauer und ein Estrichboden aufgedeckt, bei welchem Fragmente römischer Dachziegel zum Vorschein kamen.

Volketswil. Auf einer Anhöhe unmittelbar hinter dem Kirchhügel, nach Kindhausen zu, liegen Bruchstücke von römischen Dachziegeln und unter dem Boden die Mauern von Wohnungen. Der Eigenthümer des Grundstückes hat eine Münze von Constantius Chlorus gefunden. Der Ort ist nie untersucht worden.

Weiach. Der sogenannte »Heidenbuck« auf der Ebene zwischen diesem Dorfe und dem Rhein soll römisches Gemäuer enthalten.

Weiningen. Hier trägt ein Stück Land seit Alters her den Namen »Steinmüre«, welcher auf das Vorhandensein römischen Gemäuers mit aller Bestimmtheit hinweist. Der Ort ist noch nicht untersucht worden.

Weningen (Nieder-). Die oberhalb dieses Dorfes am nördlichen steilen Abhang des Lägernberges entdeckte, aus gebrannten Röhren bestehende Wasserleitung beginnt etwa 250 Meter über der Thalsohle in den sogenannten Bergwiesen und läuft in schiefer nordöstlicher Richtung ungefähr nach der Gegend von Dachslern hin. Der eigentliche Anfang derselben ist noch nicht ausgemittelt worden, auch nicht der Wohnort, welchem sie Quellwasser zuführte. Die Röhren zeichnen sich vor andern Producten dieser Art durch äusserst saubere Arbeit und vollkommene Härtung aus.

Wettsweil. Heidenkirch, so heisst ein 580 Meter über Meer gelegenes Plateau von etwa zwei Morgen Landes Ausdehnung an der südwestlichen Seite des Ettenberges, nördlich von Wettsweil. Von dieser Höhe aus, an deren Abhang in unmittelbarer Nähe die alte römische (mit der jetzigen identische) Strasse vorbeizog, geniesst man einen freien Ueberblick der moorigen Thalebene zwischen dem genannten Dorfe und Bonstetten. Dass an dieser Stelle, die zwar von jeher den Namen Heidenkirch getragen, ein Gebäude von religiöser Bestimmung gestanden, ist sehr zu bezweifeln. Gegenwärtig sieht man hier noch die Reste eines hart am Abhange erbauten Gebäudes mit mehreren Gemächern von circa 16′ Länge und 10′ Breite, deren Böden theils bloss mit Estrichen belegt, theils mit Hypokausten versehen waren. Die Hauptmauern desselben bestehen aus Guss, die Bekleidung aus rectangular zugerichteten Feldsteinen von ungefähr 6″ Länge und 3″ Höhe. — Hinterhalb dieses Gebäudes entdeckt man auf drei verschiedenen, einander nahe liegenden Punkten die Trümmer von Häusern mit Gemächern, deren Fussböden aus Estrich oder Backsteinen bestanden. In den 30ger Jahren fand man hier eine gemauerte Brunnenleitung, welche diese Ansiedelung mit Trinkwasser versah.

Bei der im Jahre 1862 vorgenommenen Abebnung des Bodens wurden im erstgenannten Gebäude mehrere römische Dachziegel mit dem Stempel VICTOR . FEC, Scherben verschiedenartigen römischen Geschirrs nebst Stücken von bemalten Wänden, Heizröhren u. drgl. gefunden.

Bei den Maueräckern am Eingange des Dorfes gegen Zürich, westlich von der Landstrasse, befindet sich ein Erdbuckel, wo auf den Trümmern eines römischen Gebäudes ein grosses Bauernhaus steht. Die bei Aufschürfung des Bodens an dieser Stelle zu Tage kommenden Sand- und Tufsteinquader, die Haufen von Dachziegeln, Heizröhren u. s. w. zeugen von der Solidität und guten innern Anlage dieses Hauses. An der westlichen Seite der Erhöhung wurde im Jahr 1836 eines der vielen Gemächer, die das Haus in sich fasste, bloss gelegt, dessen Bestimmung aber nicht ermittelt. Es bildete ein von dünnen Wänden in vier ganz gleiche Kammern eingetheiltes Quadrat von 8′ Länge, mit Seitenwänden, Scheidemauern und Fussboden aus Backstein.

Wiesendangen. Auf der Ruchegg — so heisst der etwa eine halbe Stunde nordöstlich von Ober-Winterthur gelegene Hügel — befindet sich 200 Schritte rechts von der alten Strasse, die hier den Namen »Römerstrasse« trägt, ein Paar Fuss tief im Boden ausgedehntes Gemäuer, für dessen Untersuchung der antiquarische Verein von Zürich im Jahr 1838 eine Ausgrabung veranstaltete. Nach Wegräumung des meist aus Dachziegeln, Topfscherben, Stücken von Estrichen etc. bestehenden Schuttes kamen zwei Gemächer mit roth und grün bemalten Wänden zum Vorschein. Die Verbreitung der Mauern, auf die der Pflug stösst, und der Dachziegelfragmente lassen auf eine Anlage von beträchtlichem Umfange schliessen.

Spuren von Gebäuden zeigen sich auch oberhalb des Hofes Hinteregg am Saume des Waldes, auf einer Localität, die »in der Stadt« heisst.

In Wiesendangen selbst ist eine aus Röhren verfertigte Wasserleitung aufgedeckt, deren Ende aber nicht ausgemittelt worden.

Der Name Täferi, der unzweifelhaft aus taberna entstanden, kommt einem an der Römerstrasse liegenden Ackerfelde zu, auf welchem bis jetzt noch nichts Römisches gefunden worden.

Winterthur (Ober-). Da über das Castell und die Ortschaft Ober-Winterthur in der ersten Abtheilung S. 280 ff. gehandelt worden ist, haben wir hier nur noch der in der Nähe dieses Dorfes Anfangs des vorigen Jahrhunderts aufgedeckten gallo-römischen Gräber zu erwähnen.

Bei der Austiefung und Erweiterung eines zur Scheidung zweier Weidereviere gezogenen Grabens im Walde auf dem Limberge (Lindenberge) oberhalb Ober-Winterthur wurden im Mai 1709 die Ueberreste eines Körpers entdeckt, der mit einer Menge merkwürdiger Beigaben bestattet worden war. Ob derselbe in blosser Erde lag, oder in einer Steinkammer, oder unter einem Haufen von Steinen, und ob über der Gruft sich ein Hügel erhoben hatte, wäre wohl bei der Aufdeckung nicht mehr zu ermitteln gewesen, da die Beerdigungsstelle sich mehrere Fuss tief im Boden und hart an der Böschung des in früherer Zeit angelegten Grabens befand. Die Beigaben bestanden aus bronzenen Figürchen und Zierathen, die vermittelst vierkantiger Drähte oder vielmehr Stängchen zusammengebunden waren. Da dieselben noch nie in ihrer Gesammtheit dargesellt wurden, lassen wir hier eine genaue Aufzählung der Fundstücke folgen, und geben auf Taf. V. Fig. 2—19 [1]) die in $^1/_2$ und $^2/_3$ Grösse des Originals ausgeführte getreue Abbildung. Sämmtliche Gegenstände, die Drähte nicht ausgenommen, sind, wie eben bemerkt, aus Bronze, und zwar durch Giessen, verfertigt mit ganz geringer Nachhülfe des Meissels. Die Ausführung ist bei allen Stücken ungemein roh, und wenn auch bei den Götterfiguren und dem Stierbildchen No. 7 die Anschauung guter Muster zu Grunde liegt, so ist die Zeichnung bei mehreren Thierbildern so schlecht, dass es unmöglich ist, zu sagen, was für einen Vierfüssler der Künstler darzustellen beabsichtigte. So viel ist gewiss, dass diese Dinge nicht aus einer italischen, sondern aus einer gallischen Werkstätte herstammen.

Fig. 2, 3, 4 stellen den Mercur dar, wie er gewöhnlich abgebildet wird und in den gallischen Ländern als Bronzestatuette in unzähligen Exemplaren zum Vorschein gekommen ist. — Bei Fig. 2 erscheint auf dem Postamente eines der Attribute dieses Gottes, die Schildkröte. — Bei Fig. 3 und 4 besteht das Postament mit dem Figürchen aus Einem Guss. — Fig. 5 und 6 stellen Eber vor, den Rücken mit einem Kamm von Borsten besetzt und mit Hauern, welche sich wie ein Ring um die Schnauze legen. Sie erinnern ganz an die Eberbilder, die auf gallischen Münzen vorkommen [2]). — Fig. 7 und 8 Stiere. — Fig. 9 und 10 Panther, wovon der erstere, wenn wirklich ein Panther, ein Halsband trägt. — Fig. 11 Hund oder Fuchs. — Fig. 12 unbestimmt, vielleicht Löwe, vielleicht Pferd. — Fig. 13—18 Beilchen, von denen je drei aus der gleichen Form gegossen sind. Sechs Beilchen ziemlich von derselben Gestalt, aber etwas grösser, sind 1824 zu Allmendingen unweit Thun bei den Ueberbleibseln eines Altares gefunden worden und tragen die Aufschriften: Jovi, Matronis, Matribus, Mercurio, Minervæ, Neptuno. Auf einem zu Solothurn in der Aar gefundenen ganz ähnlichen Beilchen kommen die Worte Jovi vot vor. Man betrachtet daher die Bildchen als eine Art Votivtäfelchen, die an der Wand eines Tempels, vielleicht unter das Bild des betreffenden Gottes aufgehängt wurden.

---

[1]) Alle diese Dinge mit Ausnahme von Fig. 4, 7 und 11, welche sich in unserer Sammlung befinden, werden in der Stadtbibliothek zu Winterthur aufbewahrt. [2]) Siehe Dr. H. Meyer's Gallische Münzen Taf. III. Fig. 124—126 und 129.

(Siehe schweiz. Geschichtsforscher Bd. VIII. S. 435. Mommsen's Inscr. No. 211. Anzeiger für schweiz. Gesch. und Alterth. 1857 S. 49.) Fig. 19. Fragment eines Schmuckgeräthes, einer Art Fibula, die ursprünglich in zwei in entgegengesetzter Richtung sich aufwindenden Spiralen bestand. Geräthe dieser Art werden diess- und jenseits der Alpen gefunden und sind in antiquarischen Werken häufig abgebildet [1]). In allen Beschreibungen dieser Fundgegenstände werden diese Spirale irriger Weise als das »symbolische Bild eines Lituus« beschrieben.

Die Drähte, welche die oben genannten Dinge zusammen hielten, scheinen ebenfalls Stücke von auseinander gezogenen Spiralen zu sein.

Noch ist als bezeichnend für die Religion des Bestatteten zu erwähnen, dass mit den Figürchen auch eine vom Rost zerfressene, unlesbare römische Münze zum Vorschein kam.

Der eiserne Dolch, welcher im Jahr 1810 in der Nähe der Fundstätte aufgehoben wurde, ist offenbar viel spätern Datums.

Es ist kein Zweifel, dass das Grab aus der frühesten Zeit der römischen Occupation des helvetischen Landes herstammt, und wahrscheinlich die Ueberreste eines romanisirten Galliers in sich schloss. Das Vorkommen der Mercurbildchen, die ganz den Charakter des gallischen Mercurs an sich tragen [2]), und der Thierfiguren, namentlich der Eber, scheinen auf die Nationalität des Verstorbenen hinzudeuten, während die Münze auf römischen Bestattungscult sich bezieht.

Die Mitgabe von Thierbildchen in Gräbern wird in französischen und deutschen Alterthumsschriften angeführt. In Memminger's Würtemb. Jahrbuch für 1820/21 S. 176 ist die Aufdeckung eines Grabhügels erwähnt, worin eine Anzahl 1—2 Zoll hoher, aus Bronze gegossener Figürchen, die man für römisch hielt, gefunden wurden; sie stellten Hirsche, Hunde, Wölfe etc. vor.

Wir bemerken noch, dass die Bronzen von Ober-Winterthur, welche als Grabbeigaben eines Druiden betrachtet wurden, kürzer oder weitläufiger in verschiedenen Werken und Zeitschriften angeführt und erläutert sind. (Siehe Haller's Bibl. d. Schweizergesch. IV. No. 202. 214—216.)

Wipkingen. Etwa 60 Meter unterhalb der »Weid«, diesem wegen seiner reizenden Lage viel besuchten Vergnügungsorte, liegt am Abhange des Berges 50 Meter über dem Limmatflusse ein mit Reben bepflanztes, ein Paar Jucharten grosses Grundstück »in der Steinmeren oder Steinmören« genannt, welches in einer Urkunde des hiesigen Spitales vom Jahr 1398 unter dem Namen »Reben in Steinmüre« erscheint. Bei dem Einlegen neuer Weinstöcke im Jahr 1839 wurde ein Theil des dem Wachsthume derselben hinderlichen Gemäuers ausgebrochen und bei diesem Anlasse zwei von bemalten Wänden eingefasste Estrichböden eines römischen Gebäudes blossgelegt. In dem heraus-

---

[1]) Es befinden sich mehrere solcher Zierrathen in unserer Sammlung.

[2]) Dass dem gallischen Mercur, dem Hauptgotte der Nation (Cäsar's Comm. VI. 17), der Beutel (bulga) nie mangelt und oft in unförmlicher Grösse in die Hand gegeben wird, mag wohl aus der Vorliebe des Galliers für diese Art persönlicher Ausrüstung zu erklären sein. Er war den Römern zum Gespötte geworden, weil er beständig seine bulga mit sich schleppte.

Cui neque jumentum est, nec servus, nec comes ullus:
Bulgam et quicquid habet nummorum, secum habet ipse.
Cum bulga coenat, dormit, lavat: omnis in una
Spes homini bulga; hac devincta est cetera vita.

Lucilius Sat. VI (Nonius v. Bulga.)

geworfenen Schutte fand ich Scherben von Geschirr aus aretinischer Erde und gemeinem Stoffe, Bruchstücke von Heizröhren und eine Menge zerschlagener Dachziegel. Einige römische Münzen und eine 14 ℔ schwere, von einer Wasserleitung herrührende Bleiröhre wurden ebenfalls ausgegraben. Nach der Versicherung der Anwohner des Berges hat das Gemäuer einen beträchtlichen Umfang. Dass dasselbe die Ueberbleibsel einer landwirthschaftlichen Villa bildet, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

Wyla. Im Jahr 1846 erhielt unser Verein zerbrochene terra sigillata Geschirre von Wyla, einem Dorfe im Tössthale, das sonst, wie überhaupt der östliche gebirgige Theil unsers Cantons, keinerlei römische Alterthümer darbietet.

Zwillikon. Nordwestlich von Zwillikon liegen auf der östlichen Abdachung des Isenberges, 20—30 Meter über der Thalfläche, die sogenannten »Baumgartenäcker«, auf denen im Mai 1855 bei Anlegung der neuen Strasse von dem genannten Orte nach Ottenbach das Erdgeschoss eines römischen Hauses durchschnitten und ein Paar mit Estrich belegte Räume, worin sich Scherben von terra sigillata, Eisenwaare, mehrere Münzen etc. fanden, offen gelegt wurden. Hinter diesem zunächst der Strasse liegenden Hause zeigen sich noch Reste von andern Wohngebäuden mit einer Menge von Dachziegeln und Heizröhrenfragmenten. Zum Bau dieser Häuser wurde viel Tufstein verwendet.

Canton Aargau.

Die römischen Ansiedelungen dieses Cantons stehen der Bedeutung und ohne Zweifel auch der Zahl nach über denjenigen des Cantons Zürich. Im Aargau liegen die bemerkenswerthesten Ortschaften der mittlern und östlichen Schweiz, Vindonissa und Aquæ, und die Mehrzahl jener Cantonierungsquartiere und schon im ersten Jahrhundert für die Verproviantirung der Truppen zu Windisch angelegten Gehöfte. Der Boden dieses Cantons, dessen Gebiet einen Theil des helvetischen und, jenseits des Jurassus, einige Thäler des raurachischen Gaues in sich begreift, ist aber gegenwärtig noch nicht in dem Grade durchforscht, dass wir, wie diess bei den andern östlichen Cantonen geschehen, sämmtliche Punkte römischer Niederlassung anzuführen oder über die Vertheilung und Bestimmung der bekannt gewordenen Baureste ein auf sorgfältige Untersuchung gegründetes Urtheil abzugeben im Stande wären. Wir beschränken uns daher für einmal auf Mittheilung einiger Notizen betreffend einige Ansiedelungen, denen eine genauere Berücksichtigung von Seite der Alterthumsforscher zu Theil geworden, und behalten uns vor, gelegentlich in einem Anhange eine umfassende Uebersicht der Römerstätten dieses an historischen Denkmälern aus allen Perioden unserer Geschichte so reichen Cantons folgen zu lassen.

Buelisacker. Gemeinde Waltensweil. Der Weiler Buelisacker, in dessen Umgebung zu verschiedenen Zeiten Trümmer römischer Häuser aufgedeckt wurden, liegt am Fusse eines Hügelzuges, der die westliche Grenze eines fruchtbaren Thales bildet. Ueberbleibsel von Wohnungen finden sich besonders auf der mittäglichen Seite dieser kleinen Ortschaft an der Stelle, wo die Feldwege von der Thalstrasse abzweigen und nach den Höfen »in der Höll« führen. Nach einer Angabe im Schweiz. Geschichtsforscher II. 305 kamen hier im Jahr 1812 weitläufige Reste von Bädern [1]), caldariis, sammt

[1]) Unter Bädern sind hier nichts weiter als einfache Hypokauste zu verstehen.

den Röhren, tubis, zum Vorschein, so wie auch Ziegelstücke mit den Zeichen der XI und XXI Legion. In den Jahren 1851 und 1852 fand man neuerdings unter dem zerfallenen Gemäuer viel altes Eisenwerk, Geschirrscherben, ganze Dachziegel mit den ebengenannten Zeichen und einige Münzen. Die interessanteste Entdeckung an diesem Orte wurde aber im März 1862 gemacht [1]).

Einige hundert Schritte rechts oberhalb der Landstrasse nach Muri grub ein Landmann auf seinem Acker mehrere Fuss tief nach Bausteinen und brachte Mauerreste zu Tage, die bei fortgesetzter Aufdeckung sich als einen Theil eines ansehnlichen, ohne Zweifel zu einer Villa gehörenden Gebäudes erwiesen. Wie die meisten römischen Landhäuser liegt auch dieses an einem sanften Hügelabhange, und geniesst einer freien Uebersicht der Thalfläche. Die aufgedeckten Gemächer, die in gerader Linie neben einander liegen, sind zusammen etwa 55 Fuss lang, und bilden einen mit seiner Fronte nach Morgen schauenden Flügel einer weitläufigen Anlage. Es sind bis jetzt acht Zimmer ausgeräumt worden, die zwar alle ein recht freundliches Aussehen haben, aber durch ihre Kleinheit jeden Gedanken an den Luxus einer grossartigen Villa entfernen. Wir dürfen indessen annehmen, dass dieselben, da das Haus nur in einem Erdgeschoss bestand, ziemlich hoch waren und durch diesen Umstand für den geringen Flächeninhalt einigen Ersatz erhielten. Die Umfangsmauern des Gebäudes sind 3 — 4′ dick, aus Bruchsteinen und zugerichteten Feldsteinen sehr solid aufgeführt, die Scheidemauern haben eine Dicke von 1 — 2′. Ungeachtet die erstern bis zur Mannshöhe sich erhalten haben, bemerkt man doch von Fensteröffnungen keine Spur. Ob der Raum, den wir im Plane (siehe Taf. XV.) mit No. I. bezeichnen, wirklich das Eckzimmer eines Flügels gebildet habe, ist ungewiss, ja sogar unwahrscheinlich, da in geringer Entfernung von demselben und in der gleichen Linie ebenfalls Frontmauern eines Gebäudes zum Vorschein kommen.

In den Räumen I und II bestand der Fussboden aus einem Estriche von der auf S. 52 beschriebenen Art. Obgleich Herr Pfarrer Urech sich bei der Nachricht der Entdeckung sogleich an Ort und Stelle einfand, war die Zwischenmauer schon völlig niedergerissen; auch hatte der Eigenthümer den Bestich dieser Zimmer, der nach seiner Angabe mit verschiedenartigen Blumen (Arabesken?) bemalt gewesen war, schonungslos weggeschlagen. Es lagen nur noch kleine Stücke desselben herum, auf denen einige Reste der Einfassung, nämlich rothe, schwarze, braune und gelbe Bänder auf weissem, grauem und grünlichem Grunde zu sehen waren. Die Mauerecken des Durchganges zum Raume III bestanden aus kleinen Tufsteinquadern. Den Raum III dürfen wir als ein Gesellschafts- oder Speisezimmer (triclinium) betrachten, da er sich vor den andern durch seine Grösse auszeichnet und die bestmögliche Auszierung erhalten hat. Der Boden desselben war mit Mosaik belegt, der aus Würfelchen von weissgelbem und schwarzem Kalkstein hergestellt, innerhalb geradliniger Bordüren Quadrate und Vierecke mit geschweiften Seiten darstellte. (Siehe Taf. II. Fig. 1.) Auch die Wände waren bis zur Brusthöhe mit Mosaik verziert, der durch ein zierliches Ornament, nämlich eine Guirlande von Wasserpflanzen mit grünen und gelben Knospen und herzförmigen gelb- und rothfarbigen Blüthen das Auge erfreut. Oberhalb der Mosaik waren die Wände dunkelroth bemalt. Zwischen diesem und dem

---

[1]) Die nachfolgenden Notizen sind der von Herrn Pfarrer Urech in Muri im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde Jahrg. 1862 bekannt gemachten, sehr genauen, sachkundigen und von einem Grundrisse begleiteten Beschreibung des »Landhauses in Buelisacker« enthoben. Einige unbedeutende Abänderungen gründen sich auf die von Herrn Professor Lasius und dem Verfasser später vorgenommene Untersuchung der Baureste.

neben ihm liegenden Raume IV besteht keine Verbindung. Der Raum IV, von dem man in den Raum V eintritt, hatte einen mit gebrannten Platten ausgelegten Fussboden, war aber bei der Aufdeckung fast ganz zerstört. Da von ihm aus der Raum V durch das schief in die Mauer eintretende Heizloch (siehe IV' bei a) erwärmt wurde, so ist er als ein Zimmer untergeordneten Ranges zu betrachten. Das Heizloch war bei der Aufdeckung der Trümmer zugemauert oder mit Steinen verstopft, ein Umstand, aus dem die Jahreszeit des Unterganges der Gebäude gefolgert werden kann, da man während des Sommers die Feuerungsröhren (Præfurnia) der Hypokauste verschloss. Der Raum V ist ein Winterwohnzimmer, daher mit einem Hypokaust versehen. Der schwebende Boden (suspensura) ruht auf fünf Reihen von Säulchen aus kreisrunden, durch dicke Mörtellagen verbundenen Backsteinen. Diese Säulchen tragen die grossen viereckigen Backsteinplatten und den aus rothem Cement und Marmortafeln bestehenden Körper des eigentlichen Fussbodens (siehe Querschnitt). Zwei Wände dieses Raumes sind ganz, die dritte zur Hälfte mit Heizröhren bekleidet. — Der anstossende Raum VI ist ein dem vorigen ähnliches heizbares Zimmer und durch eine Thür, deren Einfassung aus Tufstein besteht, mit ihm verbunden. Er hat kein eigenes Präfurnium, sondern empfängt die im Hypokaust des Raumes V erzeugte Wärme durch zwei Oeffnungen, die in der Scheidemauer unterhalb der Suspensura angebracht sind. Die Pfeilerchen in diesem Zimmer sind theils aus quadratischen, theils aus runden Backsteinen errichtet, die Heizröhren auf zwei Seiten vertheilt. Fussboden und Wände sind wie beim vorigen Raume mit Tafeln von weissem jurassischem Marmor belegt. Auf der Ostseite dieses Zimmers ist ein 3' hoher aus Backstein verfertigter und mit rothem Cement und Marmorleisten bekleideter Absatz, dessen Bestimmung uns nicht deutlich geworden. In der Scheidemauer zwischen *B* und *C* bemerkt man den Rauchzug *b*, der als viereckiges Rohr in dem hohlen Raume den Anfang nimmt und senkrecht durch die Mauer hinauf steigt. Vermittelst einer Klappe konnte er nach dem Abbrennen des Holzes geschlossen werden. — Das kleine Gemach VII ist ebenfalls heizbar und hat einen mit Raum VI gemeinsamen Hypokaust. Da es vom Feuerherde *a* sehr entfernt liegt, durfte, um der Wärme unter seinen Boden freien Zutritt zu gestatten, die Scheidemauer nicht von unten aufgeführt werden. Sie ist daher auf den Hypokaustboden über der Pfeilerreihe *c d* aufgesetzt, nur 1' dick und aus Backsteinen und der Länge nach getheilten Dachziegeln verfertigt. — Das äusserste bis jetzt aufgedeckte Gemach VIII ist von VII durch keine sichtbare Wand geschieden. Sein Fussboden besteht aus Sandsteintafeln und liegt ein Paar Fuss tiefer als die eben beschriebenen Räume. Auf der Ostseite sind Stufen angebracht. Der kleine, nur wenige Fuss breite und lange Raum IX liegt gleichfalls tiefer als die erstgenannten Gemächer; er ist mit einem Hypokaust versehen, von dem auf zwei Seiten Heizröhren aufsteigen. Ueber den vertikalen, sehr kurzen Röhren waren horizontale von viel grösserer Dimension (Länge $13\frac{1}{2}$", Oeffnung 6") angebracht, welche die Reihen dieser Kanäle nach oben abschlossen und zugleich eine vollkommene Circulation der Wärme vermittelten. Das Präfurnium war ohne Zweifel auf der Ostseite angebracht. Boden und Wände sind mit Tafeln von weissem Marmor belegt und bei *e* ein Stück Marmorstein eingesetzt, das als Sitz oder Gestell irgend eines Gegenstandes gedient haben mag. Auffallender Weise zeigt sich keine Spur von einem Zugang. Die Bestimmung dieses Zimmerchens, in dem man wohl sitzen, aber sich nicht ausstrecken kann, scheint diejenige eines Schwitzbades gewesen zu sein. Ob Raum VIII als Kaltwasserbad zu betrachten ist, kann wegen der Zerstörung, die darüber ergangen ist, nicht mehr ermittelt werden. Bleierne oder thönerne Wasserröhren hat man nicht bemerkt.

Etwa 25 Schritte südlich von diesem Hause und durch einen Feldweg von ihm getrennt, finden sich, wie oben bemerkt ist, wiederum Reste von Umfangsmauern, die nur theilweise abgedeckt worden sind. Da sich dieselben in gerader Linie nach dem eben beschriebenen Gebäudeflügel hinziehen, so ist anzunehmen, dass sie ursprünglich mit ihm zusammenhingen oder nur durch einen schmalen Zwischenraum von ihm getrennt waren. Die Länge der abgedeckten Mauer, die $1^1/_2 - 2^1/_4'$ dick ist, beträgt ungefähr 37'. Auf der Aussenseite war sie röthlich angestrichen. Zwei Scheidemauern bezeichnen die Grösse von drei Gemächern.

Schon früher wurden etwa 200 Schritte seitwärts von dieser Stelle, so wie auch unmittelbar unterhalb des beschriebenen Gebäudes bedeutende Mauerreste ausgegraben.

Es ist kaum zu bezweifeln, dass die Trümmer bei Buelisacker die letzten Reste einer weitläufigen und hübsch ausgestatteten Villa sind, die in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts, wie die Ziegel mit dem Zeichen der XXI Legion [1]) andeuten, erbaut und in den Stürmen der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts durch Feuer zerstört wurde. Wenn von keiner Villa der Zeitpunkt des Unterganges mit Bestimmtheit nachgewiesen werden kann, so ist diess bei dieser um so weniger möglich, da keine Münzen zum Vorschein kamen. Wie bei ähnlichen Anlagen stand höher am Abhange das herrschaftliche Gebäude, das im vorliegenden Falle einem Veteranen angehört haben mochte, während tiefer unten und auf der Ebene die Oekonomiegebäude sich befanden.

Coblenz. Obwohl der Name des am Zusammenfluss des Rheins und der Aar gelegenen Ortes Coblenz von dem römischen Confluentia herstammt und angenommen werden darf, dass unter der in der Notitia Imperii (Rætia) angeführten Kriegsflotille-Station zu Confluentibus dieses Coblenz zu verstehen sei, obwohl ferner nicht zu zweifeln ist, dass von Windisch aus eine Strasse auf diesen Punkt hinführte [2]) und eine Fähre hier bestand, so sind doch auffallender Weise bei dem jetzigen Coblenz weder am linken noch am rechten Ufer des Rheins [3]) Reste römischer Gebäude oder Romana irgend welcher Art zum Vorschein gekommen, welche auf das einstige Dasein einer Niederlassung hinweisen. Sorgfältige Nachforschung und Erkundigung, die ich bei wiederholtem Besuche in den letzten Jahrzehnden hier vornahm, sind ohne Erfolg geblieben. Wir müssen daher, wenn wir die Existenz einer römischen Ortschaft nicht aufgeben wollen, zu der Ansicht unsere Zuflucht nehmen, dieselbe habe hart am Ufer des Stromes gelegen und sei im Laufe der Zeit völlig weggespült, oder ihre Trümmer seien anderswo zu suchen und bis jetzt noch nicht entdeckt worden. Uebrigens beweist der Umstand, dass Coblenz in der Cosmographia Ravennatis Anonymi unter den am Oberrhein liegenden Ortschaften nicht genannt wird, diese Station sei im siebenten Jahrhundert zerstört oder ganz unbedeutend gewesen. Auch Stumpf hat keine römischen Alterthümer hier gesehen und vermuthet nur, dass ein

[1]) Die auf den hier entdeckten Legionsziegeln befindlichen Marken sind mit demselben Stempel gemacht wie diejenigen auf den zu Sarmensdorf (siehe diesen Artikel) gefundenen Ziegeln, woraus hervorzugehen scheint, dass diese zwei Ansiedelungen zu derselben Zeit gegründet wurden.

[2]) Von dieser Strasse spricht Scheuchzer, Naturgeschichte des Schweizerlandes Bd. II. S. 45: »Ich habe auch in der Grafschaft Baden zwischen dem Dorfe Gross-Tettingen und wo die Limmat mit der Aar zusammenläuft, ein Denkmal von der römischen Pracht, eine Via romana gefunden, die sich beinahe $1^1/_2$ Stunden weit erstreckt.«

[3]) Ueberbleibsel von römischen Gebäuden (Mauern, Estrichböden) finden sich oberhalb Coblenz auf deutscher Seite bei der Sägemühle am Einfluss der Wutach in den Rhein und dann noch weiter oben beim Etiker Hof.

Wachposten bei Coblenz und einer auf alamannischer Seite bei Waldshut gestanden habe. — Dagegen finden sich sichere Spuren römischer Niederlassung etwa eine Stunde südöstlich von Coblenz, an dem Abhange des Achenberges, in der Gegend, durch die der alte Weg nach Zurzach führte, und in der Nähe von zwei Localitäten, welche die Namen Kämpfwies und Gassenäcker tragen. Die Felder, auf denen die Trümmer vorkommen, liegen mehrere hundert Fuss über dem Rhein und heissen im Einschlag. Der Ort selbst ist ein jetzt von Wiesen, früher von Ackerfeld eingeschlossener, unangebauter, mit Dorngebüsch besetzter, grosser, künstlich terrassirter Platz. Als in der Umgebung desselben noch der Pflug ging, kamen nicht selten Stücke von Legionsziegeln, Topfscherben und Eisengeräthe zum Vorschein, welche Herrn Regierungsrath Dr. Schaufelbühl in Zurzach überbracht wurden und diesen Freund der Alterthümer und Geschichte seiner Gegend veranlassten, in den Jahren 1822, 23 u. s. w. kleine Nachgrabungen und dann in den 30ger Jahren eine etwas umfassendere Aufdeckung vornehmen zu lassen. Es kam das Erdgeschoss eines langen, aber schmalen Gebäudes zu Tage, dessen nordwestliche Seite 30′ misst. Von den vier vom Schutte befreiten Räumen (siehe Taf. VI. Fig. 9) sind die beiden grössern mit Estrichen belegt, die beiden kleinern (*A* und *B*) mit Hypokausten versehen. *A* hat einen halbkreisförmigen Ausbau. Die Pfeilerchen bestanden aus quadratischen Backsteinen und trugen in *A* einen mit Mosaik verzierten Fussboden. Mit Ausnahme einer Menge Dachziegel, welche von der XXI und XI Legion verfertigt und gestempelt worden waren, fand sich nichts Erhebliches auf dieser Stätte. — Die Lage und Beschaffenheit der Trümmer deuten auf das isolierte Wohngebäude eines Meyerhofes hin.

Gränichen. Sowohl auf der Ost- als der Westseite des fruchtbaren, von der Wynen durchflossenen Thales finden sich in der Nähe des Dorfes Gränichen Reste römischer Ansiedelung. Die ausgedehnten Ueberbleibsel von Gebäulichkeiten an der Westseite liegen mehrere Meter über der eigentlichen Thalsohle auf einer sanft nach dem Fusse des Berges ansteigenden Fläche, und verbreiten sich über fünf bis sechs Morgen Landes. Da die Felder, in denen das Gemäuer vorkommt, seit längster Zeit mit dem Pflug befahren werden, tragen dieselben den Namen »Maueräcker«. Dass römische Münzen und Ziegel mit dem Zeichen der XXI und XI Legion hier gefunden werden, war den Alterthumsforschern schon im Anfange dieses Jahrhunderts bekannt. Haller, der Bd. II. S. 417 die Baureste von Gränichen bespricht, hatte den wunderlichen Einfall, den Namen dieses Dorfes vom lateinischen Granarium abzuleiten und ein grosses Getreidemagazin zur Unterhaltung der Truppen am Rheine hieher zu versetzen.

Die erste Nachgrabung zur Ermittelung der Beschaffenheit der Ruinen und zur Aufsuchung von Alterthümern fand im September 1856 Statt und zwar auf Anordnung und unter Leitung des Herrn Gemeindeschreibers Suter von Gränichen, dem ein Theil des mit Gemäuer besetzten Landes angehört. Es wurden im Erdgeschoss eines Hauses zwei Mörtelfussböden von 1500 Quadratfuss zu Tage gefördert, welche aus felsenhartem, mit schwarzen Kalksteinchen untermengtem Cement bestanden, der auf ein Steinpflaster gelegt und spiegelglatt abgeschliffen worden war. Rings an den Umfassungsmauern dieser Fussböden fanden sich Glasscherben, Geschirrtrümmer, eiserne Nägel etc., sowie Ziegel mit dem Zeichen der XXI Legion. Natürlich ermuthigten diese Erfolge zu weitern Nachgrabungen, und man traf denn auch bald bei 100 Fuss östlich wieder einen gleich konstruirten Fussboden von 234 □′ Ausdehnung, von 2′ dicken Mauern eingeschlossen. Auch hier zeigten sich Bruchstücke von Ziegeln der LEG. XXI., sowie solche mit dem Stempel LEG. XI. CPF. Ebenso fand man viele Gesimsstücke

von Tufstein, $3^1/_2''$ dick, von verschiedener Länge und sauberer Arbeit, nebst einer Menge Bruchstücke von Kochgeschirr und Hohlziegeln.

Von nun an wurden die Nachgrabungen auf Kosten der hohen Regierung und unter Aufsicht des Herrn Ingenieur C. A. Rothpletz [1]) regelmässig betrieben und der Maueracker behutsam, aber eifrig durchwühlt, so dass zu Anfang des Monats December bereits die Fussböden von zwölf Gemächern zu Tage lagen. Wo man nur die Hacke einschlug, stiess man wieder auf neue Mauern und Gebäudetrümmer aller Art, die durch ihr Aussehen verriethen, dass die ehemaligen Bewohner dieser Räume nicht der ärmsten Classe der Bevölkerung angehört haben mussten. Die Menge feinen rothen Geschirrs mit hübschen Verzierungen in Relief, kleine, ebenfalls roth-irdene Vasen mit Randverzierungen von Epheulaubwerk, Stücke von feinen Glasgefässen in prachtvollen Farben, Scherben von Krügen und Töpfen von den verschiedensten Sorten und Grössen etc. lassen darauf schliessen, dass man zu jener Zeit wohl so viel Bedürfnisse und Bequemlichkeiten kannte, als es gegenwärtig der Fall ist. Und dass die Wohnungen auch des äusserlichen Schmuckes nicht entbehrten, beweisen die vielen geschliffenen weissen Marmorplatten, besonders aber der hübsch bemalte Bestich, der sich in einem gegen Süden gelegenen Gemache an den Wänden noch vorfand und dessen blendende Farben in blau, roth, grün, orangegelb etc. beim Hervorziehen an das Tageslicht, das sie seit 1500 Jahren nicht mehr geschaut haben mögen, noch so frisch und wohl erhalten waren, wie wenn sie vor Jahrzehnten erst wären aufgetragen worden.

Im Frühjahr 1855 wurden die Ausgrabungen wieder mit Eifer an die Hand genommen, und bald waren zwei neue Fussböden aus Cementmörtel abgedeckt. In einem derselben fand man vier neben einander stehende rothe Thonschüsseln, von denen jede einen auf seine Oeffnung gestellten Trinkbecher von weisslichem Thon enthielt. In dem $16^1/_2'$ langen, $16'$ breiten Gemache *A* an der nördlichen Seitenfaçade des Gebäudes befanden sich die Ueberreste einer Heizvorrichtung, eines Hypokaustes, dessen oberer Boden mit Cementmörtel ausgelegt war. Der hohle Raum war $14''$ hoch und mit 49 Pfeilerchen besetzt, die je aus 6 Backsteinen von $7''$ Länge und Breite und $2''$ Dicke bestanden. Die Backsteinplatten, die auf ihnen ruhten, hatten je nach der Entfernung der Pfeilerchen bei einer Dicke von $2''$ eine Länge und Breite von $2'$ oder eine Länge von $2'$ und eine Breite von $11''$. Das Feuerungsloch trat auf der Ostseite ein. Von den Heizröhren waren nur Bruchstücke vorhanden. [2]) Der $27'$ lange und $16^1/_2'$ breite Raum *B* stellte sich als die Küche dieses Landsitzes dar; wenigstens lagen dort an der dem Berge zugewandten Aussenseite des Gebäudes Massen von Knochen, und fanden sich innerhalb desselben neben vielen Kohlen, Knochen und Asche zwei Feuerstellen. In der nordwestlichen Ecke bei *a* stand ein ziemlich wohl erhaltener kleiner Herd, und in der südöstlichen befand

---

[1]) Herr C. A. Rothpletz hat einen Bericht über die Ausgrabungen in Gränichen sammt einem Plane der Ruinen im Taschenbuch der histor. Gesellschaft des Cantons Aargau für das Jahr 1861 und 1862 bekannt gemacht. Dem Berichte sind die nachfolgenden Angaben enthoben; von dem Plane theilen wir auf Taf. VII. Fig. 3 eine reduzierte Copie mit.

[2]) »Die Regulirung des Wärmegrades in den einzelnen Gemächern scheint in der Weise stattgefunden zu haben, dass die in der Röhrenleitung von Stelle zu Stelle vorhanden gewesenen Oeffnungen von $25'''$ Länge und $16—17'''$ Weite, in welche die in Menge aufgefundenen kleinen viereckigen Ziegelstücke genau passen, geschlossen oder wieder geöffnet wurden.« Sowohl die Bestimmung der Löcher in den Heizröhren, die im Zimmer gar nicht sichtbar waren, als die der kleinen Ziegelstücke, die in keiner Beziehung mit den Heizröhren stehen können, ist missverstanden worden.

sich eine grosse Feuerstelle aus Backsteinen. — Der Ort für die Amphoren oder Weinkrüge war bei *L*.

Merkwürdiger Weise wurde hier eine mit ihrer Spitze im Boden steckende $2^1/_2'$ hohe, $1'$ weite, noch unversehrte Amphora hervorgezogen und neben derselben die Bruchstücke eines weitbauchigen Wein- oder Wasserkruges gefunden. — In dem Raume C kamen Reste eines Mosaikbodens zum Vorschein, im Raume *D* Stücke von bemaltem Bestich von lebhafter Farbe, bei *E* viele Marmortäfelchen, womit der Boden oder die Wände belegt gewesen waren, und schönes aretinisches Geschirr. Die Räume *D, E, F, G, H, I, K* hatten sämmtlich Fussböden von Cementmörtel. (Siehe Taf. VII. Fig. 3.)

Die Dicke der Mauern beträgt $1 — 4^1/_2'$. Das dazu verwendete Material ist zugerichteter Feldstein, Mägenwiler Muschelsandstein und Tuf. Der vortreffliche in hiesiger Gegend anstehende und für den Bau der jetzigen Kirche benutzte Molassesandstein blieb in römischer Zeit gänzlich unbeachtet.

Die bei der Ausgrabung gefundenen Alterthumsgegenstände sind folgende: Eine kleine Anzahl Münzen, von denen die späteste unter Kaiser Probus († 282) geprägt ist; eine Menge Dachziegel mit Stempeln der XXI und XI Legion in fast allen Varietäten. (Siehe Meyer's Geschichte dieser beiden Legionen Bd. VII unserer Mittheilungen.) Von dem sehr seltenen Stempel der XXI Legion, auf welchem das Wort Legio nicht mit einem L, wie gewöhnlich, sondern mit LEG bezeichnet ist, kamen drei Exemplare vor. »Was das Material der Stempel betrifft«, sagt Herr Rothpletz, »mit welchem die Inschriften auf die Ziegel aufgedrückt wurden, so herrscht die allgemeine Ansicht, es seien die Stempel aus Eisen angefertigt worden und habe man die Ziegel z. B., die von Gränichen, von Vindonissa bezogen, da nur dort eine Ziegelei für diese Gegend existirt haben werde, welche den Stempel der Legion im Besitz hatte. In Betreff der Legio XXI nun möchte ich eine solche Annahme gelten lassen, da in der That Ziegel aus ganz verschiedenen und weit von einander entfernt liegenden römischen Stationen dem Anscheine nach ganz denselben Stempel tragen; von der eilften Legion aber existiren eine solche Menge von verschiedenartigen Stempeln, dass in diesem Falle eine solche Annahme unstichhaltig ist, denn schon aus Gränichen könnten wohl zehn verschiedenartige Stempel der eilften Legion nachgewiesen werden [1]). — Und dass man auch andere als eiserne Stempel benutzt hat, kann ebenfalls mit einem Ziegel von Gränichen nachgewiesen werden, der jedenfalls die Inschrift LEGXICPF nur durch einen Stempel von Tannenholz aufgedrückt erhalten hat, denn auf dem Ziegel selbst, wie auf den Abdrücken in Lehm, die wir davon nahmen, sind noch die Jahresringe der Holzfaser deutlich sichtbar.«

Auch fand sich ein Ziegel mit der Marke LSCSCR, die auch zu Triengen (Canton Luzern) zum Vorschein kam, und L · Scribonii Scriboniani oder Legionis septimæ Claudiæ; Scribonianus (fecit) bedeuten kann. Auf aretinischem Geschirr zeigten sich die Töpfernamen CSENTI (C. Sentii?) PRIMI und ME : SSO. Ausser diesen Dingen bildeten ein eiserner Zirkel, Stecknadeln und Schnallen aus Erz und verschiedene kleine Vasen und Vasenscherben die höchst geringe Ausbeute von Alterthümern.

Von den auf den Maueräckern zu Gränichen befindlichen Gebäuderesten bildet das bis jetzt untersuchte, eben beschriebene Stück nur einen kleinen Theil, aber dieser mit seinen kleinen Winter- und geräumigen Sommer-Wohnzimmern und den vielen Corridoren charakterisiert sich als Bestandtheil einer Villa, welche, auf ebenem Terrain sich ausbreitend, mit ihren Oekonomiegebäuden ein bedeutendes

[1]) Alle in Gränichen gefundenen Marken der eilften Legion sind auch anderswo gefunden worden.

Areal in Anspruch nahm und wahrscheinlich einen weiten Hof, von dem her die Gemächer Licht erhielten, einschloss. Der Umstand, dass die nördliche Umfangsmauer nicht rechtwinklig auf die östliche und westliche stösst und diese beiden von einander divergiren, wesshalb kein einziges Gemach ein rechtwinkliges Viereck bildet, lässt sich nicht wohl anders als aus Eigenthumsverhältnissen, die beim Entwerfen des Planes zu berücksichtigen waren, erklären, und beweist hinlänglich das Vorhandensein anderer Gebäude in der unmittelbarsten Nähe des eben beschriebenen. Wirklich sind auch auf der südöstlichen Seite des abgedeckten Gebäudes Zimmerwände mit Bemalung und Marmorbekleidung zum Vorschein gekommen. Mag man die Anlage sämmtlicher einst auf den Maueräckern stehender Gebäulichkeiten als ein Cantonnement der Legion zu Windisch oder als eine Gruppe von Villen betrachten, so viel ist gewiss, dass diese Ansiedelung schon im ersten Jahrhundert gegründet wurde und, wie die Legionsziegel darthun, während der ganzen Dauer der Anwesenheit der XXI und XI Legion Ziegel aus den Brennereien zu Windisch bezog.

Eine zweite römische Ansiedelung liegt auf der Ostseite des Thales am rechten Ufer des Wynenbaches, am Abhange des Herdenberges, unweit dem Badehause. Die Oertlichkeit heisst Zielacker. Auch diese muss eine beträchtliche Ausdehnung gehabt haben, da Gemäuer, das übrigens nirgends über den Boden hervortritt, und Dachziegel auf mehreren Morgen Landes angetroffen werden. Ungeachtet diese Stelle ebenfalls seit langer Zeit angebaut ist, sollen die hier vorkommenden Erdgeschosse von Wohnungen nach den Beobachtungen der Grundbesitzer sich in einem weniger zerstörten Zustande befinden, als die der andern Ansiedelung. Im Zielacker werden Ziegel der XI und XXI Legion in Menge, zuweilen auch römische Münzen gefunden.

Eine alte Strasse, welche quer über das Thal nach der Gegend südlich vom Zielacker läuft, gibt sich aus der Beschaffenheit des Bodens und der Saaten deutlich zu erkennen. — Die gegenwärtige neben den Maueräckern vorbeiführende Thalstrasse kann als die alte römische, von Windisch herkommende Strasse nach der Niederlassung von Ober-Kulm betrachtet werden.

Kulm (Ober-). In dem Thale der Wynen, etwa $1^1/_2$ Stunden südlich von Gränichen, liegen bei Ober-Kulm die Ueberreste einer dritten römischen Niederlassung. Auf einem breiten freien Absatze des Berges, welcher das Thal auf der Ostseite begrenzt, zeigt sich beim Pflügen ausgedehntes festes Gemäuer, von welchem der Hügel den Namen Murhubel erhalten hat, und die Benennungen Murthal, Murgässli, Murbrunnen etc. herrühren. Die Mauerreste verbreiten sich aber nicht nur auf der Anhöhe über mehrere Morgen Landes, sondern erstrecken sich auch südwärts von dieser in der Richtung von Gontenswil.

Im Jahr 1756 entdeckte der Eigenthümer eines Grundstückes auf dem Mauerhubel das Erdgeschoss eines Hauses und in demselben Stücke von bemalten Wänden, Marmortafeln, Mosaiksteinchen u. s. w. Die Fundgegenstände wurden dem Ortsgeistlichen überbracht, der über das Vorkommen der Trümmer eines römischen Gebäudes in seinem Dorfe der Regierung von Bern Anzeige machte und dann von dem bernischen Landvogte zu Lenzburg den Auftrag erhielt, auf Staatsunkosten die Ausgrabung fortzusetzen. Im Jahr 1758 wurde die Leitung der Arbeiten dem berühmten Physiologen Albrecht von Haller, damals Salzdirektor des Cantons Bern, übergeben, an dessen Stelle bald hernach Herr von Schmidt von Bern, ein Freund und Kenner des römischen Alterthums, trat, um die Aufdeckungen zu Ende zu führen. Den Bemühungen dieses Mannes verdanken wir eine sehr kurze, aber ziemlich

sachkundige Beschreibung der ganzen Anlage, einen Plan derselben und Zeichnungen der aufgefundenen Gegenstände. Die Druckschrift, die zuerst 1761 in Bern, dann 1771 zu Frankfurt erschien, führt den Titel: »Recueil d'antiquités de la Suisse. Tome I. (es ist kein zweiter erschienen) contenant celles d'Avenches et de Culm, par Mr. de Schmidt, seigneur de Rossan.« — Die nachfolgenden Angaben sind sämmtlich dem Berichte des Herrn v. Schmidt enthoben.

»Die Mauern des Gebäudes liegen durchschnittlich 5′ tief im Boden. Um denselben ertragsfähig zu machen, haben die Eigenthümer theils Erde auf den Acker geführt, theils einen Theil des Gemäuers ausgebrochen und die Bausteine in's Dorf transportirt, wodurch ein Theil der Nordseite des Gebäudes und ein Theil der Südseite gänzlich zerstört worden ist. In der That bemerkt man im Dorfe überall grosse Quaderstücke, welche von dem römischen Gebäude herrühren. Gegenwärtig ist nur noch ein 380′ langer und 85′ breiter Zug von Mauern mit vielen Gemächern vorhanden. Die Höhe der Mauern über dem Niveau der Räume beträgt 3 — 6′, unter demselben 3′. Die Fundamente ruhen auf Sandsteinfelsen. Bei der gegenwärtigen Beschaffenheit des Gebäudes ist es unmöglich, ein Bild des Ganzen zu entwerfen.

Erklärung des Planes auf Taf. XVI. Fig. 2.:

No. 1. In diesen Gemächern hatte sich eine arme Familie angesiedelt und, indem sie Fensterlöcher in den Mauern, eine Thür, ein Strohdach und einen Bretterboden anbrachte, eine Wohnung eingerichtet.

No. 2. Hier fand man eine aus grossen Quadersteinen angelegte Wasserleitung.

No. 3. Der Fussboden dieses Zimmers ist ein wohlgeglätteter Estrichboden, in welchem bunte Marmorwürfelchen so eingesetzt sind, dass dieselben Kreise und Sterne vorstellen (s. Taf. XVI. Fig. 3). Ein solcher Boden sieht hübsch aus, ist sehr dauerhaft und kostet weniger als ein eigentlicher Mosaikboden.

No. 4 siehe bei No. 19.

No. 5, 11, 12, 15 und 16 sind sehr zerstört und von geringer Bedeutung.

No. 6, 9, 10 und 13. An den Wänden dieser Gemächer, so wie bei No. 3 bemerkt man einen einfarbigen oder bunten Anstrich, aber keine Zeichnungen. Beim Eingang No. 7 besteht die Thürschwelle aus Juramarmor.

No. 8, 11, 13 und 15 sind schmale Gänge.

No. 10. Ein grosser Saal mit merkwürdigem Fussboden. Es ist ein Kalkguss mit vielen in denselben eingestreuten bunten Steinchen. Auch dieser Boden ist hübsch und solid.

No. 17. Die Wände dieses Zimmers sind bis zur Höhe von 9″ mit weissem Marmor bekleidet. Der Fussboden ist eigenthümlich construirt; er besteht nämlich in der Mitte des Zimmers aus Tafeln von schönem Marmor, welche von mehrern Streifen Mosaik eingefasst sind.

No. 18. Hier sind eine Menge Urnen und Näpfe von Thon gefunden worden. Vielleicht enthielten dieselben Salbe, deren man sich beim Baden bediente. (Wahrscheinlich war dieser Raum eine gewöhnliche Vorrathskammer.)

No. 4 und 19 sind Wintergemächer mit Hypokausten. Bei No. 4 bestand der untere Boden aus gestampfter Erde. In diesen waren in regelmässiger Distanz von $1\frac{1}{4}$′ längs der Mauer viereckige und im Innern runde Marmortafeln eingesetzt worden, auf welchen die Säulchen zu stehen kamen. Auf die runden Tafeln stellte man Säulchen von acht 3″ dicken runden Backsteinen, auf die vier-

eckigen Tafeln aber längs den Wänden solche aus acht quadratischen Backsteinen von derselben Dicke. Auf diesen Pfeilerchen und Säulchen ruhte der obere Boden, der aus grossen Backsteintafeln mit darauf gelegtem Mosaik bestand. Nur eine Wand des Zimmers war mit Heizröhren bekleidet und neben derselben der als viereckiges Rohr in das Zimmer heraustretende Rauchzug angebracht. Das Heizloch befand sich in der den Heizröhren gegenüberstehenden Mauer.

In dem Hypokaustgemach No. 19 war der obere Boden mit Marmortafeln belegt und in den blau bemalten Wänden eine Ausschmückung seltener und eigenthümlicher Art zu sehen, die von keinem alten Schriftsteller erwähnt wird. Man hatte nämlich nach Art des Ouvrage de rocaille in regelmässiger Entfernung von einander Gehäuse von Land- und Meerschnecken eingesetzt, die erstern von der Art der Gartenschnecke, die letztern aus dem Geschlechte der Austern, Gien- und Kammmuscheln. Ich habe zu Avenches ziemlich sichere Spuren ähnlicher Wandverzierung angetroffen [1]).

Fast alle Zimmer dieses Gebäudes, die nicht mit Marmortafeln bekleidet sind, haben einen einfarbigen oder in Nachahmung des fleckigen Marmors vielfarbigen Anstrich. Diese Tünchen haben sich sämmtlich sehr gut erhalten und sehen ganz frisch und lebendig aus.

Was die Fundgegenstände betrifft, so sind verschiedene (Taf. XVI. Fig. 10, 11, 12) abgebildete Gegenstände aus Bronze und Eisen aufgehoben worden [2]). Ferner kamen eine Anzahl Ziegel mit den Marken der XXI und XI Legion zum Vorschein. Auf aretinischen Schalen las man die Töpfernamen OF · MASCL (officina Masculi oder Masceli) und Salvetu [3]).

Die hier gefundenen Münzen beginnen mit Augustus und endigen mit Magnus Maximus († 388).

Unter den Trümmern fanden sich eine Menge Stücke von Tafeln aus Porphyr und schönen ausländischen Marmorarten. Die Menge des hier verwendeten verschiedenartigen Marmors, der Luxus der Bäder (Zimmer mit Hypokausten), die Mosaikarbeiten und andere Ornamente zeigen, dass das Gebäude von nicht gewöhnlicher Bedeutung war. Da Schwitzbäder von der eben beschriebenen Art erst unter der Regierung Nero's in Aufnahme kamen, und die letzte der hier gefundenen Münzen aus dem Ende des vierten Jahrhunderts herstammt, so kann aus diesen zwei Daten die Dauer des Bestandes dieser Ansiedelung gefolgert werden.

Wenn man erwägt, dass die ganze Ebene zwischen Kulm, Zetzwil und Gontenswil mit den Erdgeschossen römischer Häuser angefüllt ist [4]), so überzeugt man sich, dass das Gebäude auf dem Murhubel keineswegs isolirt stand, sondern zu einer beträchtlichen Ortschaft gehörte. Man darf nicht übersehen, dass nach einer unter dem hiesigen Landvolk allgemein verbreiteten Sage in diesem Thale eine Stadt Namens Agenen oder Hagenen, vielleicht die Civitas Ganodurum des Ptolemäus, existierte. Der mittelalterliche Name von Kulm lautet in Urkunden von 1045 Cholumbare [5]), 1173 Culumbe, 1179 Prædium Columbare, und ist also dem Namen der Stadt Colmar (Columbaria) und Colombier (Neuchâtel) Columbarium verwandt.«

---

[1]) Cardienmuscheln kommen in römischen Ruinen gar nicht selten vor.

[2]) Fig. 11 sieht dem zu Lunnern gefundenen, Bd. III. abgebildeten, Schmuckgeräthe ganz ähnlich. Fig. 10 ist ein Kamm. Fig. 12 ein Gegenstand, der häufig vorkommt und für den Schuh eines kranken Pferdehufs gehalten wird.

[3]) Von Schmidt unrichtig Salve tu gedeutet.

[4]) Durch Erkundigungen an Ort und Stelle habe ich mich überzeugt, dass diese Angabe sehr übertrieben ist und zwar in der Absicht, um dem Ort Ganodurum des Ptolemäus in dieser Gegend eine Stelle anweisen zu können.

[5]) Ob dieser Name von einem römischen Begräbnissplatz hergenommen, wagen wir nicht zu entscheiden.

Haller, der überall, wo Legionsziegel vorkommen, castra æstiva entdeckt, folglich auch Oberkulm als ein Sommerlager erklärt, deutet den Namen Kulm als culmen castrorum, weil diese Station an der Spitze aller römischen Militärstationen gestanden habe. Nach seiner Ansicht war auf dem Mauerhubel »ein Castel mit der Wohnung des Befehlshabers, von welcher das eben beschriebene Gebäude einen Theil bildete, und den Casernen. Ausserhalb des Castells befanden sich Häuser für Händler und Gewerbsleute, deren die Garnison bedurfte.« Von Festungsmauern ist aber auf dem Murhubel nicht eine Spur vorhanden, und eine nur oberflächliche Betrachtung des dortigen Gebäudes zeigt, dass dasselbe in die Reihe der Villen gehört, die wie Kloten, Neftenbach, Gränichen, Zofingen u. s. w. nach einem den Bedürfnissen eines reichen Mannes Genüge bietenden grossartigen Plane angelegt waren. — Die Beschaffenheit der am Fusse des Hügels vorhandenen Trümmer zu ermitteln ist unmöglich, da man bei Feldarbeiten nur auf vereinzelte Mauerreste stösst, die ebensowohl von Wohn- als Oekonomiegebäuden herrühren können. Auf die letztgenannte Bestimmung deutet der Umstand hin, dass an solchen Stellen, nach dem Ergebniss der von mir eingezogenen Erkundigungen, Reste von Hypokausten, oder Mosaikböden, oder bemalten Wänden u. s. w. nie zum Vorschein gekommen sind. — Indessen wäre es zu gewagt, zu behaupten, dass nicht während der Anwesenheit der Legionen in Windisch sowohl Gränichen, das 3, als Kulm, das 4—5 Stunden vom Hauptquartier entfernt war, zu den Cantonnements der Truppen gehörte, ohne dass man bei dieser Annahme an castellartige Vertheidigungsanstalten zu denken hat.

Lenzburg. Römisches Gemäuer kommt sowohl am nördlichen und nordöstlichen, als am südwestlichen Abhange des Hügels vor, auf welchem das Schloss Lenzburg steht. »Die letztgenannte Stelle ist ein Acker, welcher den Namen Wildenstein trägt, in der Nähe der cantonalen Strafanstalt. Der gegenwärtig ausgegrabene Theil gehört dem Herrn Hauptmann Fischer, welcher die kaum einen Fuss unter der Erdoberfläche verborgenen Mauerüberreste im Frühling des Jahres 1862 zu entfernen unternahm und dabei auf den halbkreisförmigen Fussboden aus Kalkmörtel stiess, den wir im beigegebenen Plane (siehe Taf. XVI. Fig. 4) mit *A* bezeichnet haben. Seine geradlinige Längenseite beträgt 8′, sein grösster Durchschnitt 6′ 2″, seine Dicke ungefähr 1′. Wie die Fussböden in Gränichen, ruhte er auf einer Steinpflasterung; der weissliche Mörtel ist gemischt mit kleinen Kalksteinchen und Ziegelstücken, welche letztere ihm seine röthliche Farbe geben. Weitere Nachgrabungen fanden Statt im Auftrage der Regierung und unter Leitung des Herrn Ingenieur O. Zschokke. Sie waren insofern fruchtlos, als sie neben den Ueberresten zweier Hypokauste *(BB)* nur noch eine Anzahl Ziegelstücke, darunter zwei mit Legionszeichen (LEG. $\overline{\text{XI}}$ CPF), nebst unbedeutenden Glas- und Thonscherben und einigen eisernen Mauernägeln zu Tage förderten. Kohlen fanden sich wenige vor, Münzen gar keine. Das Alles lässt schliessen, dass diese Gebäulichkeit nicht abgebrannt, sondern vielmehr glatt auf dem Boden weg abgebrochen worden ist, so dass nur noch die Mauern des Fundamentes stehen blieben. Diese selbst sind von geringer Stärke, aus lauter Feldsteinen und Ziegelstücken zusammengesetzt, so dass das Gebäude, wie auch seine Dimensionen zeigen, kein gar stattliches gewesen sein mag.« [1])

Die Hauptniederlassung aber, welche noch nicht untersucht worden ist, lag östlich vom Schloss-

[1]) Abdruck des Berichtes des Herrn Ingenieur C. A. Rothpletz in dem Taschenbuch der historischen Gesellschaft des Cantons Aargau für 1861/62.

berge, in den Schwarzäckern, an der Strasse nach Otmarsingen. Hier wurden Dachziegel mit dem Stempel der XXI Legion, schön verzierte aretinische Töpferwaare und Scherben von Wasserkrügen und Kochgeschirr, auch Münzen gefunden.

Haller, II. 438 führt an, »man habe in Lenzburg zu oberst in den Schlossreben, Burghalden genannt, Ziegelstücke mit den Zeichen der XXI und XI Legion, geschnittene Steine von Siegelringen, kupferne und silberne Münzen von Cäsar bis auf Honorius gefunden«, und glaubt, die jetzige Burg Lenzburg stehe auf dem nämlichen Platze, wo ein von den Alamannen im fünften Jahrhundert zerstörtes Castell erbaut gewesen sei.

Sarmensdorf [1]. Da wo der Lindenberg gegen Sarmensdorf und Seengen sich abflacht, finden sich Spuren zahlreicher römischer Wohnungen. Wenn auch die Sage, dass einst oberhalb Sarmensdorf im Murimooswalde eine grosse Stadt gestanden, den Thatbestand sehr übertreibt, so ist doch so viel gewiss, dass das hier vorkommende Gemäuer sich nicht auf das Dasein eines bescheidenen, einsam gelegenen römischen Meierhofes reduciren lässt. Oben auf der Wasserscheide zwischen dem Thale des Hallwylersee's und dem Thale des sogenannten Freiamtes erheben sich in nicht geringem Umfange die vielen »Bücke«, welche aus dem Schutt ansehnlicher römischer Häuser bestehen. Weiter unten nach dem Dorfe hin stehen die mit hohem Gebüsch bewachsenen Heidenhügel, deren einer von einem künstlichen Graben umgeben ist. Auch hier findet sich altes Gemäuer und sind Münzen aufgehoben worden.

»In Folge einiger Ausgrabungen, welche ich in Gemeinschaft mit meinem Freunde, Herrn Pfr. F. in F. verflossenen Mai im Murimoos-Hau vornehmen liess, ergab sich, dass jene weitläufigen Ueberreste von Wohnungen, wahrscheinlich schon zu verschiedenen Zeiten, gründlich durchwühlt wurden. Der Lauf der äussern Hauptmauern ist an den theilweise noch vorhandenen Fundamenten wohl erkennbar. (S. Taf. XVI. Fig. 5.) Bei I. *a* erheben sie sich sogar über die Oberfläche des Bodens, und die innere Wandung ist noch mit einer Mörtelfläche bedeckt, in welche Rinnen eingedrückt sind; diese bilden regelmässige Vierecke, die übereinander liegende kleine Quadersteine nachahmen und vorstellen sollen. In No. II. sollen vor einigen Jahren bemalte Wände entblösst worden sein; wir fanden aber nichts anders mehr als einen flachen, festen, weissen Gussboden und über ihm verschiedene Schichten rothen Ziegelmörtels u. s. w. Leider lässt sich kein deutliches Bild mehr von der ursprünglichen Eintheilung und Beschaffenheit der Wohnungen gewinnen. An den meisten Stellen, wie z. B. in No. I. und No. III., wo Schürfe versucht wurden, gelangten wir nach Wegräumung von Bausteinen sofort auf den Lehmboden, auf dem die ganze Waldung steht. Ausserdem waren die vielen starken Bäume dem Graben hinderlich. Dennoch hat sich der Ort mit Bestimmtheit als eine römische Militärstation wenigstens während einer gewissen Epoche beurkundet; denn längs der ganzen vordern Mauer lagen unter den Bausteinen ausserordentlich viele Stücke von römischen Legionsziegeln, und zwar ausschliesslich von der eilften Legion, welche nach Abzug der einundzwanzigsten deren Stelle in Windisch einst einnahm, von wo sie ihre Abtheilungen in die verschiedenen bis jetzt uns bekannten 35 Sommerlager der Umgegend sandte. Später, unter Septimius Severus, wurde sie nach Mösien verlegt, wo ihr Hauptquartier das heutige Silistria war.

[1]) Die nachfolgenden Angaben sind einem von Herrn Pfarrer Urech in Muri verfassten Artikel im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde 1859 entnommen.

Alle Ziegelstücke des Murimooses sind vom Feuer vollständig schwarz gefärbt. Auf neun derselben fanden wir die gewöhnlichen Stempel der XI Legion, aber nicht eine Spur von denjenigen der XXI Legion. Da die letztern sowohl zu Seengen als zu Bülisacker vorkommen, so scheint diese zwischen den genannten Punkten in der Mitte liegende Station als eine spätere, erst nach dem Abzuge der XXI Legion von Vindonissa im Jahr 69 n. Chr. gegründete Ansiedelung betrachtet werden zu müssen.«

Ein Punkt, wo ebenfalls Legionsziegel und zwar sowohl solche der XXI als XI Legion gefunden werden, ist die Localität, auf welcher das Pfarrhaus von Seengen steht. Im Jahr 1843 fand der dortige Geistliche bei Anlass eines Baues hart an der Westseite seines Hauses viel altes Gemäuer, in welchem Ueberreste einer Wasserleitung, Ziegelstücke und zwei Säulenbruchstücke aus jurassischem Marmor herumlagen.

Wettingen. Auf Seite 300 der ersten Abtheilung dieser Schrift haben wir einer Inschrift erwähnt, welche uns von dem einstigen Dasein eines zu Wettingen errichteten Isistempels Kunde gibt, und hier nur noch eine kurze Beschreibung des im Jahr 1633 in der Nähe des Tempels entdeckten Schatzes nachzutragen. Ueber die Auffindung desselben meldet Merian in seiner bald nachher, Anno 1642, erschienenen Topographia Helvetiæ etc. S. 52 Folgendes: »Anno 1633 den 22 Augusti Alten Calenders ist ein Irrdiner Hafen voll silberreicher Pfenning (da die Mark $10^1/_2$ Loth fein hält) zwar nicht von gantz feinem Silber, und auff solchen mehrertheils der alten Römischen Keyser Bildnuss gepräget, in der Erden vergraben, in dem Höltzlein, nicht weit von dem besagten Kloster [Wettingen] und in der Graffschaft Baden (so selbiges mahl Herr Hans Jacob Fuesslin, dess Raths zu Zürich, verwaltet hat) gefunden worden, so an Gewicht 14 Mark $4^1/_2$ Loth, dessen Geschirrs und der Müntzen (die letzte von Constantinus junior) hiebei zu sehen, nachdem dasselbige, wie man auss etwas Zahlen und andern gemerckten Zeichen gespüret, in die 1400 Jahr da gelegen.« Zoller, Ms. Tom. II. 245 berichtet über diesen Fund weiter: »Herr Chorherr J. B. Ott in seinen muthmasslichen Gedanken von den bei Kloten entdeckten Antiquitäten schreibt pag. 8. aus Lambecii Biblioth. Vindobon., dass diese Opfergeschirre in die Wienersche Kunstkammer gekommen. Dass diess nicht der Fall ist, sondern dass dieselben unter die acht alte regierende Ort der Grafschaft Baden vertheilt worden, zeigt beigesetzte undisputierliche Nachricht: »»Jahrrechnung von Baden d. ult. Oct. Die im Wettinger Hölzlein fundenen Silbernen Antiquiteten haben 194 Loth 3 Quintli gewogen, welche an 8 Stucken under die 8 Regierende Orth vertheilt worden, davon Zürich 40 L. — Q., Bern 22 L. 2 Q., Luzern 18 L. 2 Q., Uri 58 L. — Q., Schweitz 15 L. — Q., Unterwalden 7 L. 1 Q., Zug 17 L. — Q., Glarus 16 L. 2 Q., das Loth pro 12 Gutbazen angeschlagen, erhalten hat.««

Was den Münzfund betrifft, so melden Wagner im Helvet. Mercur und Andere, dass bei weiterem Nachgraben ganz nahe bei der Stelle, wo die Opfergeschirre entdeckt wurden, ein irdener Topf mit römischen Kaisermünzen von Silber gefunden worden sei, nämlich von Kaiser Hadrianus, von seiner Gemahlin Sabina, von Gordianus Pius, Maximinus Daza und Constantinus junior.

Glücklicher Weise liess einer der bei der Tagleistung zu Baden 13—23. Octbr. 1633 anwesenden Ehrengesandten, Herr Hs. Heinrich Wirz, Seckelmeister zu Zürich, sämmtliche Silbergefässe, ehe sie vertheilt wurden und in den Schmelztigel wanderten, für sich abzeichnen. Diese in natürlicher Grösse und augenscheinlich mit grossem Fleisse verfertigten Zeichnungen, welche gegenwärtig in der Bibliothek

der antiquar. Gesellschaft aufbewahrt werden, liegen allen bisher erschienenen Copieen, auch der Merianschen, zu Grund. Wir haben nach diesen Originalzeichnungen sieben von den acht Gefässen — zwei Schalen sind in ihrer Form sehr wenig von einander verschieden — in Viertelsgrösse, die auf zwei Gefässen vorkommenden Reliefbilder aber, was bisher noch nicht geschehen, in wahrer Grösse und genauer Copie wiedergegeben.

Das auf Taf. XIII. Fig. 1 abgebildete Schöpfgefäss ist von allen Stücken am reichsten verziert. Auf der Handhabe desselben (Taf. XIV. Fig. 1) erscheint Mercur mit seinen gewöhnlichen Attributen, dem Caduceus, der bulga, dem Hahn, der Schildkröte und dem Ziegenbock. Ueber ihm steht Victoria mit Kranz und Palmzweig. An der Aussenseite des Gefässes (Taf. XIII. Fig. 2) erblickt man die Götter der Wochentage: 1) Sol oder Apollo, kenntlich durch das Strahlenhaupt, die Peitsche und den Globus; er ist ganz bekleidet und trägt Ringe an den Handgelenken. Die Bedeutung des zweihenkligen Gefässes (crater) ist uns nicht bekannt. 2) Luna mit der Mondsichel auf dem Haupte und der Fackel in der Hand. 3) Mars gepanzert, mit Helm und Schild. Die Bedeutung des Vogels, Gans oder Schwan, der nach ihm den Kopf ausstreckt, wissen wir nicht anzugeben. 4) Mercur mit seinen gewöhnlichen Attributen Caduceus, bulga, Hahn. 5) Jupiter mit Zepter und Blitz, das Haupt mit Lorbeer bekränzt, neben ihm der Adler. 6) Venus ganz bekleidet, mit dem Apfel der Eris in der Hand, neben ihr zwei Tauben, die aus einem zweihenkligen Gefässe picken. Vor ihrem Gesichte ist ein Gegenstand angebracht, der schwer zu deuten ist. 7) Saturnus mit der Harpe und einem Blüthenstengel (?). Neben ihm eine Säule mit eigenthümlichem Aufsatze.

Taf. XIV. Fig. 2. Der Rand dieser Schale ist mit einem Eierstabe, das Innere mit einem Stern verziert.

Taf. XIV. Fig. 3. Auf dem breiten herabgebogenen Rande dieser Schale sind in Relief eine Menge mythologischer Symbole angebracht, deren Bedeutung unklar ist. Man bemerkt unter denselben bacchische Masken mit einem mit Taenien umwundenen Thyrsus; ferner Löwen, Hirsche, Delphine, Fische, Schlangen, Bäume, eine Sohle, eine Leiter, eine Säule, einen Gegenstand, der dem auf der Säule neben Saturn gleicht, und viele andere, deren Natur kaum zu errathen ist. (S. Taf. XIII. Fig. 3.)

Auf der Schale (Taf. XIV. Fig. 4), welche nach Zoller die Urner erhalten haben sollen, sind in der Mitte der Innenseite die von einem Kreise umschlossenen Worte: Deo Marti Mil. eingraviert. Die Buchstaben Mil. sind entweder als Militaris, obgleich dieses Wort als Beiname des Mars kaum anderswo zu finden ist, oder als M. L. L. merito libens lubens gedeutet worden. Das Innere des Kreises, sowie der Rand des Gefässes sind mit Blätterranken sehr geschmackvoll verziert. (S. Taf. XIII. Fig. 4.) Auf der Aussenseite Fig. 4*a* liest man die Worte Legenti Regly Benignes, deren Auslegung mit Ausnahme des ersten Wortes, das der Personenname Legentius zu sein scheint, noch nicht gelungen ist.

Auf der Schale (Taf. XIV. Fig. 5 u. 5*a*), welche den Zürchern zugekommen sein soll, ist ausserhalb in der Mitte des Bodens das unverständliche Wort RINIONIBOLTTVRI angebracht.

Auf der Schale (Taf. XIV. Fig. 6), welche den Zugern zu Theil wurde, findet sich ausserhalb im Boden die Inschrift MIIRCVRI [1]) MANII (mercurii manii), dann eine Zeile mit Zahlzeichen und darunter der Name G. HIILVI PRIVATI (Caji Helvii Privati). Das Wort MANI scheint als eine Local-

[1]) II in MIIrcuri und HIIlvi = E.

benennung des Mercur zu betrachten, die Zahlzeichen, welche bei Mommsen Inscr. No. 242 so vollständig als immer möglich erläutert sind, geben das Gewicht des Gegenstandes an.

Die kleine Schale (Taf. XIV. Fig. 7) mit erhabenen geometrischen Figuren gleicht einem Trinkbecher.

Da bei tiefern Grabungen neben der Kirche zu Wettingen, an welcher der oben erwähnte Inschriftstein eingemauert ist, Gemäuer zum Vorschein kommt, so ist kaum zu bezweifeln, dass der Isistempel genau an der Stelle stand, wo die jetzige Kirche erbaut wurde. Der Ort, wo nach der Tradition unter den dortigen Landleuten die Silbergeschirre und Münzen gefunden wurden, liegt wenige Minuten von der Kirche am Fusse des Sulzberges. Man kann daher mit aller Bestimmtheit annehmen, dass die eben beschriebenen Dinge einen Theil des Tempelschatzes bildeten, welcher, wie die späteste der Münzen andeutet, unter oder nach der Regierung Constantins des jüngern († 340) bei einem Einbruche der Alemannen in das helvetische Gebiet in der Nähe des Tempels vergraben wurde.

Vindonissa, Windisch. Unweit der Grenze der Schweiz fliessen vor ihrer Einmündung in den Rhein die Aar, Reuss und Limmat in einem breiten Thalgrunde, worin sie ihren Lauf öfters geändert haben mögen, zusammen. Die durch die Aar und Reuss gebildete, etwa 50 Fuss über der Flussbahn erhabene Landspitze erscheint als ein freiliegendes, auf zwei Seiten durch jäh abfallenden Rand begrenztes Plateau.

Inseln und Landzungen, welche durch die Krümmungen der Flüsse entstehen, gehörten, wie wir aus Cäsars B. G. erfahren und wie die Untersuchung solcher Punkte es bestätigt, zu den Oertlichkeiten, welche die celtische Bevölkerung vorzugsweise zu Wohn- und Sicherheitsplätzen wählte. Eine solche Lokalität war entweder von Natur hinlänglich geschützt oder bedurfte nur eines Walles oder Pallisadenwerkes, um isoliert und vertheidigungsfähig zu werden [1]). Ob Windisch ebenfalls durch künstliche Mittel auf der offenen Seite abgeschlossen war und in die Reihe der wehrhaften celtischen Niederlassungen zu setzen ist, lässt sich nicht mehr ermitteln, so viel aber ist gewiss, dass, wie der Name des Ortes und die hier gefundenen Alterthümer beweisen, das Plateau vor Ankunft der Römer von der frühesten Bevölkerung des Landes besetzt war.

Der Name Vindonissa — so lautet er nach der den Römern mundgerecht gewordenen Form — ist von den Etymologen auf verschiedene Weise gedeutet worden: wir führen hier einzig die von Zeuss (Gram. celt. p. 65, 75, 825) gegebene Erklärung an, nach welcher die erste Silbe Fin, Finn oder Find »weiss« bedeutet und auch in andern Ortsnamen, wie Vindobona, Vindomagus u. s. w., vorkommt. Betreffend die zweite Hälfte des Wortes ist uns keine, von einem eigentlichen Kenner der celtischen Sprache herrührende Deutung bekannt. [2])

Von den Alterthümern, welche auf der Ebene Vindonissa's hervorgegraben worden sind und sich auf vorrömische Zeit beziehen, nennen wir ein Paar sogenannte Schalensteine (s. Bd. XIV. S. 175), eine Anzahl von Steingeräthschaften, wie Steinbeile, Feuersteinmesser, sogenannte Kornquetscher u. s. w. Der verstorbene Ammann Laupper, der hier längere Zeit das Ausgraben römischer Alterthümer betrieb, fand Topfscherben mit den bekannten celtischen Verzierungen, Stücke von Lehmwänden mit

[1]) Siehe celtische Vesten in Band VII unserer Mittheilungen und Kanton Bern von A. Jahn S. 172.

[2]) Die römische Station bei Saint-Didier-de-Formans im Departement de l'Ain hiess Vendonissa.

Rutheneindrücken, Schleuderkugeln aus Thon (s. Anzeiger 1855 S. 52), — Gegenstände, welche theilweise den aus Pfahlbauten enthobenen Alterthumsresten vollkommen ähnlich sind.

Wie im Anfange dieser Abhandlung gezeigt wurde, ist Vindonissa derjenige Punkt der östlichen Schweiz, welcher von den Römern zuerst und zwar militärisch besetzt wurde. Haller (Helv. u. d. R. II. 373) hat die Gründe, warum gerade dieser Ort zu einem Waffenplatze ausersehen wurde, richtig erkannt, Mommsen aber die strategische Bedeutung desselben schärfer in folgenden Worten auseinander gesetzt.[1]) »Die unter Augustus aufgestellte Rheinarmee, die mit der Abwehr der Germanen beauftragt war, war damals das stärkste unter allen römischen Grenzkorps und überhaupt der Kern des römischen Heeres; sie bestand aus acht Legionen der Bürgerwehr, welchen nach römischer Sitte eine ungefähr ebenso starke Zahl sogenannter Hülfstruppen, das heisst Zuzugs aus den unterthänigen Landschaften beigegeben war — man kann die Gesammtstärke auf durchschnittlich 100,000 Mann anschlagen. Die Hauptmasse der Truppen blieb vereinigt in den beiden Hauptquartieren Köln und Mainz, von denen in jenem der Oberfeldherr des untern in diesem der des obern Heeres, jeder mit zwei Legionen sein Standquartier nahm. Von den beiden andern Legionen, die dem Commandanten des oberrheinischen Heeres gehorchten, stand die eine vermuthlich im obern Elsass, ward aber bald von da weggezogen und anderweitig verwendet. Die andere hatte ihr Hauptquartier in Vindonissa oder Windisch und ihre Aufgabe war die Communication der Rhein- und Donauarmee unter sich und mit Italien zu sichern, wozu der Ort vortrefflich gewählt war. Windisch, auf der hohen Landspitze gelegen, die die zusammenfliessende Aaar und Reuss bilden, ist eine natürliche Festung und beherrscht einerseits die beiden italischen Strassen, sowohl die vom grossen Bernhard über Avenches und Solothurn als die von Como und Bündten herkommende, während andrerseits sich von hier aus eine Verbindung theils über den Bötzberg mit der römischen Festung Augusta Rauricorum, theils über den Bodensee mit der Festung Augusta Vindelicorum, das heisst mit der Rhein- und Donaulinie mit Leichtigkeit herstellen liess. Wie sich von selbst versteht, ward nicht bloss das Hauptquartier besetzt, sondern es wurden von Windisch aus verschanzte Postenketten in allen jenen Richtungen angelegt.

Was die Truppen anlangt, die in und um Vindonissa standen, so scheint Augustus zuerst die dreizehnte doppelte (gemina) Legion dahin gelegt zu haben, von der indess wenige Spuren übrig sind.[2]) Dieselbe ward vermuthlich bald nachher abgelöst durch die einundzwanzigste, rapax, welche — unter Vespasian anderweitig verwendet und durch die eilfte, Claudia pia fidelis, ersetzt wurde. — Nicht lange nachher, wahrscheinlich unter Domitian und Trajan ward das Land zwischen Strassburg und Augsburg zum Reiche gezogen — und in Folge dessen die eilfte Legion auf das rechte Rheinufer verlegt. Von da an blieb das helvetische Gebiet mindestens anderthalb Jahrhunderte befriedetes Provinzialland. — Als man unter Probus sich genöthigt sah, die Besitzungen zwischen Rhein und Donau aufzugeben und abermals auf die Augusteische Grenze zurückzukommen — ward Augusta Raurica der Stützpunkt der römischen Truppen und wahrscheinlich das Hauptquartier der ersten minervischen Legion und nachdem diese Festung einige Jahre darauf, etwa unter Diocletian, von den Barbaren zerstört worden war, trat an ihre Stelle, wie es scheint Kaiser-Augst, das neue Castrum

[1]) S. Römische Schweiz Seite 10 in Band IX unserer Mittheilungen.

[2]) Inschrift von Zurzach, Mommsen No. 267 und eine neulich entdeckte Inschrift siehe Taf. VIII. 2.

Rauracense, dessen Wälle grösstentheils aus den Ruinen der alten Colonie gebaut wurden. Die ganze Rheinlinie ward noch einmal von Valentinian I. im J. 369 aufs Neue mit Wall und Thürmen versehen. Ende des vierten oder anfangs des fünften nimmt die römische Herrschaft zwischen dem Rhein und den Alpen ein Ende.«

Aus dieser kurzen Schilderung der Schicksale Vindonissa's, sowie aus den im Anfange dieser Abhandlung mitgetheilten Angaben, ergibt sich, dass dieser Platz gegen das Ende des ersten Jahrhunderts seine Bedeutung als Standquartier einer Legion verlor und nur noch als gallische Ortschaft fortbestand, bis er im dritten Jahrhundert wieder besetzt, bald darauf aber gänzlich zerstört, als Bollwerk gegen die andringenden Germanen durch das Castrum Vindonissense, Altenburg, ersetzt wurde, welches ebenso wie das Castellum Rauracense und so viele Castelle in Frankreich aus den Trümmern der öffentlichen Gebäude aufgeführt wurde. Trotz der über Vindonissa ohne Zweifel wiederholt ergangenen Verheerungen scheint der Ort einen Schatten seines frühern Ansehens bewahrt zu haben, da er im sechsten Jahrhundert — freilich nur auf kurze Zeit — als Sitz eines Bischofs erscheint.

Vindonissa wird von römischen Schriftstellern nur selten erwähnt. Tacitus (Hist. IV. 61) nennt den Ort bei Erwähnung des Aufstandes unter Civilis, Tutor und Classicus im J. 71 und führt an, dass die Standlager der Cohorten, Schwadronen und Legionen des Heeres an der Rheingrenze mit Ausnahme derjenigen von Magontiacum (Mainz) und Vindonissa geschleift und verbrannt worden seien.

Der Grund, warum Vindonissa nicht der Zerstörung anheim fiel, ist augenscheinlich der, dass die Besatzung nach Abzug der einundzwanzigsten Legion aus Römern und Galliern bestand, die den aufständischen Galliern hatten Treue schwören müssen, wesshalb diese Festung als eine Wehr gegen die über die Alpen zur Dämpfung des Aufruhrs herbeieilenden römischen Legionen betrachtet werden konnte. Tutor hatte aber, wie Tacitus Hist. IV. 70 bemerkt, zu seinem Unheil unterlassen, die Bergpässe abzusperren, wesshalb nach kurzer Abwesenheit und, wie es scheint, ohne Widerstand zu finden, die einundzwanzigste Legion wieder von ihrem alten Quartiere Besitz nahm und gegen den Herd des Aufstandes im Gebiet der Trevirer vorrückte, von wo sie nicht mehr nach Windisch zurückkehrte.

Auffallend ist, dass in dieser Erzählung bezüglich auf Vindonissa der Ausdruck »die Lager wurden abgebrochen« vorkommt, so dass man zu der Vermuthung geleitet wird, Vindonissa sei damals noch nicht von Castralmauern umgeben gewesen.

Obgleich Vindonissa nicht ausdrücklich genannt wird, so bezieht sich doch ohne allen Zweifel auf diese Castra der Hist. I. 67 erzählte Vorgang der Beraubung eines helvetischen Boten, welcher, von Aventicum herkommend, der Besatzung einer Burg (wahrscheinlich zu Zurzach) den Sold überbringen wollte. Dieses für den helvetischen Gau so verhängnissvolle Ereigniss ist mit Beziehung auf die Oertlichkeit des Kampfes in der ersten Abtheilung unter Aquæ S. 295 besprochen worden.

Ferner erscheint Vindonissa sowohl in der Tabula als dem Itinerarium. Dann wird es zugleich mit Basilia und dem Castrum Rauracense etc. in dem im fünften Jahrhundert abgefassten Libellus Provinciarum Rom. erwähnt, aber nicht mehr unter dem Namen Vindonissa, sondern unter demjenigen von Castrum Vindonense, woraus hervorgeht, dass zu dieser Zeit bereits Altenburg die Aufgabe von Vindonissa übernommen hatte.

Endlich wird die Umgegend von Vindonissa unter dem in den Handschriften schwankenden Namen Campi Vindonissæ und Campi Vindonis als der Schauplatz eines grossen Sieges des Constantius

Chlorus über die Alemannen in dem von Eumenius[1]) verfassten Panegyricus dieses Kaisers und seines Sohnes Constantin des Grossen (C. IV. und C. VI.) mit folgenden Worten angeführt: »Te enim tantum, ille et imperator in terris et in coelo deus, in primo ætatis suæ flore generavit, toto adhuc corpore vigens, illa præditus alacritate ac fortitudine, quacum bella plurima tum præcipue campis Vindonis gessit« und »Quid commemorem Lingonicam victoriam etiam imperatoris ipsius vulnere gloriosam? Quid Vindonis campos hostium strage completos et adhuc ossibus opertos?« Constantius Chlorus, welcher, als im Jahre 292 Diocletian und Maximian die Regierung mit zwei Cäsarn theilten, Gallien erhielt, vermochte die anschwellende Flut der germanischen Volksstämme noch für den Augenblick einzudämmen. Einen Hauptsieg über die Alemannen erfocht er bei Langres (Lingones, Champagne), 301 n. Ch. oder ein Paar Jahre früher, und schlug, wie aus den eben angeführten Worten hervorgeht, dieselben bald darauf noch einmal bei Windisch.

Auch nach der germanischen Invasion muss Vindonissa, wie der Umstand beweist, dass es im 6. Jahrhundert als Bischofssitz erscheint, ein ansehnlicher Ort gewesen sein. »Die erste Notiz,« sagt Gelpke (Kirchengesch. I. 196), »über das Bisthum zu Vindonissa bietet die Unterschrift des Concils zu Epaona: Bubulcus in Christi nomine episcopus Civitatis Vindonissæ; sie gibt uns den unumstösslichen Beweis in die Hände, dass 517 ebenso wie Aventicum auch Vindonissa christianisirt war, dass auch am letzten Orte eine schon organisirte Kirche bestand, die eben desshalb auf dem grossen Landesconcile Sitz und Stimme hatte. Er war somit ein burgundischer Bischof und zwar der einzige dieser Stadt, den wir als solchen in dieser Zeit kennen. Wieder kommt in der Zeit der Frankenherrschaft ein Bischof Grammatius oder Chromatius als episcopus Vindonissensis in den Unterschriften des ersten Concils zu Auvergne 535 und des vierten und fünften zu Orleans 541 und 549 vor.«

Da nach dem Gesagten die Schriften der Alten über die Anlage, Bedeutung und die Schicksale von Vindonissa nur sehr ungenügende Andeutungen darbieten, so sind wir, um ein Bild von dem Aussehen dieses für die Geschichte unseres Landes so merkwürdigen Ortes zu gewinnen, theils auf die Baureste und Alterthümer, die unsere Vorfahren und wir selbst gesehen, theils auf den Inhalt einiger Inschriftsteine angewiesen.

Fassen wir zuerst die Notizen, die in den gedruckten und handschriftlichen Werken der Chronisten und Alterthumsforscher vom Beginne des 16. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart herab vorkommen, ins Auge.

Die erste Anführung von Alterthümern auf dem Areal der alten Vindonissa findet sich in dem sogenannten Chronikon Königsfeldense, verfasst ums Jahr 1442 und abgedruckt in den Monumenta Domus Austriacae IV. P. II. pag. 172:

»Do man wart graben, do vand man wunderlich gestein von varben, und vo gehöwem estrich von frömdem werk, des man in der Christenheit nit spulget (pfleget) zu machen, guldin uad silbrin pfening die do höpter hattent mit binden als heyden tragend. Do man nu buwen solt, do muost man wasser füren von der rüse (Reuss), das was schwer und hindert an dem buw sere. Do wart bruoder Nicolaus von Bischoffzell geoffnet von Gott die statt da man wasser sollte vinden. Das vand man, und ist das wasser das beyde Clöster noch hüt dis tags hant zuo ir notdurft.«

---

[1]) Rhetor, von Autun gebürtig, starb um 311.

Stumpf, der gewissenhafteste und zuverlässigste Alterthumsforscher des 16. Jahrhunderts, versichert, dass »ausgenommen die Mauern des verfallenen burgstals Altenburg bei unsern zeyten kein offenbare gestalt mer einer statt ob dem erdtrich gespürt werde, dass aber under der erden die fundament der mauren, stein, estrich, verfallne gwelb, alte römische und andere dergleychen warzeichen sich erzeigend, durch welche die grösse der alten statt abgemerckt werden möge.« Alle Schriftsteller bis auf Haller herab, stimmen darin überein, dass zu ihrer Zeit über dem Boden keine Spur von Bauresten zu bemerken gewesen sei und dass einzig die Vertiefung des einstigen Amphitheaters, einige Inschriftsteine, das in die Kirchenmauer eingesetzte Bild und eine Menge Münzen und kleiner Anticaglien an die Herrlichkeit der alten Römerstadt erinnern.

Haller, der als Verwalter des vormaligen Klosters Königsfelden eine Reihe von Jahren auf der Trümmerstätte der alten Ortschaft zubrachte, ist der erste, welcher ausführlich über die Alterthümer von Windisch berichtet. Allein seine ausserordentliche Leichtgläubigkeit und sein Hang zur Uebertreibung liessen ihn Alterthumsreste da finden, wo nie solche vorhanden gewesen und vorhandene in einer Weise beschreiben, wie weder sein noch irgend eines Menschen Auge sie gesehen hatte. In der nachfolgenden Aufzählung der zu Haller's Zeit und jetzt noch vorhandenen Alterthümer werden wir fast bei jeder Einzelnheit genöthigt sein, auf die Unzuverlässigkeit der Berichte dieses Mannes aufmerksam zu machen.

Beim Durchwandern des Feldes, auf welchem Vindonissa gestanden, findet man sich in seinen Erwartungen rücksichtlich der Reste von Fortificationen, von öffentlichen und Privatgebäuden sehr getäuscht, indem über dem Boden auch nicht ein Stück einer Mauer aus römischer Zeit stehen geblieben ist, und kann sich den Mangel an solchen Ueberbleibseln nur durch die Annahme erklären, dass schon in frühester Zeit während der Einfälle der Alemannen, dann beim Bau der Festung Altenburg und später demjenigen der Stadt Brugg sammt ihrer Ringmauer und namentlich bei Erbauung des Klosters Königsfelden mit seinen gewaltigen Umfassungsmauern eine gründliche Zerstörung über den Ort ergangen sei, zugleich aber gelangt man zu der Ueberzeugung, dass dieser Lagerplatz nie die Ausdehnung und die Entwickelung erreicht habe, um mit einer der nahen Colonien wie Aventicum oder Augusta Rauricorum verglichen werden zu können. Das Resultat vieljähriger von Herrn Dr. Meyer und mir angestellten Untersuchungen dieses Ortes geht dahin, dass derselbe allerdings mit mehreren auf Militärwesen bezüglichen öffentlichen Gebäuden geschmückt war, indessen, da weder die Reste eines Theaters, noch solche von Tempeln, und fast keine sculptirten Werkstücke, wie Capitäle von Säulen u. drgl. gefunden oder irgendwo eingemauert bemerkt wurden, — was immer Haller und andere Alterthumsforscher dafür anführen — ein eigentlich städtisches Aussehen nie besessen habe.

Nach diesen einleitenden Bemerkungen gehen wir zur Aufzählung der noch vorhandenen Alterthumsreste über.

Umfang von Vindonissa. Castralmauern. Haller lässt (Helv. u. d. R. II. 386) Vindonissa sich von Königsfelden an südwärts über die Ebene, worauf das Dörfchen Hausen steht, und den Lindhofhügel ausdehnen. Ostwärts hatten nach seiner Meinung die Reuss, südwärts der Scherzberg und westwärts die Anhöhe Tann das Areal der Stadt begrenzt. Auf dem am eben angeführten Orte mitgetheilten Plane sind auch die Punkte, wo die vier Porten standen, angegeben.

Haller hat beim Entwerfen des Planes offenbar die Beschreibung der Stadt Mainz von Fuchs vor Augen gehabt und ähnliche Befestigungswerke und Dimensionen auch hier zu finden geglaubt, allein

sich durch seine Phantasie verleiten lassen, den Umfang der Niederlassung um 7—8 Mal zu gross anzugeben.

Auf dem Plateau, worauf das Dorf Windisch und Königsfelden liegen mit Einschluss von Oberburg und der sogenannten Breite (zwischen Windisch und Königsfelden), zeigen sich bei Grabungen fast überall entweder Gemäuer oder gebrannte Steine und andere Artefacte aus römischer Zeit, aber auf der weiten Ebene zwischen Königsfelden und dem Dörfchen Hausen, in welchem nur vereinzelte Reste von römischen Gebäuden vorkommen, so wie auf den Höhen und Abhängen des Lindhofberges findet sich unter der Humuserde der natürliche Grien- und Lehmboden, ohne alle Anzeichen früherer Ansiedelung. Auf der ganzen Linie, welche der Lauf der Hallerschen Ringmauer beschreibt und an den Punkten, wo die Thore gestanden haben sollen, ist durch den Ackersmann nie die geringste Spur von Gemäuer entdeckt worden. Der einzige Rest einer Mauer, die als eine fortificatorische betrachtet werden kann, befand sich längs des Abhangs über dem Aarbette, wo der Fussweg von Brugg nach Windisch hinläuft und wo Laupper ein 20—30′ langes Stück einer 5—6′ breiten Mauer abdeckte. Es ist dieses der Punkt, wo nach Haller (S. 387) noch bis im Jahre 1810 die Grundmauern eines Ringmauerthurmes gesehen haben will. Nirgends in der Umgebung von Windisch, nicht einmal auf der Ebene, wo eine Sicherung des Platzes am nothwendigsten war, findet sich im Boden ein Ueberbleibsel einer Festungsmauer.

Das einstige Dasein einer Umfassungsmauer von Windisch wird einzig und allein bezeugt durch ein vor etwa 10 Jahren unter den Trümmern der Festung Altenburg entdecktes Fragment einer Inschrift folgenden Inhalts: Felix Augustus — Cæsar murum (vindonissensem) — (manu) militari restitue — — (Præse)s (Prov)inciæ G(ermaniæ) S(uperioris) etc. Nach Mommsen's Ansicht gehört der Stein der Diocletianisch-Constantinischen Zeit an, und ist vor Felix Augustus etwa der Name und Titel des Constantius und nach diesen Worten derjenige des Flavius Severus zu ergänzen, woraus hervorgeht, dass ungefähr um's Jahr 300 die Ringmauer von Windisch durch die Soldaten und unter Leitung des Präses des Militärbezirkes von Ober-Germanien hergestellt wurde, also um dieselbe Zeit, da nach Preisgebung der Besitzungen jenseits des Rheins auch die Ringmauer des Castells von Burg Stein und Ober-Winterthur (siehe Mommsen's Inscr. No. 239 und 272 und erste Abtheilung S. 274 und 280) wieder in Stand gesetzt wurden.

Der einzige Ueberrest der römischen Befestigung von Vindonissa ist der in späterer Zeit erbaute, die Brücke über die Aar, an der Heerstrasse von Augusta Rauricorum nach Vindonissa, vertheidigende schwarze Thurm.

»Er steht [1]) auf einem der wenigen taktisch wichtigen Punkte, welche von dem durch die Reuss und die Limmat aus dem Hochgebirge herab gewälzten Geschiebe im Laufe von 15 Jahrhunderten nicht überdeckt werden konnten, auf dem rechten Ufer der Aar, dort, wo sich das Strombett zwischen zwei senkrechten Felsenwänden, der festen Widerlager einer nur 70′ langen Brücke, am meisten verengt. Der Grundriss des Thurmes ist quadratisch, jede Seite 27′ lang, und die Mauer auf allen vier Seiten 8′ dick. Die obere Hälfte des Thurmes wurde um die Mitte des 15. Jahrhunderts restaurirt; die untere Hälfte ist römisch und zwar nach der ersten Zerstörung durch die Alemannen, wahrscheinlich von Diocletian, bei Herstellung seiner Vertheidigungslinie in der Eile erbaut. Da in einer Entfernung von 6—8′ und parallel mit der vordern, gegen Norden gerichteten Front des Thurmes die Felsenwand senkrecht aus der Aar emporsteigt, wurde die gegen dieselbe gerichtete und wahrscheinlich hinter einer freistehenden Mauer ausmündende Pforte nur 3′ hoch über den natür-

[1]) Siehe von Krieg's Militärarchitektur S. 106.

lichen Boden, d. h. über die horizontale obere Felsenfläche gelegt und zwar in die nordöstliche Ecke des innern Raumes, ohne Erweiterung nach Innen, im Halbkreise überwölbt, dieser aber auf der Aussenseite mit einem horizontalen Sturze und darüber befindlichen Rundfelde (Tympan) aus einem einzigen Steine (die Pforte ist 3′ breit) geschlossen. Wie bei allen römischen Thürmen sind die mittlern Stockwerke nur durch Bretterböden geschieden und durch sparsame Schlitze erleuchtet. Die Werkstücke auf den äussern Seiten reichen keineswegs durch die ganze Dicke der Mauer, sondern bilden äussere; kleinere, glatte Quader bilden die innere Verkleidung, den Kern hingegen Bruchsteine und Brocken aus porösem Tuff in reichlichem Ziegel-Mörtel. Da man die Quader nehmen musste, wie man sie in der Eile bekam und sich zufrieden gab, für die einzelnen Lagen gleich hohe zusammen zu finden, so konnte hier von gleichmässigen Buckeln nicht die Rede sein, und diess um so weniger, als man sich mitunter auch zu ehemals in anderer Weise verwendeten, durch Sculpturen verzierten oder ganz glatten Werkstücken bequemen musste. Dagegen sind die vier Ecken, oder vielmehr die vier senkrechten Kanten des Thurmes äusserst sorgfältig behandelt und mit einem gleichbreiten Randbeschlage versehen, der sich zur Rechten und Linken der haarscharfen Kante wie eine glatte, überall gleichbreite Borte herabzieht: die Arbeit eines geübten Steinmetzen, wohl erst nach vollendetem Bau.«

Im Erdgeschosse auf der innern Seite des Thurmes sind ein Paar Steine mit Reliefs, Figuren und Laubgewinde darstellend, eingemauert — ein Beweis, dass auch von einigen Monumenten des wahrscheinlich schon zerstörten Ortes das Material zum Bau dieses Thurmes hergenommen wurde.[1])

Auf der nördlichen Seite desselben, unweit seiner östlichen Ecke ist eine 14 Zoll hohe Büste aus Muschelsandstein in die Mauer eingebunden, deren vordere Seite einen weit hervortretenden Kopf zeigt. Um für sie Platz zu gewinnen, wurde ein Theil der Buckeln des darüber befindlichen Steines weggemeisselt. Obgleich Frost und Regen die Büste übel zugerichtet haben, ersieht man doch deutlich, dass Kopf und Schulter wie von einem Panzerhemde bedeckt sind. Ihr Alter ist noch nicht ermittelt. Wir verweisen auf die genaue Abbildung und Beschreibung derselben in der Zeitschrift »Aargovia« Jahrgang 1860.

Strassen. Ueber Vindonissa führte, wie früher schon angegeben, von den rätischen Alpen herkommend, die Heerstrasse, welche Oberitalien, zunächst Mailand, mit den Rheingegenden verband. Der Lauf dieser Strasse mit ihren Stationen ist auf dem Itinerar und der Peutingerschen Tafel bezeichnet. Es ist kein Zweifel, dass dieselbe zunächst der Brücke bei Fahr-Windisch gerade da, wo im Mittelalter die durch die Ermordung König Albrechts II. bekannt gewordene Fähre bestand, über die Reuss setzte, dann das Plateau von Vindonissa[2]) erstieg und dasselbe bei Brugg wieder verliess, um ihren Lauf über den Bözberg nach Augusta Rauricorum fortzusetzen. Diese Strasse ist ostwärts bis nach Baden (Aquæ) mit Meilensteinen versehen. Siehe diese Meilensteine bei Mommsen Insc. No. 330 und 337 und in der ersten Abtheil. S. 295.

Eben so sicher ist, wenn schon nicht durch Meilensteine oder schriftliche Angaben aus Römerzeit beglaubigt, die Strasse, welche dem Laufe der Aar folgend über Aarau, Olten nach Solothurn und Avenches führt. Es ist diess die Hauptverkehrsstrasse, welche die verschiedenen Gaue der Helvetier unter sich verband, dieselbe, auf welcher Cäcina nach dem Hauptorte des Landes zog.

Wiederum durch das Anton. Reisebuch und die Tabula bestätigt ist eine Strasse von Vindonissa

---

[1]) Als im Jahr 1842 im untersten Stockwerk des Thurmes Gefangenschaften erbaut wurden, fand man im Füllwerk der etwa 8′ dicken Mauer die Ueberreste einer Wendeltreppe aus Mägenwilerstein. Die Steine waren in der Mitte etwa 2½″ tief ausgelaufen und müssen Jahrhunderte lang gebraucht worden sein.

[2]) Wenige Klafter unterhalb der Höhe muss sie sich mit einem Nebenwege, dessen Lauf wir nicht angeben können, gekreuzt haben. An dieser Stelle wurde nämlich im Jahr 1852 der Quadriviisstein (siehe Mommsen No. 247) ausgegraben.

nach Tenedo, dem jetzigen Zurzach, allein es ist völlig ungewiss, an welcher Stelle dieselbe die Reuss und die Limmat überschritt. Die meiste Wahrscheinlichkeit gewährt die Annahme, dass diese Strasse von der Höhe von Windisch herab in gerader Linie der Reuss zulief, bei dem Felde Gehling, wo der römische Begräbnissplatz, über die Reuss und gleich nachher bei Vogelsang über die Limmat setzte, dann aus dem Strombette wieder auf die Thalebene hinaufstieg und über die Höhen von Tägerfelden Zurzach erreichte. Eine Bestätigung dieser Ansicht liegt in dem Umstande, dass der eben genannte Hauptbegräbnissplatz von Windisch gewiss an einer Strasse lag, dass die hier aufgedeckten Gräber genau nach der supponirten Richtung der Tenedo Strasse gereiht sind und ein Einschnitt deutlich zu bemerken ist. Der Punkt des Ueberganges über die Limmat, die in der Landebene, auf welcher die drei Ströme sich begegnen, ihren Lauf häufig änderte, ist nicht mehr auszumitteln. Ohne Zweifel aber lag er unmittelbar beim Weiler Vogelsang, wo Reste römischer Wohnungen fortwährend aufgedeckt werden.

Von dieser Militärstrasse zweigte sich eine Viertelstunde südlich von Würenlingen die nach Coblenz führende Strasse ab, von der wir unter dem Artikel Coblenz gesprochen.

Die Strasse von Windisch nach Hausen, Brunegg, Mägenwil und Lenzburg kann schon darum nicht bezweifelt werden, weil dieselbe nach den Cantonnirungen und Meyerhöfen in den Seitenthälern der Aar führt und auf diesem Wege aus den Steinbrüchen von Mägenwil das Material zum Bau der Häuser in Vindonissa bezogen wurde.

Als Verkehrsstrassen, die von Windisch ausgehen, müssen noch die Strassen, die dem linken Ufer der Aar entlang westlich nach Schinznach und nördlich nach Rein führen, und diejenigen, welche zu beiden Seiten der Reuss südwärts laufen, genannt werden.

Von einer steinernen Brücke findet sich, da diejenige zu Brugg aus dem Mittelalter stammt, in der Umgebung von Windisch keine Spur.

Wenn Haller behauptet (S. 376) »er habe 1797 die Reste derjenigen römischen Strasse, deren Richtung nach Baden ging, angetroffen, eine via strata, die noch so gut wie ganz, mit grössern und kleinern Steinplatten besetzt und fest zusammen verküttet gewesen sei,« so gehört diese Angabe zu den Uebertreibungen dieses Mannes, dessen unpraktischer Blick die Construction einer Strasse ebenso wenig zu erkennen vermochte, als — wofür Belege genug vorhanden sind — die Aechtheit oder Unächtheit römischer Münzen und Geräthschaften. Die in Rede stehende Strasse, die auch seit jener Zeit mehrmals aufgedeckt wurde, ist, wie alle andern Strassen in Helvetien, ganz nach der gegenwärtig gebräuchlichen Art construirt. Siehe oben S. 78 und Tafel VI. Fig. 2 und 3.

Amphitheater. Das Amphitheater liegt auf der Westseite von Königsfelden, wenige Schritte rechts von der Strasse nach Husen und stellt sich gegenwärtig nur noch als eine trichterförmige, ovale, einer Sandgrube ähnliche Vertiefung dar, die unter dem Namen Bärlisgrub bekannt ist. Ueber den Zustand dieses Gebäudes im vorigen Jahrhundert findet sich bei Haller Bd. II. S. 390 folgende Angabe:

»Um die Mitte des 18. Jahrhunderts waren die Ueberbleibsel dieses Theaters noch sehr gut erhalten und auf der Oberfläche des Bodens sichtbarer als jetzt (im ersten Decennium des 19. Jahrhunderts), wo dasselbe nicht nur inwendig ganz ausgegraben, sondern auch die Ruinen zu beiden Seiten weggeschafft und der Boden grösstentheils verebnet ist. Dieses oval-runde Theater war so gebaut, dass die eine Hälfte gegen Süden und die andere gegen Norden, eine Pforte gegen Osten und die andere geradüber gegen Westen stand; im Durchschnitte betrug die Länge desselben 120 bis 125 Schritte oder 320 bis 325 Bernschuhe, und eben dieser geringe Umfang ist ein Beweis mehr für die ausschliessliche Bestimmung

des hiesigen Theaters zu Gunsten des Militärs und der römischen Beamten. Dasselbe war aus schönen Quaderstücken nach einem sehr guten Styl erbaut, und die Ruine des östlichen Thors, welche man am Ende des 7. letzt abgewichenen Decenniums noch aufrecht sah, verräth immer das schöne Zeitalter Vespasians und des Titus, und es ist ewig schade, dass die Regierung mit solchen Umständen unbekannt, das ganze Stück Landes, auf welchem dieses Theater stand, an zwei Gebrüder Maurerhandwerks überliess, welche alles umwühlten, die schönsten Monumente, Inschriften etc. verbaueten oder sonst zernichteten, den meisten übrigen Fund an Gold-, Silber- und Kupfermünzen, Gemmen und andern Kostbarkeiten aber in das Ausland verkauften. Ein grosser viereckiger Granitblock, genau im Mittelpunkte der ehemaligen Arena, woran die zum Hetzen bestimmten wilden Thiere und auch zum Tode verurtheilte Menschen mit Ketten befestigt wurden, deren doppelte Löcher noch sichtbar waren, erfuhr das nämliche Schicksal, wie obige Ruine des östlichen Theaterthores und so viele hier gefundenen Inschriften: er wurde verbauet. Da dieses Theater südwärts höher stand, als gegen Norden, indem sich der Boden von der umliegenden Anhöhe abwärts gegen die Aare senkt, so musste bei den Zerstörungen des hiesigen Gebäudes die südliche Hälfte desselben einwärts, die nördliche hingegen auswärts zusammenstürzen, und desswegen trifft man auch die Ruinen und unter denselben verschüttete Alterthümer von der erstern Seite inwendig, die von der letztern aber auswendig an. Bei den in den Jahren 1793 und 1794 hier gemachten Nachgrabungen stiess ich auf ein unterirdisches Gewölbe, welches wahrscheinlich zum Thierbehälter gedient hatte, weil in demselben eine ausserordentliche Menge von Thiergebeinen, Hörnern von Urochsen, welche damals in unserm Lande und dem benachbarten Hercynischen Walde gemein waren u. drgl. m. zum Vorschein kamen. Ausser drei Münzen bekam ich nichts Erhebliches. Viele Jahre vorher hatte man auf der Nordseite inwendig auch einen grossen Haufen von Gebeinen und darunter, wie es hiess, Bärenknochen gefunden, daher ohne Zweifel diese Ruinen mit dem Namen Bärlisgrube belegt worden sind.«

Diese Beschreibung der Reste des Amphitheaters steht im grellsten Widerspruche mit Allem, was die Chronikschreiber und Archäologen der letzten drei Jahrhunderte über die Alterthümer von Windisch zu berichten wissen. Wie schon gesagt, meldet der genaue und ganz zuverlässige Stumpf, der um die Mitte des 16. Jahrhunderts schrieb, dass an diesem Orte nirgends altes Gemäuer zu Tage trete. Geiger, der seine bewundernswerthe Landtafel in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfertigte, bezeichnet die Grundform des Amphitheaters ganz richtig, bemerkt auch durch Striche zwei Eingänge in dasselbe, ohne eine Erhebung der Mauer über den Boden — was er bei keiner Ruine unterlässt — anzudeuten. Die Topographen und Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts, die mit den Alterthümern von Windisch sehr wohl bekannt sind, erwähnen mit keiner Silbe des Oberbaues des Theaters.

Es ist sehr wahrscheinlich, dass in der Mitte des 18. Jahrhunderts noch am Rande der Vertiefung des ehemaligen Amphitheaters Mauerreste vorhanden waren, die dem Ackerbau zu lieb damals ausgebrochen und dass behauene Steine zu Bauten von hier weggeführt wurden. Indessen möchten wir bezweifeln, dass an der vorliegenden Schilderung der guterhaltenen Ueberbleibsel ein wahres Wort wäre. Der leichtgläubige Haller nahm alles was ihm von Leuten, die seine schwache Seite kannten, erzählt wurde, als baare Münze an, berichtete übrigens auch nicht selten als von ihm constatirte Thatsache, was nachweislich nur seiner Einbildung entsprungen war. Windisch, wo er seine schönsten Jahre — er nannte sich daher Haller von Königsfelden — verlebt hatte, sollte besonders verherrlicht werden und in dieser Absicht liess er sich die angeführten Uebertreibungen zu Schulden kommen. Wenn er in Betreff dieses Amphitheaters von gut erhaltenen Ueberbleibseln, von Pforten im Styl des Vespasianischen Zeitalters, von Monumenten, Inschriften und dgl. spricht, so dürfen wir mit aller Bestimmtheit den ganzen Bericht als eine Erdichtung betrachten und einzig als wahr annehmen, dass er bei einer Nachgrabung Ende des 18. Jahrhunderts, wie er selbst sagt, ausser einer Anzahl Münzen nichts Erhebliches gefunden habe.

Dieses Amphitheater war in der That sehr klein und nur zu Gunsten des Militärs erbaut. Die

grössere Achse der Ellipse lag in der Richtung von NO nach SW, und hatte eine Länge von circa 230'. Die Eingänge waren einander gegenüber an den schmalen Seiten des Gebäudes angebracht. Ob die Sitzstufen aus Stein, oder was bei Amphitheatern auch vorkam, aus Holz bestanden, lässt sich nicht mehr ermitteln, da dieselben, wenn sie von Stein waren, natürlicher Weise schon beim Bau des nur 500 Schritte davon gelegenen Klosters Königsfelden benutzt wurden.

Wasserleitung. Die Wasserleitung, von der in unserer antiquarischen Literatur so viel Aufhebens gemacht wird, scheint nach dem Chronikon Königsfeldense (siehe oben S. 138) seit dem Untergange Vindonissas bis in den Anfang des 14. Jahrhunderts in Verfall gewesen zu sein, versieht aber gegenwärtig wieder die Wohngebäude des ehmaligen Klosters Königsfelden und das Dorf Windisch reichlich mit gutem Quellwasser. Die Richtung ihres Laufes und ihr Ziel zeigt uns, dass die Felder von Oberburg, Breite, Windisch, überhaupt die östliche Seite des Plateaus die mit Häusern besetzten Stellen des Lagerplatzes gewesen seien. Sie ist auf die einfachste Weise, ohne Kunst und Aufwand hergestellt. In der Nähe von Königsfelden, wo sie am weitesten ist, hat sie im Lichten eine Breite von 13", eine Höhe von 15", ist unten und an den Seiten gemauert, dick mit Ziegelmörtel belegt und oben mit zurechtgeschlagenen Steinplatten (Mägenwyl) zugedeckt. (S. Taf. XVI. Fig. 7.)

Haller (II. 392) und nach ihm alle, welche über Vindonissa schreiben, melden, sie nehme ihren Anfang an dem 7000 Meter von Windisch entfernten Brauneggerberge und laufe über die ganze Birrfeldebene nach Hausen und Windisch. Allein diese Angabe ist durchaus unrichtig. Die entferntesten Zweige des Kanals, in welchen von beiden Seiten kleine Nebenkanäle einmünden, befinden sich an den Anhöhen östlich und westlich, besonders aber östlich von dem etwa 2000 Meter von Königsfelden entfernten Dörfchen Hausen. Die Richtung des mehrmals ausgebesserten Hauptstammes der Leitung ist durch längliche auf den Feldern aufgestellte Steine — — — angegeben. Ein höherer quer gestellter Stein, welcher die entfernteste Quelle bezeichnet, steht nicht weit westlich von den äussersten »im Dächsli« genannten Wohnungen von Hausen. Von hier an läuft der Hauptkanal in öfters gebrochener Linie nach Oberburg, wo der die sämmtlichen Brunnen von Königsfelden und Windisch speisende Sammler angelegt ist. (Siehe Anzeiger 1857 S. 7.)

Begräbnissplätze. Haller sagt (II. 396): »In der Gegend Schindellegi genannt, weit oberhalb Altenburg an der Aar, und überhaupt auf der ganzen Reutinen herum findet man öfters ganze und zerbrochene Urnen und in den erstern gemeiniglich Asche und Kohlen.« Wenn dem so war, so müssen wir annehmen, dass die gallisch-römische Bevölkerung in dieser Gegend ihre Todten bestattet habe.

Mehrere Grabsteine sind in neuerer Zeit auf den Feldern bei Königsfelden und Windisch und bei Brugg gefunden worden, allein es ist ungewiss, ob sie ursprünglich hier aufgestellt waren.

Vor dem Städtchen Brugg wurde in einem Garten ein Kindergrab, ein trogähnlicher aus rothem Sandstein (aus der Gegend von Basel) verfertigtes Behältniss mit einem Deckel aus derselben Steinart. gefunden. Inwendig lagen Gebeine und ein Glasfläschchen.

Ein eigentlicher Begräbnissplatz des im ersten Jahrhundert n. Chr. zu Windisch in Garnison stehenden Militärs wurde im Jahr 1846 bei Erbauung der Eisenbahn entdeckt und zwar an einer Stelle, wo man einen solchen nie vermuthet hätte. Der Ort, der schon auf Seite 142 erwähnt wurde, ist eine kleine Anhöhe jenseits der Reuss, über die hier eine Brücke geführt haben muss, etwa 3000 Schritte von Königsfelden entfernt, wahrscheinlich an der Strasse nach Tenedo. Bei der Abtragung

des Bodens zeigten sich ein Paar Reihen von ungefähr 15′ von einander entfernten Vertiefungen, in welchen Leichname verbrannt und neben welchen die Ueberreste bestattet worden waren.

O 15′ O O O O O O
8′
O O O O O O O

O O O O O O O

Der Boden war nämlich auf diesen Punkten bis zum Umfange eines grossen runden Tisches völlig fest und roth gebrannt und mit einer Masse von Asche und Kohlen bedeckt.

Am Ende dieses Platzes gegen das »Turgi« hin kam eine grössere Verbrennungsstätte, ustrina, zum Vorschein, wo der Boden im Durchmesser von 10′ und tief hinab roth gebrannt und wo sonach ebenfalls längere Zeit die Einäscherung von Leichnamen vorgenommen worden war. An den erstgenannten Punkten zeigten sich neben den Brandstätten, 3′ tief im Boden, mit gewöhnlicher Erde und von einem platten Steine bedeckt, Todtenurnen von Thon oder Glas, und zwischen denselben die Grabsteine einiger Militärpersonen. Vier Urnen enthielten neben der Asche des Verstorbenen einen Metallspiegel, fast alle eine Lampe. Fläschchen von Glas fanden sich in vielen, Münzen und eiserne Schlüssel mit Bronzeheft in mehreren, eine Menge grosse und kleine Nägel in allen. An einem Schlüssel klebte noch ein Stück verbrannten Zeugs. Ein Topf enthielt die bronzenen Handhaben einer Cassette, ein anderer ein Kaninchen aus Thon (s. Taf. IV. Fig. 33), ein dritter zwei auf einander liegende, vollkommen gleiche Spiegel. Die Stelle einer Urne vertrat in einem Grabe eine die Knochen und eine Lampe verwahrende Amphora. Als Aschenbehälter dienten auch ein Paar rectanguläre Behälter von Stein, von denen der grössere eine Oeffnung von 13—14″ Länge und 4″ Breite hatte.

Die in älterer und neuerer Zeit, sowohl auf den Feldern zwischen Königsfelden und Brugg, als auf dem bezeichneten militärischen Begräbnissplatze entdeckten, mit Inschriften versehenen und im Museum zu Königsfelden aufbewahrten Grabsteine beziehen sich ausschliesslich auf Militärpersonen, indem ein Stein zum Andenken eines Soldaten der XXI Legion [1]), neun Steine zum Andenken von Soldaten der XI Legion aufgestellt wurden und ein einziger einen Soldaten der XIII Legion nennt. Von einem Soldaten einer der rätischen Cohorten ist nie ein Denkmal gefunden worden, auch nicht von einem bürgerlichen Einwohner von Vindonissa. Diese Grabsteine, die uns mit dem Namen des Verstorbenen, der Zunft, der er gehörte, seinem Rang, Alter, seiner Dienstzeit u. s. w. bekannt machen, sind bis auf wenige in den letzten Jahren aufgefundene und im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde mitgetheilte Steine in Mommsens Insc. abgedruckt.

Die Verstorbenen stammten sämmtlich aus Italien oder Gallien, nämlich aus Lucus Augusti (Luc am Drôme), Augustonemetum (Clermont), Verona, Bologna, Vienna, Forum Cornelii (Imola), Bergamum, Cremona und Tortona. Da diese Inschriften hinreichend bekannt sind, gehen wir auf eine nähere Beschreibung ihres Inhaltes hier nicht ein und haben (Taf. VIII. Fig. 2) einzig das ebenerwähnte

[1]) Der Grabstein eines Arztes der XXI Legion, Namens T. Claudius Hymnus, findet sich in dem nahen Gebensdorf und ist ohne allen Zweifel von dem Begräbnissplatz an der Reuss hiehergebracht worden.

Denkmal eines Obersten in der XIII Legion abbilden lassen, weil dasselbe Mommsens Ansicht, dass die unter Augustus zu Mainz garnisonirende XIII Legion, genannt gemina, früher zu Windisch gestanden habe, bestätigen hilft, und auch in anderer Beziehung nicht ohne Interesse ist. Dieser Stein ist gewidmet dem C. Allius Oriens, dem Sohn des Cajus, aus der Pomptinischen Zunft, gebürtig von Tortona, Obrist. Unter der Inschrift sind die von dem Verstorbenen erlangten kriegerischen Ehrenzeichen abgebildet, nämlich drei Lorbeerkränze, Coronæ mit den Tænien (Enden der Bänder), zwei Armbänder, armillæ, zwei geschlossene Ringe und darunter die in drei Reihen neben einander befindlichen neun Schmuckplatten, phaleræ. (S. Otto Jahn, Phaleræ, u. Lindenschmits Alterth. Heft IV.)

Reste von öffentlichen Denkmälern. Zu den wichtigsten Monumenten gehört die von Mommsen hergestellte, in seinen Inscript. Conf. Helv. unter No. 245 angeführte Inschrift, welche als Ueberschrift über einem Ehrenbogen zu betrachten ist und verkündet, dass im Jahr 79 n. Chr. unter der Regierung Vespasians von der Bürgergemeinde Windisch und unter Leitung von mehreren Mitgliedern derselben (T. Urbanius Matto, T. Valerius Albanus, L. Veturius Melo, C. Cottius Rufus und Sextius), dem Mars, Apollo und der Minerva ein Ehrenbogen errichtet worden sei. Es geht aus dieser Inschrift hervor, dass die Gemeinde, die sich Vicani Vindonissenses heissen, keineswegs wie Haller II. 377 behauptet »ein municipium gewesen, besondere Verfassung und Obrigkeiten, seviros gehabt und die Vorzüge einer Militärcolonie besessen habe.«

Gewiss ist aber, dass diese Gemeinde, deren Dasein und Gedeihen auf der Nähe des Standlagers einer Legion und auf dem Verkehr mit derselben, ferner auf dem Gewinn, den Schifffahrt und Holzflössen einbringen mochte (s. Nehaleniabild Taf. VIII. Fig. 5), beruhte, sich in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts eines bedeutenden Wohlstandes erfreute, da sie die Kräfte besass, aus ihren Mitteln ein öffentliches Denkmal wie das genannte zu errichten.

Auffallend ist der Umstand, dass laut der Inschrift dieser Bogen nicht einem Sterblichen, einem Imperator, sondern mehreren Gottheiten zu Ehren errichtet ist.

Ein zweites, sehr interessantes Fragment eines öffentlichen Denkmals ist eine im Jahr 1860 unter den Trümmern des römischen Castrums zu Altenburg entdeckte Inschrift. (S. Anzeiger 1860 S. 87.)

O · CAESARE
C · POTESTAT · $\overline{X}$
O · POMPONIO · S
O · LEGATO · AVGV

»Die Schönheit der Buchstaben und die ungewöhnliche Grösse derselben lassen nicht bezweifeln, dass der Stein zu einem öffentlichen Denkmal in Vindonissa gehörte, von wo er mit andern Werkstücken zum Bau des Castrums nach Altenburg geschleppt wurde.

Die Buchstaben der Inschrift, die in bedeutender Höhe angebracht war, haben in der ersten Zeile die Höhe von 5″ 7‴, in der zweiten von 4″ 8‴, in der dritten 4″ 7‴, in der vierten 4″. Die Breite des Steins (jurassischer Marmor) beträgt $4^1/_2$′, die Höhe 3′; er war aber augenscheinlich früher viel grösser, da oben, unten an beiden Seiten bedeutende Stücke abgeschlagen sind. In der zweiten Zeile sind vor P noch Spuren des Buchstabens C, dem Ende des Wortes Tribunic (tribunicia potestate) übrig.

»Obgleich nur wenige Worte dieser Inschrift erhalten sind, so sind dieselben dennoch für die Geschichte von Vindonissa sehr merkwürdig, indem sie das älteste Zeugniss über diese Militärstation enthalten und eine Lücke in der Geschichte der römischen Schweiz ausfüllen. Man hat allerdings

schon früher die Vermuthung ausgesprochen, dass unter dem Kaiser Claudius die Militärgrenze am Rhein organisirt worden und dass in Folge dieser Massregel die Legio XXI in Vindonissa eingerückt sei. Allein es fehlte an einem historischen Zeugniss. Dieses ist durch die Erwähnung des Pomponius legatus Augusti gefunden.

P. Pomponius secundus, welcher einem der angesehensten Geschlechter Roms angehörte und unter Tiberius Consul war (daher Tac. Ann. XI. 13 Publius Pomponius consularis), ist derselbe Mann, welcher nach Tacitus Ann. XII. 27 unter Kaiser Claudius die Stelle des kaiserlichen Legaten in Germania superior bekleidete, und dessen Anwesenheit am Rhein nach dem Gang der Ereignisse, die an jener Stelle erzählt werden, in die Jahre 50 und 51 n. Chr. fällt. Die Errichtung des Denkmals fällt in das Jahr 50 n. Chr., da in diesem Jahr Claudius zum zehnten Mal die tribunicia potestas bekleidete. Es war gerade in diesem Jahr, dass Pomponius als Anführer des obergermanischen Heeres die räuberischen Chatten auf's Haupt schlug, sie zur Unterwerfung zwang und einige Römer, welche bei ihnen seit der Niederlage des Varus in der Sclaverei lebten, aus derselben befreite. Dem Pomponius wurde für diesen Sieg der Triumphschmuck zuerkannt, wie Tac. Ann. XII. 28 sagt: »ein geringer Theil des Ruhmes, den er bei der Nachwelt geniesst, wo er als vortrefflicher Dichter hervorglänzt.« Der ältere Plinius, der in vertrautem Umgange mit ihm stand (Plin. Epist. III. 5) und vielleicht in Germanien unter ihm gedient hatte, beschrieb sein Leben in zwei Büchern und nennt ihn unter andern »Vates civisque clarissimus«. Auch Quintilian erwähnt des Pomponius, von dem wir nur zwei Dramen (Armorum judicium und Atreus) dem Namen nach kennen, mit grossem Lobe.« Anzeiger 1860 S. 87 und 104.

Ein drittes Fragment eines ebenfalls unbekannten Monumentes ist der Inschriftstein No. 248 bei Mommsen.

A V G V S T O ·
VNDO · LEG · AV
LEGIO · / / / ·
· · ·

Dieser Stein, jurassischer Marmor, welcher 1842 im Städtchen Brugg entdeckt wurde, ist 6′ lang, 2′ 9″ breit und 1′ 5″ dick. Die wohlgeglättete Vorderseite ist von den Seitenwänden gegen die Mitte zu elliptisch vertieft mit einer Einbiegung von etwa 2 Zoll in der Mitte, so dass der Stein ein Bruchstück einer in grossen Dimensionen gewölbten Nische zu sein scheint. Auf der für den Beschauer rechten Seite hat der Stein in der Richtung der Dicke einen Einschnitt, so dass hier offenbar ein anderes Quaderstück eingefügt war; die linke ist ganzwandig, doch finden sich auf dem obern Rande links wie rechts deutliche Spuren der Verbindung durch eiserne Klammern. Nach der auf dieser concaven Seite befindlichen, ebenfalls in den schönsten Charakteren ausgeführten Inschrift zu urtheilen, ist dieser Stein ein Bruchstück eines unter Ti. Claudio Cæsare AVGVSTO demselben P. Pomponio se CVNDO. LEG ato AV gusti von der LEGIO XXI errichteten Denkmals.

Ausser den genannten sind auf der Ebene von Windisch noch mehrere Fragmente von Inschriften, die sowohl wegen ihres Inhaltes als der Grösse und Schönheit der Buchstaben nur öffentlichen Denkmälern angehören konnten, entdeckt worden. Zu diesen sind zu zählen die Aufschrift Vespasiano Mommsen No. 249, Haller II. 394, ferner No. 250 bei Mommsen:

G P O N —
B POT $\overline{\text{III}}$
LONIO PATR

Nach Orelli's Ansicht enthält diese Inschrift nach den Worten Aug. Pontif. Max. Trib. Pot. III. den Namen eines Mannes, Apollonius, den sich die Gemeinde Windisch zum Patronus gewählt hatte. Patrone von helvetischen Gemeinden kommen auf Inschriften (s. Mommsens Inscr.) mehrmals vor.

Von Inschriften auf öffentlichen Denkmälern rühren auch die Fragmente 260, 262 — 65 bei Mommsen her.

Bezeichnend für die gewerbliche Thätigkeit der Vicani von Vindonissa ist die Inschrift Momms. 261, aus welcher hervorgeht, dass sich unter den Einwohnern von Vindonissa Negotiatores, Salsarii, Leguminarii (Kaufleute, Salzfisch- und Halmfrüchtehändler), die das römische Bürgerrecht besassen, (ci)ves ro(mani) befanden und sich zu einer Corporation oder einem öffentlichen Unternehmen vereinigt hatte.

EGOTIA
SARI·LEG
VES·RO
ESOV

Unter den zu Windisch aufgefundenen Altären ist einer dem Mercur (Mommsen No. 246), ein anderer No. 247 den Quadruviis, den Genien der Kreuzstrasse gewidmet.

Gebäude. Es ist oben bemerkt worden, dass alle Ueberreste von Gebäuden der alten Vindonissa hauptsächlich dadurch, dass vom 13. bis 15. Jahrhundert die damals noch vorhandenen Trümmer als Steinbrüche benutzt wurden, von der Oberfläche des Bodens völlig weggewischt sind, und dass es gegenwärtig ebenso unmöglich ist, zu sagen, wo die Kasernen, die Zeughäuser, die Werkstätten, das Prätorium, die öffentlichen Denkmäler, zu denen die vorhin angeführten Inschriften gehörten, die Tempel u. s. w. standen, als es je gelingen wird, die Art der Befestigung des Platzes, den Lauf der Umfassungsmauer und die Stellung der Thürme zu ermitteln. Alles was sich mit einiger Gewissheit über die Lage der Gebäude der Castra sagen lässt, ist, dass dieselben nicht westlich von der Strasse, die von der Reuss nach Brugg führt, sondern östlich von ihr auf der Ebene zwischen diesem Städtchen, Königsfelden und Windisch gestanden haben müssen, weil in jener Gegend keine Mauern, in dieser aber fast überall Fundamente von Häusern zu finden sind, und weil nach dieser Gegend die Wasserleitung geführt ist. Allein, das Areal von Königsfelden für die Stelle zu erklären, wo das Prätorium gestanden habe (siehe Haller II. 378), ist völlig unstatthaft.

Da die Ebene, auf welcher Vindonissa sich ausbreitete, seit Jahrhunderten vom Pfluge befahren wird, so sind Reste von Grundmauern, welche 4—5′ tief im Boden verborgen liegen, die einzigen und letzten Zeugen des Daseins eines so bedeutenden, eine Menge umfangreicher Gebäude und grossartiger Denkmäler in sich schliessenden Lagerplatzes.

Der mehrmals erwähnte, unter dem Namen Alterthumsgräber bekannte Gemeindeammann Laupper, der in den 30er und 40er Jahren mit grossem Eifer das Ausgraben von Alterthümern als berufsmässiges Geschäft betrieb und mehrere Grundstücke umgrub, fand wohl Ueberbleibsel aus Jurakalk, Muschelsandstein und Tuf sehr solid angelegter Mauern, aber nie das Erdgeschoss eines Hauses [1]).

[1]) Haller bemerkt S. 397, dass keine Reste von Caldariis und Sudariis gefunden werden. — Das sehr sparsame Vorkommen von Heizröhrenfragmenten im Umfange von Vindonissa zeugt jedenfalls für die geringe Zahl comfortabel eingerichteter Wohnungen.

In Bd. III. S. 445 der »Neuesten Sammlung vermischter Schriften, Zürich 1757«, findet sich eine »Nachricht von einem alten Gebände, welches nahe am Kloster Königsfelden im Jahr 1752 entdeckt worden.« S. Taf. XVI. Fig. 10. Die Estrich-

Auch seitherige Versuche, den Umriss eines Hauses und das Innere desselben bloss zu legen, haben fehlgeschlagen.

Fundgegenstände. Der Boden von Vindonissa ist bekanntlich seit jeher eine Fundgrube von Münzen und kleinem Geräthe der verschiedensten Art gewesen, und es ist fast unglaublich, in welcher Menge die erstern in den vergangenen Jahrhunderten den bernerischen Hofmeistern zu Königsfelden und den Pfarrern zu Windisch überbracht wurden und gegenwärtig noch bei der Bestellung der Felder und bei Grabungen zu Tage kommen. Fast alle öffentlichen und Privatsammlungen von Münzen und Anticaglien in unserm Lande haben von diesem Orte her einen Theil ihres Inhaltes bezogen. Der oft geäusserte Wunsch, dass im Interesse der Wissenschaft die Regierung des Kantons die Anlegung einer Antiquitätensammlung beschliessen und die Fundgegenstände vor Zerstreuung und Untergang bewahren möchte, ist leider erst in neuester Zeit und zwar hauptsächlich durch die Bemühungen des Herrn Regierungsrath Dr. Urech in Erfüllung gegangen. Die nächste Veranlassung zur Gründung einer solchen Sammlung war die Auffindung einer beträchtlichen Anzahl Alterthümer, welche beim Bau der Zürich-Aarauer Eisenbahn nicht innerhalb der alten Festung, sondern ausserhalb derselben, an der Nordseite des Plateaus, am Abhange gegen das Aarbett gefunden worden waren. Die damals und seither aufgehobenen Gegenstände sind einstweilen in einigen Räumen des ehemaligen Klosters Königsfelden untergebracht und sollen in nächster Zeit in einem eigens dafür eingerichteten Lokale zu Brugg aufgestellt werden. Um den Freunden römischer Alterthümer von den hier vorkommenden Anticaglien einen Begriff zu geben, haben wir im Bd. XIV unserer Mittheilungen eine Anzahl derselben, bestehend in Beschlägen von Schwertscheiden, in kleinen Bronzestatuetten und Reliefbildern auf Lampen veröffentlicht nebst höchst werthvollen Erläuterungen aus der Feder eines der gründlichsten Kenner des figurirten Alterthums, des Herrn Professors Otto Jahn in Bonn. In der Absicht, auch die Form der am häufigsten vorkommenden Schmucksachen und verschiedener Gegenstände des häuslichen Lebens zur Anschauung zu bringen, stellen wir eine Anzahl solcher Dinge, die in jener und der zürcherischen Sammlung aufbewahrt wurden, auf Taf. IV. 38—51, V. 24, VIII. 2—9, XI. 9—42 zusammen. Von eigentlichen Kunstwerken, wie deren zu Avenches und Basel-Augst gefunden werden, kommen hier keine vor, und die auf Altären und Grabsteinen angebrachten Reliefverzierungen (Taf. VII. Fig. 4—9) beweisen, dass die militärische Bevölkerung von Windisch auch mit ganz geringen Leistungen eines Steinmetzen sich begnügte.

Eine kurze Beschreibung der abgebildeten Gegenstände ist in der Erklärung der Tafeln zu finden.

Castrum Vindonissense (Altenburg). Diese Festung, deren auf Seite 46 erwähnt wurde, liegt etwa 1000 Schritte von den Castris entfernt, 50′ hoch über der Aar und so nahe am Flusse, dass dessen Nordseite von demselben bespült wird. Es ist ein völlig isolirtes Fort und nicht wie Haller II. 386 annimmt, durch Mauern mit Vindonissa in Verbindung gewesen. Es ist kein Zweifel, dass es erst in späterer Zeit und aus dem Material der Gebäude des Standlagers aufgeführt wurde. Seine Bestimmung scheint gewesen zu sein, im Allgemeinen in Verbindung mit andern Festungen als

---

böden dieser kleinen 21′ von einander entfernten, von 3–4′ dicken Mauern umschlossenen Kammern befanden sich 5′ tief im Boden. *G g* sind Löcher, *i i i* ebenfalls Löcher, die etwa 10′ in den Boden hinabgehen, *b* ist ein Senkloch. Die Länge von *a–b* beträgt 15′ die von *b—c* 11′. Man hielt diese Kammern für Wasserbehälter »bestimmt für geschickte Austheilung des Wassers an die Lustgärten der Bürger zu Windisch«.

Bollwerk gegen die andringenden Germanen zu dienen, wenn dieselben den Rhein bereits überschritten hatten, zunächst aber den Uebergang über den Fluss, der sich hier zwischen mehreren Felsrissen spaltet abzuwehren und die gallisch-römische Ortschaft, die sich über die Ebene zwischen Aar und Reuss ausdehnte, sowie den nahe liegenden Vicus Aquarum vor plötzlichen Ueberfällen zu sichern. Sein Bau fällt jedenfalls in das Ende des dritten Jahrhunderts, in die Zeit des Diocletian, in welcher zum Schutz der in der Nähe der Rheingränze liegenden Ortschaften eine Menge kleinere Festungswerke errichtet und die von den Germanen zerstörten Castelle aus dem Material öffentlicher Gebäude hergestellt wurden.

In neuerer Zeit kamen unter den Trümmern von Altenburg Fragmente einer Inschrift zum Vorschein, die auf Altenburg Bezug zu haben und von dem Bau einer Festung unter Valentinian zu sprechen scheint. Die Schriftzüge derselben weisen deutlich auf das vierte Jahrhundert hin.

Von dieser Festung, die auf einem schiefen, nach West geneigten Areal liegt, sind gegenwärtig nur noch Reste der Umfassungsmauer vorhanden, von denen mit jedem Jahrzehend ein Stück verschwindet. Die Form derselben ist ein unregelmässiges Polygon, dessen nicht viel über 2000 □′ betragende Innenseite keine bedeutende Besatzung aufnehmen konnte. Da die Mauern überall der äussern Bekleidung beraubt und theilweise von Häusern überbaut sind, ist es schwer, ihre ursprüngliche Dicke und Höhe zu bestimmen. Die erstere kann aber nicht unter 14—16′, die letztere nicht unter 20′ betragen haben. In derselben waren zwei Thore angebracht, eines auf der Seite von Windisch *a*, das andere gegen den Fluss hin auf der entgegengesetzten Seite *b*. Dass an dieser Stelle eine Brücke gestanden, ist vielfach behauptet und wieder verneint worden. Landfesten oder Reste von Pfeilern sind gegenwärtig nicht mehr vorhanden, und die Vertiefungen im Flusse, die man auf das Dasein von Pfeilern beziehen wollte, werden als natürliche Ausspülungen erklärt. Indessen lässt sich, da von dieser Seite kaum eine Strasse nach der Heerstrasse ablief, die Existenz des Thores auf keine andere Weise erklären, als dass ein Flussübergang hier existirte, welcher auf die nahe am Ufer hinlaufende Bözberg-Augusta Heerstrasse zuführte [1]). An der auf die Stelle des Uebergangs schauenden Ecke der Festung stand, wie vor nicht gar langer Zeit noch deutlich zu sehen war, ein viereckiger Thurm von gewaltiger Stärke (bei *c*), von welchem aus der Zugang nach dem Thore verwehrt werden konnte. Sicher ist auch, dass der Eingang auf der Westseite, wie das noch vor kurzem im Boden vorhandene Gemäuer zeigte, ebenfalls durch einen Thurm geschützt war.

Das Füllwerk der Mauer besteht aus Feldsteinen, Bruchsteinen, Ziegelfragmenten, die mit einem Ueberfluss von Mörtel verbunden sind, ist ungemein fest und beweist, dass bei Erbauung der Festung weder Zeit noch Kosten gespart wurden.

Zofingen. In dem weiten, eben so schönen als fruchtbaren, in das Aarthal ausmündenden Thale der Wigger wurden zunächst dem Städtchen Zofingen zu verschiedener Zeit römische Antiquitäten gefunden, die nach Haller (Bd. II. S. 469) nicht beträchtlich sind und höchstens von einem municipium (!) herrühren können, obgleich einige einheimische Schriftsteller diesen Ort, den sie Tobinium

[1]) Haller II. 389 sagt: »man sehe von der ehemaligen Brücke zwischen Altenburg und Umikon das Pfahlwerk noch immer sehr deutlich im Flusse«, allein die in den 30er Jahren hierüber befragten ältesten Leute der genannten Dörfer hatten nie eine Spur von solchem Pfahlwerk bemerkt, und wir können die Existenz der Brücke nur vermuthen, nicht beweisen.

heissen, zu den 12 helvetischen Städten zählen. Die Gegend bei Zofingen, wo man die meisten römischen Alterthümer entdeckt hat, sind die Grundstücke Eigen genannt, linker Hand vor dem obern Thor an der Strasse nach Sursee. Hier ist es, wo schon öfters Münzen, Aschenkrüge, auch erzene Bilder von Merkur und Hercules gefunden wurden, welche fast sämmtlich auf der dortigen Stadtbibliothek aufbewahrt sein sollen.«

Von bedeutendem Interesse für die Alterthumskunde sind die Ueberreste einer römischen Villa, welche an der erwähnten Stelle Ende der 20er Jahre entdeckt und ausgegraben wurden.

»Den 9. Okt. 1826 — so erzählt Bronner in seiner Beschreibung des Kantons Aargau Bd. I. S. 33 — forderte die Regierung Herrn Suter von Zofingen auf, ihr fernern Bericht über die Fortsetzung der Nachgrabungen zu erstatten, welche der Stadtrath in den Besitzungen nahe bei der Stadt veranstaltet hatte. Herr Suter berichtete im April 1827, dass wirklich unter der Inspection des Herrn Mauriz Sutermeister, des Raths, die Ausgrabungen und Nachforschungen mit einer hinlänglichen Anzahl von Arbeitern des Bauamtes wieder angefangen worden seien etc.« Wir übergehen die weitern, aus den amtlichen Berichten ausgezogenen Angaben über den Hergang der Aufdeckungen, weil sie zur Kenntniss der Gebäulichkeiten selbst wenig beitragen, und wenden uns, da unsers Wissens eine nähere Beschreibung dieses interessanten Baues nie erschienen, zur Betrachtung des von Hrn. G. And. Hagnauer gezeichneten durch Lithographie unter dem Titel: »Grundriss der römischen Bäder zu Zofingen« bekannt gemachten Grundplanes der Anlage, soweit dieselbe in den genannten Jahren aufgedeckt wurde.

So gross das Verdienst ist, welches sich die Stadtbehörde von Zofingen durch systematische Aufdeckung der Gebäudereste und Erhaltung einiger schöner Mosaikböden erworben hat, so ist doch sehr zu bedauern, dass nicht auch noch durch Aufschürfung des Bodens die Grundform der an beiden Enden sich an das Hauptgebäude anschliessenden Flügel und dadurch der Gesammtplan der Anlage ermittelt wurde. Es ist nämlich keinem Zweifel unterworfen, dass die Gebäulichkeiten ein vielleicht nach der Westseite nur durch eine Mauer abgeschlossenes Viereck bildeten und einen weiten Hofraum in sich fassten. Das Dasein eines Flügels an der Südseite ist aus dem Plane ersichtlich und eines andern an der Nordseite durch das an jener Stelle im Boden befindliche Gemäuer constatirt. Das Areal, auf dem die Villa steht, ist ein Abhang, welchem der nahe Berg Schutz gegen die rauhen Winde und dem die erhöhte Lage gesunde Luft und eine Uebersicht der Umgegend gewährte. Das Hauptgebäude (s. Taf. VII. Fig. 4) erstreckt sich von Süd nach Nord in einer Länge von 400'. Den nördlichen Theil nehmen die geräumigen Sommergemächer, den südlichen die Wintergemächer ein. Beide Theile sind durch einen langen Corridor *a* mit einander verbunden. Die Winterwohnzimmer *b, c, d, e, f* sind, wie die Säulchen- und Pfeilerchen anzeigen, mit Hypokausten versehen, von denen *e* von *é* aus geheizt wurde. Die Präfurnien sind bei den andern heizbaren Zimmern im Plane nicht angegeben, auch mangeln fast bei allen Gemächern die Eingänge, wodurch die Erkenntniss der innern Eintheilung erschwert wird. Die Räume *g, h, i, k* sind Badegemächer, *g* und *h* zum Schwitzen, *g* das Tepidarium, *h*, welches bei *h'* geheizt wird, das Calidarium, *i* ist das Warm-, *k* das Kaltwasserbad mit Stufen oder Sitzen. Die Böden von *i* und *k* sind mit Tafeln von weissem Marmor belegt. Bei *k'* bemerkt man die Kanäle für den Abfluss des Wassers. Die Bestimmung des Abzugskanals *l* ist aus dem Plane nicht zu errathen. Bei *m* werden wir die Küche um so eher annehmen dürfen, als im Plane bei *m'* ein Herd angegeben ist. Bei *n* und *o*, wo die Mauern im Plane abbrechen, setzte sich unter rechtem Winkel der südliche Flügel an, der einen Theil der Oekonomiegebäude, die Stallungen,

Scheunen, Getreidespeicher in sich schloss. Die Fussböden in den Zimmern *q* und *r* sind aus weissen und schwarzen Steinchen bestehende, ungemein zierliche Mosaik, der Boden von *p* mit weissen und schwarzen Marmortafeln belegt. In den Räumen *s, t, v* und *u* und *w* mit ihren kleinen Einschlüssen ist der Fussboden aus Mörtelguss verfertigt. Bei *x* und *z* setzen sich die Mauern theils nach Nord, theils nach West fort und bilden den nach West abbiegenden Flügel des Gebäudes, welcher ebenfalls für landwirthschaftliche Zwecke bestimmte Räumlichkeiten in sich begriff.

Ausser ein Paar Münzen sind, so viel uns bekannt ist, bei der Aufdeckung des Gebäudes keine Alterthumsgegenstände zum Vorschein gekommen.

Ueber die Construction der Mauern, die Beschaffenheit der Wände, die Verbindung der Zimmer unter sich, über Fundsachen, Vorrichtungen u. s. w., die über die Bestimmung der einzelnen Gemächer Aufschluss geben, mangeln uns alle und jede Angaben, und wir enthalten uns daher, die verschiedenen Räume speciell als Wohn-, Speise-, Schlafzimmer, Vorrathskammern u. s. w. zu bezeichnen.

Das Vorkommen einer Badeeinrichtung und die Auffindung einer Quelle, deren Wasser einen mineralischen Gehalt haben soll, hat die Veranlassung gegeben, die ganze Anlage als eine öffentliche, zum Schwitzen und Baden bestimmte Anstalt zu erklären, ungeachtet in der Gegend von Zofingen keine römische Ansiedelungen, denen dieselbe hätte zu gut kommen können, vorhanden sind. Wenn man aber die eben beschriebenen Baureste mit den in der Schweiz, Frankreich und England aufgedeckten Ueberbleibseln von Landhäusern vergleicht und sieht, dass jede grössere Villa mit einer solchen Anstalt versehen war, so wird man leicht zu der Ueberzeugung kommen, dass das »Römerbad zu Zofingen« mit Unrecht diesen Namen trägt, und dass wir unter diesen Gebäulichkeiten eine mit allen Bequemlichkeiten ausgerüstete Wohnung eines reichen römischen Grundbesitzers zu denken haben.

Zu den bemerkenswerthesten und ältesten römischen Ansiedelungen des Aargaus gehören ferner noch Entfelden und Kirchberg.

Südöstlich von **Ober-Entfelden**, auf der Ostseite des weiten, von der Suhr durchflossenen Thales, liegen nämlich auf ebenem Felde, in der Nähe des sanft aufsteigenden Seitenthales, Engstal geheissen, die sogenannten »Maueräcker«. Der Pflug hat auf dieser, mit Mauern dicht besetzten Stelle Dachziegel, Heizröhren, kleine Tafeln von Juramarmor und Säulenstücke aus derselben Steinart zu Tage gefördert. Zwei der letztern besitzt nebst hier gefundenen Münzen Herr Notar Haberstich. Es sollen auch Legionsziegel hier ausgegraben worden sein.

Zu **Kirchberg**, eine halbe Stunde von Aarau, am linken Ufer der Aar, kommt 500—800′ vom Flusse römisches Gemäuer vor, unter welchem im Anfange dieses Jahrhunderts ein Mosaikboden von weissen und schwarzen Steinchen, eine Mauer, welche, gleich einer solchen zu Ennet-Baden, auf der Aussenseite mit Mörtel belegt und mit Strichen verziert war, um einen Quaderbau darzustellen, ferner Dachziegel mit Legionszeichen, eiserne Geräthschaften mit Kupfermünzen von Domitian bis Theodosius entdeckt wurden. In der sogenannten Lörachen, nahe bei der zerstörten Burg Lörach, fand man Reste einer römischen Wasserleitung.

Ueber die Castelle bei **Zurzach** (Tenedo) siehe erste Abtheilung S. 302.

Pfäffikon. Dieser Ort liegt im Gebiete des Kantons Luzern, aber hart an der Grenze des Kantons Aargau, auf einer sanft sich erhebenden Anhöhe, von der man eine freie Uebersicht auf einen Theil

des fruchtbaren, mit römischen Ansiedelungen reich besetzten Thales von Kulm geniesst. In dem östlich vom Pfarrhofe liegenden Baumgarten befinden sich die Trümmer eines römischen Landhauses, welche in den Jahren 1838 und 39 auf Anordnung und Unkosten des löblichen Chorherrenstiftes Beromünster, welchem die Collatur von Pfäffikon gehört, und unter Leitung des Ortsgeistlichen, Herrn Martin Herzog, und des verstorbenen Professors J. A. Isaac von Luzern, im Interesse der Alterthumskunde aufgedeckt wurden. Einer Copie des von dem letztern nach Vollendung der Ausgrabung verfassten, mit Plänen und vortrefflichen Zeichnungen ausgestatteten Berichtes, mit welcher die hohe Regierung des Kantons Luzern unsern Verein beschenkte, entheben wir nachfolgende Notizen über die Anlage und Beschaffenheit dieser interessanten Baureste.

Das aufgedeckte Gemäuer nimmt einen Flächenraum von etwa 1000 Quadratfuss ein. Das Hauptgebäude bildet ein Viereck von circa 90′ Länge und 50′ Breite, dem auf drei Seiten verschiedene kleinere und grössere Gemächer angefügt sind. Die aus Feldstein, Tuf und Jurakalkstein aufgeführten Mauern haben eine Dicke von $2^1/_2$—3′. Die Bestandtheile des Gebäudes, das in der Disposition der Räume einige Aehnlichkeit mit der Ansiedelung zu Kloten (s. Bd. I. unserer Mittheilungen) zeigt, sind folgende. (Siehe den Plan auf Taf. 17.)

No. 1. Hufeisenförmiges, im weitesten Durchmesser 23′ breites, mit Hypokaust versehenes Zimmer, in welchem der untere Boden mit Ziegelkitt, der obere eigentliche Fussboden mit Tafeln von jurassischem Marmor ausgelegt war. Bei *a* ist das Feuerungsloch, das hoch mit Asche angefüllt war.

No. 2. Ein 12′ langes und eben so breites Zimmer mit Hypokaust. Der untere Boden (Hypokaustboden) ist die natürliche Erde, der obere mit Marmortafeln belegt. Das Heizloch ist bei *b*.

No. 3. Ein 10′ langes, 9′ breites heizbares Zimmer, das mit einem Fussboden von Marmortafeln ausgeziert ist, welches 6′ tiefer als der Boden von No. 1 liegt. Das Heizloch (*c*) ist ein 2′ 6″ hohes, aus 27 etwa 3″ dicken, 1′ 3″ langen und breiten, doppelt hinter einander gelegten Backsteinen construirtes Gewölbe, welches auf einer vom Herdboden $2^1/_2$′ hoch aufgeführten soliden Mauer ruht. Der 5′ lange Feuerungskanal *c* war mehr als 1′ hoch mit Asche angefüllt.

No. 4. Ein 6′ breiter, über 30′ langer Gang, von dem aus die Zimmer No. 1 und No. 2 beheizt wurden. Eine Verbindung desselben mit andern Räumen war nicht zu entdecken.

No. 5. Kleiner Raum, von dem aus No. 3 beheizt wurde.

No. 6. Ein 18′ langes und 13′ breites Zimmer, in welchem auf mehreren der über 2′ hohen Backsteinsäulchen noch ein Paar Suspensura Backsteintafeln lagen. Der Fussboden war mit Marmortafeln ausgelegt gewesen. Das Feuerungsrohr *d* hatte eine Länge von 8′ und war einen halben Fuss hoch mit Asche und Kohle angefüllt.

No. 7. Raum, von dem aus No. 6 geheizt wurde.

No. 8. Ein 11′ langes, 10′ breites Zimmer mit Boden von Mosaik, von dem aber nur der Rand, eine Guirlande aus weissen, rothen und schwarzen Steinchen, erhalten ist.

No. 9 und 10. Räume von unbekannter Bestimmung.

No. 11. Ein 11′ langer, $7^1/_2$′ breiter Raum ohne künstlichem Boden. Er ist die Küche des Hauses, aus welcher ein aus Backsteinen gebauter 1′ hoher, 2′ breiter Abzugskanal *e* zum Gebäude hinausführt. Man fand hier eine Menge Thierknochen, Eberzähne, Hirschgeweihstücke etc.

No. 12, 18, 23. Räume mit Fussböden von der natürlichen Erde.

No. 13. Ein 13′ langes, 8′ breites Zimmer mit Hypokaust.

No. 14. Ein $12^1/_2'$ langes, $7^1/_2'$ breites Zimmer mit einem Fussboden von Ziegelmörtel. Beim Eingange *f* lag die 5′ 7″ lange, 2′ 3″ breite, über $1^1/_2'$ dicke steinerne Thürschwelle, in welcher der Thürweg $1^1/_2''$ tief ausgemeiselt war. In der Ecke dieses Einschnittes befanden sich eiserne Pfannen, worin die Zapfen der sich nach innen öffnenden Flügelthür eingesetzt waren (siehe Fig. 25). Eine ganz gleiche Thürschwelle mit derselben Vorrichtung kam bei *g* in No. 20 zum Vorschein.

No. 15. Dieser $12^1/_2'$ lange und 10′ breite Raum liegt 15′ tiefer als No. 1 und ist mit einem Hypokaust versehen. Der untere Boden (siehe 15 a, den Querschnitt dieses Raumes bei 15 b und die Aufstellung der Heizröhren bei 15 c) besteht aus einem Pflaster von grossen Kieselsteinen, auf welchem zuerst eine Schicht von Ziegelmörtel und dann ein Boden von gebrannten Platten liegt, worauf die Säulchen standen. Dieser Herdboden steigt vom Feuerungsloch nach dem Rauchzuge hin merklich an (s. S. 55). Die Säulchen sind theils aus runden, theils aus quadratischen Backsteinen errichtet. Zunächst dem Feuerungsloch *h* stehen zwei Säulchen, die doppelt so breit als die übrigen und durch eine 15 Pfund schwere eiserne Stange mit einander verbunden sind. Die Heizröhren ruhen theils auf dem Rande der Suspensuratafeln, theils auf 2′ hohen aufrecht gestellten, mit Klammern an die Wände befestigten Backsteinen. Der Zwischenraum *f* (s. Fig. 15 c) beträgt 4″. Der Befeurungskanal ist 7′ lang, $1^1/_2'$ breit, aus 4′ langen Sandsteinstücken erbaut und war bei der Aufdeckung mit Kohle und Asche angefüllt. — Der obere Boden bestand über den Suspensuratafeln aus einer Schicht Kalkmörtel, worauf eine 2″ dicke Schicht von Ziegelmörtel folgte. Diese letztere und die Wände des Zimmers bis zur Brusthöhe waren mit Mosaik verziert. Ein hier gefundenes, auf einer Heizröhre haftendes Fragment, eine weibliche Figur darstellend, ist auf Taf. II. Fig. 2 abgebildet. Die Umfangsmauer dieses Zimmers ist $2^1/_2'$ dick, mithin $^1/_2'$ dicker als diejenigen der andern Räume. In einer der Wände — wo, ist nicht angegeben — war eine 3″ weite bleierne Röhre eingemauert.

No. 16, 17, 20, 22. In diesen Räumen entdeckte man viele Skelette von Erwachsenen und Kindern. In No. 20 lagen in dem Winkel, welchen der Kanal mit der Mauer bildet, bei der Thürschwelle *g*, die Skelette von 3, beinahe 4′ langen Kindern.

No. 19. Ein über 100′ langes, 2′ breites Tuffsteingewölbe ein Abzugskanal.

No. 21. Ein Halbrund aus Backsteinen erbaut, mit einem Abzuge — der Abtritt.

No. 24. Ein Corridor, dessen Boden mit Steinplatten von 4—6 Quadratfuss belegt war.

Was bei der Aufdeckung des Erdgeschosses dieser Villa besonders auffiel, war der Umstand, dass beim Durchbrechen der Böden, Reste älterer Fussböden, Ueberbleibsel von Hypokaustpfeilerchen und Ziegelfragmente zum Vorschein kamen. Hieraus, sowie aus dem ungleichen Niveau der Fussböden [1]) ergab sich die Thatsache, dass das Gebäude das Schicksal hatte, zerstört und dann wieder hergestellt zu werden. Zugleich überzeugte man sich, dass der zweite Bau mit geringerem Aufwand ausgeführt wurde, da sich in dem Schutte, der unter den später angelegten Fussböden sich befindet, $1—1^1/_2'$ grosse Bruchstücke von Mosaik von bunterer Färbung und reicherer Zeichnung vorfanden, ja Fragmente aus ganzen kleinen Würfelchen, von denen einige deutliche Spuren von Vergoldung zeigten [2]).

Eine nicht minder überraschende Erscheinung waren die vielen menschlichen Skelette — es mögen deren 30 gewesen sein — welche hauptsächlich auf der Südseite des Gebäudes angetroffen

[1]) Der Raum No. 15, dessen Boden sehr tief liegt, wurde als Rest des ersten Baues betrachtet.

[2]) Würfelchen aus Glasfluss, die auf der untern Seite vergoldet waren.

wurden. Die Mehrzahl derselben war 2′ hoch mit Erde bedeckt, alle lagen in der gleichen Richtung, das Haupt im Westen. Bei den einen waren die Hände in den Schoss gelegt, bei den andern schlossen sich die Arme an die Seiten an. Ein Körper lehnte das Haupt an die Mauer, drei andere lagen auf der Mauer, einer davon einen Fuss tief in die Mauer eingesenkt (s. No. 20). Einige hatten als Kopfkissen 3—4′ grosse Kieselsteine. Beigaben fand man keine bei diesen Skeletten [1]).

Die Geräthschaften, welche in den Trümmern dieses Landhauses zum Vorschein kamen, sind ein durchbrochenes Bronzeblech (s. Taf. XVI. Fig. 12), worin die Buchstaben GEMELLIAN angebracht sind (ein ähnliches Geräthe findet sich im Museum zu Avenches. S. Mommsens Insc. No. 343. 3), ein Glöckchen und ein Meissel von Eisen, ein grosser Hohlbohrer, ein Kettchen von Eisendraht, Scherben von terrasigillata Geschirr, eine Schnalle und eine Lampe von Eisen, eine Sichel, eine eiserne Wage, ein Paar runde Scheibchen aus Erz (Haften), ein Schlüssel, ein Nagel mit bronzenem Knopf, eine Maske vorstellend, ein Messer mit beinernem Heft.

Münzen oder Ziegel mit Marken wurden keine gefunden.

---

[1]) Es ist nicht der mindeste Zweifel, dass die ersten deutschen Ansiedler die Gemächer dieses Hauses als Grabkammern für ihre Verstorbenen benutzten. (Siehe S. 60.)

Nachtrag. Im Herbste 1863 wurden ausserhalb Ober-Neunforn (Thurgau) in den sogenannten Brandäckern, links von der Landstrasse von diesem Orte nach Schaffhausen, die Trümmer eines römischen Hauses aufgedeckt und eine Anzahl Kupfermünzen und eiserner Geräthschaften gefunden.

Eine halbe Stunde von Zürich, bei den Häusern »Althoos«, Gemeinde Affoltern, am östlichen, Rumpelhalden genannten, Abhange des Käferberges, liegen die Grundmauern römischer Gebäude.

Bei den Aggern zu Vild (S. 71) ist neulich im Ratel römisches Gemäuer entdeckt worden.

Errata: Auf Seite 64, Mitte, ist anstatt Ren di Sossex (sotto i sassi) zu lesen: Ren di Sursess (sopra i sassi).
Auf Seite 72, Mitte, anstatt Taf. III. Fig. 9—18 zu lesen: 10—20.
Auf Seite 102 anstatt Nordöstlich Südöstlich.
Auf Seite 116 oben anstatt Gebinde Getreide.

Erklärung der Tafeln.

Erste Abtheilung.

Militärische Bauten.

Taf. I. Castell zu Burg Stein am Rhein. S. 274. Bacchantin auf einem Panther sitzend, den sie tränkt.

Taf. II. Castell zu Ober-Winterthur, Vitudurum. S. 280. Schlüssel, Schelle, Mühlsteine, aretinisches Geschirr, Amphoren, Capitäl, Mauerbekleidung.

Taf. III. Castell zu Zürich, Turicum. S. 285. Ziegel der Station Zürich und der XXI und XI Legion, Bild der Abundantia, Wasserleitung, Aschenkrüge.

Taf. IV. Erstens. Castell zu Pfyn, Ad Fines. S. 291. Siegelring, worauf Antoninus Pius und Faustina.

Zweitens. Station Baden, Aquæ (Helvetiorum). S. 295. Ringe, Meilenstein, aufgestellt unter Tacitus im Jahr 275/76, Begräbnisse, Aschenurne aus Glas.

Taf. V. Erstens. Castell zu Arbon, Arbor Felix (S. 314 und zweite Abtheilung Taf. III. Fig. 2). Zweitens. Castell zu Irgenhausen (Zürich). S. 311. Drittens. Castelle zu Zurzach, Tenedo. S. 302. Pfahlschuh.

Taf. VI. Castell zu Chur, Curia (Rætorum). Thurm Marsoil, Siegelring, Sichel aus Bronze, Mosaikboden, etruskische Bronzestatuetten.

Taf. VII. Warten, speculæ auf dem Biberlikopf, in der Hardt bei Basel und zu Ellikon.

Zweite Abtheilung.

Ortschaften, Landhäuser (Villen).

Taf. I. Fig. 1—3 römisches Schloss. Siehe S. 62 u. 59. Fig. 4 u. 5 Thür. S. 59. Fig. 6—11 Ziegel. S. 58. Fig. 12 Wasserleitung. S. 57. Fig. 13 Heizröhre. S. 55. Fig. 15 u. 16 Fussböden. S. 52. Fig. 17 Backsteinmauer. S. 54. Fig. 18 Mühle. S. 53.

Taf. II. Fig. 1. Mosaik im Boden und an der Wand eines Gemaches zu Buelisacker. S. 2. Wandmosaik zu Pfäffikon (Canton Luzern).

Taf. III. Fig. 1. Säule auf der Höhe des Julierpasses in Graubünden. S. 64. Fig. 2. Arbon (Arbor Felix): *A* Schlossthurm, *B* Glockenthurm, *C* römisches Mauerwerk, *D* römische Umfangsmauern, *E* kleiner Hafen, *F* Einfahrt. S. 65. Fig. 3 St. Georgenberg bei Berschis in der Nähe von Walenstad. *A* Eingang in die Festung, *B* Platz zwischen der ersten und zweiten Quermauer, *C* Durchgang durch die zweite Quermauer, *D* Felstreppe, *E* Cisterne innerhalb des länglichen römischen Gebäudes, *F* Cisterne ausserhalb desselben, *G* Quelle in einer Felsgrotte. S. 66. Fig. 4. Wage, gefunden zu Edliswyl unweit Gossau (Canton St. Gallen). 4*a*. Gewicht an derselben, den Silenus vorstellend, halbe Grösse. S. 67. Fig. 5. Ruine der Burg Freudenberg bei Ragaz. Ansicht des untersten Theiles. 5*a*. Querschnitt desselben. 5*b*. Plan des untersten Stockwerkes. 5*c*. Plan des zweiten Stockwerkes. S. 68. Fig. 6. Gipfel des Felskopfes Reisscheibe am Walenstadersee mit den darauf befindlichen Steinwällen. S. 69. Fig. 7. Castell in Schan (Magia) a. Cisterne. S. 69. Fig. 8. Bronzebildchen, gefunden zu Vild. S. 71. Fig. 9. Plan der sogenannten Burg bei Vilters. S. 72. Fig. 10—20. Geräthe und Schmucksachen, gefunden auf Burg Vilters unweit Ragaz. Fig. 10. Steinbeil (Nephrit). Fig. 11. Spinnwirtel. Fig. 12. Messer aus Bronze. Fig. 13. Kamm aus Bronze. Fig. 14, 15 u. 16. Heftnadeln aus Bronze. Fig. 17. Ring aus Weissmetall. Fig. 18. Mondsichelförmiges Ornament aus Bronze. Fig. 19 u. 19*a*. Messer und Lanzenspitze aus Eisen.

Taf. IV. Fig. 1—4. Geräthschaften aus einem alemannischen Grab zu Eschenz: 1. Kleidernadel von Silber und vergoldet; 2. goldener Fingerring mit Email; 3. Riemenbeschläg mit Silber; 4. ornamentirtes Fragment eines Kammes. (Siehe Lindenschmit's Alterth. Heft IX. Taf. 6.) Fig. 5 u. 6. Gegenstände gefunden bei Hüttweilen (Thurgau): 5. Handgriff eines Schlüssels aus Eisen. 6. Kopf einer Statue der Isis aus Sandstein. Fig. 7 u. 8. Teller und Armring aus Bronze, gefunden zu Unter-Schlatt (Thurgau). S. 77. Fig. 9—13. Geräthschaften, gefunden zu Rikenbach bei Schwyz: 9. Glocke von Bronze. 10. Schöpfgefäss von Bronze. 11. Agraffe von Silber. 12. Armband von Silber. 13. Perle aus blauem Glase. Fig. 14—28. Gegenstände, gefunden bei Albisrieden (Ct. Zürich): 14. Silenuskopf, Gewicht an einer Schnellwage. 15 u. 16. Riechfläschchen mit Email. 17. Stecknadel. 18. Durchbrochener Knopf von Bronze. 19. Zierrath von Silber. 20. Zügelring. (Siehe Lindenschmit's Alterth. Heft II. Taf. 5. Fig. 8.) 21. Epheublatt von Bronze. 22. Heftnadel aus Bronze. 23. Nadel aus Bein. 24. Nadel mit Löffelchen aus Bein. 25. Nadel mit Löffelchen aus Bronze. 26. Stricknadel aus Bronze. 27. Nadel aus Bronze. 28. Schreibegriffel (Stylus) aus Bronze. Fig. 29. Bronzener Handgriff eines Schlüssels, gefunden zu Altstetten. S. 84. Fig. 30 u. 30*a*. Henkel einer Erzkanne, gefunden zu Altstetten. S. 85. Fig. 31. Silenuslampe aus Bronze, gefunden zu Elgg. S. 96. Fig. 32. Thonfläschchen, gefunden zu Lunnern. S. 103. Fig. 33—35. Thonfläschchen, gefunden zu Windisch. S. 103. Fig. 36. Heftnadel mit Email, gefunden zu Lunnern. Fig. 37. Helm einer kleinen Statue aus Bronze, gefunden zu Lunnern. Gegenstände aus Windisch: Fig. 38. 39. 40. 41 u. 42. Nadeln aus Bronze. Fig. 43. dito aus Bein. Fig. 44—46. Lampen aus Bronze. Fig. 47. Henkel einer Bronzekanne. Fig. 48 u. 49. Stecknadeln aus Bronze. Fig. 50. Henkel einer Bronzekanne. Fig. 51. Scharnier aus Bronze.

Taf. V. Fig. 1. Mercurbild aus Bronze, gefunden zu Pfyn (Thurgau). S. 77. Fig. 2—19. Bronzegegenstände aus dem Grabe zu Ober-Winterthur. S. 119. Fig. 20. Mercurbild aus Bronze, gefunden zu Flaach (Zürich). S. 97. Fig. 21. dito, gefunden zu Schlatt. S. 113. Fig. 22. dito, gefunden zu Uster. S. 117. Fig. 23. dito, gefunden zu Thalweil, unweit Zürich. Fig. 24. Bronzebild der Luna (des Lunus), gefunden zu Windisch. Fig. 25. Bronzestatuette, 10″ 3—4‴ hoch, gefunden in den Ruinen eines römischen Hauses zu Ottenhausen (Luzern). Ein römischer Kaiser in der Gestalt und mit Attributen des Mercur und Apollo, auf einem Felsen sitzend. (Nach der Abbildung im Geschichtsfreund Bd. 14. Siehe die Erläuterung des Bildes daselbst auf Seite 100.)

Taf. VI. Fig. 1. Plan des römischen Gebäudes zu Sitterdorf (Thurgau). S. 77. Fig. 2—3. Strassenprofile. 2. Profil der Vitudurum-Brigantiastrasse. 3. Profil der römischen Heerstrasse zwischen Aventicum und Salodurum. S. 78. Fig. 4. Plan des römischen Gebäudes bei Affoltern (Zürich). S. 81. Fig. 5. Plan des römischen Ziegelofens bei Wettsweil (Zürich). S. 87. Fig. 6—6^4. Plan der Ansiedelung zu Lunnern (Zürich). S. 101. Fig. 7. Plan des römischen Gebäudes zu Ottenbach (Zürich). S. 109. Fig. 8. Plan des römischen Gebäudes zu Ottenhausen (Zürich). S. 110.

Taf. VII. Fig. 1. Plan des römischen Gebäudes zu Buchs (Zürich). S. 87. 1*a*. Reste von Mosaikfussböden. Fig. 2. Plan des römischen Gebäudes zu Neftenbach (Zürich). S. 105. Fig. 3. Plan des römischen Gebäudes zu Gränichen (Aargau.) S. 125.

Taf. VIII. Fig. 1. Säulenbasis aus Juramarmor, gefunden zu Dachslern (Zürich). S. 89. Fig 1*a*. dito, gefunden zu Kloten im Dorf. Gegenstände aus Windisch: Fig. 2. Grabstein des C. Allius Oriens, gefunden bei Brugg (Aargau). S. 146. Fig. 3. Grundriss und Profil eines aus Jurakalkstein erbauten, an der Eisenbahn zwischen Windisch und Baden entdeckten Grabes, mit einem querlaufenden concaven Behälter. Beide Behälter sind mit Steinplatten bedeckt, die unterhalb convex sind. Fig. 4. Mercurbild aus Stein. (Siehe Anzeiger 1857 S. 48.) Fig. 5. Bild der Nehalenia aus Stein. (Siehe Abbildungen in den Publications de la Société pour la Recherche et la Conservation des Mon. hist. dans le Grand-Duché de Luxembourg 1848 p. 51. »Déesse assise, à robe longue portant sur les genoux un chien.« Elle est la protectrice de la navigation et du commerce. S. Forcellini. Fig. 6. Fragment des Grabsteines eines römischen Reiters. (Siehe Anzeiger 1860 S. 60.) Fig. 7. Fragment eines Grabsteines. Figur eines Homo eruditus mit einem Buch, Volumen, in der Hand. Vor ihm steht ein Knabe, der in der rechten Hand eine Kanne, in der linken eine Schale hält und einem Opferknaben, camillus, ähnlich sieht. Ueber seine linke Schulter hängt ein verziertes Band, das mit der Tunica nicht zusammenhängt. Von einer zweiten grössern Figur sieht man nur eine Hand und einen Fuss. Fig. 8. Fragment eines Grabsteines. Blätterornament mit Hähnen (Juramarmor), in unserer Sammlung. Fig. 9. Altarstein, der an der Kirche zu Windisch eingemauert ist. Auf der Vorderseite sieht man den Mercur mit Ziegenbock, Beutel und Caduceus, auf einer Nebenseite die Deæ matres sitzend und, wie gewöhnlich, mit Früchten auf dem Schooss.

Taf. IX. und **X.** Plan der römischen Gebäude zu Dällikon (Zürich). S. 90.

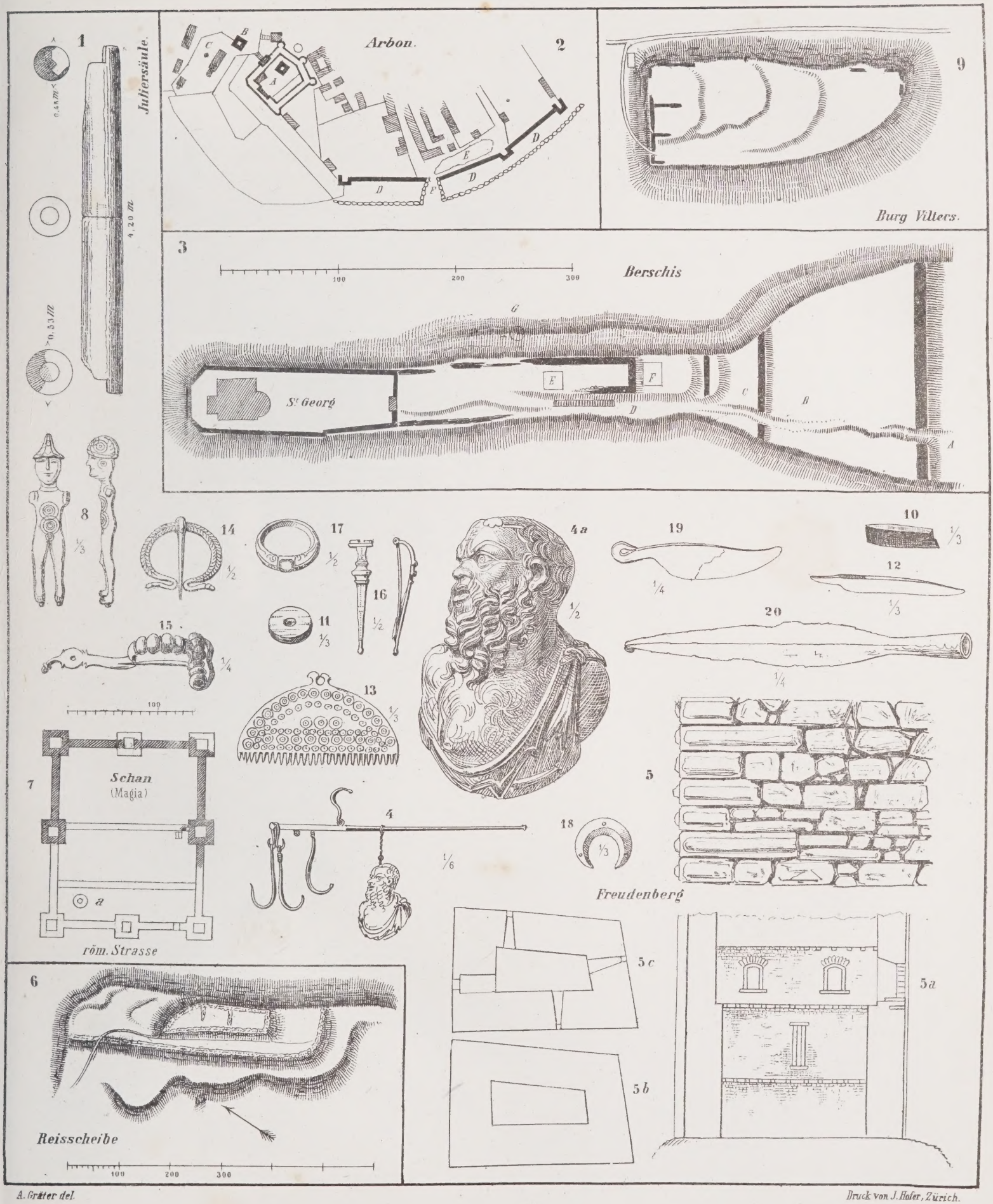
Taf. XI. Fig. 1. Gemme aus Carniol in einem goldenen Fingerring, gefunden zu Neftenbach. S. 107. Fig. 2. Maske eines Satyrs aus Bronze, gefunden zu Neftenbach. S. 107. Fig. 3. Armring aus Bronze, gefunden zu Ottenhausen. S. 110. Fig. 4. Gefäss aus Bronze zum Abklären und Abkühlen des Weins, colum vinarium, auch als Küchengeräth zum Sieben, Abschäumen gebraucht, gefunden mit 6 und 7 zu Seeb. S. 114. Fig. 5. Gefäss aus Bronze, etwas weiter als das vorige und nicht durchlöchert, sonst von ganz gleicher Form und Arbeit, mit demselben zusammengehörig. Fig. 6. Gefäss aus Bronze mit umgestülpter Handhabe in der Mitte, scheint zu den vorigen zu gehören. No. 4 passt genau in 5 und dieses in 6. Fig. 7. Gemme einen Amor vorstellend, aus Chalcedon in einem Fingerring von Eisen, gefunden zu Marthalen. S. 104. Fig. 8. Thonbildchen, gefunden zu Dällikon, aus derselben Form mit den in den Ruinen des Schlosses Sogren bei Delémont gefundenen. (Siehe Anzeiger 1862. No. 3.) Fig. 9—41. Gegenstände aus Windisch: 9. Heftnadel von Bronze in Form einer Taube. 10. dito in Form einer Rosette. 11. dito mit Löwenköpfen. 12. dito vergoldet. Das untere Ende zeigt in Relief den Kampf eines Gladiatoren mit einem Greifen und den Namen des Fabrikanten ANGVIL. 13. Heftnadel, deren Nadel durch ein Gewind (bei *a*) festgehalten wird. (Siehe London Archæologia.) 14. dito mit dem Fabriknamen NERTOMR. 15. Rosette von Bronze mit Silber eingelegt. 16. Bronzeornament mit Niello. 17. Maske mit ägyptischer Kopfbedeckung am Rande eines Bronzegefässes. 18. Bronzener Knopf. Maske. 19. Durchbrochenes Bronzeblech mit Verzierung in Niello. Schwertscheidebeschläg. (Siehe Mittheilungen Bd. XIV. 94.) 20. dito. 21. Gemme aus Krystall, eine ägyptische Gottheit darstellend. 22. dito aus Karniol, einen sterbenden Gladiatoren darstellend. 23. dito aus Chalcedon, vorstellend den Chiron, wie er den jungen Achilles im Leierspiel unterrichtet. 24. 25. 26. Gehängsel. 27. Handhabe aus Bronze. 28. Handhabe eines bronzenen Schöpfgefässes. 29. Bleimarke. 30. Weinhahn aus Bronze. 31. Körbchen aus Bronze. 32. Ohrlöffelchen, Zahnstocher, Nagelputzer etc. aus Bronze. 33. Zweidochtige Lampe aus Thon. 34. Handhabe aus Bronze, einen Jagdhund vorstellend. 35. 36. 37. Durchbrochene Polygone aus Bronze. (Siehe Anzeiger 1861 S. 12.) 38. Handhabe. Arm mit einer Taube in der Hand. 39. Lampenpincette aus Bronze. 40. Schabegeräth aus Bronze, strigilis, beim Baden gebraucht. 41. u. 42. Spielmarken aus weissem Kieselstein.

Taf. XII. Gegenstände, die theils zu Windisch, theils in den oben beschriebenen Trümmern römischer Landhäuser gefunden wurden und in derselben Form überall in römischen Ansiedelungen vorkommen: Fig. 1. Winkelmaass, gefunden zu Neftenbach. S. 107. Fig. 2. Geschlossenes rundliches Thongefäss mit einem Loch an der Seite und 6 kleinen Löchern im Boden; von unbekanntem Gebrauch. Fig. 3. Aschenurne mit Oehren. Fig. 4. Gewöhnliche Aschenurne. Fig. 5. Wasserkrug, als Aschenurne gebraucht. Fig. 6. Topf aus Thon mit scharf vorstehendem Rande, hart gebrannt, von braunrother Farbe. Töpfe dieser Art enthalten zuweilen verkohlte Ueberreste eingemachter Früchte (Olivenkerne, Pfirsichkerne), und waren ohne Zweifel mit einer Blase verschlossen. Fig. 7—11. Aretinische Gefässe von der gewöhnlichsten Form. Fig. 12. Rand einer Reibschale aus terra sigillata. Die Innenseite ist mit Steinchen besetzt. Fig. 13. Amphora, die nicht, wie gewöhnlich, in eine Spitze endigt. (S. erste Abtheilung Taf. II.) Fig. 14—17. Glasgefässe aus buntem Glas. Fig. 18—20. Messer mit Handgriff aus Bein. Fig. 19 u. 20. Schnappmesser. (Siehe R. Smith, Antiq. of Richborough etc.) Fig. 21—24. Stirnziegel. Fig. 25. Zirkel aus Bronze. Fig. 26—27. Beile. Fig. 28—32. Hackmesser und Hippen. Fig. 28 schneidet auf beiden Seiten. Bei Fig. 29 u. 30 ist die Tülle aufgeschlitzt, damit das eingesteckte Holz, wenn es trocken geworden, nicht wackelig werde. Fig. 33. Küchenrost, gefunden zu Albisrieden. Fig. 34 u. 35. Scheeren. Fig. 36. Brenneisen mit den Buchstaben S. I. S. Fig. 37 u. 38. Hacken. Fig. 39. Schaufel. Fig. 40. Scharnier. Fig. 41. Grosser Nagel mit bronzenem Knopf. Fig. 42. Hammer. Fig. 43—46. Vorlegeschlösser. Fig. 47. Instrument von unbekannter Bestimmung. Eiserner Nagel mit bronzenem Ring. Das Stück *a* dreht sich um den Dorn bei *b*. Fig. 48. Maurerkelle.

Taf. XIII. u. XIV. Silbergeschirr, gefunden zu Wettingen (Aargau). S. 133.

Taf. V. Plan des römischen Gebäudes zu Buelisacker (Aargau). S. 121.

Taf. XVI. Fig. 1. Plan der römischen Gebäude zu Seeb (Zürich). S. 114. Fig. 2. Plan des römischen Gebäudes zu Kulm (Aargau). S. 128. Fig. 3. Fussboden im Gebäude zu Kulm. S. 129. Fig. 4. Plan des römischen Gebäudes zu Wildenstein bei Lenzburg. S. 131. Fig. 5. Plan der römischen Gebäude zu Sarmensdorf (Aargau). S. 132. Fig. 6. Plan der Umgegend von Vindonissa (Windisch). S. 135. Fig. 7. Profil der Wasserleitung zu Windisch. S. 144. Fig. 8. Wasserbehälter (?) zu Windisch. S. 148 Note. Fig. 9. Plan der Festung Altenburg bei Windisch. S. 149. Fig. 10. 11. 12. Gegenstände gefunden in den Ruinen zu Kulm. S. 130. Fig. 13. Bronzeblech, gefunden zu Pfäffikon. S. 155.



A. Gräter del.

Druck von J. Hofer, Zürich.

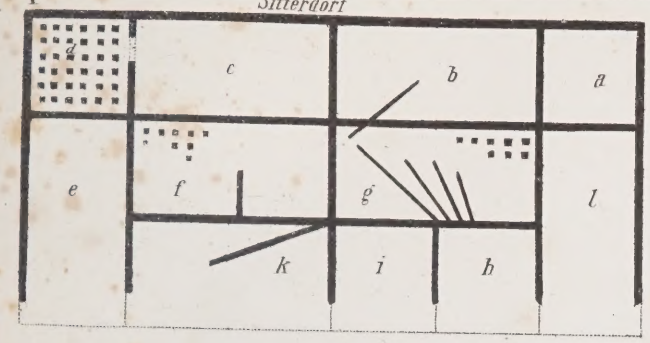
A. Gräter del.

Druck von J. Hofer, Zürich.

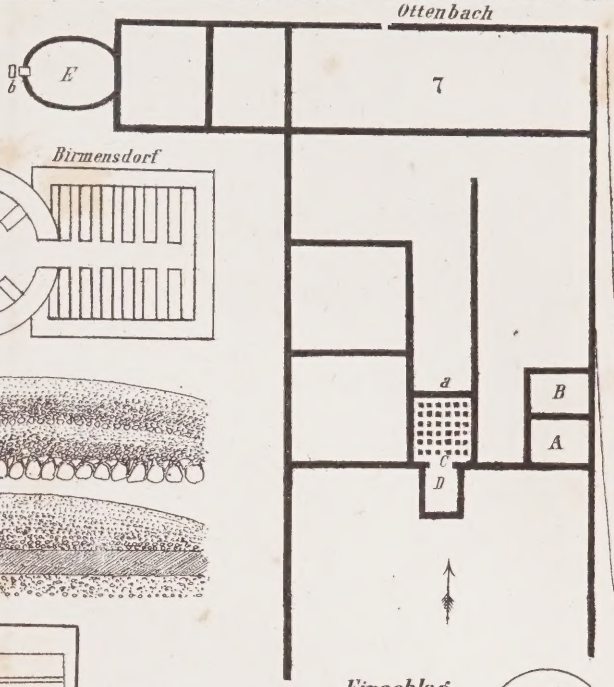
A. Gräter del

Druck von J. J. Hofer, Zürich

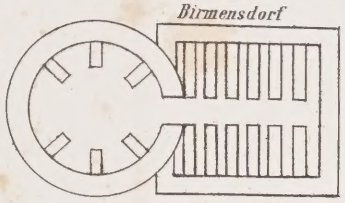
1 Silterdorf



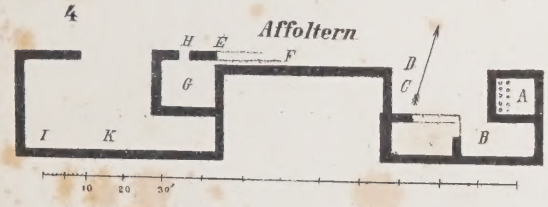
Ottenbach



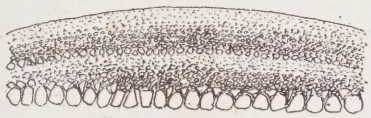
5 Birmensdorf



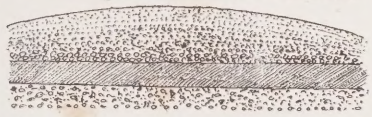
4 Affoltern



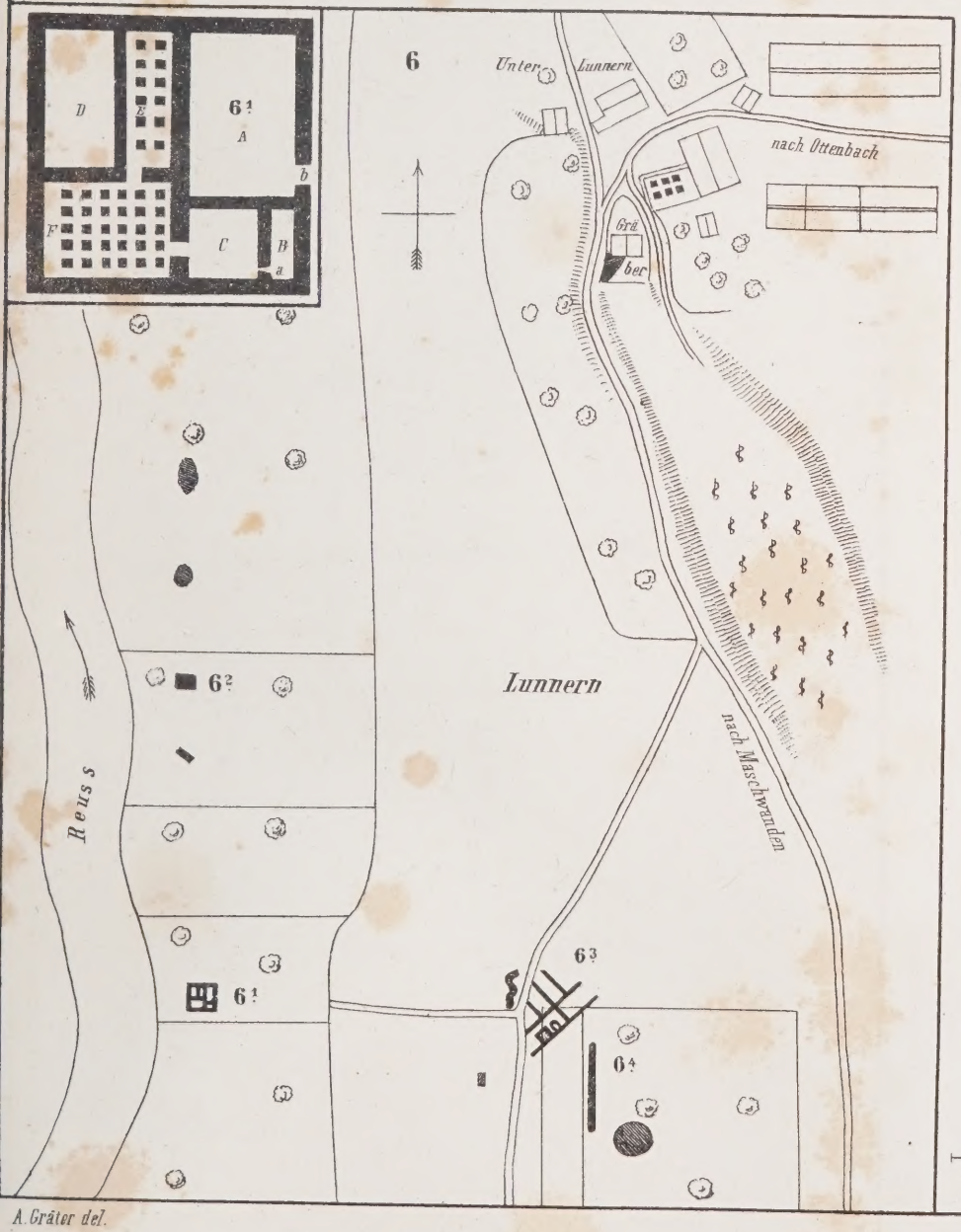
3



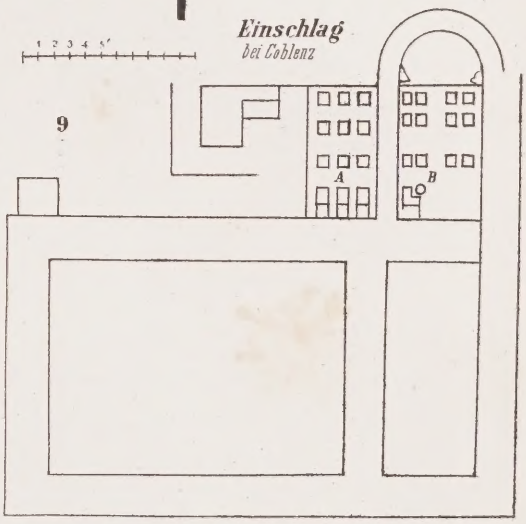
2



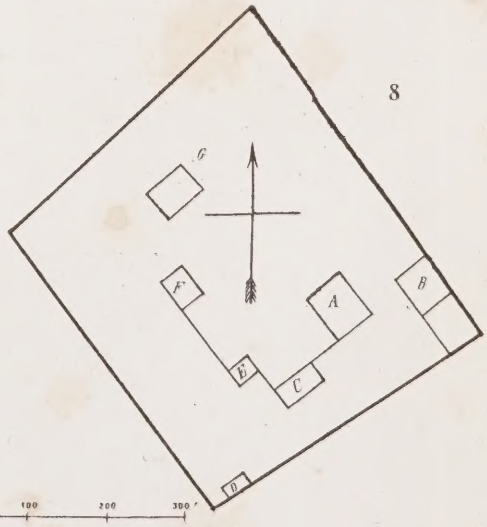
6



Einschlag
bei Coblenz



Ottenhausen (Bürglen.)

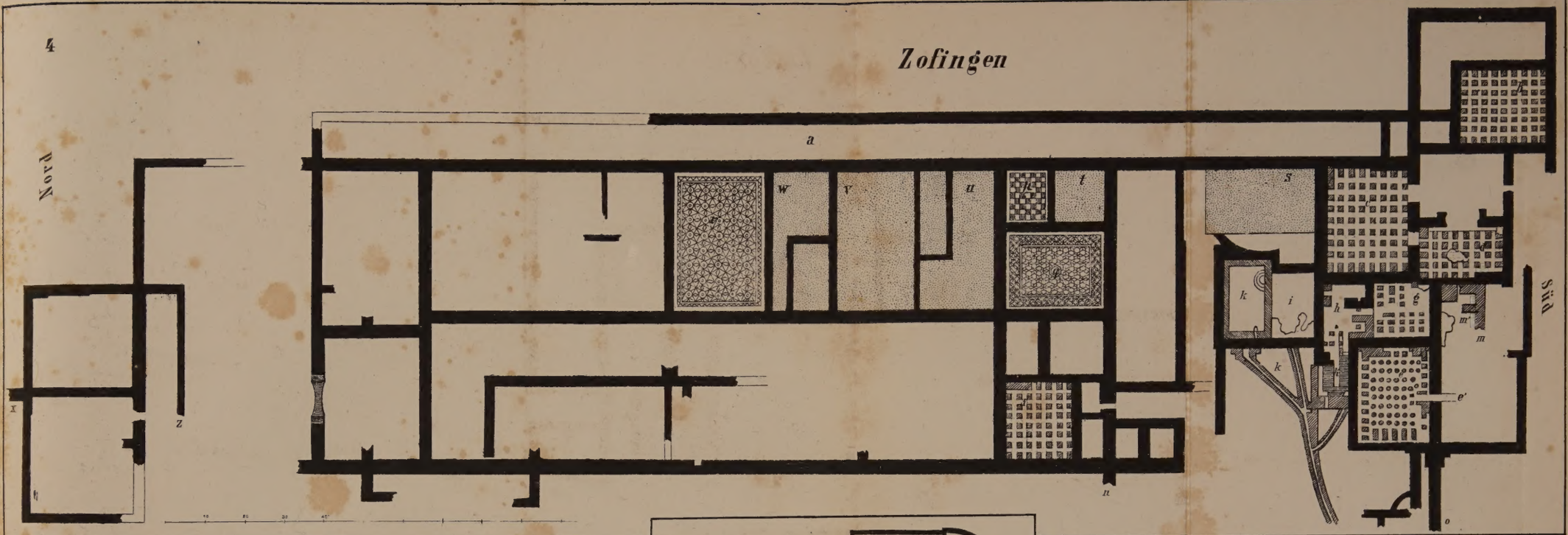


A. Gräter del.

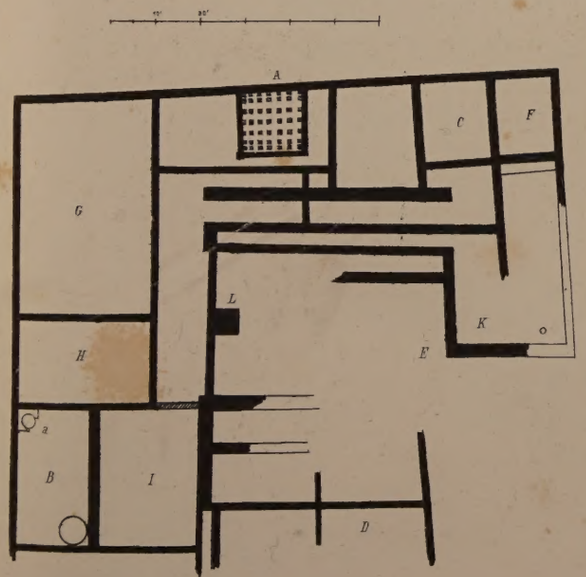
Druck von J. Hofer, Zürich.

4

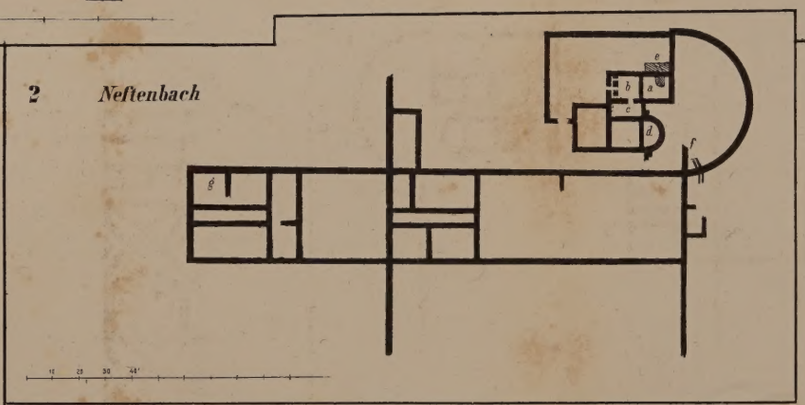
Zofingen



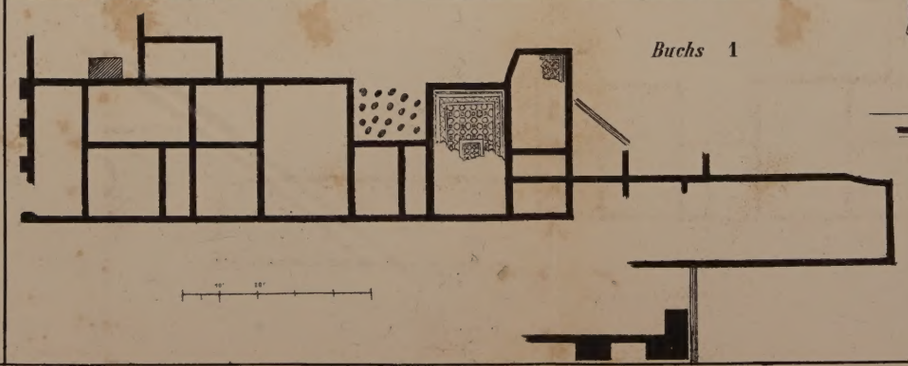
3 *Graenichen*



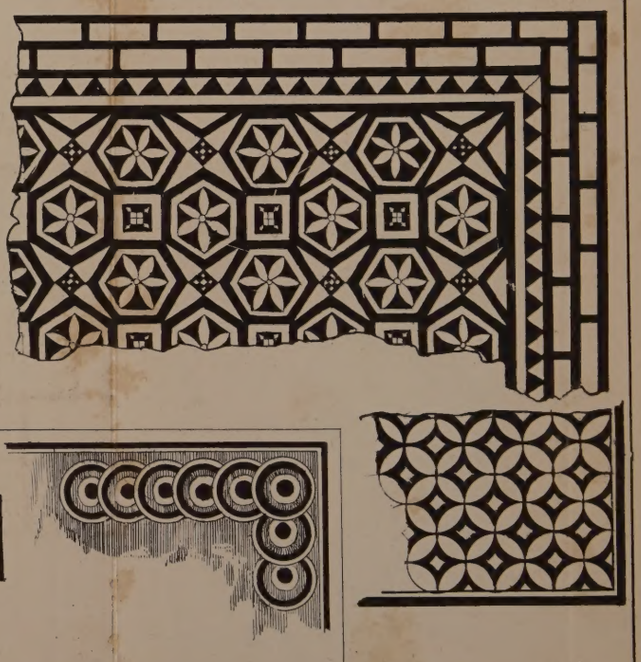
2 *Neftenbach*



Buchs 1

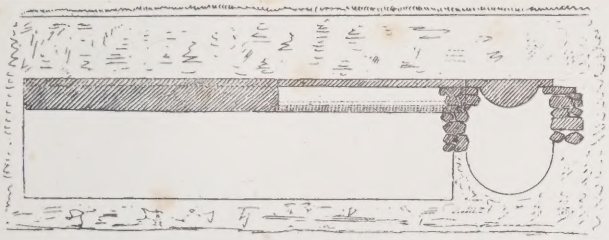


1a *Buchs*

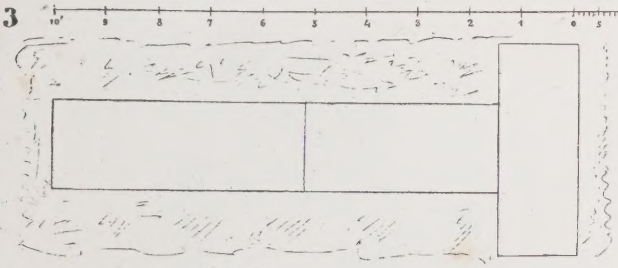


A. Gräter del.

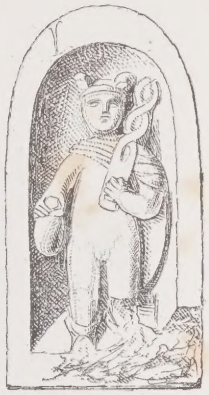
Druck von J. Hofer, Zürich.



3



4

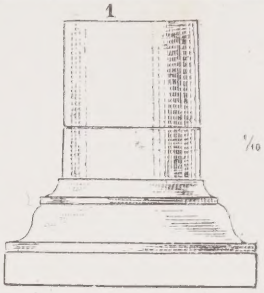


1/8

5

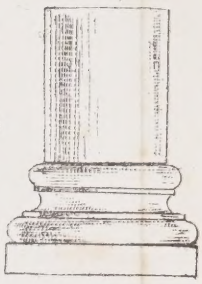
1/4

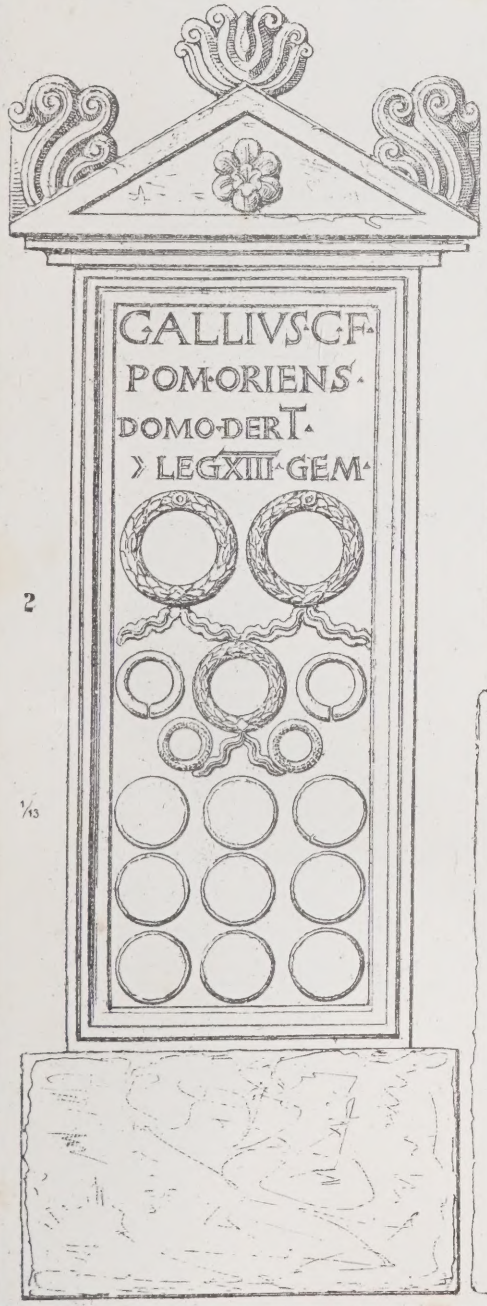
1



1/10

1a





2

1/13

6

1/10

7

1/4

9

1/18

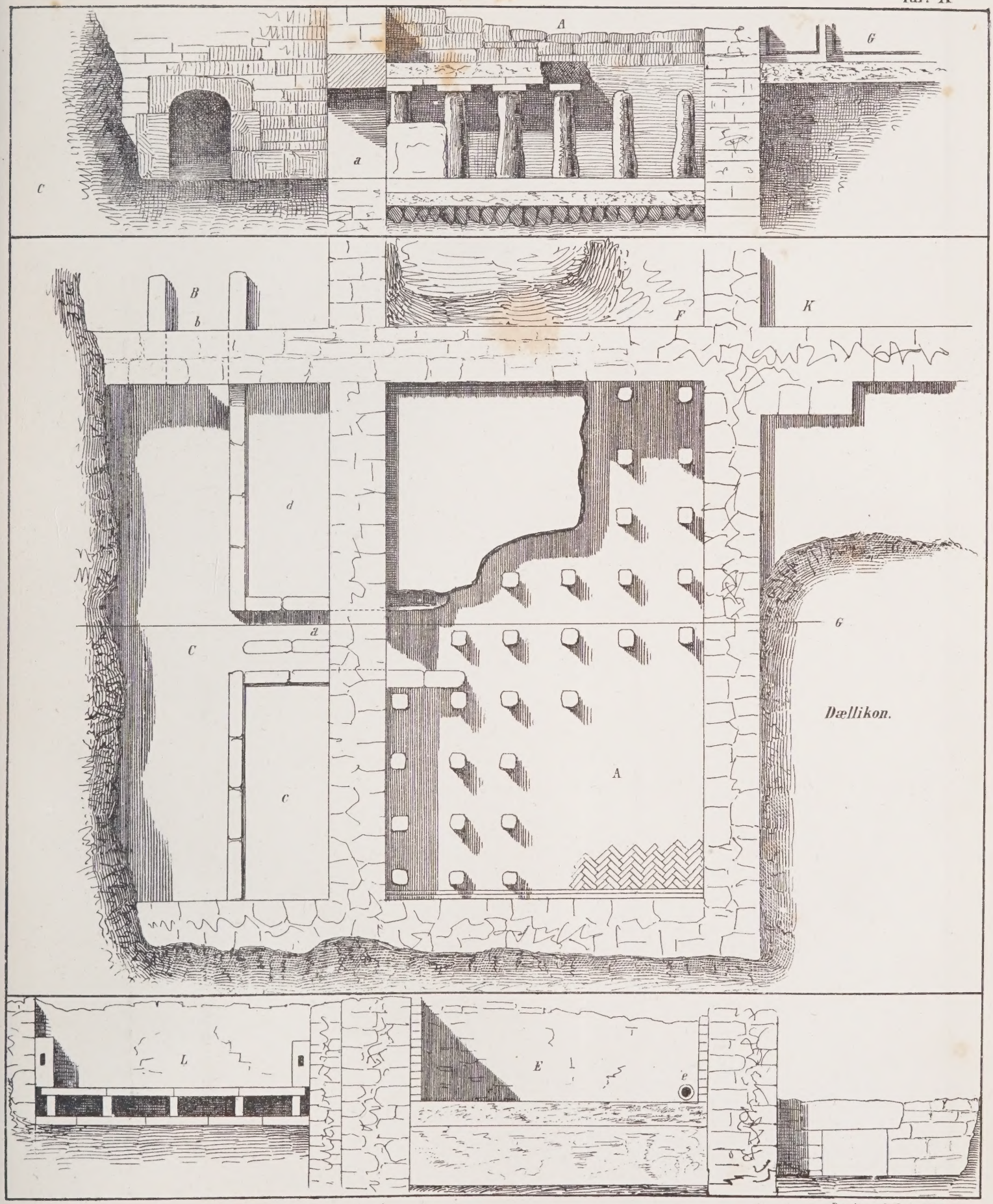
8

1/4

A. Gräter del.

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.



A. Gräter del.

Druck von J. Hofer, Zürich.

A. Grater del.

Druck von J. Hofer, Zürich.

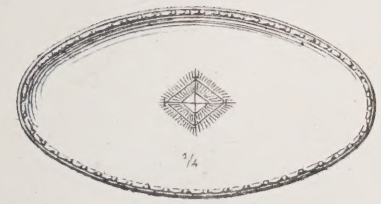
A. Gräter del.

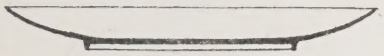
Druck von J. Hofer, Zürich

A. Gräter del.

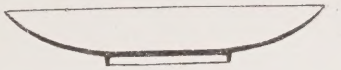
Druck von J. Hofer, Zürich.

2





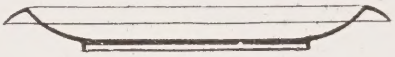
6



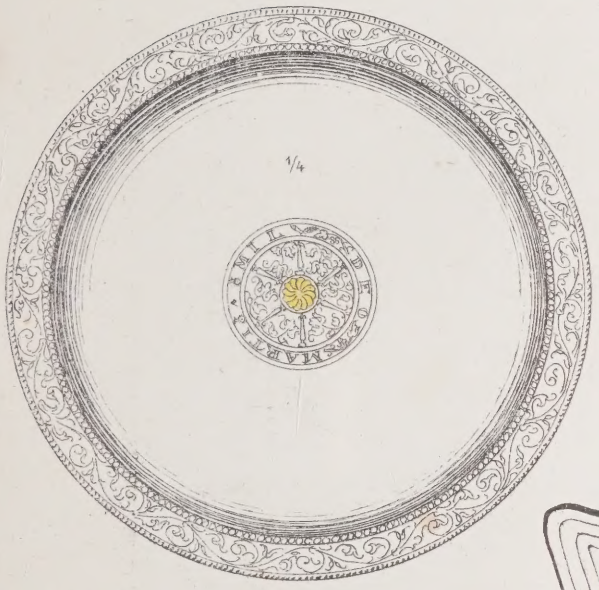
1/2

MERCURI
MANTI
MELONI
GHILLVI
PRIVATI

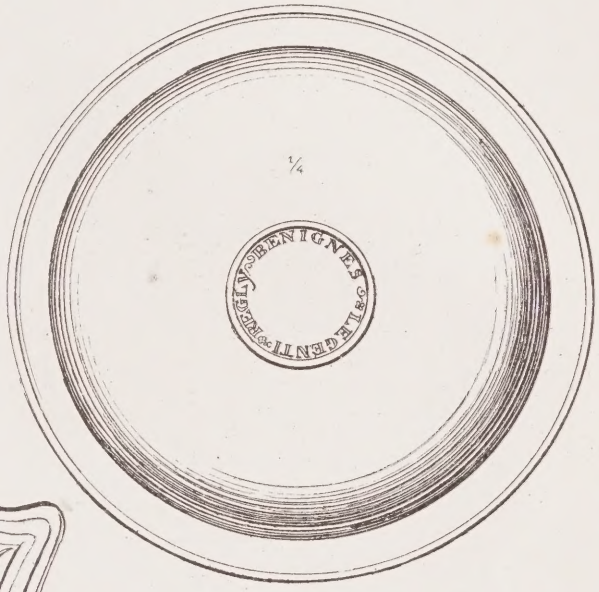
3



4



4a

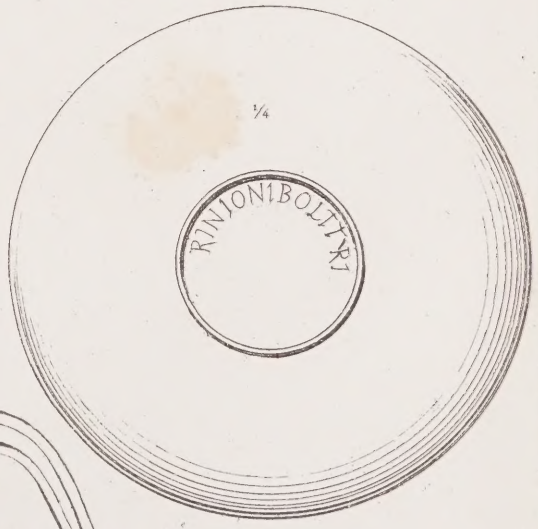


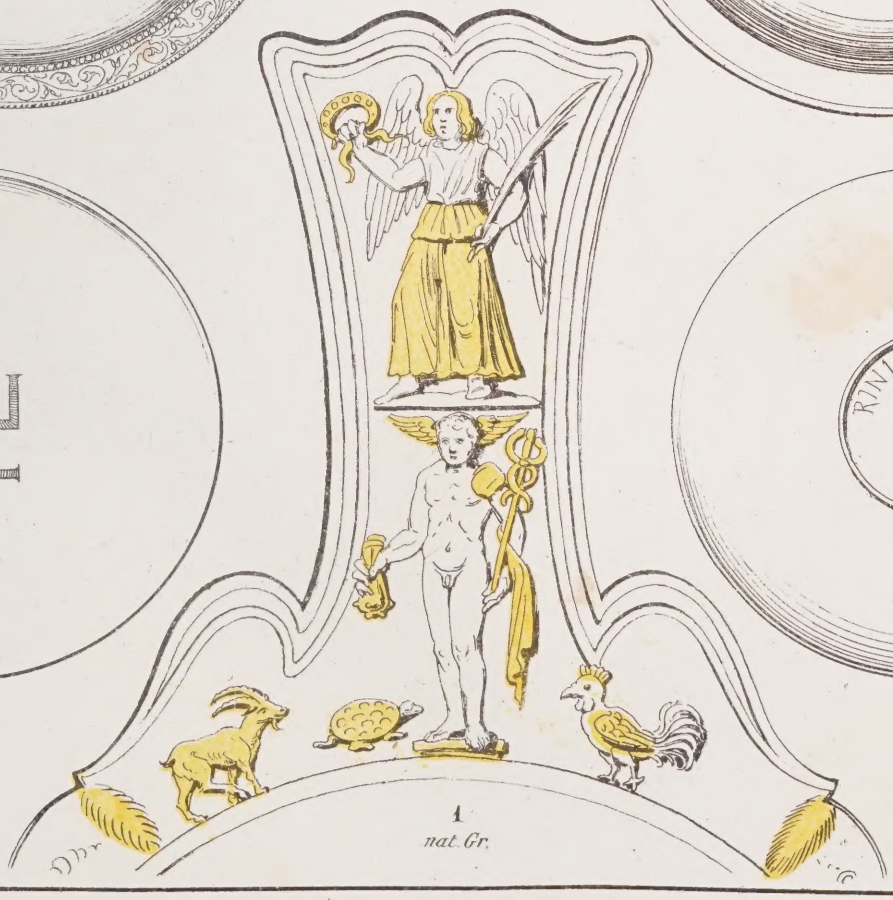
7

1/4

5a

5

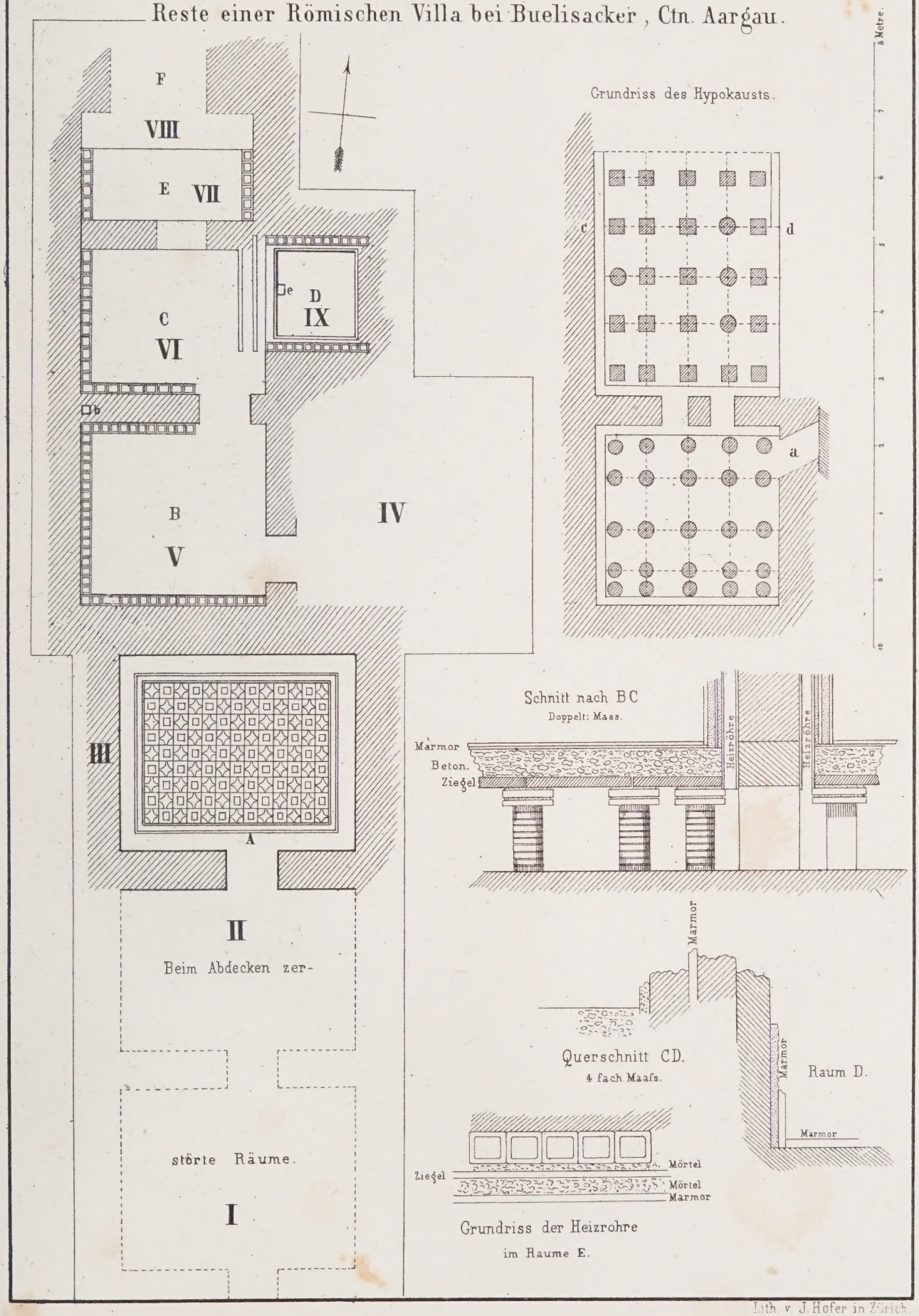




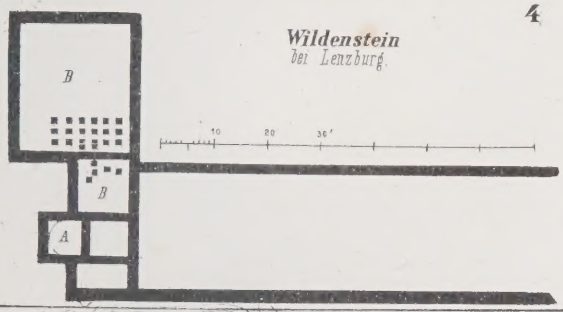
1
nat. Gr.

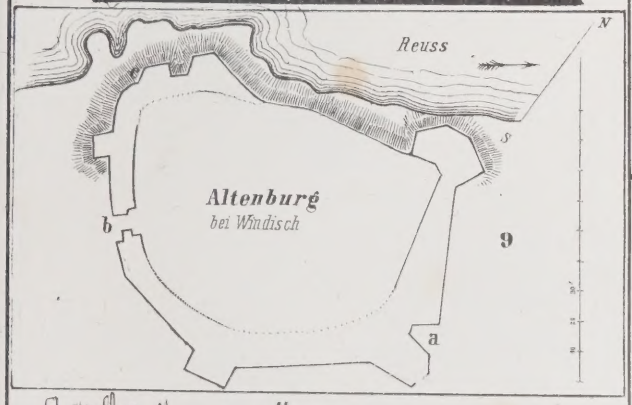
Druck von J. Hofer, Zürich.

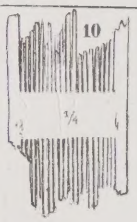
Reste einer Römischen Villa bei Buelisacker, Ctn. Aargau.

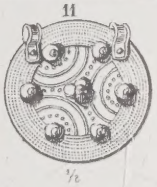


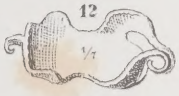
Lith. v. J. Hofer in Zürich.

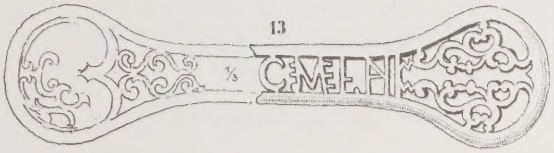


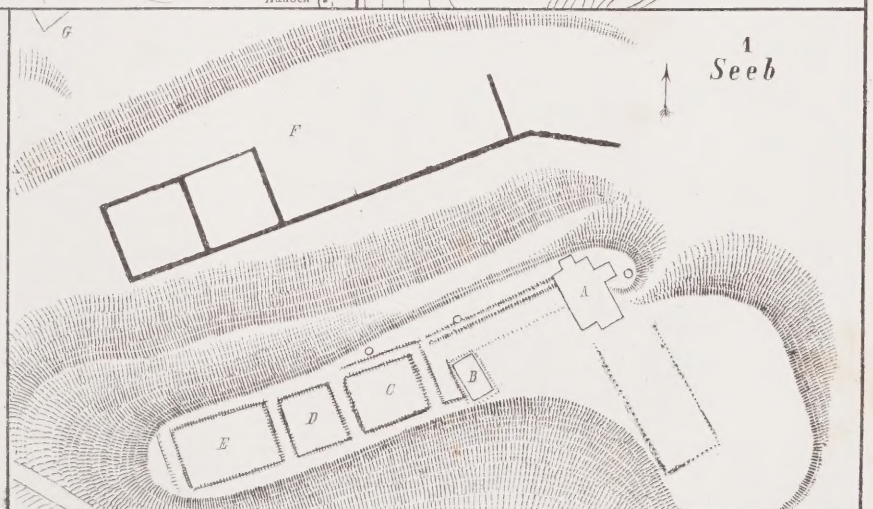


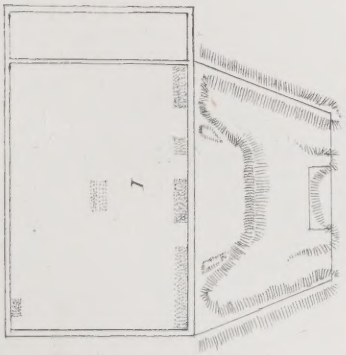


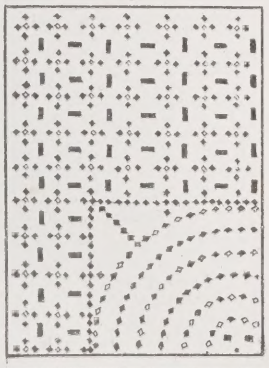


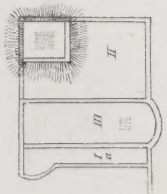




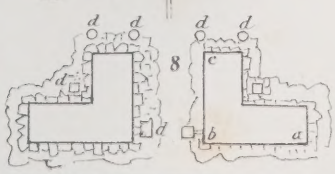


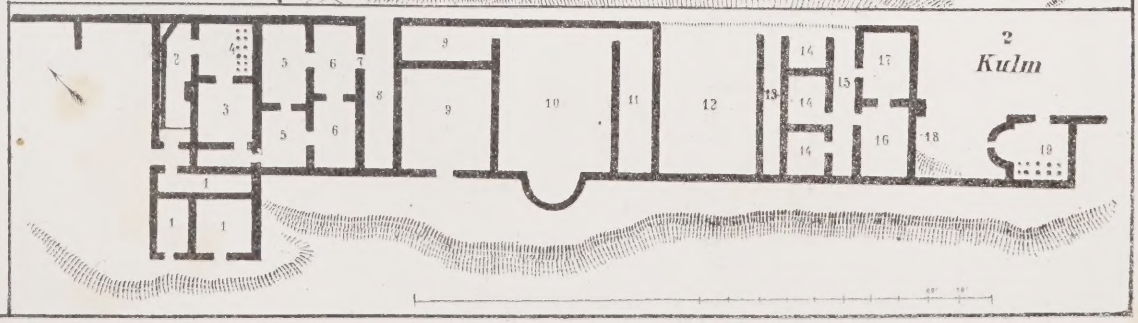


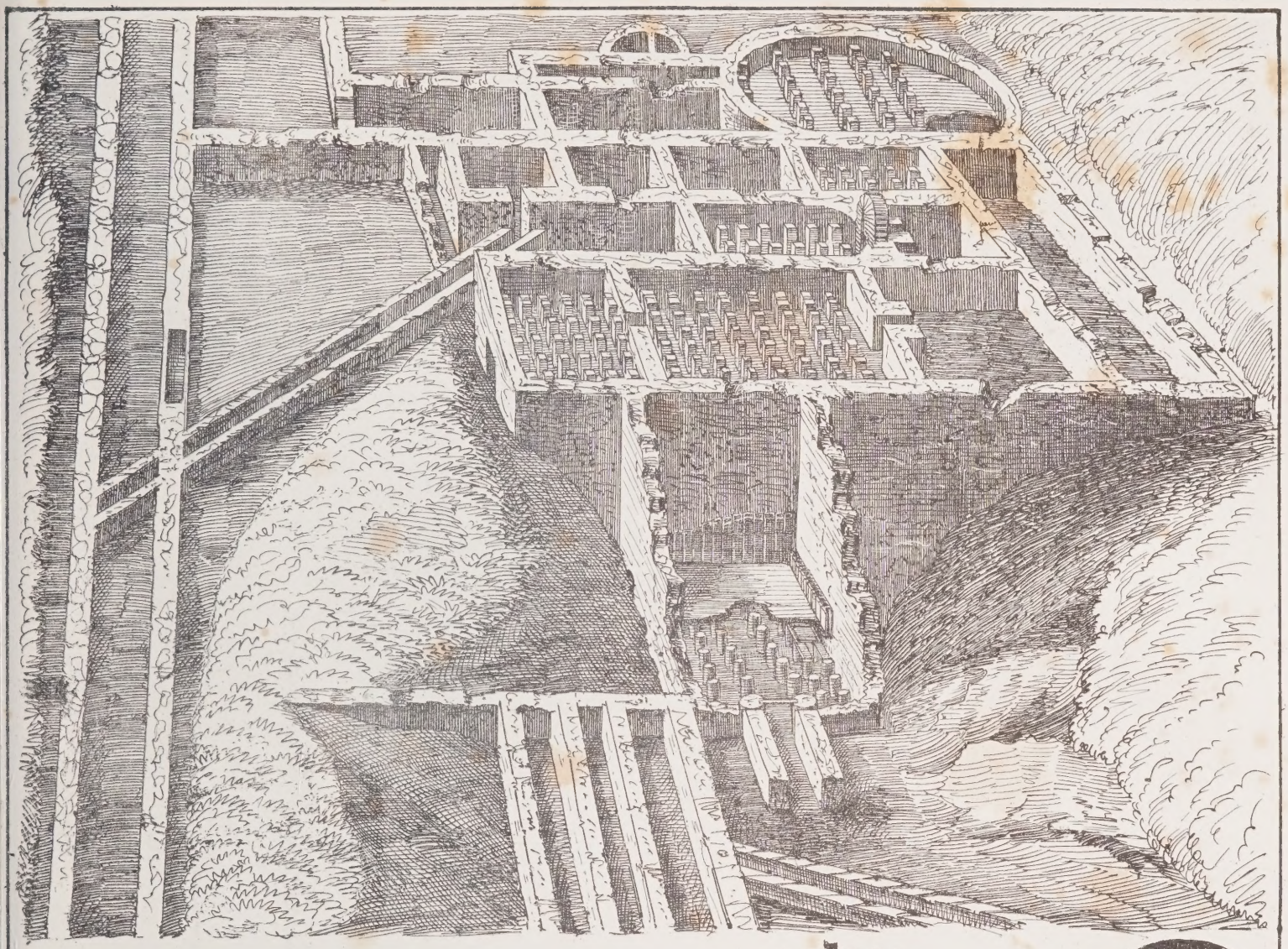




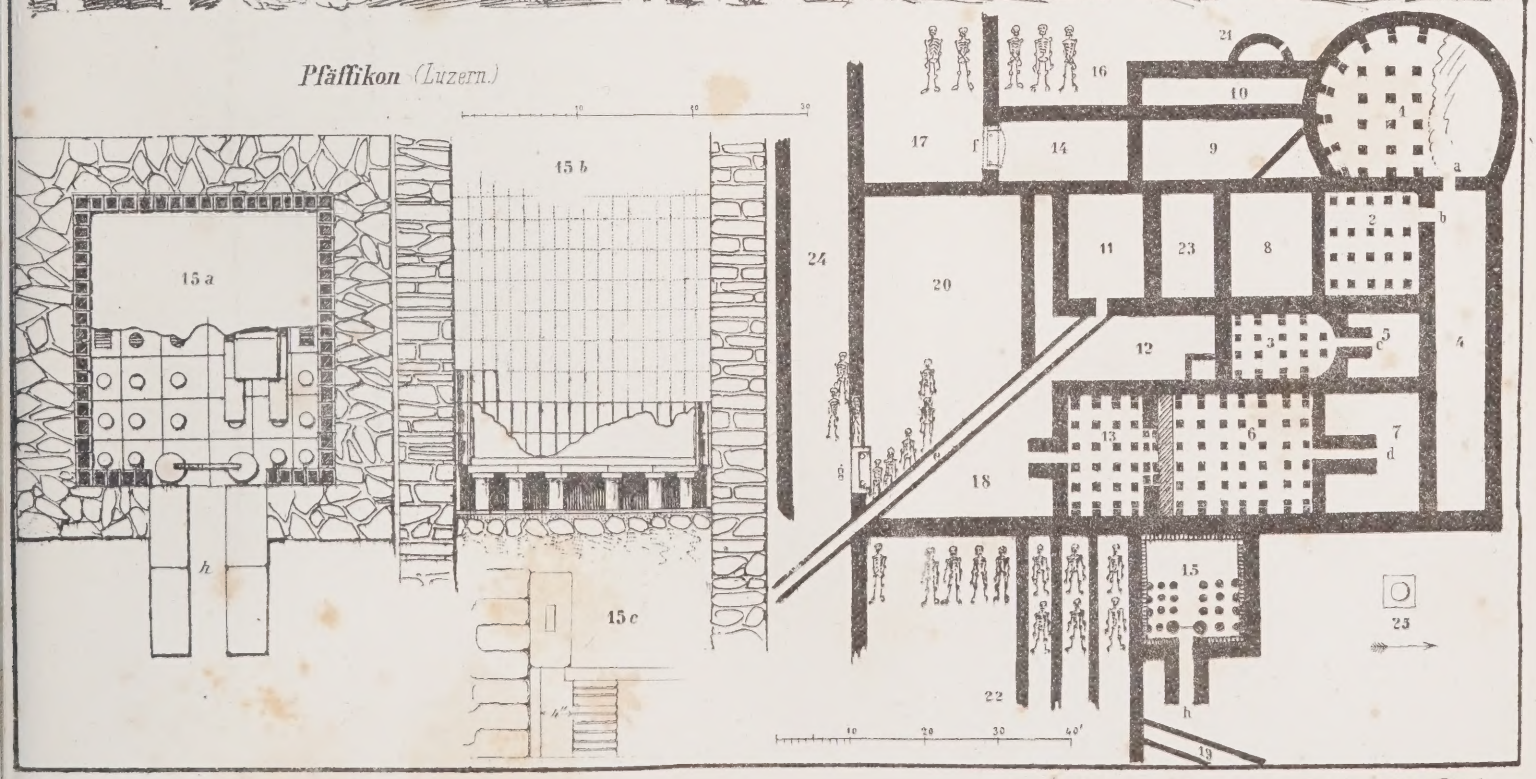
5
Sarmensdorf







Pfäffikon (Luzern.)



A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

Ueber alte Oefen in der Schweiz

namentlich im Kanton Zürich.

Zürich.
Druck von David Bürkli.
1865.

Ueber alte Oefen in der Schweiz, namentlich im Kanton Zürich.

Wenn wir im nachfolgenden Versuch die Aufmerksamkeit auf einen Gegenstand lenken, der bisher zu wenig Beachtung gefunden hat, so sind wir uns wohl bewusst, dass wir denselben auch nicht entfernt zu erschöpfen vermögen. Aber selbst einen kleinen Bruchtheil davon dem allgemeinen Interesse näher zu bringen, scheint uns ein nicht müssiges Bestreben. Es handelt sich um die alten kunstreichen Oefen, deren die Schweiz eine grössere Anzahl aufzuweisen hat, als irgend ein anderes Land. Schon Göthe fielen die sinnreichen Bilder und Sprüche an den Kachelöfen der Schweiz auf. Er schreibt in den Briefen aus der Schweiz: »Es ist was Schönes und Erbauliches um die Sinnbilder und Sittensprüche, die man hier auf den Oefen antrifft.« [1]) Ein näheres Vertrautwerden mit diesem Gegenstande erschliesst ein Gebiet ungeahnter Pracht, eröffnet für kulturhistorische und kunstgeschichtliche Betrachtung ein fruchtbares Feld, gewährt also nach verschiedenen Seiten Genuss und Belehrung. Um so mehr aber dürfte es jetzt an der Zeit sein, auf Bedeutung und Werth der alten Kachelöfen hinzuweisen, als man seit Kurzem bei Neubauten sich mehr und mehr dieser allerdings etwas ungefügen, viel Platz und Heizmaterial verlangenden Gebäude zu entledigen sucht. Möchte es uns daher gelingen, von dem Reiz dieser Prachtarbeiten, die aus einer Zeit rühren, wo die Kunst noch im engen Bunde mit dem Handwerk schuf, und die mehr als ein anderer Gegenstand von dem edlen Aufwand an Schönheit Zeugniss ablegen, mit dem man damals das ganze Dasein schmückte, einen Begriff zu geben. In die schweizerische Kunstgeschichte gehört das Kapitel von den Oefen um so mehr, da hier zu Lande die Vorstellung von allem Kunstreichen sich an etwas nahe Verwandtes, an den vom Hafner oder Schlosser errichteten Feuerherd zu knüpfen scheint, den das Volk in der Schweiz bekanntlich schlechtweg »die Kunst« zu nennen pflegt.

Die Feuerstätte, der Herd ist der Mittelpunkt, von welchem seit den ältesten Zeiten alles Kulturleben ausgegangen ist. Treffend sagt Semper [2]): »Das erste Zeichen menschlicher Niederlassung und Ruhe nach Jagd, Kampf und Wanderung in der Wüste ist heute wie damals, als für die ersten Menschen das Paradies verloren ging, die Einrichtung der Feuerstätte und die Erweckung der belebenden und erwärmenden speisebereitenden Flamme. Um den Herd versammelten sich die ersten Gruppen, an ihm knüpften sich die ersten Bündnisse, an ihm wurden die ersten rohen Religionsbegriffe zu Culturgebräuchen formulirt. Durch alle Entwickelungsphasen der Gesellschaft bildet er den heiligen Brennpunkt, um den sich das Ganze ordnet und gestaltet.« Die Kulturbedeutung des Feuers spricht sich in der Verehrung der Flamme aus, welche seit den alten Ariern als gemeinsames religiöses Symbol alle Völker des indo-germanischen Stammes verbindet. Ihren poetischen Ausdruck hat sie bei den Griechen in der schönen Sage von Prometheus gefunden, der den Menschen das heilige Feuer vom Himmel holt und dafür als ältester Kultur-Märtyrer büssen muss. Bei Griechen und

[1]) Sämmtliche Werke. Ausgabe von 1851. 8. Band 14. S. 121.

[2]) Die vier Elemente der Baukunst. Braunschweig 1851. S. 54 fg.

Römern bildet der Herd den Mittelpunkt des Hauses und erhält bei jenen zur Beschützerin die Hestia, bei diesen die Vesta sammt den Penaten. Und selbst nachdem die ursprüngliche materielle Bestimmung dieses wichtigen Theiles des italischen Hauses sich verloren hatte, wurde die ideale Bedeutung desselben in der heiligen Flamme der Vesta mit religiösem Sinne gehegt, und es blieb das Atrium sammt dem Herde und den Bildern der Laren und Penaten das Familienheiligthum, in welchem alltäglich und bei festlichen Anlässen die gemeinsame Hausandacht verrichtet wurde.

Inzwischen war man bei fortgeschrittener Verfeinerung des Lebens auf künstlichere Mittel bedacht geworden, den Wohnräumen in der kälteren Jahreszeit oder in rauheren nordischen Himmelstrichen die nöthige Wärme zuzuführen. Zuerst und zumeist fand diess Anwendung beim Hypokaustum in den warmen Bädern, dessen unterhöhlter, auf kurzen Pfeilern ruhender Fussboden (die *suspensura*) durch heisse Dämpfe erwärmt wurde, die man auch mittelst thönerner Röhren an den Wänden der Gemächer umherleitete. Als die Römer diesseits der Alpen weiter nordwärts drangen, mussten sie in ihren Wohngebäuden diesem Heizungssystem allgemeinere Ausdehnung einräumen, was aus den zahlreichen, immer von Neuem ans Licht gezogenen Ueberresten römischer Villen in verschiedenen Gegenden Deutschlands und der Schweiz hervorgeht. Im eigentlichen Süden mochte man sich bei der Milde des Klimas auch ohne Heizvorrichtung in den meisten Wohnungen durch den kurzen Winter helfen, indem man zu wärmerer Kleidung seine Zuflucht nahm oder in opulenteren Häusern durch besondere südliche Lage sich eigene Wintergemächer schaffte. Auch kommen kleine tragbare metallene Oefen, Feuerpfannen und bewegliche Herde mehrfach vor, wie die pompejanischen Ausgrabungen beweisen. Noch jetzt sind im Süden die Heizvorrichtungen spärlich, und die Römerin begnügt sich mit dem kupfernen Feuerstübchen, das sie auf den Schooss nimmt und in dankbarer Zärtlichkeit ihren »Marito« nennt. Aehnlicher Art waren wohl bei den alten Hebräern jene Feuertöpfe, an welchen man sich zur Winterszeit wärmte. So sitzt bei Jeremias 36, 22. König Jojakim im Winterhause vor dem Feuer, dessen Flammen er die unliebsame Rede des Jeremias übergibt, welche Judi aus Baruchs Buche dem Könige vorzutragen wagte. Solche metallene Kohlenbecken stellte man vor sich oder in die Mitte der Zimmer und bedeckte sie mit einem durch Teppiche verhängten Holzgestelle. Noch jetzt ist diess, wie neuere Reisende erzählen, die Art, wie die Perser sich zur Winterszeit gegen die Kälte schützen. In der Mitte des Wohnraumes steht das Kohlenbecken unter einem Holzgestell, über welches ein bis zur Erde herabhängender Teppich gebreitet ist. Die ganze Familie kriecht unter diesen Teppich und hockt zusammen um den Feuertopf.

Das germanische Alterthum »leitete vom göttlichen Feuer des Blitzes den ersten Ursprung der Herdflamme ab, die des Hauses heiligsten Schatz und Mittelpunkt ausmacht. Der Donnerer selbst hatte sie anfangs entzündet. Um den Herd erbaut sich das Leben des Hauses, der Familie, des Stammes. Und so ergab sich aus der Bedeutung des Gewittergottes als Schützer der Herdflamme eine Fülle von Beziehungen zur sittlichen Welt. Das heilige Herdfeuer, das die Himmelsflamme vergegenwärtigte, musste die Braut dreimal umwandeln. Dreimal wurden neu einziehendes Gesinde, neu erworbene Hausthiere um dasselbe geführt. Sie traten dadurch sittlich und rechtlich in den geweihten Bann des Hauses, der Familie ein. Aus dem steinernen Herde entstand später der Ofen, wie die Etymologie des Wortes ergibt, und so wurde auf diesen manche Sitte übertragen, welche sich jener anfänglich zueignen durfte. Neue Mägde soll man zuerst in den Ofentopf schauen lassen. In der Neujahrsnacht, wenn die Thore der Zukunft sich öffnen, gucken die Jungfrauen in den Ofen und gewahren darin das Bild des zukünftigen

Bräutigams. Mehr als ein holdes Kind ist schon vor Alters ernsthaft, in neueren Zeiten scherzweise im Pfänderspiel vor dem Ofen auf die Knie gesunken und hat mit Inbrunst gerufen:

Lieber Ofen, ich bete dich an, gib mir einen frommen Mann.

Daher wird auch der Ofen im Kinderspiel zu Gevatter gebeten.« [1]) — Fieberkranke Kinder endlich soll man in den Ofen legen, was wieder auf uralten Feuerdienst zu deuten scheint.

Häufig begegnet uns in Sagen und Märchen der Zug, dass dem Ofen gebeichtet wird. Was man keinem Menschen verrathen zu wollen eidlich gelobt hat, das erzählt man dem Ofen; hinter ihm versteckcn sich aber Menschen, und so kommt das Geheimniss an den Tag [2]). In der Sage von der Mordnacht, die bekanntlich in vielen Städten der Schweiz erzählt wird, ist es mehrmals der Ofen, dem man die Entdeckung des Verraths und die Rettung der Stadt verdankt. Hinter dem Ofen erfährt der Pfisterknabe Eckenwiser die Verschwörung gegen Zürich. Dem Ofen verräth ein Bettelbube die Luzerner Mordnacht. Die Greyerzer Mordnacht verräth Mösching dem Ofen. Dasselbe geschieht bei der Breisgauer Mordnacht [3]). Auch sonst kommt das »hinter dem Ofen Sitzen« in Märchen und Sagen zahllos vor. Selbst in den Rechtsanschauungen hat der Ofen seine Bedeutung. Denn wie die Entzündung des Feuers das Symbol rechtlicher Besitznahme ist, so wird dem Rechtlosen das Feuer gelöscht und der Ofen eingerissen [4]). Geben uns diese Hinweisungen einen Begriff von der poetisch bedeutungsvollen Rolle, welche Herd und Ofen in den Vorstellungen der germanischen Völker spielen, so wird die Frage um so gerechtfertigter, welche historische Entwicklung diess wichtige Element neuerer Kulturgeschichte durchgemacht hat. Der einfache, auf Steinplatten erhöhte Herd, wie er sich selbst in den Pfahlbauten schon nachweisen lässt, war wohl die ursprüngliche Form der Feuerstätte auch im gesammten germanischen Kulturkreise. Daraus aber nahmen frühzeitig zwei verschiedene Arten von Heizvorrichtungen ihren Ursprung: der Kamin und der Ofen. Beide haben eine Zeit lang neben einander bestanden, wie diess schon in der karolingischen Epoche nachzuweisen ist. Im weiteren Verlaufe theilt sich Europa in beide Formen so, dass der gesammte Süden und Westen dem Kamin den Vorzug gibt. Dahin gehören Italien, die pyrenäische Halbinsel, Frankreich, England und merkwürdiger Weise auch Holland und Ostfriesland, so wenig diese letzteren zu den wärmeren Ländern zu rechnen sein mögen. Die nördlichen und östlichen Gebiete, vor Allem die slavischen und germanischen Länder, welch letzteren sich die Schweiz sogar einschliesslich ihrer französisch redenden Theile zugesellt, nehmen den Ofen in ihre Gunst, obwohl darum der Kamin nicht ganz ausgeschlossen ist. Will man der Wortabstammung nachgehen, so wäre der Kamin (*camino, caminata*) bei den romanischen, der Ofen bei den germanischen Völkern heimisch. Wesentlich sind es jedoch die kälteren Zonen des europäischen Völkergebietes, welche an die Stelle des flüchtig und ungenügend wirkenden Kaminfeuers einen soliden Wärmebewahrer in ihren Zimmern aufstellen, der geeignet ist, einen hohen Grad von Hitze in sich zu erzeugen, anzusammeln, lange festzuhalten und gleichmässig nach allen Seiten auszuströmen. So wird der Ofen zum Repräsentanten des eigentlichen Familienlebens in seiner warm anheimelnden Gemüthlichkeit und muss sowohl seinem Wesen als — wie wir bald sehen werden — seiner künstlerischen Gestaltung nach als die höhere Kulturform von beiden bezeichnet werden.

[1]) Mannhardt, die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker. Berlin 1860. I. S. 195 fg.
[2]) Simrock, D. Mythologie. 2. Auflage. S. 472.
[3]) Rochholz, Schweizersagen. II. S. 371.
[4]) Ebenda II. S. 70.

Fragen wir nach der Etymologie des Wortes Ofen [1]), so versichert man uns, dass es mit dem gothischen *auhns* zusammenhange, wobei, wie öfter vorkommt, der Gutturalspirant mit dem Labialspiranten den Platz getauscht hat. *Auhn*(s) hinwieder sei wahrscheinlich das in den Veden vorkommende *akna*, das »Stein« bedeute. Daraus dürfen wir vielleicht schliessen, dass es ursprünglich den gemauerten Herd oder die Feuerplatte bezeichnete. Die Benennung Ofen für gewisse Felspartien in der Alpenkette zwischen Piemont und Steiermark kann, wie unser gelehrter Gewährsmann bemerkt, kaum von einer anderen Vorstellung ausgegangen sein, als von der jener primitiven, einer ganzen Haushaltung in ihrem Bauche Raum gebenden rauchgeschwärzten Höhle, der an die Wand gerückten Feuerplatte mit den russigen Schluchten und Rauchfängen [2]). Noch näher als das Gothische scheint das Griechische ἰπνός mit unserem Ofen zusammen zu hangen. Der Engländer versteht noch heutzutage unter *oven* eine gewisse rohere Feuereinrichtung, wie den Backofen, den Ofen im Waschhaus und dergleichen, gegenüber dem Zimmerofen, den sie *stove*, die Italiener *stufa* nennen. In Norddeutschland heissen die kleinen Feuerbehälter, wie man sie häufig in Kirchen und sonstwo zur kälteren Jahreszeit gebraucht, *stüvken* (Stübchen). Und so ist von dem romanischen Wort *stufa* der Ausdruck Stube für ein heizbares Zimmer entstanden. In Norwegen, wo die Einführung der Oefen erst in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts durch Olaf den Friedfertigen Statt gefunden haben soll, bildete sich für solche Räume die verwandte Bezeichnung *Ofnstofa*. Während nun der Romane und sein Milchbruder in Britannien den Ofen verschmähte und sich mit dem einfachen Rauchabzug, d. i. *camino, caminata, cheminée, chimney* begnügte, entlehnten unsere germanischen Vorfahren von diesem Ausdruck den Namen *kemenâte*, der unserem heutigen Stube entspricht. Gewiss ein interessantes Stück aus der Geschichte des Tauschhandels der Nationen.

Halten wir nun eine Umschau über die ältesten Spuren von Heizeinrichtungen bei unsern Vorfahren. Die primitivste Art germanischer Feuerstätten finden wir noch heute in dem westfälischen Bauernhause, in dessen ganzer Anlage uns die uralte Hauseinrichtung des ächtdeutschen sächsischen Stammes bewahrt ist. Menschen und Thiere sind hier noch unter demselben tief herabreichenden strohgedeckten Dache vereint. Zwischen den wohlgepflegten stattlichen Düngerhaufen hindurch, welche den Eingang flankiren, gelangt man durch das zweiflüglige Thor, das Raum für den hochbeladenen Erntewagen bietet, auf die Tenne oder Diele, wo das Korn gedroschen wird. Zu beiden Seiten desselben ziehen sich die Ställe für Pferde und Kühe hin, die über ihre Krippen hinweg friedlich hineinschauen. Im Hintergrunde der Diele erhebt sich der Herd mit seinen metallenen Feuerböcken für die Holzkloben und seinem Mantel für den Rauchfang. An diese Seite stossen das Wohnzimmer und die Schlafkammern der Familie. Aber der Herd bildet den Mittelpunkt des Ganzen. An ihm ist der Platz der Hausfrau, die von hier aus das ganze Haus, die Wohnräume und die Diele mit ihren Ställen und ihrem Eingang überschauen kann.

Diese einfachste Form des Herdfeuers scheint im Mittelalter auf den Burgen noch lange im Gebrauch geblieben zu sein. Daneben kommen aber schon in karolingischer Zeit eigentliche Oefen vor. Unzweifelhaft geht diess aus dem berühmten Bauriss des Klosters St. Gallen hervor, der

[1]) Die etymologischen Notizen verdanken wir Herrn F. Staub.

[2]) Vgl. Schmeller, B. Wb. I, 33. In einzelnen Fällen, z. B. bei dem sonst sogenannten Buffalora ist der Name Ofen, romanisch Forno, nicht auf die Bergformation, sondern auf einen Schmelzofen zu deuten, der einst an dem betreffenden Berge oder Passe bestanden.

bekanntlich um 820 angefertigt wurde und uns das Idealbild einer vollständigen Klosteranlage jener frühmittelalterlichen Zeit vor Augen stellt [1]). Hier sind drei verschiedene Heizsysteme neben einander in Anwendung gebracht, wobei sogar allem Anschein nach die Anordnung des römischen Hypokaustums nachgewiesen werden kann. Unter dem als Dormitorium bezeichneten Schlafsaal der Mönche befindet sich nämlich eine Wärmstube (*calefactoria domus*), an deren Aussenwand ein grosser halbrunder Kamin (*caminus ad calefaciendum*) hervortritt. In einiger Entfernung von demselben ist der Ausgang für den Rauch (*evaporatio fumi*) als freistehender, auf viereckigem Unterbau sich erhebender runder Schornstein gezeichnet. Dieselbe Vorrichtung wiederholt sich noch zweimal auf dem Plane: im Wohnsaal der Novizen und im Krankensaal. Wir vermögen sie kaum anders als für ein Hypokaustum zu nehmen [2]). Daneben findet sich die einfache Herd-Einrichtung, deutlich als *locus foci* bezeichnet, in der Mitte des Speisesaales der Fremdenwohnung. Weit häufiger wird aber die Erheizung der Räume durch eigentliche Oefen bewirkt, die mit länglich runder Form in den Ecken der Stuben angebracht sind. Die Wohnzimmer, Krankenräume, Gastzimmer haben durchgängig ihren Ofen, und selbst die Sakristei und die Stube des Bruders Pförtner sind damit versehen. In der Abtswohnung und anderen Theilen des Klosters hat man, wenn zwei an einander gränzende Zimmer zu heizen waren, beide Oefen dicht neben einander in die zusammenstossenden Ecken gesetzt, so dass für beide, wie noch heutzutage üblich, ein einziges Abzugsrohr genügte. Der grosse Saal, in welchem man zur Ader liess und Abführmittel nahm, wird sogar durch vier in den Ecken angebrachte Oefen geheizt. Jedenfalls liefert uns diese merkwürdige Zeichnung ein Bild von der Kulturhöhe, auf welcher damals schon die grossen Klosterinstitute angelangt waren. Wir dürfen aber nicht vergessen, dass Abteien, wie St. Gallen, für die Civilisation ihrer Zeit ungefähr denselben Standpunkt einnahmen, wie heutzutage die volkreichen Haupt- und Weltstädte für die unsrige. Dass daneben auf dem Lande, wie in den wenigen erst aufkeimenden Städten, und selbst auf den Burgen des Adels zumeist die geringere und primitivere Heizvorrichtung noch lange im Gebrauch war, lässt sich nicht in Abrede stellen. Welcher Art die Oefen in St. Gallen gewesen, ob sie aus gebrannten Thonkacheln oder aus Stein gefertigt waren, das müssen wir dahingestellt sein lassen. Doch spricht alle Wahrscheinlichkeit für gebrannten Thon.

Ein Seitenstück zu jener Anlage des frühesten Mittelalters gibt uns aus der letzten Blüthenepoche jenes Zeitraums an der entgegengesetzten nordöstlichen deutschen Gränzmark das Schloss Marienburg die glanzvolle Residenz des Hochmeisters der deutschen Ordensritter. Wie die Hochburg und das noch stattlichere Mittelschloss nach Aussen stolz über dem hohen Ufer des Nogatstromes in die fruchtbare Niederung schauen, so sind die Räume im Innern nicht bloss mit allem Kunstsinn jener Zeit, sondern auch mit einer seltenen Vorliebe für behaglich verfeinerte Lebenszustände ausgerüstet. Dahin gehört vor Allem die Heizeinrichtung. Unter dem grossen Ordensremter, der durch seine schlanken Granitsäulen und palmenartig ausgebreiteten Fächergewölbe den Eindruck freien Behagens macht, liegt in dem mit mächtigen Gewölben versehenen oberen Kellergeschoss ein gewaltiger Ofen, 12 Fuss lang und 10 Fuss breit. Das Innere desselben ist durch einen gemauerten Rost in zwei Abtheilungen geschieden; die untere war für die Feuerung bestimmt, die obere enthielt eine Menge lose neben einander liegende Feldsteine, welche die durch den Rost spielenden Flammen glühend

[1]) Vgl. die sorgfältige und treue Publikation desselben von Dr. Ferd. Keller. Zürich 1844.

[2]) DuCange s. v. hypocaustorium in monasteriis, ubi monachi simul sese calefaciunt.

zu machen hatten. Im oberen Gewölbe des Ofens sieht man 36 Oeffnungen von $5^1/_2$ Zoll im Quadrat, aus denen Röhren durch den darüber befindlichen Fussboden des Remters gehen. Wo diese Röhren in den Saal ausmündeten, lagen in dem mit glasirten Fliesen gedeckten Fussboden Kalksteinplatten mit runden Löchern, die durch kupferne Deckel geschlossen waren. Aus jenem Gewölbe des Ofens führt sodann ein weiter Rauchfang, der in einen Schornstein endigt, den Rauch hinaus. Sobald das Feuer ausgebrannt war, wurden die Kohlen aus dem Ofen herausgenommen, damit nicht Kohlendunst in den Remter dringe, und der im Schlot befindliche Rauchstein, welcher in der Mitte eine Oeffnung hat, mittelst eines eisernen Deckels geschlossen. Um den Rauchstein zu öffnen und zu schliessen, war in der westlichen Remterwand eine kaminartige Vorrichtung angebracht. War der Rauchstein geschlossen, so liess man die durch die glühenden Feldsteine erhitzte Luft durch die Heizröhren in den Saal, und jenachdem man einen höheren oder geringeren Wärmegrad hervorbringen wollte, öffnete man mehr oder weniger Heizlöcher. Aehnliche Luftheizungen liegen unter den übrigen Wohnräumen des Hochmeisterschlosses [1]).

Dieses mit aller Opulenz und selbst mit Raffinement durchgeführte Heizsystem hat sicherlich in seiner Zeit schon als etwas Ausserordentliches dagestanden; denn soweit uns Ueberreste mittelalterlicher Burgen ein Urtheil gestatten, lassen sich nur einfache Kamine nachweisen. Dass dieselben gelegentlich schon in künstlerischer Form oder mit prächtigem Material ausgeführt waren, beweisen die Trümmer des Barbarossaschlosses zu Gelnhausen, beweist nicht minder eine Stelle im Parcival 230, 9. (pag. 115 ed. Lachm.) [2]), wo sogar drei Marmorkamine in einem Saale vorkommen:

mit marmel was gemûret
drî vierekke fiwerrame:
dar ûffe was des fiwers name,
holz, hiez lign alôê.
sô groziu fiwer sît noch ê
sach niemen hie ze Wildenberc:
jenz wâren kostenlîchiu werc.

Daneben wird in den Dichtungen des Mittelalters mehrfach auch der Ofen genannt, aber ohne irgend welche Beschreibung. Barlaam 117, 30: »*daz viûr dranc mit grôzer flamme alz ûz einem ovene heiz.*« Exod. Diemer 142, 11: »*gêt z'einem ovene, dâ ir aschen vindet.*« Passion. 258, 15: »*man sal wol heize eiten einen oven unde erglüen.*« Oswald, 3238: »*er vuorte in* (den Pilger) *ûf den oven dan, er sprach »dâ solt du sitzen eben.*« Wackernagel Leseb. 899. 2: »*sitz zuo dem oven ûf den stein.*« Das Wort Kamin kommt gar nicht vor; dafür gilt fiwerrame.

Gewähren uns die beigebrachten Stellen auch keine Anschauung, so bezeugen sie dem Ofen doch neben dem Kamin eine allgemein verbreitete und bekannte Existenz. Welcher Art jene Oefen aber waren, ist zweifelhaft; doch spricht Manches für thongebrannte und glasirte Kacheln. Denn während die ältesten uns bekannten eisernen Oefen schwerlich über das Jahr 1400 hinaufgehen, finden wir schon auf Darstellungen vom Ende des 13. Jahrhunderts den Kachelofen. In Konstanz entdeckte man beim Umbau eines Hauses Wandgemälde aus jener Epoche, auf welchen ein Ofen mit tellerartig

[1]) Vgl. A. Witt, Marienburg, das Haupthaus des deutschen Ritterordens. 8. Königsberg 1854. S. 26 fg. und die Aufnahmen in dem Prachtwerk von Frick. fol. 1803.

[2]) Diese literarischen Nachweisungen verdanke ich Herrn Prof. L. Ettmüller.

vertieften Kacheln vorkommt. Seine gedrückte Form und der kuppelartige Aufsatz erinnern noch deutlich an den primitiven Backofen. Glasirte-Ofenkacheln werden sodann häufig in altem Schutt bei Neubauten oder zufälligen Nachgrabungen gefunden. Zu den ältesten uns bekannten gehören die zahlreichen Kacheln, im Ganzen gegen zweihundert, welche der ausgezeichnete Alterthumsforscher J. H. von Hefner-Alteneck auf der Burg Tannenberg entdeckt und in seinem Werk zum Theil abgebildet hat [1]). Da die Burg im Mai 1399 durch Feuer zerstört wurde, und man die Kacheln im alten Brandschutt gefunden hat, so müssen dieselben spätestens dem 14. Jahrhundert angehören. Eine Anzahl interessanter mittelalterlicher Kacheln, die man zu Zürich im Grunde des alten Salzhauses beim Grossmünster entdeckte, sind jetzt Eigenthum der antiquarischen Gesellschaft und befinden sich in unserer Sammlung auf dem Helmhause. Ihre Oberflächen sind mit einer starken grünen oder bräunlichen Glasur überzogen und enthalten in kräftigem Relief kleine figürliche Darstellungen, die zum Theil den Charakter des frühgothischen Styles in Auffassung, Trachten und architektonischem Beiwerk verrathen und demnach, sowie nach einem Bruchstück prächtiger gothischer Majuskelschrift dem 14. Jahrhundert angehören mögen, während andere schon durch den Schweifbogen sich als Werke vom Anfang des 15. Jahrhunderts ankündigen [2]). Im Uebrigen muss man bei Zeitbestimmungen derartiger Reste wohl im Auge behalten, dass in den Arbeiten der Kunsthandwerke meistens ältere Formen sich noch lange schablonenmässig erhalten, nachdem in der Architektur und den höheren Künsten oft schon neue Stylwandlungen Statt gefunden haben. Die Zürcher Kacheln enthalten Minnescenen und verwandte heitere Lebensbilder, Thiergestalten zum Theil phantastischer Art, wie das Einhorn, das mehrmals vorkommt, einen Jäger, der ins Horn stösst und den unbändig sich aufbäumenden Rüden kaum an der Leine zurückzuhalten vermag. Mehrere unter den Einzelfiguren sind von so strengem Formcharakter, dass man sie ins 13. Jahrhundert hinaufzurücken sich versucht fühlt. Aehnliche Kacheln sind kürzlich beim Abtragen des alten Rennwegthores in Zürich gefunden worden.

Wann und wo der Gebrauch glasirter Ofenkacheln seinen Anfang genommen, wird kaum zu ermitteln sein. Thongebrannte Fliesen mit Glasur finden sich bei mittelalterlichen Fussböden schon in romanischer Zeit überall im Gebrauch. In Frankreich gehören die ältesten bekannten der Mitte des 12. Jahrhunderts an. Es sind die aus der Zeit des Abtes Suger stammenden in den Chorkapellen der Kirche von St. Denis [3]). Aber schon für den Beginn desselben Jahrhunderts ist dort die Anwendung der Bleiglasur durch Aufdeckung eines Grabes vom Jahr 1120 festgestellt [4]). Nach einzelnen Resten zu urtheilen, unter welchen die oben erwähnten Kacheln von Zürich und von Tannenberg in erster Linie stehen, dürfen wir jedenfalls annehmen, dass die Anwendung glasirter Kacheln zu Zimmeröfen für die Epoche des 14. Jahrhunderts unwidersprechlich festgestellt ist. Leider hat die neuere Zeit stark unter diesen Werken aufgeräumt; dennoch kommen Kachelöfen des Mittelalters im südlichen Deutschland noch mehrfach vor; doch dürfte kaum einer über das 15. Jahrhundert hinaufreichen. Vom Jahr 1490 rührt ein schöner Kachelofen auf der Veste zu Salzburg mit gothisch stylisirten, fast freistehenden Blumen in Nischen. Einen der elegantesten aus demselben Jahrhundert,

[1]) Die Burg Tannenberg und ihre Ausgrabungen; gr. 4. Frankfurt a. M. Dem geehrten Verfasser verdanken wir manche der im Text enthaltenen Notizen.

[2]) Abbildungen davon in Semper's Stil. II. S. 154.

[3]) Vgl. Viollet le Duc, Dictionn. de l'arch. franç. II. pag. 260 ff. und A. Ramé, études sur les carrelages historiés.

[4]) Brongniart, arts céramiques II. p. 98.

den das Schloss Tirol bei Meran bewahrt, hat Semper in seinem Stil (II, S. 155) dargestellt. Verwandter Art ist der von Füssen, welchen man in Heideloff's Ornamentik findet. Er datirt vom Jahr 1514.

Weitaus die Mehrzahl der alten Oefen in der Schweiz sind Kachelöfen. Nur ausnahmsweise scheinen eiserne Oefen hier vorzukommen. Wir haben bis jetzt zwei kennen gelernt, über welche eine kurze Notiz am Platze sein wird. Der ältere von beiden steht im Saale des Rathhauses zu Rapperswyl, das sich ausserdem durch ein prächtig geschnitztes gothisches Portal und alterthümliche Holzdecke, sowie malerisch gruppirte Fenster auszeichnet. Der Ofen ist von kolossaler Grösse und besteht aus einem länglich viereckigen Unterbau, nach vorn mit dreiseitiger Polygonbildung abgeschlossen, und aus einem beträchtlich zurücktretenden sechseckigen Oberbau mit zwei breiten parallelen Hauptflächen und vier kleineren Diagonalseiten. Am Unterbau enthält jede der beiden Langseiten zwei obere und zwei untere Bildfelder, die durch blattgeschmückte Rundstäbe getrennt werden. Es sind figurenreiche, mit landschaftlichen und architektonischen Gründen überfüllte Darstellungen meistens bewegter Scenen, ganz im Kostüm der Zeit Kaiser Maximilians und in einem Style, der Einwirkungen holbein'scher Kunst verräth. Die etwas stumpfe Behandlung der flach gehaltenen Reliefs, verbunden mit kärglich zugemessenem Tageslicht, machte uns die Enträthselung aller Scenen nicht möglich. Doch erkennt man leicht Salomons Urtheil und Daniel in der Löwengrube, Alles im Kostüme des 16. Jahrhunderts. Wahrscheinlich enthalten auch die übrigen Darstellungen Scenen, welche sich auf Gerechtigkeitspflege beziehen. An den Schrägseiten sieht man die Wappen von Uri, St. Gallen und das von Rapperswyl mit den beiden Rosen, vom Reichsadler beschützt. Am Oberbau sind an den Schmalseiten die beiden Johannes, der Täufer und der Evangelist, sodann die heil. Märtirer Felix und Regula dargestellt, vorschriftsmässig ihren abgehauenen Kopf in den Händen tragend. Von den beiden grösseren Feldern zeigt das eine den thronenden Weltrichter mit den Fürbittern Maria und Johannes, unten eine Schaar bärtiger Männer in Mänteln. Dabei die Inschrift: *Non consideres personam pauperis nec potentis sed juste judica proximo tuo quia ego sum judex et testis dicit dominus.* Das andere Feld wird durch die Figur eines Bannerträgers mit der Fahne von Rapperswyl ausgefüllt. Unter ihm ein Krummstab mit dem Buchstaben C und der Jahrzahl 1572. Diess Datum ist auffallend spät für den Styl und Kostümcharakter der unteren Darstellungen, die ausserdem viel besser sind als die plumpen, schlecht gezeichneten und flau drapirten Figuren des Oberbaues. Es scheint, man habe hier nach älteren Modellen gearbeitet und aus eigener geringer Kraft dann das Obere hinzugesetzt.

Den andern eisernen Ofen sahen wir in einer Wachtstube der Kaserne zu Zürich, links vom Eingang. Sein viereckiger Unterbau (der Oberbau ist werthlos) besteht aus drei grossen gusseisernen Platten, welche sämmtlich dieselbe Darstellung zeigen: das Wappen von Zürich, gehalten von zwei trefflich stylisirten Löwen, von denen der eine mit lebhafter Gebärde seitwärts sich wendet, der andere geradeaus blickt. Darüber Doppeladler und Kaiserkrone, Festons und zwei geflügelte Engelköpfe in den Ecken des Bogenfeldes. Am Fusse steht die Inschrift: *Initium sapientiae timor domini.* Welche Beziehung sie zur Bestimmung des Raumes hat, wagen wir nicht zu entscheiden. Ebensowenig wissen wir anzugeben, wo der Ofen ursprünglich gestanden haben mag. Die Jahrzahl lautet 1603. Fast will es scheinen, als sei diess der Zeitpunkt gewesen, wo der Eisenguss der damals mächtig aufblühenden Hafnerei bei Verfertigung kunstreicher Oefen das Feld geräumt habe.

Ob in der Schweiz noch Kachelöfen aus dem Mittelalter erhalten sind, vermögen wir nicht nachzuweisen. Manchen scheint erst in jüngerer Zeit die Zerstörung getroffen zu haben, wie die Oefen

im Rathhause und in der Folterkammer des Kaibenthurms zu Zug, die vor nicht langer Zeit »geschlissen« wurden, ohne dass unseres Wissens Ueberreste davon gerettet worden wären. Hoffen wir, dass unsere Untersuchungen umfassendere Lokalforschungen nach solchen Werken anregen, die um so nothwendiger sind, je schwieriger es der Natur der Sache nach ist, von solchen im Innern der Häuser verborgenen Alterthümern Kunde zu gewinnen. Was wir bis jetzt bieten können, ist nur ein Blatt aus der Geschichte der Schweizer Kachelöfen, denn unser Bericht erstreckt sich nur auf den Kanton Zürich und einige angränzende Distrikte; doch lässt sich selbst aus diesem Bruchstück das vielseitige Interesse des Gegenstandes ermessen.

Alle Kachelöfen der Schweiz, die uns zu Gesicht gekommen, tragen bereits das Gepräge der Renaissancekunst. Die frühesten unter den mit Jahresbezeichnung versehenen stammen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts, doch zeigen manche einen älteren Formcharakter, der auf die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts hinweist. Bei der Zeitbestimmung solcher Arbeiten dürfen wir nicht vergessen, dass überhaupt die Renaissance erst spät über die Alpen gedrungen ist. Zwar hat schon Holbein einen tiefen Zug aus ihrem Becher gethan: aber allgemeiner scheint sie in der Architektur und den verwandten Künsten erst in den letzten Dezennien des 16. Jahrhunderts nach der Schweiz gelangt zu sein. Das Rathhaus zu Genf mit seiner ernsten toskanischen Renaissance trägt die Jahrzahl 1578. Vom Jahre 1603 datirt das stattliche, noch in guten und zierlichen Formen aufgeführte Rathhaus zu Luzern. In Basel zeigt der Spiess-Hof mit seinen kräftigen frei palladianischen Formen und seinem prächtigen Täfelwerk die Jahrzahl 1601. Ungefähr derselben Zeit gehört dort die elegante Façade des Geltenzunfthauses. Noch 1694 wendet man am Zürcher Rathhaus die Formen einer allerdings derben, aber noch ziemlich reinen, wenig barocken Renaissance an. Daneben hielt man im Einzelnen noch lange an gothischen Formen fest. Das Haus des Herrn Corragioni in Luzern mit seinen Fischblasen und geschweiften Bogenthüren, mit seinen geschnitzten Holzdecken und Wandgemälden trägt die Jahrzahl 1523. Mehrere spätgothische Hauspforten daselbst sind mit 1557, 1574, 1594, ja sogar mit 1618 und zweimal mit 1624 bezeichnet. So spät that dort die Gothik ihren letzten Athemzug. Um so weniger dürfen wir uns bei den Oefen der Schweiz darüber wundern, wenn spät noch an früheren Stylformen festgehalten wird; ja es bildet einen nicht geringen Reiz dieser Arbeiten, dass eine Formenwelt, die sich anderwärts schon überlebt hatte, hier noch eine Menge frischer Triebe hervorbringt. Zweierlei wirkte dazu mit: erstens, dass das Handwerk damals, eng verbunden mit dem künstlerischen Schaffen, seine Schöpfungen durch schöne Formen zu adeln suchte; zweitens, dass der Handwerker im ehrsamen Zunftverband treu am Ueberlieferten hielt, dieses immer reicher zu entfalten suchte und allem Neuen schwerer zugänglich war.

Die Glanzepoche der Schweizer Oefen umfasst das 17. Jahrhundert. Es war eine Zeit, wo die Schweiz, im Genusse wohlerworbener Neutralität, sich eines Friedens und politischen Stillstandes erfreute, der inmitten der Kriege und Stürme, welche fast das ganze übrige Europa bewegten, um so auffallender erscheint. Wie eine solche Stagnation gefährlich für den politischen und sittlichen Zustand eines Landes wird, davon geben die Bilder und Sprüche auf den Oefen selber Zeugniss. Sie ergehen sich in Klagen über die gesunkene Macht, den Mangel an innerer Eintracht, das Ueberhandnehmen von Wohlleben und Ueppigkeit. Aber freilich ohne jenen behaglichen Friedenszustand, ohne jenes materielle Gedeihen, welches die damaligen Verhältnisse hervorriefen, wären die prächtigen Oefen, die kostbaren Zimmereinrichtungen, die aristokratisch wohlhäbige Ausstattung des ganzen Haus-

halts nicht möglich gewesen. Indem sie also gegen den eingerissenen Luxus eifern, sind die Oefen selbst ein Zeugniss jener Prachtliebe, welche sie verdammen: aber allerdings präsentirt sich in ihnen der Luxus von seiner edelsten, liebenswürdigsten Seite. Die guten Geister, die von jeher die geheiligte Stelle des Herdes umschwebten, haben fast immer auch über die Oefen gewacht.

Betrachten wir nun die Schweizer Kachelöfen im Allgemeinen nach ihrer Anlage und Einrichtung, so springt zunächst in die Augen, dass der Ofen als selbständiges Gebäude meistens von ansehnlichem Umfang sich in einer der inneren Ecken des Wohngemachs erhebt. Er besteht aus einem unteren, breiter vortretenden, auf Füssen ruhenden Theile, über welchem ein schmalerer thurmähnlicher Oberbau aufragt. Letzterer wird nicht selten durch zinnenartige Bekrönung ausdrücklich als Thurm charakterisirt. Der breite Unterbau, der die Feuerung aufzunehmen hat, steht mit der Wand in Verbindung, weil das Anheizen vom Flur aus stattfindet. Die meisten dieser Oefen verlangen ein ansehnliches Quantum von Brennmaterial, zumal ihre innere Einrichtung einfach, ohne Züge, nicht zu sehr langem Festhalten der Wärme geeignet ist. Höchstens reicht eine gemauerte Zunge in den oberen Aufsatz hinauf, um welche der Rauch zirkuliren muss, um dann durch den Ofenhals in den Kamin zu gelangen. In manchen Oefen fehlt sogar die Zunge, sei es, dass sie nie vorhanden war oder dass sie durch Unvorsichtigkeit beim Reinigen zerstört wurde. Uebrigens dürfen wir zur Ehrenrettung der alten Oefen die Bemerkung nicht unterdrücken, dass dieselben nichts vor den Menschen voraus haben, indem sie sehr verschieden beleumdet sind und sich oft gar üble Nachrede gefallen lassen müssen. Nach den uns gewordenen Mittheilungen könnten wir eine förmliche Conduitenliste entwerfen. Wenn wir oft in abgelegenen Zimmern Prachtstücke von Oefen fanden, deren Tugenden von den Besitzern stark in Zweifel gezogen wurden, so stieg ein Heer schlimmer Befürchtungen für unsere farbenreichen Freunde in uns auf. In andern Fällen trafen wir aber die Oefen im Wohnzimmer in voller Thätigkeit, die ganze Familie um sie geschaart und dankbaren Mundes ihre Verdienste preisend. Dann stieg ein schönes Gefühl der Beruhigung in uns auf.

Die enge Ecke zwischen Wand und Ofen wird nun fast immer zur Anlage eines erhöhten Sitzes benutzt, zu welchem man über zwei breite Stufen gelangt. Wie ein bequemer Sessel ist dieser Ofensitz mit halbrunder Rücken- und Armlehne eingefasst, die oft einen eleganten architektonischen Aufbau zeigen. Bisweilen findet sich auf beiden Seiten des Ofens ein solcher Sitz; dann mochte in gemüthlicher Feierstunde Vater und Mutter, durch den warmen Hausfreund mehr verbunden als getrennt, auf den bequemen Sitzen um so behaglicher ausruhen, als der hohle Raum der letzteren mit erwärmt wurde oder gar ebenfalls seine Heizung hatte und, um das Angenehme dem Nützlichen zu verbinden, gelegentlich als Bratofen diente. Die Kinder mochten dann in belehrendem Spiel an den bunten Bildern des Ofens und seinen wackeren Sprüchen sich ergötzen, und dabei einen erheiternden Kursus biblischer Historie, griechischer und römischer Geschichte und Mythologie, oder noch besser vaterländischer Heldenthaten der Vorzeit absolviren, wobei die Grösseren den Kleineren ihre gelehrten Erläuterungen geben, und kindlicher Wetteifer seinen fördernden Einfluss geltend machen konnte. Was im traulichen Wohnzimmer des Vaterhauses sich der Phantasie in so anziehender Weise von frühester Jugend an eingeprägt hatte, das musste, mit den liebsten Erinnerungen verschmolzen, unauslöschlich dem Gedächtniss eingeprägt bleiben. So war der Ofen wieder geworden, was der Herd einst gewesen war: der Mittelpunkt des Familienlebens, in dessen trauliche Nähe Alt und Jung sich zusammendrängte, und dessen Wärme Alle zu innigerer Gemeinschaft verband. Welchen Einfluss

vollends die kunst- und farbenreiche Gestalt des Ofens auf die Ausbildung des Sinnes für Schönheit und Anmuth gewinnen musste, wo man seit den ersten Kinderjahren fortwährend von solchen Eindrücken umgeben war, das bedarf keiner weiteren Erörterung.

Dieser Bedeutung entsprechend, wurde der Ofen mit einer Sorgfalt ausgestattet, deren kein anderes Hausgeräth in gleichem Grade sich rühmen kann. Nicht bloss die Kacheln des ganzen Ofengebäudes wurden mit plastischem Schmuck oder farbiger Zier bedeckt: auch die Wandflächen des Zimmers in der Nähe des Ofens erhielten ihre prächtige Bekleidung mit gemalten Kacheln, und selbst dieser Theil des Fussbodens wurde mit glasirten Fliesen belegt. Denkt man sich zu dieser heiteren Pracht den gebräunten Ton der getäfelten Wände und der reich geschnitzten Decke, und über Alles das den Farbenschimmer gemalter Wappen oder vaterländischer Geschichten in den Fenstern, so erhält man ein Bild gemüthlichen Behagens und künstlerischer Harmonie. Aber ehe der Ofen diesen Höhepunkt seines Glanzes erreicht hatte, musste er verschiedene Stadien der Entwickelung durchlaufen, die wir, so weit eigene Anschauung uns das Material dazu liefert, kurz charakterisiren wollen.

In der Geschichte der Schweizer Kachelöfen, soweit wir sie zu überblicken vermögen, lassen sich drei Stadien unterscheiden, die freilich nicht durchaus nacheinander, sondern theilweise zu gleicher Zeit neben einander geherrscht haben. In der ersten Epoche erscheint der Ofen rein als architektonisches Werk behandelt und mit plastischen Gliederungen ausgestattet. Seine Gesammtform ist meistens rund, wie der schöne von H. Hamann veröffentlichte des waadtländischen Städchens Lutry [1]). Doch kommen auch einfach viereckige vor. Seine farbige Erscheinung ist in der Regel monochrom, da die Kacheln fast durchgängig nur die grüne Bleiglasur zeigen. Das zweite Stadium macht den Ofen zu einem plastischen Kunstwerk. Gesammtform und einfarbige Glasur bleiben zumeist unverändert; aber die Kacheln erhalten in stark vortretendem Relief allerlei figürlichen Schmuck. Sodann folgt die dritte Entwicklungsstufe, die den Ofen völlig in die Hände der Malerei gibt. In demselben Maasse als das plastische Element in Gliederungen und Verzierungen zurückgedrängt wird, nimmt die reiche Farbenpracht zu und gewinnt den Ausdruck einer heiteren Polychromie. So spiegelt sich der naturgemässe Fortschritt von der Architektur zur Plastik, und von dieser zur Malerei auch in der Geschichte des Ofens. Wir wollen diess etwas näher mit Beispielen belegen.

Oefen rein architektonischer Art mit sparsam angewandter plastischer Ornamentik kommen in und um Zürich mehrfach vor. Auf dem unteren Rüdensaal, der mit seiner gewölbten Holzdecke und den gruppirten Fenstern einen malerisch charaktervollen Eindruck macht, sieht man einen gewaltigen runden Ofen dieser Gattung, dessen Kacheln durchgängig dasselbe conventionell ausgeprägte ornamentale Muster zeigen. Die Bekrönung besteht aus einer Art Zinnenkranz. Einfache Gliederungen von Kehle und Rundstab bilden sowohl Fuss als Gesimse und vervollständigen die derbe, kraftvolle Gesammtwirkung. Die grüne Glasur ist später durch helle Oelfarbe unschön verdeckt worden. Wenn die Bezeichnung »Heinrich Stadler 1670« der ursprünglichen Anlage und nicht etwa einer Restauration gilt, so muss man annehmen, dass diese einfachere Behandlungsweise neben der damals schon viel reicheren Entwicklungsstufe sich im Gebrauch erhalten habe. Noch mehr wird man überrascht, wenn man auf dem ungeheuern Ofen ähnlicher Anlage, den das alte Spital besitzt, die eingeritzten Buchstaben H K R 1705 gewahrt; denn hier kommt zu der schlichten Gesammtform eine Bekrönung, die sogar auf mittelalterlich romanische Motive zurückgreift. Welche Veranlassung mag

[1]) Anzeiger für schweizerische Geschichte und Alterthum. 1863. Juni. No. 2.

den damaligen Hafnermeister in seinen Studien auf diese seltsamen Seitenpfade geführt haben? Sollte die reiche Ornamentik des Grossmünsters seine Quelle gewesen sein?

Zierlicher und reicher gestaltet sich die Dekoration an den beiden alten grünglasirten Oefen, welche die Mörsburg bei Winterthur aufzuweisen hat. Der eine ist klein, niedrig, einfach, ein viereckiger Kasten, aber durch gefällige Zusammensetzung der Kacheln und elegant reliefirte Renaissance-Ornamente bemerkenswerth. Der andere, auf vasenartigen, laubwerkgeschmückten Füssen ruhend, steigt von sechseckigem, mit Pilastern versehenen Unterbau in schlanker Rundform auf, die indess, durch kleine Konsolen vermittelt, in sechseckiger Krönung endet. Die Gliederungen sind reich profilirt; Masken, Muschelwerk, Blumenranken und Arabesken im Styl des 16. Jahrhunderts schmücken die Pilaster und Friese. Die Kacheln zeigen nur ein zellenartig vertieftes Netzwerk. Von einfachster Anlage, viereckig ohne Armlehne, ist der Sitz neben dem Ofen. Die elegante Erscheinung des Ganzen erhält dadurch, dass sämmtliche Rundstäbe an Sockeln und Gesimsen blau-weiss gebändert sind, eine Steigerung. Beide Oefen dürfen noch dem 16. Jahrhundert zugeschrieben werden und bieten neben der eleganten Kapelle des 13. Jahrhunderts und der herrlichen Aussicht auf's Hochgebirge Anziehungspunkte genug für den Freund des Schönen.

Von diesen Oefen zu den plastisch durchgebildeten ist nur ein Schritt. Aufbau, Einfarbigkeit, grüne Glasur, Styl der Ornamentik bleiben dieselben; nur die Kacheln bedecken sich mit figürlichen Reliefs. Solcher Art ist der schöne Ofen in dem alten Herrenhause zu Wülflingen bei Winterthur, dessen innerer Ausbau mehrfach die Jahrzahl 1645 zeigt. Der Ofen, obwohl an seiner Krönung ein bunt gemaltes Wappen mit den Buchstaben HE. A. M. I. T. 1647 zu lesen ist, trägt in allem Uebrigen, im Figürlichen und Ornamentalen, so sehr den Charakter der Spätzeit des 16. Jahrhunderts, dass man annehmen muss, er sei 1647 von einem ältern Gebäude in diess Haus etwa bei einem Umbau mit herübergenommen worden [1]), oder man habe sich älterer Formen bei seiner Anfertigung bedient. Das Zimmer, in welchem er sich befindet, gewährt mit seinem reichen Getäfel, der Holzdecke, dem Büffet und den Schränken ein schönes Gesammtbild, dem sich der Ofen als Glanzpunkt einfügt. Der Ofen ist schlank, sechseckig auf entsprechend polygonem Unterbau, durchaus grün glasirt, reich und elegant gegliedert. Die Füsse, auf denen er ruht, sind an den oberen Seiten mit Voluten geschweift und enden in Vogelkrallen. Der Unterbau beginnt dann mit einem Fries von Masken und Arabesken, deren Erfindung von geistreicher Frische zeugt. Uebermüthiger gebärden sich die von dort aufsteigenden Pilaster, deren Vorderflächen mit barock phantastischen Hermen dekorirt sind. Die von den Pilastern eingeschlossenen Felder enthalten Friesreliefs aus der biblischen Geschichte, darüber in üppigen Renaissance-Nischen, eingefasst von Engelfigürchen und von Genien mit Fruchtschnüren und Masken, einzelne Heilige oder kleinere biblische Scenen. Die unteren Friesbilder zeigen fünfmal dieselbe Composition, das Urtheil Salomons; die Nischen zweimal den Sündenfall mit naiv bewegten Figuren, ebenso oft S. Michael und einmal S. Georg.

Der Oberbau wird durch sechs Pilaster gegliedert, an deren Vorderseite zierliche korinthische Säulen angebracht sind. Diese Säulen haben hier schon jene frei geschwungenen pflanzenartigen Schäfte, in welchen sich die Eigenheit des geschmeidigen Thonmateriales ausspricht, und die dann für die Folgezeit ein für alle Mal festgehalten werden. Denn wie ein Blüthenstengel schiesst der

[1]) Nachträglich erfahren wir, dass es sich wirklich so verhalten hat. Der Ofen stammt aus einem älteren Schlosse welches damals wegen seiner Baufälligkeit verlassen, mit dem im Thal gelegenen Herrenhause vertauscht wurde.

elegante Säulenschaft aus einer von Blättern gebildeten Hülse hervor und trägt anstatt der Blume sein Kapitäl. Die Postamente der Pilaster sind mit Masken geschmückt; das Gesimse, welches den oberen Abschluss bewirkt, besteht aus Platte, Welle und Kehle sammt den kleinen Verbindungsgliedern. Die also umrahmten Bildfelder wiederholen in etwas modifizirter Ausprägung die Anordnung des Unterbaues: friesartige biblische Darstellungen unten, darüber in reich dekorirten Nischen sittengeschichtliche Genrebilder. Hier hat noch grössere Oekonomie geherrscht als am Unterbau; denn dieselbe Darstellung der Fusswaschung Christi durch die reuige Magdalena muss an allen sechs Flächen herhalten. Fühlte sich der ehrsame Hafnermeister dazu etwa verpflichtet durch den Inhalt der oberen Bilder? Wollte er ihnen ein kräftiges Gegengewicht bieten? Vielleicht. Aber noch wahrscheinlicher ist die Anordnung von sechs ziemlich harmlosen Liebesscenen und ihre Zusammenstellung mit biblischen Gegenständen ganz naiv geschehen. In den oberen Bildern sehen wir nämlich ein Liebespaar damaliger Zeit im Kostüm der Maria Stuart-Epoche. Wir können einen kleinen Roman in seinen verschiedenen Stufen verfolgen. Zuerst spielt die Dame auf einem Spinett, wobei der Herr aufmerksam zuhört. Es ist der musikalische Anfang des zärtlichen Verhältnisses. Dann lässt die Schöne ihren Verehrer an einer Rose riechen, die sie aus einem Blumenkörbchen von ihrem Schooss genommen hat. Auf dem folgenden Bilde beisst er in einen Apfel, den sie mit schelmischem Lächeln ihm darreicht. Auf der Lehne ihres Sessels hockt in Gestalt eines geflügelten Aeffchens ein Teufelchen, das ihr böse Anschläge ins Ohr zu raunen scheint. Zweimal wiederholt sich dieselbe Darstellung. Endlich an der Rückseite, gegen die Wand gekehrt, sieht man das Pärchen in zärtlicher Umarmung, wobei das Zeitkostüm allerdings zurücktritt, aber eine Schildkröte auf dem Polsterkissen durch ihre bekannte symbolische Bedeutung eine Art Gegengewicht bildet.

Ueber diesem Theile folgt endlich eine Attika, deren Pilaster mit Genien, und deren Zwischenfelder mit Arabesken, Fruchtschnüren, Masken u. dgl. geschmückt sind. Den Abschluss macht ein prächtiges Gesimse, dessen Eierstab, Zahnschnitt, Konsolenfries und akanthusbedeckter Karnies aufs eleganteste plastisch entwickelt ist. Ein Aufsatz mit geflügelten Engelköpfen, die von Voluten und Fruchtgehängen eingefasst werden, bildet den Abschluss dieses graziösen Baues.

Der Sitz neben dem Ofen mit seinen beiden ruhenden Löwen ist gleich den angränzenden Theilen der beiden Zimmerwände ebenfalls mit glasirten Kacheln bedeckt. An den Wänden bilden Pilaster mit reichen Füllungen die Gliederung. Dazwischen sind in den Feldern abwechselnd die vier Evangelisten und die vier Erdtheile in mehrfacher Wiederholung angebracht. Für Europa tritt der Kaiser, wohl als höchster Ausdruck europäischer Zivilisation, ein; Asia reitet auf dem Kameel, Afrika auf dem Krokodil, Amerika auf der Schildkröte. Am Sitz endlich sieht man mehrere Heilige, Jakobus, Johannes den Täufer und zwei allegorische Frauengestalten.

Wir haben bei diesem Prachtstück länger verweilen müssen, weil dasselbe unter den uns bekannt gewordenen Oefen als einziger Repräsentant der rein plastisch durchgebildeten Gattung dasteht. Dagegen beginnt nun bald nach 1600 in der Schweiz eine durchaus neue Behandlung der Oefen, die man als rein malerische bezeichnen kann. Die grüne Bleiglasur verschwindet. Die Kacheln, die jetzt grösser werden, erhalten einen milchweissen Emailgrund, auf welchem die Darstellungen farbig gemalt erscheinen. Ein schönes Blau herrscht vor und bildet die Grundlage der Zeichnung. Daneben kommt gelb, grün, violet und schwarz zur Anwendung. Leuchtendes Roth ist ausgeschlossen, und wo es, wie bei Wappen, verlangt wird, muss meist ein mattes Violet oder schmutziges Rosa seine

Stelle vertreten. Die Farben sind leichtflüssig, durchsichtig aufgetragen. Die Behandlung hat etwas Keckes, Flottes, Freies. Sie will nicht die volle farbige Erscheinung der Dinge, sondern nur eine leichte Andeutung derselben geben. Sie wird dabei von einem richtigen Stylgefühl geleitet, welches sie die Bedingungen des Materials und die Schranken dieser besonderen Technik respektiren heisst. Daher der klare, harmonische und dabei reiche und prächtige Eindruck dieser Werke. Ihre coloristische Stimmung ist eine lichte, heitere, eher kühle als warme. Sie beginnt mit ziemlich reicher polychromer Entfaltung, wird im weiteren Laufe des 17. Jahrhunderts zunächst etwas matter im Farbenauftrag; dann vereinfacht sich die Scala, bis endlich im 18. Jahrhundert ein mildes Blau auf weissem Grunde allein zurückbleibt. Die Oefen halten auch darin genau Schritt mit der Stimmung der Zeit, die aus lebenslustigem Uebermuth allmählich zu spiessbürgerlicher Zahmheit und endlich zu sentimentaler Wehmuth herabsinkt.

Ueber die Technik der Ofenmalerei wird uns Folgendes berichtet. Beim Malen der Kacheln wurden die Hauptlinien der Zeichnungsvorlagen mit Nadeln durchstochen; dann legte man, nachdem die über die Kacheln gegossene weisse Thongrundirung angetrocknet war, das Blatt darauf, überstreute es mit einem Farbstaub und erhielt so die Zeichnung. Diese wurde mit Mineralfarben ausgemalt, das Gemälde nachher mit einer dünnen durchsichtigen Glasur überzogen und das Ganze eingebrannt. Inwiefern diess Verfahren angeregt worden ist durch die Erfindung der emaillirten Fayence, welche Luca della Robbia schon im Beginn des 15. Jahrhunderts in Italien gemacht hatte, lässt sich kaum nachweisen. Die Technik der Ofenmalerei scheint mehr der sogenannten Mezza majolica der Italiener zu entsprechen, wobei ein weisser Thongrund unter einer durchsichtigen Bleiglasur angewendet wurde. Auch die spanisch-maurische Töpferwaare gehört nach Riocreux [1]) dieser Gattung an. Im Formensinn und der farbigen Dekoration steht die Schweizer Ofenmalerei jedenfalls selbständig da und scheint weder von der italienischen noch von der spanisch-maurischen Schule abzuhangen. Im Aufbau dieser Oefen geht keine wesentliche Veränderung vor; wohl aber in der Art der Gliederung. Das plastische Element tritt auch hier zurück; die Pilaster und Gesimse werden auf wenige Grundformen gebracht, die nicht mehr durch reliefirte, sondern durch aufgemalte Ornamente ihre Belebung erhalten. Mit richtigem Stylgefühl herrschen in den horizontalen Gliedern die rundlichen Formen vor. Bald bildet sich darin ein fast regelmässig wiederkehrender festgesetzter Turnus aus. Wellen, Karniese, Rundstäbe, Hohlkehlen folgen in wohl abgewogenem Rhythmus. Niemals schliesst der vorspringende Unterbau nach oben mit einer scharfen Kante ab; vielmehr erhält seine Deckplatte ein gerundetes Profil, so dass man sich bequem mit dem Rücken anlehnen kann [2]). Als aufgemalte Muster werden an den horizontalen Gliederungen besonders Blätter für die geschwungenen, Meereswellen und andere lineare Motive für die rechtwinkligen verwendet. Plastische Ausbildung, aber mit Zuziehung der Malerei, erhalten etwa noch die Füsse und der krönende Aufsatz, so dass der Ofen nur an seinen Extremitäten Reminiszenzen der früheren Behandlungsweise behält.

Der Charakter der Gemälde folgt allen Stylnüancen der grossen Malerei jener Zeit, beginnt mit den oft stark manierirten, aber üppigen, lebenstrotzenden Ausläufern der Kunst des 16. Jahrhunderts,

[1]) Arts céramiques in »Le moyen-âge et la renaissance«. Tom. IV.

[2]) Diese Anordnung war noch zweckmässiger, wenn die Damen etwa allgemein in derselben Weise sich gewärmt haben sollten, wie auf einigen Kacheln des Ofens auf der Veste bei Coburg zu sehen ist, wo eine Dame in der Stellung der Venus Kallipygos sich an den Ofen lehnt.

hält in historischen Darstellungen noch eine Weile den kräftigen Charakter der Glasgemälde aus der letzten Hälfte jenes Jahrhunderts fest, wird gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts etwas zahmer, schlägt im 18. in eine mattherzige Süssigkeit um und endet mit flauen oder nüchternen Schäferscenen und Landschaften. Doch kommen in letzterem Genre bisweilen einfach und natürlich gehaltene Schilderungen der nächsten Wirklichkeit vor. Mit den figürlichen Darstellungen geht ein Reichthum an lateinischen und deutschen Sprüchen und Versen Hand in Hand, in denen die sententiöse Weitschweifigkeit des 17. Jahrhunderts förmlich zu schwelgen liebt. Da sich diese Inschriften dem Inhalt der Bilder anschliessen, und da letztere während jener Glanzepoche der Kachelöfen biblische und antike Geschichte, vaterländische Heldenthaten, Mythologie, Symbolik, Allegorie und selbst Genrehaftes umfassen, so erhält man einen belehrenden Ueberblick über die Summe der geistigen Interessen jener Zeit. Dabei ist wohl zu beachten, dass die Oefen mit der fortschreitenden Milderung und Verfeinerung der Sitten einestheils immer moralischer werden und selbst harmloseren Liebesscenen keine Aufnahme mehr am Heiligthum des häuslichen Herdes gestatten; andrerseits aber auch in Nüchternheit und schaale Pedanterie versinken, der die athemlose Langeweile der Verse dann am wenigsten abzuhelfen vermag.

Diess in kurzen Zügen die Erscheinung des Kachelofens in seiner letzten und höchsten Entwicklung. Aber ehe man zu dieser Consequenz durchgedrungen war, gingen Versuche voraus, die eine Uebergangsepoche vom plastisch zum malerisch behandelten Ofen bezeichnen. Wir vermögen diesen interessanten Mischstyl in mehreren Beispielen nachzuweisen. Das älteste uns bekannte ist ein Ofen im Schloss Elgg bei Winterthur, der die Jahrzahl 1607 trägt. Im Aufbau und den Verhältnissen knüpft er an den Ofen von Wülflingen an; aber die Gesimse zeigen schon die vereinfachte Form und die farbige Dekoration auf weissem Grunde. Auch die Bildfelder sind ebenso behandelt mit sehr flüchtigen und manierirten Gemälden. Aber die umrahmenden Theile, sowohl die Pilaster als die Friese, sowie die reichen krönenden Aufsätze bestehen aus grün glasirten Kacheln mit scharf ausgeprägten Relief-Ornamenten im Styl jener zu Wülflingen. Am Sitze, der ganz mit grünen Kacheln bedeckt ist, hat man sogar dieselben allegorischen Figuren verwendet, welche den Sitz zu Wülflingen schmücken. Jedenfalls muss also der dortige Ofen vor 1607 entstanden sein, und unsere oben ausgesprochene Vermuthung erhält ihre Bestätigung. Auch die Füsse sind ähnlich wie dort gestaltet, aber bunt gemalt, die Vogelkrallen gelb, das Ornament blau und violet auf weissem Grunde. Die Farbenwirkung des Ganzen ist um so lebhafter und frischer, da die Bilder sämmtlich mit blauen Rahmen umfasst sind, gegen welche die grünen Kacheln prächtig contrastiren.

Das umgekehrte Prinzip kommt bei dem zweiten Ofen auf Schloss Elgg zur Geltung. Er hat wieder ähnlichen Aufbau mit achteckigem Obertheil, aber während das ganze Gerüst mit allen Gliedern und dem festen Rahmenwerk auf weissem Grunde bunte Bemalung zeigt, bestehen die Hauptfelder selbst aus grün glasirten Kacheln, welche sogar dieselben Compositionen wie die Kacheln zu Wülflingen enthalten. Am Sitz ist dasselbe System durchgeführt; dabei haben die beiden ruhenden Löwen, die uns von Wülflingen her bekannt sind, ebenfalls Verwendung gefunden. Lesen wir hier nun deutlich »Hans Heinrich Graaff Haffner zu Winterthur 1668«, so müssen wir annehmen, dass man beim Aufbau dieses Ofens jene grünen Kacheln aus älteren Vorräthen oder nach früheren Modellen hinzugenommen habe. Denn die Gemälde dieses Ofens erscheinen entschieden zopfiger und später, obwohl sie mit kecker Hand gemalt sind. An den Pilastern des Unterbaues

sieht man vier von den fünf Sinnen, wobei das Gehör merkwürdiger Weise fortgefallen ist; sodann die Monate mit lustigen Darstellungen menschlicher Beschäftigungen und entsprechenden Versen. Beim Herbstmonat z. B. heisst es:

Da kompt der süese Most Und füllet dan die Fass
Und macht dem Wingertman Die Gurgel glatt und nass.

In den Zwischenfeldern ist unten die friesartige Darstellung des Urtheils Salomons vom Wülflinger Ofen überall wiederholt. Darüber sieht man in reichen Renaissancenischen, ganz ähnlich wie dort, Einzelgestalten der freien Künste, Astronomie, Rhetorik, Dialektik, Geometrie, Arithmetik und Musik. Die Grammatik ist vergessen und dafür ohne Weiteres die Rhetorik noch einmal aufgeführt. Für das achte Feld ist eine Anleihe aus dem Reigen der Tugenden gemacht und demgemäss die Gerechtigkeit eingefügt worden. Diese Figuren zeigen einen schon stark manierirten Styl mit bauschigen wildflatternden Gewändern und eine etwas zu derbe Modellirung; doch sind sie voll Leben. Am Oberbau setzt sich die Reihe der Monate fort, und beim Brachmonat heisst es mit treffender Anspielung auf das Geschäft des Ofens:

Nun hebt der Brachmond an Die grosse Stub zu hitzen;
Die Hirten sampt der Herd Beginnen nun zu schwitzen.

Die begleitenden Darstellungen geben heitere Genrebilder verschiedener ländlicher Beschäftigungen. Dazwischen sind in den Hauptflächen die grünen Kacheln von Wülflingen mit der Fusswaschung Magdalenas und denselben Liebesscenen wie dort angebracht. Auch den h. Michael und Georg finden wir wieder. Da nun die grünen Kacheln der beiden Oefen auf Schloss Elgg sich zu ergänzen scheinen, so drängt sich uns die Vermuthung auf, man habe aus einem Ofen, der ganz die Form des Wülflinger hatte, zwei neue gemacht, indem man in dem einen Falle die Hauptfelder, in dem anderen die Rahmen und Glieder nach neuer Manier mit bunt gemalten Kacheln auf weissem Grunde hinzufügte. — An der Wand sind die Personifikationen der vier Elemente angeordnet, wobei die Allegorie trotz der Nähe des Ofens sich in ganzer Frostigkeit zu erkennen gibt. Das Wasser giesst aus einer Urne Wasser aus; die Luft ist durch den gekräuselten Hauch und das Attribut des Blasebalges charakterisirt; die Erde gräbt mit einem Spaten; das Feuer hat gar ein Füllhorn mit Flammen in der Hand. Der Ofen gehört mit seiner Höhe von $10^1/_2$ Fuss und dem oberen Durchmesser von 3 Fuss zu den stattlichsten seiner Art. Im Einklang mit der gediegenen alten Ausstattung, den schweren Vorhängen und Teppichen, sowie der reich geschnitzten Holzdecke des Zimmers gewährt er einen Eindruck seltener Pracht.

Dasselbe Verfahren, ältere grün glasirte Reliefkacheln mit bunt gemalten zu verbinden, begegnet uns wieder bei dem zierlichen Ofen im Schloss Wyden unweit Andelfingen. Unter- und Oberbau haben viereckige Anlage, aber mit abgeschrägten Kanten, auf welchen man allegorische Figuren in frei bewegtem Styl und in trefflich motivirten Stellungen gemalt sieht. (Vgl. die beiden von Hrn. Lasius gezeichneten Figuren auf Taf. II.) Am Unterbau sind es die vier Elemente, und zwar scheinen es dieselben wie an dem eben besprochenen Ofen zu Elgg; am Oberbau haben die vier Sinne, Geschmack, Gehör, Gesicht und Empfindung (der fünfte fehlt auch hier) ihren Platz erhalten. Die begleitenden Verse nehmen sämmtlich eine religiöse Wendung. So z. B. beim Gehör:

Verläumdung, Ergernuss, gedicht und falsche Lehre Auch Narrentheidigung nicht mein Gehör versehre:
Das seligmachend Wort in meinen Ohren kling Und von den selbigen hinein zum Hertzen tring.

Die Hauptfelder enthalten sodann, durch blau-weiss gebänderte Stäbe getrennt, die glasirten Reliefkacheln, in welchen wir fast ausschliesslich unsere Bekannten von Wülflingen und Elgg wiederfinden. Auch hier waltet in der Anordnung mehr ein ökonomisches als irgend ein anderes Gesetz; denn am Unterbau, wo die Liebesscenen von Wülflingen in zwei Reihen ihren Platz gefunden haben, bestehen die 14 Felder aus Wiederholungen der fünf verschiedenen Darstellungen, die wir dort gefunden haben. Am Oberbau enthalten die 16 Felder Reliefbilder der sieben freien Künste, wobei Dialektik und Musik je dreimal, Grammatik, Geometrie, Astronomie, Rhetorik und Arithmetik je zweimal angebracht sind. Der Styl dieser Figuren ist derselbe keck bewegte mit flatternden Gewändern wie in Elgg; aber die Compositionen sind andere, namentlich besteht die Einfassung hier aus einer Bogenstellung auf Säulchen, wobei geflügelte Engelköpfe die Ecken ausfüllen. An der Attika begegnet man wieder den prächtigen Relieffriesen von Elgg, mit Masken, Blumenranken und Schwänen im reichen Arabeskenstyl. Die Bekrönung des Ofens zeigt die Engelköpfe mit Flügeln unter Voluten und Früchten, ganz wie zu Wülflingen; nur dass hier noch polychrome Bemalung hinzukommt. An der Vorderseite sieht man ein bemaltes Wappen mit der Inschrift: Hr. Jacob Küenzli Schultheiss und Oberamptmann. Hr. Hanss Heinrich Küntzli dieser Zeit Amptman alhie 1686 AP. Diess Monogramm, welches am Sitze sich in anderer Form A. P. wiederholt, bezeichnet ohne Zweifel den Winterthurer Meister Abraham Pfau als Verfertiger des Ofens.

Reich und elegant aufgebaut ist auch der Sitz. An seinen Stufen sieht man die Arabeskenfriese mit Masken, die auch in Elgg vorkommen; dann tritt noch einmal die Astronomie als Lückenbüsser ein, und neben ihr eine noch zweimal an diesem Ofen wiederholte halbe Kachel mit einem als Karyatide verwendeten Genius, der auf dem Kopf ein römisches Kapitäl trägt. Man sieht daran deutlich, wie die damaligen Hafner gelegentlich aus allerlei Vorräthen passende Platten zur Ausfüllung herbeiholten. Die Rücklehne des Sitzes bietet wieder einen Beleg für diese Thatsache; denn sie ist mit fünf Exemplaren einer eleganten Arabeskenkachel bekleidet, an welcher man die Inschrift liest: DIE. 5. SINN. Offenbar bildeten sie an einer uns nicht mehr erhaltenen Ofencomposition die Zugabe zu entsprechenden figürlichen Darstellungen. Endlich ist der zierlich eingefasste Oberbau des Sitzes mit dem uns von Wülflingen her bekannten Relief des Sündenfalles geschmückt.

Ein viertes Beispiel solcher gemischten Compositionsweise fanden wir an einem Ofen im Haus zur Reblaube in Winterthur. Er ist achteckig aufgebaut und hat an Einfassungen und Pilastern die gemalten Gestalten der Apostel in ziemlich manierirtem Style. Die also umrahmten Hauptfelder enthalten oben die vier Erdtheile, unten S. Michael und den Sündenfall, an der Attika endlich die Arabeskenfriese, welche wir sämmtlich von Wülflingen her kennen. Als Verfertiger nennt sich David Pfau 1668. Das Monogramm A. P. geht wieder auf den Maler Abraham Pfau.

Während man also selbst in den späteren Decennien des 17. Jahrhunderts noch aus Oekonomie gelegentlich ältere glasirte Reliefkacheln in umfassender Weise verwendete, treffen wir schon zu Anfang desselben Jahrhunderts Beispiele von ganz bemalten Oefen, bei welchen aber die Freude am plastischen Schmuck immer in Nebensachen noch massgebend bleibt. Das früheste und in gewissem Sinn schönste Beispiel dieser Art fanden wir an einem Ofen im Haus zum Balusterbaum in Winterthur vom Jahr 1610. In schlankem Aufbau erhebt er sich, ähnlich dem Ofen zu Wyden, viereckig mit abgeschrägten Kanten, durch einfache Pilaster gegliedert. Auch die Gesimse zeigen in richtigem Verständniss die Vereinfachung der Profile, welche die malerische Ausstattung verlangt. Die Farben-

scala an diesem herrlichen Ofen ist reicher und intensiver als an allen anderen Oefen, die wir gesehen. Das Gelb ist von glühender Tiefe, das Grün von saftiger Fülle, Blau und Violet sparsam verwendet; dagegen kommt häufig ein leuchtendes Roth, ähnlich dem pompejanischen, nur mehr ins Braune fallend, vor. Man kann sich des Gedankens nicht enthalten, dass der Maler dieses Ofens durch die venezianische Schule gegangen sei und die Farbenpracht eines Paolo Veronese mit seinen bescheidenen Mitteln nachzuahmen versucht habe. Dazu kommt ein ächter Arabeskenstyl der Zeichnung, der mit schön componirten Ranken, Blumen und Vögeln, sowie an anderen Feldern mit Masken und aufgerolltem Rahmenwerk herrlich zu wirken weiss. Die prachtvollen Passionsblumen in der Arabeskenranke am Sitz gehören zum Schönsten, was uns irgendwo an Oefen begegnet ist. Denn sehr bald drang in die Ofenmalerei eine mehr naturalistische Behandlung, die dem wahren Arabeskenstyl ein Ende machte. Dazu kommen noch bemalte Reliefs in bescheidener, aber gut gewählter Anordnung: so die Krönung mit dem stets wiederholten Bilde der Judith, welche das Haupt des Holofernes in der Hand hält; so die Masken an den Füssen des Ofens, die Genien an den Pilasterfeldern der Attika und den Postamenten, die geflügelten Engelköpfchen an den Pilastern.

Die Hauptfelder enthalten sodann im pompösen Zeitkostüm die Gestalten der Laster, die dem üppigen Styl jener Epoche mehr zusagen mochten als zahme Tugendbilder. Für die Freude an der flotten Erscheinung der Laster konnte man ja in den Versen durch strenge Verurtheilung ihres Wesens Busse thun. So heisst es bei der Trunkenheit:

Ebrietas du böse Sucht bringst Mā und Weib in gross Vnzucht,
In Angst und Not, auch Spot und Schandt, an Bettelstab, auch frembde Hand,
Vō Gottes Segen in Unkeuschheit. Das alles bringt die Trunkenheit.

Am Unterbau beginnt den Reigen der Müssiggang, ein stattlicher Mann, den ein Esel begleitet. Dann folgt die »Trunkheit«, ebenfalls als Mann charakterisirt, dem ein Schwein beigegeben ist. Der Geiz tritt in Gestalt einer Frau in Reifrock und Mieder mit Puffärmeln und weitem Spitzenkragen auf. In der Linken hält sie einen Schlüsselbund, mit der Rechten drückt sie ein Gefäss mit Goldstücken an sich. Sie steht gleich den übrigen Figuren in einem Feuer, an welchem ein Hund ausgestreckt liegt. Der Zorn ist sodann als Gewaffneter mit gezogenem Schwert geschildert; neben ihm liegt ein Löwe am Feuer. Die Gestalten der oberen Reihe, denen keine Flammen beigegeben sind, beginnen mit dem Neid, einem Mann im Pelzrock mit erhobener Lanze in den Händen, dabei ein Hund. Es folgt die Hoffart, eine pompöse Frauengestalt in prachtvollem blauem Kleide und reichgeschmücktem Mieder. Mit der Linken, die ein Paar Handschuhe hält, zieht sie das Kleid herauf, dass man den gemusterten Reifrock ebenfalls bewundern kann, wie es heutzutage wieder Mode ist. Der Künstler hat die beiden Frauengestalten, ihres prächtigen Effektes sicher, mit gutem Vorbedacht an die vorderen Mittelfelder des Ofens gebracht. Die folgende Figur, welche die Unkeuschheit vorgestellt haben muss, ist in späterer Zeit entfernt worden. Vielleicht war sie etwas zu flott ausgefallen und gab einer bedächtigeren Zeit dadurch Anstoss. Um für das letzte Feld noch eine Darstellung zu gewinnen, hat der Künstler den sieben Todsünden als achte das Spielen hinzugefügt, welches damals wohl eine Nationalsünde gewesen sein mag. Den Todsünden halten an den schrägen Ecken kleine ziemlich rohe Darstellungen das Gleichgewicht. Es sind Frauengestalten, die als Geist des Rathes, des Verstandes, der Weisheit und der »Kunst Gottes« bezeichnet sind. Spruchzettel und die Taube des h. Geistes im Strahlenkranz begleiten sie. An der Attika sind die allegorischen

Gestalten der Jahreszeiten angebracht. Am Sitze sieht man einen liegenden Genius unter Blumen, auf einen Todtenkopf gestützt, mit der Beischrift Memento mori. Die ganze Malerei ist derb und etwas grob, aber mit breiten sicheren Zügen, und der künstlerische Werth liegt in der prachtvollen dekorativen Gesammtwirkung. Zwei Monogramme »HE« und »HE« sind wahrscheinlich auf zwei Mitglieder der Winterthurer Hafnerfamilie Ehrhart (etwa Hans Christoph und Bernhard?) zu beziehen.

Eine weitere Entwicklungsstufe vertritt der kleinere, aber durch Feinheit des Aufbaues, Anmuth der Verhältnisse und heiteren Farbenschmuck ausgezeichnete Ofen im Hause zum Wilden Mann an den unteren Zäunen zu Zürich. Er trägt die Jahrzahl 1617; das Getäfel des noch wohlerhaltenen Gemaches, mit dem wie auf Schloss Elgg eine besondere Abtheilung für die Schlafstätte verbunden ist, hat die Bezeichnung 1616. Der Ofen erhebt sich sechseckig in schlanker Form, mit Pilastern gegliedert, aus einem ähnlich behandelten Unterbau. Ein kleiner zierlicher Sitz ist an der linken Seite angebracht. Auch hier sind die grün glasirten Kacheln völlig verschwunden; aber die Pilaster und ihre Fortsetzungen an Sockeln und Gesimsen haben plastische Arabesken, Löwenköpfe und Masken, deren elegante Form durch Bemalung auf weissem Grunde noch gehoben wird. Blau ist sparsam verwendet; grün tritt mehr hervor und wird durch gelb, blassroth und violet unterstützt. Eine Krönung von zopfig geschweiften Aufsätzen bildet den Abschluss des Ganzen. Keiner von allen uns bekannt gewordenen Oefen kommt diesem graziösen Werk an Adel und Feinheit polychromer Wirkung gleich.

Dieser Ofen ist zugleich der erste, so weit wir wissen, an welchem eine vaterländische Tendenz hervortritt. Am Unterbau sind in Bogenfeldern, am Oberbau in rechteckigen Rahmen Bilder aus der Schweizergeschichte gemalt und mit ermahnenden Versen begleitet. Die Bilder sind mit grosser Bravour hingesetzt, dabei reich und intensiv in der Färbung, höchst entschieden in der Bewegung. Unten am Ofen sieht man zuerst Sarnen und Rotzberg von den Schweizern eingenommen. Der Landvogt im kurzen Pelzmantel und Baret hemmt seinen Schritt in fast koketter Wendung, da die Landleute ihm auf dem Kirchgange mit dem »Guten Jahr« entgegentreten. Seine Dogge fährt in richtigem Instinkt mit heftigem Gebell auf die Bauern los. Das folgende Bild zeigt Gesslers Hut auf der Stange, von einem Landsknecht bewacht. Dann kommt Tells Apfelschuss, eins der besten Bilder [1]). Die Haltung des kühnen Schützen, die Neugier, mit welcher ein Kriegsknecht ihm beim Zielen über die Schulter blickt, die vornehme Nachlässigkeit, mit welcher der Landvogt im reichen Pelzmantel und Baret zuschaut, das Alles ist voll Natur und Leben. Die Verse, noch in der ungehobelten, aber ehrenfesten Weise des 16. Jahrhunderts, lauten also:

Sieh hie den frummen Thellen gutt Wie er durchs Landvogts Vebermutt
Ward gnött zu schiessen; darvon kam, Das ihm der Landvogt nit entrann.

Auf dem nächsten Bild wird Wolfenschiessen im Bad erschlagen; das letzte zeigt den Schwur auf dem Rütli. — In der oberen Reihe erschiesst zuerst Tell den Gessler; eine etwas theatralische Scene. Dann werden dem alten Melchthal die Augen ausgestochen und im Hintergrunde die Ochsen fortgetrieben. Das folgende Bild schildert eine Schlacht der Eidgenossen, ohne nähere Bezeichnung, aber mit der Unterschrift:

Betracht wie manlich Lyb und Blutt Dyn Vordren wagtend dir zu gutt,
Darmit das sy dich machtend frey Vor frömdem Gwalt vnd Tiraney.

[1]) Wir geben auf Taf. II von dieser Composition eine treue Abbildung, welche wir gleich den übrigen beigefügten Zeichnungen der kunstfertigen Hand des Herrn G. Lasius verdanken.

Auch die nächste Darstellung trägt einen allgemeineren Charakter. Man sieht einen gefangenen Schweizer, bei dem ein offner Sack mit Gold steht, und den der Papst, der König von Frankreich und andre Fürsten umringen. Mahnend ertönen die Verse:

Wie achtist du so ring dyn Blutt Das du ums schnöden Gelts und Gutt
Must frömder Herren Gfangner syn, Was rümst dich dan der Freiheit dyn?

Das folgende Bild kehrt zur Geschichte zurück. Während die Vögte aus dem Lande vertrieben werden und ihre hochbepackten Wagen im Hintergrunde von dannen jagen, wird vorn Kaiser Albrecht erschlagen. Die Verse lauten:

Die Vögt vom Land hin gwisen sind Mit Hab und Gutt, mit Wyb und Kind,
Künig Albrecht wollt rechen das, Jedoch er drob erstochen was.

Das letzte Bild macht in allegorischer Fassung den Abschluss. Voluptas hat einen stattlichen Eidgenossen mit der Schweizer Fahne, über dessen Kopf Avaritia zu lesen steht, an der Kette und hält ihm den Becher vor, während ein Spiel Karten an der Erde liegt. Am Boden kniet ein Ritter, oben aus den Wolken ragt eine Hand mit gespanntem Bogen hervor. Dabei steht: »Nisi conversi fueritis, arcum suum tendit.« Sodann unten:

Austria ad Helvetiam.
Myner Lüten Bosheit was Ursach dyner Freiheit.
Helvetia ad Austriam.
Ach ach, ich sorg myn böser Gang Bring wider dynen Grichtes Zwang.

Den Abschluss dieser Gedankenreihe macht die Darstellung an der Nordseite des Sitzes, wo man einen Alten im Pelzhausrock am Tische sieht, auf welchem ein Buch mit der Bezeichnung Psalm 137 (das Klagelied der gefangenen Juden) liegt. Dabei steht eine Anzahl Männer, gebrochene Stäbe betrachtend, die am Boden liegen, während Einer ein Bündel Stäbe vergeblich zu zerbrechen sucht. Dazu die Mahnung:

O Eidgnoschaft diese Figur Lehrt dich Einkeit uss Natur, u. s. w.

Dieselbe Behandlungsweise entfaltet sich zu glänzender Pracht am Ofen des alten Seidenhofes in Zürich, dem einzigen unter den uns bekannten, welcher durch zwei Sitze auf beiden Seiten sich auszeichnet. Er trägt die Jahrzahl 1620 und das Monogramm L P, welches ohne Zweifel wiederum auf einen Künstler aus der Winterthurer Hafnerfamilie Pfau hinweist. Der viereckige Aufbau wird durch Abschrägungen achteckig; Pilaster mit hermenartiger Verjüngung gliedern die Flächen; an der Attika treten auf den Ecken Consolen heraus, auf welchen das weit vorspringende Kranzgesimse ruht. Die Bekrönung bildet eine Galerie durchbrochener phantastisch geschwungener Aufsätze, kleine Brustbilder in Voluten und anderm Barockrahmenwerk enthaltend. Ebenso prächtig barock sind die in Vogelkrallen auslaufenden Füsse des Ofens gestaltet; sie schliessen oben mit weiblichen Masken ab, deren Flügel volutenartig aufgerollt sind. Die beiden Sitze sind schöner als irgend anderswo architektonisch entwickelt, mit geschweiften Armlehnen und nackten Karyatiden in starkem Relief, darüber mit korinthischen Säulen, welche einerseits der oberen Pilasterstellung des Ofens, andrerseits den holzgeschnitzten Säulen entsprechen, mit welchen die schön erhaltene Täfelung des Zimmers ausgestattet ist. Desshalb wurde auch die Säulenstellung sammt der Kachelbekleidung an den ganzen Wandflächen in der Ofenecke fortgeführt. Welches Stylgefühl im Kunsthandwerk jener Epoche vorhanden war, über deren Barockgeschmack unsre altkluge, in gewissem Sinn Alles ver-

stehende und Nichts könnende Zeit die Nase zu rümpfen liebt, das erkennt man an der verschiedenen Behandlung derselben Säulenordnung in der Holzschnitzerei und der Hafnerei. Das ganze Zimmer in seiner trefflichen Erhaltung ist eins der grössten Prachtstücke jener Zeit.

Die Farbenstimmung des Ofens ist überwiegend blau auf weissem Grund, mit gelben Ornamenten für die Hauptglieder; die Bildfelder enthalten am Ofen und den Wänden in Bogennischen, welche an der schrägen Ofenseite mit Giebeln bekrönt sind, saftig gemalte Darstellungen der Elemente und deutsche Kaiserbilder zu Pferde, mit ziemlich hölzernen Fibel-Versen. Es sind in eigenthümlicher Auswahl: Konrad I., Heinrich IV., Friedrich I., Otto IV., Rudolf von Habsburg, Ludwig der Baier, Wenzel, Ruprecht von der Pfalz (der sich ohne Pferd als einfacher Fussgänger behelfen muss), Albrecht II., Friedrich II., Maximilian, Karl V, Ferdinand (gleichfalls zu Fuss) und Rudolf II. Dazu kommen die vier Elemente, vier freie Künste und vier von den fünf Sinnen, wobei das Gehör wieder übergangen ist. Wir sehen dabei abermals, wie die sechs-, acht- oder vierseitige Anlage der Oefen zu Conzessionen zwang. Gestaltenreihen wie die vier Jahreszeiten, die vier Elemente, die zwölf Apostel waren für solche Aufgaben gut zu verwenden. Bei den fünf Sinnen musste man meistens den einen fortlassen; andrerseits wurde den sieben Todsünden gar noch eine achte hinzugefügt. Ebenso liess man von den sieben freien Künsten entweder eine fort, oder wiederholte dieselben in beliebiger Weise.

Derselben Gattung gehört ein reich geschmückter und wohlerhaltener Ofen im Hause zum Lorbeerbaum zu Winterthur. Er trägt viermal die Jahrzahl 1636 und am obern Sims das Monogramm D. P., was auf einen Meister David Pfau aus der Winterthurer Hafnerfamilie dieses Namens zu deuten sein wird. Der schlanke sechseckige Oberbau wird durch vortretende Säulchen gegliedert. Auch die Bekrönung, ähnlich durchbrochen und geschweift wie an dem eben besprochenen Ofen, ist plastisch behandelt und zeigt in verschiedenen Variationen Judith mit dem Haupte des Holofernes. Dieser Gegenstand kam an derselben Stelle am Ofen im Hause zum Balusterbaum vor, welches mit dem Hause zum Lorbeerbaum gegenwärtig verbunden ist. Am Unterbau sind die geschweiften Pilaster mit Masken geschmückt; die Füsse des Ofens laufen wieder in Vogelkrallen aus und zeigen eine reiche Composition von Karyatiden am obern Ende, Masken und Voluten. Die Gemälde der Hauptfelder sind mit tiefblauen Einfassungen umgeben und in Bogennischen angeordnet. Die Ornamentik hat Nachklänge von dem schönen Ofen im Haus zum Balusterbaum, namentlich Ranken mit Passionsblumen; aber Alles ist massiger, vom Arabeskenstyl entfernter. Dazu herrscht ein kühler blauer Farbenton vor, der aber in seiner Weise nicht minder harmonisch wirkt. Die Gemälde erscheinen ziemlich grob und mangelhaft in der Zeichnung, ohne die geniale Keckheit des oben erwähnten Meisters. Die Bilder, begleitet von Versen, preisen verschiedene Tugenden und gute Eigenschaften, wobei beliebte Parabeln und Gleichnisse benutzt werden. Die obere Reihe beginnt mit der »Dienstwilligkeit.« Ein Mann zündet beim Nachbar sein Licht an. Ein Andrer zeigt einem Wanderer den Weg:

Die wahre Lieb ohn Schaden kan Dem Nechsten dienen als der Man
Zeigt im den Wäg; der ein anzündt Sein Liecht beim Nachbarn, das schon brünt;
Bschiecht im ein grosser Dienst damit, Der Nechst seins Liechts drum manglet nit.

Das zweite Bild: Bürgerliche Einigkeit die beste Ringkmaur. (Zwei Männer wandeln auf einer Befestigungsmauer. Blick ins Freie. Landschaft.) Das dritte, Gastfreye betitelt, zeigt drei hässliche Engel bei Abraham zu Gast. Dazu die Verse:

Dry Engel nimbt auf Abraham, Die im verhiessend einen Saam,
In welchem alle Gschlecht der Erden Gehelget und gesegnet werden.
Wer sein frey milte Hand streckt auss, Den Segen Gotts mit zücht zu Hauss.

Das vierte Bild »Selbs thun« giebt eine Erndtescene, wo der Herr selbst die Wachteln aus seinem Korn jagt. Das fünfte, mit der Beischrift Freyheit, enthält eine lustige Darstellung der Fabel von den Fröschen, die einen König begehren.

Die untere Reihe beginnt mit dem Geiz, dessen Bild in einem mit Victualien, namentlich Würsten und einer Gans am Bratspiess beladenen Esel vorgeführt wird, der gleichwohl Disteln frisst:

Gross Gut han und des bruchen nit Dem Esel des Esopy gleicht,
Mit bester Speiss er war beladen, Spardts doch, frass Distlen zu seim Schaden.
Was der Geitzig seim Halss entwehrt, Dasselb von Andren wirt verzehrt.

Dann folgt Nutzbarkeit und Ehrbarkeit, deren Untrennbarkeit der Maler durch zwei aneinander gekettete Truhen mit den betreffenden Aufschriften veranschaulicht hat, welche zwei Männer vergeblich aus einander zu reissen suchen. Dabei Zuschauer in heitrer Landschaft. Das dritte Bild ist der Undank. Als Repräsentant desselben erscheint der Igel, der sich nicht aus der Höhle entfernen will, welche die Schlange ihm mitleidig eingeräumt hat. Vergeblich ringelt und bäumt sich die Besitzerin und scheint dem Usurpator bittre Vorwürfe zu machen, die dieser mit aufgesträubten Stacheln ruhig über sich ergehen lässt. Für die »Schalkheit«, die nun folgt, ist die Fabel vom Fuchs und dem Storch, die sich gegenseitig zu Gaste bitten, gewählt. Die Geduld endlich wird durch ein nacktes Weib veranschaulicht. Sie hält eine Stange, auf welcher ein Uhu sitzt, der gleichmüthig sich von der gesammten Vögelschaar umtoben lässt. Alle diese Bilder sind sammt den Versen den bekannten Emblemen Christoph Maurer's[1]) entlehnt, die eine beliebte Quelle für die Ofenmalerei gewesen zu sein scheinen.

Am Sitze sieht man Jagdscenen, darüber ein Memento mori, durch ein abschreckend hässliches Weib, das am Boden liegt, versinnlicht. An der Rücklehne ist Herkules am Scheidewege zwischen Tugend und Laster dargestellt. Die nach der Wand gekehrte Seitenfläche des Sitzes ist mit drei älteren grünen Reliefkacheln bekleidet, welche nicht dazu bestimmt waren, gesehen zu werden. Sie enthalten eine sitzende weibliche Gestalt, in einen Renaissancerahmen von guten Ornamenten gefasst. Wieder ein Beispiel, wie ältere Kacheln gelegentlich zum Ausflicken benutzt wurden.

Merkwürdig ist an diesem Ofen noch, dass an der Rückseite gegen den Sitz hin sich drei kleine ausziehbare Kästchen befinden, die laut einer etwas derben versifizirten Inschrift zum Aepfelbraten bestimmt waren.

Verwandter Art, aber von noch reicherer plastischer Gliederung war der Ofen auf der Meise zu Elgg, inschriftlich vom Jahr 1642. Er ist vor einigen Jahren ins Ausland verkauft worden. Wir fügen ihn in farbiger Darstellung nach der Aufnahme des Herrn Lasius bei und dürfen uns daher der Beschreibung enthalten. Er war ohne Zweifel eines der glänzendsten Werke seiner Art und stammte gewiss aus den Winterthurer Werkstätten.

Zwei prachtvolle Beispiele derselben Gattung stehen noch in dem Gemeindehaus zu Näfels. Es ist dies ein palastartiger Bau, welchen der aus französischen Diensten heimgekehrte Oberst Freuler im J. 1646 aufführen liess, um, wie die Volksüberlieferung will, den ihm zugedachten Besuch Ludwigs XIV. zu verherrlichen. Der König sei nicht gekommen, der Bauherr habe sich mit seinem Prachtbau

[1]) Emblemata miscella nova. Zürich 1622.

ruinirt, der jetzt durch Ironie des Schicksals theilweise als Armenhaus dient. Das stattliche Gebäude mit seinem hohen Giebel, dem reichen Barockportal, den stuckirten Gewölben im unteren und oberen Vestibül, der breiten zwischen Pfeilern aufgemauerten Treppe, deren Geländer noch gothische Maasswerkmuster bietet, das Alles bereitet auf die Pracht vor, mit welcher die Zimmer des Hauptgeschosses noch jetzt ausgestattet sind. Da ist ein grosser Saal mit Kamin, steinernem Fussboden und unvergleichlich prächtiger Kassettendecke von Holz, reich mit eingelegter Arbeit geschmückt. Auch die polygone Kapelle, die sich dem Saal anschliesst und nach aussen als Erker vorspringt, ist noch gut erhalten. Sodann sieht man ein kleines Zimmer mit elegantem Holzgetäfel an den Wänden und ähnlich gearbeiteter Decke. Es enthält einen Ofen, der inschriftlich von »Hans Heinrich Pfauw, Haffner in Winterthur« ausgeführt wurde. Er ist schlank mit sechseckigem Oberbau, und ruht auf hockenden Löwen mit hässlichen froschartigen Köpfen. Die als Stelen verjüngten Pilaster am Ober- und Unterbau, die Einfassungen der Bilder und Sprüche, die Statuetten der Jahreszeiten und die Brustbilder an der oberen Attika, die Thierköpfe an den Sockeln, die Masken an der unteren Attika, sowie die Darstellungen der Judith mit dem Haupte Holofernis an der phantastisch geschwungenen Bekrönung, das Alles ist in bemaltem Relief ausgeführt. Alles Andere zeigt bloss gemalte Ornamente und Bilder, wobei blau und gelb vorherrschen, und die Gemälde in einem manierirten Styl ziemlich flau und blass gehalten sind.

Die Bilder stellen die neun Musen dar, zu welchen als zehnte Figur der Glaube hinzugefügt ist. An der ebenfalls mit Kacheln bekleideten Zimmerwand kommt gleichwohl der Glaube noch einmal vor und dazu Stärke, Geduld, Fürsichtigkeit, Liebe, Gerechtigkeit. Ausserdem die drei jüdischen Helden Josua, Judas Makkabäus, König David, und die drei heidnischen Julius Cäsar, Alexander Magnus, in orientalischem Turban, und »Hektor von Troja«. Am merkwürdigsten sind die Musen, nicht wegen ihres ziemlich flauen und affektirten Styles, sondern weil sie sämmtlich auf irgend einem Instrumente musiziren und uns den Ueberblick über ein damaliges Orchester gewähren. Erato mit der Geige macht den Anfang. Dazu die Verse:

Der Geyge Klang und süss Gethön Ziert andre Instrument gar schön,
Und wan man d' Warheit sagen wil So ist die Geyg das eltist Spil.

Cleio spielt auf der Orgel, was also erklärt wird:

Ein gut par Backen Athems voll Ein Sackpfeiff thut begehren wol,
So steht si wol bei der Schalmey Und ist der Bauren Orgel frey.

Calliope singt aus einem Buche, das ein Genius hält; Polyhymnia ist mit dem Cello beschäftigt; Urania spielt die Laute; Thalia bläst sogar mit Macht die Posaune. Dazu die Verse:

Posaunen oder Feldt Trommeten Vor Zeiten d' Juden bruchen tetten
Zu ihrem Gottsdienst für ein Gleudt Als noch kein Gloggen war bereit.

Weiter sieht man Euterpe die Zinke, Melpomene die Zwerchpfeife blasen und Terpsichore die Harfe spielen.

Der Sitz ist durch Reliefhermen, gemalte Arabesken mit Passionsblumen, Jagdgeschichten und die Figuren von Saturnus, Jupiter, Mars, Venus und Luna geschmückt. Endlich sieht man ein Hündlein auf einem Kissen an der untersten Stufe dargestellt mit der Beischrift: *Ich lig zwar still, Trauw mir nit zvill.* So ist auch dieser vierfüssige Freund des Ofens und des Menschen zu seinem Recht am Ofen gekommen.

In einem anderen Zimmer, jenem kleineren gegenüber, steht sodann ein Ofen, der zu den grössten und prachtvollsten gehört und sammt dem Sitz und der Kachelbekleidung der Wände eins der reichsten Beispiele derartiger Ausschmückung bildet. Er ist hoch, achteckig, mit reicher Krönung, in welcher Vasen, geflügelte Engelköpfe und Pelikane in Relief ausgeprägt sind. An der oberen Attika sind die Reliefgestalten der Jahreszeiten als nackte Genien in eleganten, von weiblichen Figürchen gehaltenen Rahmen dargestellt. Im Uebrigen tritt die Plastik mehr zurück, und die Bildfelder haben schon die ovale Rahmenform, was Beides einen Uebergang zur späteren Behandlung anzeigt. Die überaus reichen Gemälde enthalten an den Pilastern interessante Darstellungen der verschiedenen Stände, an den grossen Bildfeldern Scenen aus dem alten Testament, Alles reichlich mit Sprüchen und Versen versehen. An den Wänden sieht man Reiterbilder und in den Friesen Jagdscenen. Die Einfassung des Sitzes wird durch zwei hermenartige Krieger als Atlanten gebildet. Am Fusse liegt wieder ein ruhender Hund auf seinem Kissen, an der Rücklehne ist ein Zweikampf zu Fuss und zu Pferde dargestellt. Beim letzteren liest man: *„Ich möcht woll eins mit dir auffheben und dich mit sampt deim Pferdt erlegen. — Nur wacker her*, antwortet der Gegner, *und schon nit mir, dann ich will auch nit schonen dir.“* Das Kostüm ist wiederum einer früheren Zeit entlehnt. An der oberen Wandecke rechts sieht man das Zeichen H. B. , welches vielleicht auf ein Mitglied der Winterthurer Hafnerfamilie Brennwald zu deuten ist.

Ungefähr derselben Zeit gehört ein durch Kraft und leuchtende Frische der Färbung ausgezeichneter Ofen im Erdgeschoss des Sonnenhofes in Stadelhofen (Zürich). Er ist schlank, sechseckig, die Füsse sind mit Reliefbrustbildern, die Krönung mit Genien und plastischem Rankenwerk geschmückt. Mehrmals findet sich an ihm die Jahrzahl 1655 und das Monogramm HH . G, welches den uns schon bekannten Hans Heinrich Graaff von Winterthur bezeichnet. Ein schöner Sitz und reiche Kachelbedeckung der Wände, die mit Reliefgenien und Masken in Arabesken bekrönt sind, bilden mit dem Ofen wieder ein prächtiges Ganze. Die Pilaster des Ofens sind mit flott gemalten, zum Theil sehr wunderlich kostümirten Figuren, Helden des Alterthums und Personen des alten Testaments, geschmückt. Unten sieht man Horatius (Cocles). Curtius, mit der Devise auf dem Schild: *„Phoenix non moritur“*; Curius mit dem Rettich als Wappenzier und dem Verse: *„Schleckhafft Sieden und Braten taugt nicht vor die Soldaten“*; Aemilius, Polybius und Julius. Dazwischen die lehrreiche Darstellung der sieben Weltwunder und ihrer Erbauer; zuerst Chares Lindius, ein ehrwürdiger Greis mit dem Lorbeerkranz auf dem Haupte, in den Händen Buch und Lorbeerzweige haltend, mit einer Dalmatika bekleidet, wie sie etwa an hohen Festtagen der Pabst zu tragen pflegt. Im Hintergrunde sieht man den Koloss des Sonnengottes, in hergebrachter Weise spreizbeinig über dem Hafeneingang dargestellt. Ein Schiff segelt eben unter ihm durch; in der ausgestreckten Rechten hält er eine Schaale mit Räucherwerk. Dann folgt Semiramis mit Bogen und Köcher, im Hintergrund Babylon und das Grabmal des Ninus sammt den schwebenden Gärten. Der dritte ist Phidias in wunderlichem türkischem Kostüm, mit Kaftan und hohem Turban angethan, über welchem eine Königskrone aufsteigt, in der Hand ein goldenes Scepter. Hinter ihm ragt in einer Nische der Zeuskoloss auf, in der Hand das unvermeidliche Weihrauchbecken. Dabei die Verse:

Seht, Phidias hat uffgerichtet Dem Jupiter dem Heidengott
Ein Bild sehr hoch geachtet Auf dem Olymp: nun ists vernichtet,
Das köstlich Stuck ist nun ein Spott Von Helffenbein gemachet.

Dann folgt Pharao mit den Pyramiden, in leidlich verstandenem antiken Kostüm, das er füglich mit dem des Phidias tauschen könnte; endlich Diana selbst mit ihrem Tempel zu Ephesus, dessen Form als zopfig behandelte christliche Kirche aufgefasst ist. Am Oberbau enthalten die Pilaster Gestalten des alten Testamentes, sämmtlich mit Fesseln an den Füssen. So Loth der Fromme, Salomon der Weise, David der Gottselige, Samson der Starke, so dass sie als Vertreter von Tugenden bezeichnet sind. Pax und Fama müssen die Reihe schliessen. An den Hauptfeldern folgt als sechstes Weltwunder die trauernde Artemisia mit dem Mausoleum, dazu die Verse:

Mausole dier von Marmorsteinen Hat Artemis' gebouwt ein Grab
Vss grossem Leid und Heullen Zeigt nun derselben Steinen einen,
Der stolze Bouw der ist schabab Mit sechs und dreyssig Seullen.

Ptolomäus mit dem Pharos macht den Abschluss, und die folgenden Felder sind mit Darstellungen der Jahreszeiten bedeckt, von welchen jedoch der Winter abhanden gekommen und durch eine spätere Kachel mit blauer Landschaft ersetzt worden ist.

Am Sitz ist eine Figur mit Memento mori, Stundenglas, Urne und Todtenkopf, daneben ein Kriegsmann mit der Hakenbüchse und eine Frau im Reifrock und mit einem Pokal dargestellt. Die Rücklehne trägt eine Inschrift, welche in ergötzlicher Weise den Ofen direkt als göttliche Institution verherrlicht: »*Durch d'Sünd der Mensch gefallen ist, dass ihm an Seel und Leib vil prist, Damit er aber nit verzag, sonder Gott zpreisen Vrsach hab, Hat er ihm auch für Frost und Kelt Des Ofens Mittel fürgestellt.*« Damit correspondirt ein Vers am oberen Wandfelde, wo zwischen Fruchtstücken Folgendes zu lesen ist:

Im heissen Ofen der Trübsal Probiert Gott seine Kinder all,
Herr Jesu Christ, mit deinem Blut Lösch auss die Hitz der Hellen Glut.

Alle Malerei an diesem Prachtstück ist derb, keck, etwas grob, aber mit gutem Verständniss ausgeführt. Die Figuren sind theatralisch bewegt und phantastisch in ihrer Erscheinung. Das Kolorit wird durch vorherrschendes kräftiges Blau und tiefes Goldgelb, wozu Violet und ein saftiges Grün kommen, überaus frisch und blühend. —

Hatte man in diesen Beispielen der plastischen Behandlung neben der malerischen noch einen gewissen Spielraum gelassen, so werden seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch diese letzten Spuren einer früheren Auffassung beseitigt, und das Ofengebäude erhält eine Gliederung, die mit ihren breiten Flächen die ausschliessliche Anwendung der Malerei nicht bloss begünstigt, sondern geradezu verlangt. Nur an den Füssen und der Bekrönung, auch wohl an den Einfassungen des Sitzes gestattet man sich die Anwendung der Plastik, die aber selbstverständlich nur noch polychrom auftreten darf. Fortan erhalten denn auch die Bildfelder eine andere Form; sie verlieren ihre selbständige architektonische Einfassung und werden lediglich von einem vertieften Rahmenprofil umschlossen, das die Gestalt eines überhöhten Rechteckes, unten und oben mit halbkreisförmiger Erweiterung annimmt. Ein gemaltes barockes Rahmenwerk in bunten Schnörkeln und Voluten umgibt das Ganze.

Eins der frühesten Beispiele dieser Gattung ist der schöne Ofen im Hause des Hauptmanns Keiser in Zug. Er trägt an der Attika die Bezeichnung: David Pfauw, Haffner zu Winterthur, und daneben das Brustbild des Abraham Pfauw (also wahrscheinlich des Malers) mit der Jahrzahl 1660. An einem Gemälde findet sich ausserdem die Jahrzahl 1661. Es ist ein prächtiges Werk, achteckig aufgebaut, auf gut stylisirten hockenden Löwen ruhend, die goldgelb glasirt sind. In reicher

Farbenwirkung durchgeführt, etwas manierirt, aber mit breiten, kecken Pinselstrichen hingeworfen, enthält er an den Pilastern, offenbar mit Rücksicht auf den katholischen Besteller, die Bilder Christi, der Maria und der Apostel, in den Hauptfeldern Scenen aus dem alten Testamente mit Spruchversen, an der Attika die Jahreszeiten. Der Sitz ist mit geschweiften Säulchen hübsch ausgebildet; an der Rückseite wird die ebenfalls mit gemalten Kacheln bedeckte Wand beiderseits mit kleinen plastischen, reich gemalten Karyatiden in Nischen abgegränzt.

Ungefähr dieselbe Weise der Composition, Anordnung und Bemalung zeigt ein um ein Menschenalter später angefertigter Ofen, der sich ebenfalls in Zug, im Hause des Herrn Stephan Lutiger, gegenüber dem Rathhaus, befindet. Er trägt die Inschrift: David Pfauw, Haffner zu Winterthur 1699; an mehreren seiner Bilder liest man das Monogramm HP Maler, 1696, was offenbar auf Heinrich Pfau zu deuten ist. Ein reich ausgebildeter Sitz fehlt auch hier nicht; ebenso hat die Wandecke beim Ofen ihre gemalten Kacheln. Die Füsse des Ofens zeigen Reliefmasken; im Uebrigen ist Alles flach, mit Ornamenten und figürlichen Darstellungen bemalt. Letztere nehmen ihren Gegenstand aus der griechischen und römischen Geschichte, so dass an den Pilastern die Hauptgestalten, auf den Bildfeldern ihre Thaten und Leiden geschildert werden. Der Styl ist naiv genug, und die Helden werfen sich nach der Sitte des 17. Jahrhunderts ziemlich kokett in die Brust und wiegen sich selbstgefällig in den Hüften, wobei mehrfach die Rückseite als die effektvollere hervorgehoben wird. Der Unterbau behandelt die Geschichte des trojanischen Krieges. An den Pilastern sieht man Helena, Paris, Achilles, Hektor, Ulysses, Aeneas, Turnus und Numitor. Dazwischen in sieben einzelnen Bildern die Scenen aus der Belagerung und Einnahme Trojas. Am Oberbau enthalten die Pilaster Remus, Romulus, Askanius, T. Manlius Torquatus, Camillus, Numa Pompilius, Latinus rex (dieser mit einem stattlichen Turban) und Scipio Africanus. Die acht historischen Scenen bewegen sich im Sinne der Zeit um jene interessante Epoche, die längst von der neueren Forschung als poetische Sage erwiesen worden ist. Der Naivetät der Bilder entspricht der Styl der Verse. Das brüderliche Verhältniss der Gründer Roms wird also geschildert:

Beide Brüder kondten sich Im Regieren nicht vertragen,
Romulus ward König glich, Remus aber tod geschlagen.

Bei der Darstellung der »Raubung der sabinischen Töchteren«, welche der Maler mit unverkennbarer Befriedigung ausdrücklich durch Monogramm und Jahrzahl als sein Werk bezeichnet hat, heisst es:

Als zu Rom das tolle Fest Frömbde Töchtern wolten schauwen,
Wurdens angehalten vest, Mussten sein der Römern Frauwen.

Das »feste« Angehaltenwerden hat der Maler bei diesem Lieblingsgegenstand der damaligen Kunst nachdrücklich betont; auch hat er sich keine Mühe gegeben, das Sträuben der »fremden Töchter« als ein sehr ernstlich gemeintes zu schildern.

Ein dritter Ofen dieser Art, sechseckig aufgebaut, reich mit allegorischen Darstellungen und Sprüchen geziert, befand sich vor Kurzem in einem Haus an der Thorgasse zu Zürich. An den Pilastern hatte er die Figuren der Lebensalter, durch interessante Gestalten im vollen Zeitkostüm repräsentirt. Er soll die Jahrzahl 1682 und den Namen David Pfau tragen.

Mit dem Verschwinden der plastischen Dekoration musste die Tendenz auf immer grössere Vereinfachung auch der Gesammtform bei den Oefen zunehmen; denn je mehr gleichartige Flächen man übersehen konnte, desto wirksamer vermochte sich die Malerei zur Geltung zu bringen. Der polygone

Aufbau der Oefen hatte ohnehin an sich schon einen überwiegend plastischen Charakter. Kein Wunder daher, dass nun die Oefen häufig eine rechtwinklige Form erhalten, wobei die Frontseite meist doppelt so breit ist als die schmalen Seiten. Die Ecken werden durch schräg gestellte Pilaster abgefast. Diese Anlage zeigte ein Ofen in Oberstrass bei Zürich, von dem uns nur die Zeichnungen vorliegen, da er kürzlich ins Ausland gewandert ist. Er war reich mit Gestalten der Tugenden, Scenen des alten Testaments und entsprechenden Versen geschmückt und trug die Jahrzahl 1676. Die Füsse zeigten Reliefmasken und Arabesken; die durchbrochene Bekrönung enthielt Brustbilder in üppigen Barockrahmen.

Dieselbe Form, aber in grösseren Dimensionen finden wir nun an den beiden prächtigen Oefen, welche gegenwärtig im Sitzungssaale des Stadtrathes im Kappelerhof zu Zürich aufgestellt sind. Ursprünglich standen sie im Rathhause, von wo sie zu Anfang der dreissiger Jahre beim Umbau des Grossrathssaales entfernt wurden. Mit einem dritten Ofen, der jetzt noch im Regierungsrathssaale zu sehen ist, bildeten sie ein kostbares Geschenk, welches die Stadt Winterthur den Zürchern machte, als diese gegen Ende des 17. Jahrhunderts ihr neues Rathhaus aufführten. Es beschloss nämlich der Rath der Stadt Winterthur am 9. September 1696 [1]), es solle dem Herrn Burgermeister Escher geschrieben werden, man wolle drei Oefen in die beiden Rathsstuben des neuen Rathhauses in Zürich verehren, welches Anerbieten dann von Bürgermeister und Rath laut Schreiben vom 12. September desselben Jahres in Gnaden acceptirt wurde. Ohne Zweifel übergab man diese wichtige Arbeit den bewährtesten Meistern, und so wurden die drei Oefen von David Pfau verfertigt und vom Stadtrichter und Hafnermeister Heinrich Pfau bemalt. Der erstere erhielt für seine Arbeit vom Rath zu Winterthur 1200 ℔, der letztere 413 ℔ 4 ß. 8 Hlr. Das Danksagungsschreiben von Burgermeister und Rath der Stadt Zürich lautet: »Es hat Unns Euwer Burger, Mr. Davidt Pfauw, der Haffner, die Euch in Unnsere Klein- und Grosse Rathstuben zu verehren beliebte schöne Oeffen, mit sauber verfertigter Arbeit zu sondern Vergnügen aufgesetzt; deshalben wir Euch für diese ansehnliche Verehrung freundtlichen Dank bezeugen, mit der Versicherung, dass wir dessen in Vorfallenheiten zu Gnaden eingedenk sein werden. Datum den 26. September 1698.«

Und wirklich ist es ein köstliches Geschenk, welches Zürich zu »sonderem Vergnügen« von der Nachbarstadt erhalten hat; ausgezeichnet nicht bloss durch seinen Kunstwerth, sondern auch durch den planvollen Gedankengehalt des Ganzen. Der eine Ofen im Kappelerhof gibt ein Kompendium der allgemeinen Schweizergeschichte. Einfache Pilaster gränzen an der Vorderseite unten wie oben drei, an den Schmalseiten je zwei Bildfelder ab. Die sechszehn Pilaster enthalten Wappenträger mit den Emblemen von Zürich, Bern, Luzern, Ury, Schwytz, Unterwalden, Zug, Glarus, Basel, Freiburg, Solothurn, Schaffhausen, Appenzell, Abt und Stadt St. Gallen und Genf. Sie erinnern in Styl und Auffassung noch stark an die charaktervollen Bilder auf Glasgemälden vom Ende des 16. Jahrhunderts. In den reich umrahmten Bildfeldern sieht man, von der Linken zur Rechten fortschreitend, unten: die Schlachten von Tättwyl, Sempach, Lauppen, Näfels, Morgarten, den Schwabenkrieg und »Eroberungen«. In der oberen Reihe Anfang, Fortgang und Ziel der Eidgenossenschaft folgendermassen geschildert: Austreibung der Vögte, der Eidgenossenschaft Ehrenzeichen (*virtutis comites gloria et invidia*, wobei es ohne starke Dosis zopfiger Allegorie nicht abgeht), Aeussere Vogteien, »Eidgenössischen Bundts Zunemmen«, dann wieder auf zwei Bildern äussere und innere Vogteien, die etwa im Styl der bekannten Merian'schen Kupfer

[1]) Die Abschrift der hierauf bezüglichen, sowie mehrerer noch zu erwähnender Urkunden verdanken wir durch gütige Vermittlung des Hrn. Oberst Pfau dem Hrn. Archivar J. Müller zu Winterthur.

charakteristische Städte- und Landschaftsbilder geben; den Beschluss bildet die »Eidgenössische Neutralität«. Letztere ist recht originell veranschaulicht. Man sieht in einer heiteren Landschaft zwei grimmige Löwen gegen einander brüllen, wobei der eine sich aufbäumt. Ein Bär schaut von sicherer Höhe in behaglichem Genuss der Neutralität zu. Naiv ist auch die Austreibung der Vögte (»Halsherren«) geschildert. Während im Hintergrund einer reich abgestuften Landschaft Tell den Gessler erschiesst, Baumgarten dem Wolfenschiessen das Bad gesegnet, nimmt ganz vorn einer der verwiesenen Landvögte in Stulpenstiefeln, Pelzrock, faltiger Halskrause und Baret Abschied von einer Schaar gewaffneter Eidgenossen, die ihn aus dem Lande komplimentiren. Ein gallonirter Diener harrt am geöffneten Schlag der schwerfälligen Staatskutsche. Der Contrast dieser Courtoisie mit jenen Gewaltthaten ist äusserst ergötzlich. Dazu kommen nun folgende Verse und Sprüche, die wir als Beispiel von der Redseligkeit dieses Prachtstückes von Ofen anführen:

Da die Landvögt den Bogen überspannet, Mit Raub und Wut das freie Land verletzt,
War die Gedult zuletst beyseyts gesetzt, Sie wurden theils erwürgt und theils verbannet.

Virtus vim pellit et arcet.
Freyer Mut und Dapferkeit
Leidet keine Dienstbarkeit.

Köstlichkeit und Müssiggang, Zagheit, Luder-, Laster-Sitten
Müssen werden nicht gelitten; Zu verhüten Undergang
Muss man sich in Waffen üben, Gott, Gebett und Tugend lieben.

In derselben Ausführlichkeit ist jedes Bild mit Versen erläutert. Gewiss haben die gelahrtesten Magister des damaligen Winterthur dabei ihren Pegasus aufs ungebührlichste angestrengt.

Der zweite Ofen ist ausschliesslich der Verherrlichung Zürichs gewidmet. Bei völlig gleicher Anlage zeigt er denselben Reichthum der Ausführung und namentlich eine Fülle malerischen Schmuckes, wobei wie gewöhnlich das Blau auf weissem Grunde dominirt, und in zweiter Linie gelb, grün und violet hinzutreten. An den Pilastern sind die Zünfte Zürichs in flott gemalten männlichen oder weiblichen Gestalten mit den entsprechenden Emblemen dargestellt. Lateinische und deutsche Sprüche sind beigegeben. So heisst es bei der Constaffel: »*Nobilitat vere virtus. Tugend bringet rechten Adel Voller Ehren, ohne Tadel.*« Bei der Saffran: »*Alma dei benedictio ditat. Gottes Segen beste Krafft Traget bei der Handelschafft.*« Bei der Metzgern: »*Cives servare decorum. Ehr' und Ruhm wirdt immer geben Streiten für der Burgern Leben.*« Bei der Schuhmachern: »*Tuto pede vir probus ibit. Eine fromm getreuwe Hand Sicher reiysst durch alle Land.*« Bei der Meise: »*Vir praestat nectare fortis. Starcker Wein vil würcken kan, Mehr ein klug behertzter Mann.*« U. s. w.

Auf den Bildfeldern sind Scenen aus der Geschichte Zürichs dargestellt, wobei namentlich die Kriegsthaten viel Leben und Frische zeigen. Mit Recht hat der wackere Maler mehrmals sein Monogramm darauf angebracht. Wir sehen u. A. die Mordnacht, die Schlacht an der Birs, Stüssis Tod auf der Sihlbrücke, und die Einsetzung der neuen Verfassung. Letztere wird also besungen:

Da sechs und dreissig Mann den Zürich Stab geführet Mit Unbill und Gewalt das gmeine Gut geraubt,
Hat die beträngte Statt gemacht zu ihrem Haubt Herr Rudolf Braunen und die Räuber bannisiret.
Ein neuwes Regiment ward weisslich aufgerichtet Wie es ist heut zu Tag in einem Brief verfasst,
Durch Lisabet und Krafft man es bestehten lasst, Dem Kaiser Ludwig auch hernach hat beigepflichtet.

Die mit grosser Lebendigkeit dargestellte Scene der Mordnacht hat folgende Verse:

Da der Banditen Rott nun fünff und zehen Jahre
Von Zürich war entfehrnt, gesetzt zu Rapperschwyl,
Bei Greinau aufgeklopfft, befridet auch bissweil
Hat sie mit Habspurgs Hilff erspunnen Mords-Gefahre.
Acht hundert Mörder schon sind in die Statt geschlichen
Der Togg vom Bachs ersäufft, Graaf Hans fiel in die Band,
Fünfzehen auf dem Platz; noch mehr in Henckers Hand,
Vil stummen Fischen zu: die andern sind entwichen.

Dazu der Spruch: *Consilium malum consultori pessimum.*

Wer eine Grube grabt, fallt öffters selbs darein:
Ein böser Anschlag offt trifft den Urheber sein.

An den Seitenflächen geben sorgfältig ausgeführte Gemälde uns die damalige Erscheinung der Städte Winterthur, Stein am Rhein, namentlich aber in mehreren Bildern, von verschiedenen Seiten aufgenommen, »der Statt Zürich Belegenheit«, wobei folgende Sprüche zu lesen sind:

Natura ac arte juvante.
Es fehlet nicht, wan ihre Gunst
Verbinden die Natur und Kunst.

Die kleiner' Zürich Statt mit grossem Alter pranget
Und (wie vermutet wirdt) an Ninus Zeiten langet
Gleich Trier und Solothurn die Aa das Reich entzweyt
Da Thurick bauwt das Schloss, der Schwab die ander Seit.

Am unteren Mittelfelde der Vorderseite endlich prangt Zürichs Wappen in einer Aureole, darüber ein verschlungenes Händepaar mit doppeltem Lorbeerzweig. Dabei der Vers:

Stille, Ruhe, Frid im Land Vestnet beider Tafeln Band,
Ungefältschter Glaub und Treuw Haltet sie stetz frisch und neuw.
Zürich! dieses Doppelpar Deine Freyheit stetz bewahr.

Weit reicher und prachtvoller ist nun das dritte Stück jener glänzenden »Verehrung«, der Ofen im Regierungsrathsaal des Rathhauses zu Zürich. Im Bewusstsein, hier ihr Meisterwerk geschaffen zu haben, brachten die beiden wackeren Winterthurer Bürger ihre Inschrift an; ja »Heinrich Pfauw, Maaler Jnn Winterthur« fügte sogar sein Brustbild hinzu, das ihn in der grossen Allongeperücke zeigt. An der Wand, die ebenfalls mit Kacheln reich bekleidet ist, liest man: »David Pfauw Haffner zu Winterthur 1697.« Der Ofen ist achteckig, hoch, auf abgeschrägtem Unterbau, einer der grössten und geschmackvollsten von allen. An den Füssen sind bemalte Reliefs von Löwenköpfen, Masken und Brustbildern angebracht; die barocke Krönung (die bei den beiden anderen Oefen durch eine moderne ersetzt ist) hat ebenfalls Reliefs von hässlichen Genien mit Vasen. Im Uebrigen sind alle Flächen mit glänzender Malerei bedeckt.

Vergleicht man aber den Inhalt der Darstellungen dieses Ofens mit dem der beiden zugehörigen, so fällt das Ergebniss ungünstig für ihn aus. Offenbar in der Absicht, den hochmögenden Herren von der Regierung in Zürich etwas recht Auserwähltes in ihren Sitzungssaal zu stiften, hat die Winterthurer Kunst und Gelehrsamkeit sich in die Abgründe der Allegorie gestürzt, und daraus alle erdenk-

lichen Regeln der Klugheit und der Tugend in dem zopfigen Styl der damaligen Zeit ans Tageslicht gefördert. Dabei spielen denn die lateinischen Inschriften eine grosse Rolle, obwohl auch deutsche Verse nicht fehlen. Es versteht sich, dass diejenigen Tugenden, welche einer guten Regierung zu besonderer Zierde gereichen, in erster Linie stehen, und dass in allen Modulationen das Lob einer gerechten, unparteiischen Verwaltung gesungen wird. Es ist ein solcher Luxus mit den verschiedensten Tugenden getrieben, dass an den Pilastern nicht weniger als fünf und zwanzig in ganzer Figur dargestellt sind. Dazwischen geben die Bildfelder, unterstützt von den Sprüchen und Versen, erbauliche Erläuterungen. Einige Beispiele mögen die Art dieser Schilderungen veranschaulichen. Auf einem Bilde mit der Ueberschrift »*Pro lege et grege*« sieht man einen König auf dem Throne sitzen; im Hintergrunde der Landschaft zeigt sich der Pelikan. Der Vers lautet:

Wie der edle Pelikan Seine Brüste selbs aufritzet
Und mit Blut die Jungen spritzet, Wormit er sie retten kann:
Also soll die Obrigkeit Sein entschlossen alle Zeit
Für das Volk und das Gesetze. Wer auf Eid und Gwüssen schaut
Wem der Ober-Gwalt vertraut Leib und Leben willig setze
Diss bringt Ehr und Glück in Zeit, Heil dort in der Ewigkeit.

Ein anderes Bild mit der Ueberschrift »*Dii estis*« enthält eine Landschaft mit einer Urne, abgebrochener Säule, zertrümmertem Kapitäl und Todtenkopf. Dabei die Mahnung, man solle göttlich leben, nicht auf »thummer Thieren Mist sitzen«. Noch gezwungener sind die Darstellungen an einem der oberen Wandfelder, wo man eine Frau die Orgel spielen sieht und schwerlich enträthseln wird, was die Weltkugel bedeuten soll, die vor den Pfeifen in der Luft schwebt. Der Dichter erklärt die Sache so:

Wann Feuwer, Wasser, Luft und Erden, Vier Element von Art ungleich,
In einen Leib vermischet werden, Gibts eine Kugel wunderreich.
Ungleicher Pfeiffen Orgel-Schall Macht schöner Melodeyen Hall.

Kurzweiliger ist das Bild mit der Ueberschrift »*Honores mutant mores*«, wo der Esel, mit einem Heiligenbild bepackt, von hinten geprügelt, von vorn verehrt wird. Die Verse mahnen, man solle bei Standeserhöhung den Stolz meiden. Die Sentenz »*Duri patientia victrix*« wird durch einen schönen Palmenstamm erläutert, auf dessen Krone ein grosser Stein liegt. An förmliche Rebusspielerei erinnert es, wenn bei der Ueberschrift »*Alüs inserviendo consumor*« eine Landschaft mit Lamm, Leuchter, Vogelnest, pflügenden Ochsen und Bienenstock dargestellt ist. Die poetische Erklärung lautet:

Nicht für sich die edle Bienen Sammlen ihren Nektar-safft,
Mit der Wullen andren dienen Ist der Schaaffen Eigenschafft,
Für sich selbs der Vogel nicht Hecket und sein Nest aufricht,
Ochsen schwere Pflüge zeuchen Für sich selbs zu keiner Zeit,
Selbsverzehrung wird nicht fleuchen Eine Fackel für die Leut:
Wer gemeinem Nutzen dient, Auch geleiche Früchte findt.

Endlich macht die Gelehrsamkeit sich selbst ein Compliment in einer Darstellung, welche unter der Bezeichnung „*Rerum sapientia custos*“ die nicht gerade poetische Abbildung eines Tisches mit Dintenfass, Buch und Feder gibt, während am Boden Schild, Helm und Lanze liegen, und ein grünender Merkurstab dabei steht. Dazu die Verse:

Was von erstem Anbeginn Durch die Thaten, Werck und Sinn
Grosser Leuten, starcker Helden Rühmlich ware zu vermelden
Were längest abgestorben Und durch lange Zeit verdorben,
Wann zu der verdienten Ehr Nichtes aufgeschrieben wer:
Weissheit durch gelehrte Schrifften Ewigkeit kann einig stifften
Schönen Thaten, dass sie stehen Und gar nimmer untergehen.

Doch genug, zu viel schon dieser ausgedörrten Weisheit, bei welcher die Kunst in vergeblichem Mühen nach bezeichnender Darstellung in den Aberwitz rebusartiger Anspielungen verfällt. Wie viel anziehender und lebensfrischer dieselben Künstler sind, so bald sie die heimische Erde unter den Füssen fühlen und an der Verherrlichung des Vaterlandes, an der Schilderung seiner grossen Vorzeit einen festen Grund für ihre Darstellungen haben, das zeigt uns die Betrachtung der beiden Oefen im Kappelerhofe. Das vermag uns auch der kleinere, aber nicht minder reich ausgeführte Ofen auf Bocken bei Horgen beweisen, der nach dem Styl und dem Monogramm HP und H. P. zu urtheilen ein Werk desselben Malers Heinrich Pfau von Winterthur ist. Das auf einem sanften Höhenzuge über dem Zürichsee gelegene Haus wurde gegen Ende des Jahrhunderts von Bürgermeister Andreas Meyer erbaut. Die herrliche Lage, welche den Blick auf den See mit seinen lachenden Ufern aufwärts und abwärts bis zu den Glarner Alpen und zum Säntis beherrscht, zeichnet das stattliche Gebäude eben so sehr aus, wie die fast vollständige Erhaltung seiner äusseren Erscheinung und seiner inneren Einrichtung mit getäfelten Wänden, holzbekleideten und reich stuckirten Decken und einem zierlichen Ofen. Er ruht auf acht gelbglasirten Löwen, hat an den Pilastern gemalte Waffen und Embleme, in den vierzehn Bildfeldern aber lebendige Darstellungen von Schweizerschlachten. Diese sind so ausgewählt, dass jeder von den dreizehn Orten seinen Antheil daran hat, was durch beigeschriebene Verse noch mehr hervorgehoben wird. Da aber 14 Felder im Ganzen vorhanden sind, so hat Zürich die Ehre erfahren, zwei Abbildungen zu bekommen. Die eine stellt die Mordnacht dar, mit folgenden Versen:

Offt der Himmel hat bezeuget Dass er Zürich schirmen woll,
Sonderbar sich das eräuget In der Mordnacht wundervoll,
Da es lustig hat getrüllet Die Feind, die es angefüllet.

Mit dem zweiten Bilde hat sich aber etwas Wunderliches zugetragen, es zeigt nämlich keinen Bezug auf Zürich, noch weniger auf die begleitenden Verse, stellt vielmehr die Schlacht am Brünig dar, die auf der folgenden Kachel auch bei Unterwalden vorkommt. Diese Unaufmerksamkeit oder Nachlässigkeit wird um so auffallender, wenn man bei genauerer Vergleichung gewahrt, dass beide Darstellungen der Brünigschlacht zwar dieselbe Composition, aber doch mit kleinen Variationen zeigen. Die Verse lauten:

Zürich billich Löwen führet In dem Panner, das der Fynd
Zu entführen nie berühret Löwenhertzen drinnen sind
Das macht Hertzog Albrecht trauern Bei Dätwyl und vor den Mauern.

Für Glarus tritt die Näfelser Schlacht ein, die also verherrlicht wird:

Glarus nimmermehr verliehret Den Ruhm, den die Dapferkeit
Helden Hertzen wol gebiehret, Der mannhaffte Näfels-Streit
Immerfort sein Lob vergehet So lang als der Glärnisch stehet.

Wie frisch fühlt man sich, trotz der Unbeholfenheit der Verse, von dem kräftigen vaterländischen Sinne berührt, der in den Worten und den Bildern sich ausspricht! Welch ein Abstand gegen die gequälten Allegorien, die wir oben fanden! Wir können uns nicht enthalten, noch einige Proben mitzutheilen. So heisst es bei Basel, zu der Darstellung der Schlacht von Nancy:

Basel ist von langen Zeiten Eine Welt-berühmte Statt
Oeffter auch im Krieg und Streitten Helden Muth erwiesen hat,
Wie die rauwen Martis-Knaben Bei Nancy erfahren haben.

Schwyz ist durch die Schlacht am Morgarten vertreten:

Schwyz als wie ein Felsen stehet Wie am Morengarten dort
Dapfer an die Feinde gehet, So das wol von disem Ort
Unser gantzes Vaterlande Wird genennet ohne Schande.

Auf ein friedlicheres Gebiet führt uns ein andrer Ofen, der wieder zu den reichsten dieser Gattung gehört. Er findet sich in einem oberen Zimmer des Rathhauses zu Winterthur, ist den Wappen und Inschriften zufolge von der Georgen-Gesellschaft errichtet und trägt den Namen Hans Heinrich Pfauw, Haffner zu Winterthur 1705. An den Bildern findet sich wieder das uns wohl bekannte HP pinxit. Da jene Gesellschaft die Pflege der Künste, besonders der Musik zu ihrer Aufgabe machte, so sind die Darstellungen und Sprüche vorzugsweise der Verherrlichung der Musik gewidmet. Der Ofen bildet ein längliches Achteck mit einfacher Pilastergliederung und reicher Bemalung. Die Farbenstimmung ist noch die lebhafte der letztgenannten Arbeiten; dazu kommen als neues Element Fruchtstücke an den Sockeln und Attiken. Sie bezeugen, dass der Naturalismus immer mehr auch bei den Oefen eindringt. Die Bilder sind meistens mit gutem Verständniss und in leuchtend frischen Farben mit besondrer Feinheit durchgeführt. Sie gehören mehrentheils zu den besten Arbeiten dieser Art. Während an den Pilastern Tugenden und moralische Betrachtungen überwiegen, sind die Hauptfelder mit liebenswürdiger, wenn gleich etwas spiessbürgerlicher Einseitigkeit fast ausschliesslich dem Lobe der Musik gewidmet. Dass dabei mancher Gegenstand etwas gewaltsam herbeigezogen wird, lässt sich leicht denken. Die zahlreichen lateinischen Sprüche und deutschen Verse thun dann aber ein Uebriges und kommen dem Verständniss zu Hülfe. Wir greifen nur einige Beispiele heraus.

Auf einem der unteren Felder sieht man David zu Pferde siegreich einziehen. Goliaths Haupt wird auf einer Lanze ihm vorgetragen. Ein weibliches Orchester empfängt ihn mit vollem Tutti. Die Darstellung ist einer Composition in den »Neuen künstlichen Figuren biblischer Historien, gründtlich von Tobia Stimmer gerissen« (Basel 1576) nachgebildet. *„Gignit victoria cantum"* heisst die Ueberschrift. Die Verse lauten:

Es ist ein kläglich Ding, ein Straaff von Gott gedreuwet,
Wann nur der Eulen Stimm an Ohrten wird gehört,
Da zuvor männigklich die Music hat erfreuet,
Die aber leider nun durch Feinde sind zerstöhrt.

Recht ansprechend und gut ausgeführt ist das Gemälde zu dem Spruch: *„Cantans in gramine messor.* Es zeigt das Genrebild einer heitern Erndtescene; die Schnitter ruhen aus und verzehren bei Schalmeienklang ihr Mahl. — Bei der Ueberschrift: *„Cuique suum studium"* sieht man einen Maler an der Staffelei, einen Musiker an der Orgel, zwischen ihnen einen lorbeerbekränzten Dichter, der am Tische sitzt mit einem Ausdruck, als ob er eben die darunter stehenden Verse abfasse:

Ein Jeder hat von Gott sein mitgetheilten Gaaben
Zu sein ein Musikant, ein Maaler, ein Poet,
Wer solche wol anwendt, der wird die Ehre haben
Dass sein Gedechtnuss bleibt, so lang die Welt besteht.

Dass hier auch der Maler und Poet ihr Theil erhalten, ist eine Conzession, die sich noch naiver an einem benachbarten Pilaster ausspricht, wo die Malerei dargestellt ist, mit dem Vers:

Mahlerkunst kann auch zun Zeiten Das Gemüt zur Tugend leiten.

Aber die Musik steht doch überall voran. So sieht man auf einem Bilde den geigenden Orpheus, mit der Ueberschrift: »*Saxa ferasque movet*«. Um ihn gruppiren sich in gespannter Aufmerksamkeit Hund und Hirsch, Löwe, Bock und Pferd, Pfau und Papagei. Selbst die Nachtigall vergisst des Gesanges und fliegt von ihrem Baume zum Geiger nieder. Um so härter werden die gefühllosen Menschen getadelt, die der Musik keine Aufmerksamkeit entgegen bringen:

Wenn man mit Singen wil sich üeben und ergetzen,
Muss immer Stille seyn: es machet vil Verdruss,
Wan Plauder-Mäuler sind, die immerfort thun schwätzen,
Das einer schier nicht weisst, wem er zuhören muss.

Wunderlicher Weise ist bei diesen Versen das Bild angebracht, wie Sirenen mit Gesang das Schiff des Odysseus umschwimmen, und darüber die Inschrift: »*Sperne voluptates*«. Bei einem andern Spruch: »*Musica amat silentium*« ist ein auf einer Bank sitzender Genius dargestellt, der den Finger auf die Lippen legt. Dabei folgender wehmüthige Vers:

Das Singen hat sein Zeit, doch kan es Zeiten geben,
Dass man nur seuffzen muss, wie die arm Turteltaub
Wan sie ein Witwen ist; Wan traurig ob uns schweben
Schwartze Kreutz-Wolken, die uns setzen in den Staub.

Dass David vor Saul nicht fehlt, versteht sich; ebenso wird eine Schilderung der Musik im Himmel gemacht, bei welcher Harfen und Engelchöre in einer Glorie das Beste thun. Befremdlicher ist ein Bild, welches zwei stolze Schwäne auf einem Weiher vorführt und wohl an Schwanengesang erinnern soll. Der Vers dazu lautet nicht so idyllisch:

Den losen Spöttern thut die Music nicht behagen,
Zu dero sich nicht reimt ihr grob Unwüssenheit,
Die Rose pflegt von sich Rosskäfer wegzujagen,
Sie haben in dem Mist vil besser ihre Freud.

An den Pilastern des Oberbaues werden lauter Tugenden, die natürlich von der Ausübung der Musik untrennbar sind, in figura vorgeführt. Merkwürdiger Weise hat sich aber »*Mendacium*« in ihre lautere Reihe eingeschlichen. Sollte diess eine versteckte Anspielung darauf sein, dass im gebildeten Publikum so viel Musikbegeisterung geheuchelt wird?

Noch Eins ist interessant an diesem Ofen: er enthält ein Stück Todtentanz, wohl eine der spätesten Reminiszenzen an diess alte Thema, die sich in der Kunst nachweisen lassen. In der Schweiz, dem klassischen Boden der Todtentänze, gewinnt eine derartige Thatsache noch höhere Bedeutung. An einem der unteren Pilaster sieht man nämlich das Todtengerippe einen Gewaffneten mit einem Knochen zu Boden schlagen. Dabei liest man: »*In vim mortis nemo fortis. Keiner ward*

so stark gefunden, den der Tod nicht überwunden.« Auf einem anderen Bilde hält das Gerippe einem Manne den Spiegel so vor, dass er in demselben den Todtenkopf erblicken muss. Dazu der Vers: *»Thu in disen Spiegel sehen, so wirst keine Sünd begehen.«* Uebrigens ist diess das einzige uns bekannte Beispiel, dass der Todtentanz sich auch an den Kachelöfen eingenistet hat.

Wir haben mit unsern Betrachtungen die Schwelle des 18. Jahrhunderts bereits überschritten, und es ist nun wohl an der Zeit, einen Rückblick zu thun. Durch ein ganzes Jahrhundert vermochten wir die Ofenfabrikation zu verfolgen. Alle Spuren wiesen dabei auf Winterthur, dessen Hafnerwerkstätten während jener Epoche für einen ziemlich weiten Umkreis die angesehensten waren. Wann die Hafnerei dort jenen Aufschwung zuerst genommen habe, müssen wir einstweilen dahingestellt sein lassen. Dass schon für die grün glasirten Reliefkacheln Winterthur in diesen Gegenden der Hauptort gewesen sein muss, schliessen wir aus dem Umstande, dass in und um Winterthur eine verhältnissmässig grosse Anzahl derselben Kacheln sich an verschiedenen Oefen erhalten hat. Bestimmte geschichtliche Spuren beginnen erst mit dem 17. Jahrhundert. Zwar nennen sich, soweit wir Kunde haben, Winterthurer Meister ausdrücklich erst um die Mitte des Jahrhunderts; aber die Uebereinstimmung in allen wesentlichen Theilen des Aufbaues und der Behandlung lässt die früheren blossen Monogramm-Bezeichnungen mit Gewissheit auf die uns bekannten Winterthurer Hafnerfamilien zurückführen. Den ersten Rang unter denselben nahm offenbar die Familie Pfau ein. Die früheste Spur eines Mitgliedes derselben glauben wir in dem L P am Ofen im Seidenhof zu Zürich 1620 nachweisen zu können. Wir vermuthen einen Ludwig Pfau, da fünfzig Jahre später ein Meister dieses Namens urkundlich vorkommt. Vielleicht ein Enkel des Meisters von 1620, denn ein solches Forterben der Namen in den Familien findet sich häufig. Darauf folgt das Monogramm D P an dem Ofen vom Jahr 1636 im Hause zum Lorbeerbaum zu Winterthur: diess ist wahrscheinlich ein David Pfau, vielleicht der Grossvater jenes berühmten Meisters desselben Namens, den wir von 1661 bis 1699 verfolgen können, und in welchem die Winterthurer Hafnerkunst ihren Höhepunkt erreicht. Seine früheren Oefen hat dieser mit Abraham Pfau zusammen gearbeitet, der die Bemalung ausführte. So namentlich an dem Ofen in Zug vom Jahr 1661. Beiden begegnen wir in derselben Verbindung wieder 1668 am Ofen im Haus zur Reblaube in Winterthur. Das Monogramm Abrahams kommt sodann noch einmal 1686 am Ofen auf Schloss Wyden vor. In späterer Zeit findet David Pfau, da vielleicht Abraham gestorben war, einen künstlerischen Beistand an Heinrich Pfau, der 1697 die drei Oefen für das Rathhaus in Zürich, etwa um dieselbe Zeit den Ofen auf Bocken, 1699 den Ofen in Zug und selbst 1705 noch den Ofen im Rathhaus zu Winterthur bemalte. Der Hafner des letzteren ist aber Hans Heinrich Pfau, was die Vermuthung nahe legt, dass Meister David damals bereits das Zeitliche gesegnet oder sich von der Arbeit zurückgezogen hatte. In welcher Beziehung dieser Hans Heinrich Pfau mit dem zu Näfels im Jahr 1646 vorkommenden steht, vermögen wir nicht zu sagen. Vielleicht Grossvater und Enkel.

Ueberblicken wir sämmtliche Arbeiten dieser Meister, so ergibt sich, dass die Familie Pfau einen bestimmten Styl im Aufbau und der künstlerischen Ausstattung der Oefen ausgebildet und lange festgehalten hat. Ihren Werken hauptsächlich ist die milde, klare und dabei reiche Gesammtstimmung eigen, die wir als charakteristischen Grundzug dieser gemalten Oefen bezeichnet haben. In den figürlichen Darstellungen huldigen sie dem etwas conventionellen Idealstyl, welcher durch die italienische Kunst des 16. Jahrhunderts, namentlich die Schule Rafaels, sich nach dem Norden verbreitete.

Allerdings fehlt es dabei nicht an manieristischen Uebertreibungen, an gar zu koketten Stellungen, gar zu unmotivirt flatternden Gewändern. Aber im Ganzen herrscht doch ein gesundes Stylgefühl vor und lässt solche Affektation meistens vergessen.

Erwägt man die ungeheure Masse an Bildern und Sprüchen, welche selbst die wenigen noch jetzt erhaltenen Oefen uns bieten, so wird die Frage nach den Quellen nahe gelegt, aus welchen jene wackeren Hafnermeister geschöpft haben, um ihre Oefen so reich zu schmücken. Auf eine dieser Quellen sind wir schon beim Ofen im Lorbeerbaum zu Winterthur gestossen. Es waren die Emblemata des geschickten Zürcher Künstlers Christoph Maurer. Die Bilder desselben kehren auch auf späteren Oefen mehrfach wieder, so auf dem im Rathhause zu Zürich. Obwohl wir nun den Beweis für jedes einzelne dieser unzähligen Bilder unmöglich antreten können, so ist es unzweifelhaft, dass in den zahlreichen Sammlungen von Kupferstichen, Radierungen und Holzschnitten, welche jene Epoche hervorbrachte, die Hauptquelle auch für die Ofenbilder zu suchen ist. Wer nur einen flüchtigen Blick auf jene Gattung illustrirter Literatur geworfen hat, der wird genug Anhaltspunkte finden. Die Emblemata Andreæ Alciati. Frankfurt 1567, die Poëmata varia Theodori Bezæ von 1598, die Devises heroiques et emblêmes de M. Claude Paradin, Paris 1622, die Emblemata Florentii Schoonhovii von 1648, endlich die »Emblematische Gemüths-Vergnügung bey Betrachtung 715 der curieusten und ergötzlichsten Sinnbildern, Augsburg 1693«, gaben uns beim Vergleichen in Gegenständen und Formen Verwandtes. Am meisten aber hat man sich an Schweizer Künstler gehalten und neben Christoph Maurer und Tobias Stimmer, dessen biblische Compositionen wir mehrfach angetroffen haben, namentlich die geistreichen Blätter von Dietrich und Conrad Meyer vielfach zu benutzen gewusst. In der That boten dieselben nach allen Seiten den gewünschten Stoff, denn sie behandeln in stets neuen Variationen alle beliebten Themata ihrer Zeit und ihres Volkes. Wir finden die Tugenden, Jahreszeiten, Planeten, Embleme aller Art in Parabeln und Allegorien, Kinderspiele, Jagdscenen, Thierfabeln, Vorgänge aus dem Leben Christi, endlich zahlreiche Darstellungen aus der Schweizergeschichte. Wie diese Gegenstände damals beliebt gewesen sein müssen, sieht man z. B. daran, dass verschiedene jener Compositionen gleich nach ihrem Erscheinen mehrfach auf die Oefen übergingen. Ein Ofen von Hans Heinrich Graf vom Jahr 1680, in einem Hause der Kuttelgasse und jener oben erwähnte aus der Thorgasse, angeblich von David Pfau gefertigte, enthalten unter anderen Darstellungen einen Löwen, der gefesselt von einer aus den Wolken ragenden Hand Gottes zurückgehalten wird. Auf einem benachbarten Hügel steht ein Lamm, das mit Gemüthsruhe zu dem grimmigen Feinde hinüberblickt. Man begreift, dass die vom Himmel beschützte Unschuld gemeint ist. Diese Darstellung findet sich nun in den »Fünff und zwanzig bedenklichen Figuren mit erbaulichen Erinnerungen dem Tugend- und Kunstliebenden zu gutter Gedechtnuss in Kupfer gebracht durch Conrad Meyer Mahler in Zürich 1674«. Ein anderes Bild, welches den Künstler selbst inmitten seiner Familie an der Staffelei darstellt, und das wir an einem Ofen vom Jahr 1681 im Haus zum Felsen in Winterthur fanden, ist genau einem Blatte der »Nützlichen Zeitbetrachtung, fürgebildet durch Conrad Meyern Maalern in Zürich 1675« entlehnt.

Wenn demnach die Ofenmaler in der Regel nicht als selbsterfindende Künstler angesehen werden können, so sind es doch jedenfalls ganz respektable Meister, die hier in einer nach heutigen Begriffen untergeordneten und bescheidenen Stellung ihren Pinsel geführt haben. Den besseren — und dazu gehören vor Allem Abraham und Heinrich Pfau — ist eine nicht geringe Kenntniss der menschlichen

Figur, des Thierlebens und der Natur, dazu eine meisterlich sichere Technik, bravourmässige Keckheit der Zeichnung und lebendiger Farbensinn nachzurühmen. Nimmt man dazu, mit welchem Geschick sie die kleinen Kupferstiche in grösseren Massstab und in Farbe zu übertragen wissen, welchen Reichthum von Compositionen sie vorführen, welche Frische und Mannichfaltigkeit namentlich in ihren Darstellungen der Schweizergeschichte weht, so wird man diesen wackern Meistern ihren Platz in der Kunstgeschichte nicht mehr vorenthalten dürfen. Dass Heinrich Pfau auch im Kupferstechen geübt gewesen, geht aus der Notiz in Nagler's Künstlerlexikon hervor, die ihm zwei Bildnisse zuschreibt.

Welchen Umfang aber die Hafnerarbeit in Winterthur hatte, erfahren wir aus dem ältesten der noch vorhandenen Zunftbücher der dortigen Hafner, welches mit dem Jahre 1674 beginnt. Nach demselben waren damals zwanzig zünftige Hafnermeister in Winterthur, nämlich: 1. Ludwig Pfau, Bothmeister, 2. Jakob Forrer, 3. Christoph Erhart, Mitglied des Grossen Rathes, 4. Rudolph Kaufmann, 5. Andreas Studer, 6. Hans Ulrich Reinhart, 7. Hans Heinrich Graf, Bothschreiber und Mitglied des Grossen Rathes (Verfertiger des späteren Ofens im Schloss Elgg), 8. Heinrich Graf, 9. Gebhard Graf, 10. Hans Ulrich Pfau, 11. Jakob Reinhart, 12. Abraham Pfau (den wir mehrfach als Maler gefunden haben), 13. Jakob Reinhart der Kleine, 14. Heinrich Pfau, Mitglied des Stadtgerichts (bemalte die Oefen für Zürich etc.), 15. Jakob Brennwald, 16. David Pfau, Mitglied des Grossen Rathes (Verfertiger der Oefen für Zürich), 17. Anton Kaufmann, 18. Georg Forrer, 19. Jakob Forrer, Handwerksseckelmeister, 20. Elias Ehrhart..

Aus diesem Verzeichniss geht hervor, dass die Familie Pfau allein fünf Hafnermeister zählte. Ein sechster, Hans Heinrich Pfau (wohl nicht mit dem Verfertiger des Ofens im Rathhaus zu Winterthur zu verwechseln, aber wahrscheinlich derselbe, der sich am Ofen zu Näfels nennt), scheint von der Hafnerzunft ausgetreten zu sein, als er am 5. Weinmonat 1672 zum Schultheissen der Stadt erwählt wurde. Ferner ersehen wir, dass mehrere dieser Hafnermeister zugleich Maler waren; ja es scheint, dass diese vorzugsweise oder gar ausschliesslich sich der Bemalung der Oefen gewidmet haben, obwohl, wie wir oben erfuhren, der Hafner dreimal höheren Lohn erhielt als der Maler. Dafür genoss dieser aber die Ehre, sich am Ofen augenfälliger, ja sogar mit Beifügung seines Brustbildes verewigen zu dürfen. Der Ort für diese Bezeichnungen ist fast immer der Karnies oder irgend ein anderes Glied der oberen Krönung. Den Namen des Hafners findet man dann in der Regel etwas versteckter in der Ecke der Wand oder an der Rückseite des Ofens.

Das älteste Zeugniss für den Ruhm der Hafner Winterthurs besteht in einem vom 19. Juli 1632 datirten Schreiben der »Bibliothecarii und Verwaltern der Bürgerlichen Liberey der Statt Zürich«, in welchem diese dem Rath von Winterthur melden: sie haben einer gemeinen bürgerlichen Liberey in der »uralten wytberümpten Statt Zürich« auch den Anfang zu machen unterstanden, ihre Gnädigen Herren haben Dieses Libereywesen in ihren oberkeitlichen Schutz genommen, und zugleich den obern Theil in der »Wasserkilchen« zugeeignet, und so nun sie »die Zytt har nit allein von sich selbsten die Gedanken gehabt, sondern ihnen auch anderwärts fürgebildet worden, wie zu des zur Liberey gewidmeten Platzes mehrern Bezierung, welche eben auch die mehrere Üfnung mit sich züche, fast anständig sye, wann der Boden mit hübschen wyss und blauw gelesteten Platten Üwerer Unserer Hochehrenden Grossgünstigen Herren Bürgern wyt berümbter Arbeit besetzt werde, so haben sie die gute Hoffnung gefasset, es werdind dieselben dies gemeine Libereywesen mit ihrer Ehrengaab auch zu befürdern und zu zieren Ihnen nit widrig syn lassen, da

dann ihnen liebers und erwünschters nüt, dann grad gedachter Ihrer Burgeren Arbeit.«

Dass der Rath von Winterthur diesem Gesuch entsprochen, obwohl die Rathsprotokolle hierüber schweigen, ergibt sich aus einem zweiten Schreiben dieser Bibliothek-Commission vom 3. December 1633, womit sie den Herren des Rathes zu Winterthur ihren Dank ausspricht, dass sie »den, zu der nüwangesehenen Burgerlichen Liberey gewidmeten Platz mit ihrer Burgeren verrümbten Arbeit von glesteten geferbten Blatten zu bezieren und zebesetzen zu ihrem unvergesslichen hochen Nachruhm grossgünstig und frygmiltigklich gefallen und belieben wollen.«

Ein anderes Dokument dieser Art bietet ein Schreiben von Schultheiss und Rath der Stadt Luzern an Schultheiss und Rath der Stadt Winterthur vom 15. April 1683, worin es heisst: »Vor ohngefähr 80 Jahren haben zwei Dero angehörige Meister Hafner-Handwerks, Ludwig Pfauw und Albert Ehrhard bei uns gar saubere Arbeit verfertiget, und hat dieser letztere uff unserem Rathauss den in der ersteren Stuben annoch stehenden Offen gemacht und aufgesetzt; Weil aber derselbe bei Hinfliessung so vieler Jahren zimblich presthafft« geworden, so möge man ihnen einen der erfahrensten Meister senden, um einen neuen Ofen zu liefern. Aus einem Danksagungsschreiben vom 20. Juni 1684 erfahren wir dann, dass der uns schon bekannte Abraham Pfau hingeschickt worden ist. Jenen Ludwig Pfau vom Anfang des 17. Jahrhunderts glauben wir in dem Ofen des Seidenhofes zu Zürich wiederzufinden.

Dass selbst ins Ausland Winterthurer Hafner verlangt wurden, geht aus einem ähnlichen Schreiben von Stadtammann und Rath der Stadt Feldkirch vom 22. August 1699 hervor, die ebenfalls für ihr Rathhaus Oefen von Winterthur verlangen.

Ausser den Meistern aus der Familie Pfau haben wir noch den an dem einen Ofen auf Schloss Elgg auftretenden Hans Heinrich Graf als einen tüchtigen Künstler kennen gelernt. Ihn meinen wir auch in dem Monogramm HH G an dem Ofen vom Jahr 1655 im Sonnenhof zu Stadelhofen und an einem Ofen im Hause No. 308 an der Kuttelgasse in Zürich zu erkennen. Dieser Ofen hat wegen Niedrigkeit des Zimmers keinen Aufsatz, aber einen gemüthlichen Sitz in der Ecke, an welchem sich das Monogramm und die Jahrzahl 1680 findet. Allegorien und Parabeln bilden den Inhalt der Darstellungen, die zum Theil mit denen an dem oben erwähnten Ofen aus der Thorgasse übereinstimmen. Am unteren Fries sind naturalistische Fruchtstücke, am Sitz dagegen hübsch stylisirte Arabesken mit Passionsblumen gemalt. Der Genius mit dem Todtenkopf und Memento mori, dem wir mehrmals begegneten, erscheint auch hier wieder. Zwei Meister der Familie Ehrhart glauben wir an dem oben beschriebenen Ofen im Haus zum Balusterbaum zu Winterthur nachweisen zu können. Einem späteren Meister dieses Namens scheint nun auch ein Ofen vom Jahr 1681 mit dem Monogramm B. E. (etwa Bernhard Ehrhart?) im Haus zum Felsen daselbst anzugehören. In der Gliederung, dem sechseckigen Aufbau, den als hockende Löwen gestalteten Füssen entspricht er den übrigen Arbeiten dieser Gruppe. Aber die Umrahmung der Bildfelder besteht aus grünglasirten glatten Kacheln, und die Gemälde selbst stehen tief unter den gleichzeitigen eines Heinrich Pfau. Dazu kommt, dass sie in matten verwaschenen Tönen durchgeführt sind und namentlich auch aller Sicherheit und Bestimmtheit der Zeichnung entbehren. Interessant ist dagegen, dass der Maler den Versuch gemacht hat, die feinere Art von Genrescenen, wie sie damals die Meister des »höheren Genres« in Holland

kultivirten, auf den Ofenkacheln einzubürgern. Er stellt nach Jahrzehnten den menschlichen Lebenslauf dar. Beim dreissigsten Jahre hat er sich selbst an der Staffelei gemalt, im Kreise der Seinigen, ein trotz mangelhafter Ausführung doch anziehendes Lebensbild. Der unvermeidliche allegorische Zopf, in Gestalt eines in der Luft schwebenden Engels, fehlt allerdings auch hier nicht. Aber der Inhalt des Spruchbandes, das er ausgebreitet hält, versöhnt mit ihm: »Wohl dem, der den Herren fürchtet, und auf seinen Wegen geht! Du wirst dich nähren deiner Hände Arbeit, wohl dir!« — Dass dieser Darstellung ein Original von Konrad Meyer zu Grunde liegt, erwähnten wir schon.

Die bisher betrachteten Werke gehören nachweislich ohne Ausnahme Winterthurer Meistern an. Aber auch in Steckborn finden wir schon im 17. Jahrhundert ansehnliche Hafner-Werkstätten, die ebenfalls nach auswärts Ruf hatten und viele ihrer Erzeugnisse bis nach Graubündten versendet haben sollen. Da wir aber bis jetzt Nichts davon zu Gesicht bekommen haben, so müssen wir es weiteren Forschungen vorbehalten, die Charakteristik dieser Arbeiten, ihre Besonderheiten und ihre künstlerische Bedeutung festzustellen. Dass aber die Hafner von Steckborn wenigstens ein lebhaftes Gefühl von der Würde ihres Handwerks hatten, geht aus einem Dokument hervor, dessen Abschrift durch gütige Vermittlung uns vorliegt [1]). Es ist die Einleitung zu dem Zunftprotokoll, welches mit dem Jahre 1763 beginnt; denn damals erst erhielten die Hafner vom Rath der Stadt Steckborn die Zunftfreiheit. Das Vorwort jenes Protokolls lautet: »Eine lobliche Zunft der Meisterschaft der Hafneren allhier hat von einem loblichen Magistraht allhier die Freiheit erlangt. Gott der Herr gebe zu Vollführung dessen sein Segen. Wann jedoch die Hafner-Profession nicht eine der Geringsten ist, weilen Gott, der Schöpfer aller Dingen, der Himmel und Erden erschaffen hat, der Erste gewesen, der auss Erden ein Menschen erschaffen und mit einer vernünftigen Seele begabet, diss ist mit villen Zeugnussen heiliger Schrift bestätiget wie Jesajas sagt: »Wir sind Thon, Du Herr bist unser Töpfer.« Die Erde ist zwar verächtlich anzusehen: allein sie hat ihre Schätze verborgen. So wan sie von Künstleren nach ihrer Wüssenschaft in Erfindung was daraus kann gemacht werden zu Verwunderung viller vernünftigen Menschen, die es mit Verstand betrachten, also wünsche ich, dass diese Zusammenkunft geschehe jetzt und in künftigen Zeiten in Liebe, Fried und Einigkeit ein Anderen in Treuen zu dienen wo es nöthig ist. Gott der Herr lasse das Glück blühen wie eine Rosen, der Segen falle vom Himmel wie ein Thau.«

Wir haben noch einen Blick auf die Oefen des 18. Jahrhunderts zu werfen. In den ersten drei Decennien wirkt die bilder- und spruchreiche Weise des 17. Jahrhunderts noch eine Weile nach. Ein vorzügliches Beispiel liefert der stattliche Ofen auf dem Weggen, der so oft unseren Versammlungen seine Wohlthaten gespendet hat, dass es schon desshalb Undank wäre, seiner nicht zu gedenken. Aber er verdient auch wegen seines künstlerischen Werthes Beachtung. Als Verfertiger nennt sich Ottmar Vogler, Hafner in Elgg, 1726. Der Maler ist ein Namensvetter und gewiss auch ein Verwandter des um ein Jahrhundert später lebenden wohlbekannten David Sulzer von Winterthur. Seinen Namen und sein Monogramm mit D. S. und der Jahrzahl 1725 findet man auf mehreren Bildern. Die länglich achteckige Form des Ofens, die reiche Bekrönung mit den Wappen der damaligen Vorsteher der Weggenzunft, die prächtige Ornamentik der gut gegliederten Gesimse, das Alles erinnert noch an den Ofen im Rathhaus zu Winterthur. Aber der Farbenton der Gemälde ist matter, porzellanartiger, was dem Ganzen übrigens eine milde harmonische Stimmung gibt. Diese

[1]) Wir verdanken dieselbe der Gefälligkeit des Herrn Pfarrers Guhl in Berlingen.

entspricht auch dem schon ins Sentimentale fallenden Charakter der Bilder, der besonders durch gelegentliche Urnen und andere wehmüthige Gegenstände in den Landschaften sich bemerklich macht. Der Kreis der Darstellungen umfasst die Geschichten des alten Testamentes; dazu kommen an den Pilastern die Figuren von Tugenden, die bisweilen den benachbarten grösseren Gemälden als Erläuterung dienen, oder umgekehrt. So sieht man an einem Pilaster die »frühe Kinderzucht« durch einen Genius, der ein schwankes Bäumchen biegt, repräsentirt. Das benachbarte Bild zeigt Hanna, die den jungen Samuel zum Tempel bringt. Dazu die Verse:

Die Hanna bringt ihr Kind, dass es noch jung gebogen
Und zu des höchsten Ehr vom Priester werd erzogen;
Trug jede Mutter Sorg für rechte Kinder-Zucht,
So kriegten sie zu Lohn die angenehmste Frucht.

In dieser angenehmen Lehrhaftigkeit geht es mit Sprüchen und Bildern weiter. Zu der Darstellung des Weibes von Thekoa, auf dessen Fürsprache Absalon Gnade findet (2. Sam. 14) heisst es:

Wie kan das kluge Weib die Sach so weislich führen
Und durch geneme Wort des Königs Herz regieren
Dass Absalon find Gnad! Die süsse Weiberstimm
Begleitet mit Vernunft, kann stillen Zorn und Grimm.

Aber unser weltkundiger Dichter findet auch Schattenseiten am Weibe. Die Darstellung Simsons, der den Löwen zerreisst, gibt ihm Veranlassung, sich darüber also zu äussern:

Der einen Löw zerriss, die Feinde könnt bezwingen,
Den kan die Delila um seine Stärcke bringen;
So schadet Weiber-List mehr als ein wildes Thier,
Ein Samson fallt da selbst, drum siehe du dich für.

Unter den Tugenden und sonstigen edlen Eigenschaften finden wir noch folgende zu erwähnen: Listige Dapferkeit, Gedult, Unschuld, Vatterherz (dargestellt durch einen Mann, der ein Herz in der Hand hält!), Gerechtigkeit, Freundschaft, Freundlichkeit u. s. w. An den unteren Pilastern sieht man dagegen mitten unter den Tugenden der Elternliebe, Hoffnung, Freiheit, Gehorsam, Glaube, Barmherzigkeit, Fruchtbarkeit auch mehrere Laster wie Geiz, Wollust und eine unbekannte Dame, welche die Beischrift hat:

Was aus schnöder Lust man liebet Sehr betrieget und betrübet.

Das Monogramm von David Sulzer findet sich sodann an einer Ofenkachel, die mit einer Anzahl ähnlicher in zwei Gemächern des Nebenhauses vom Hôtel Bellevue in Zürich (Haus zum Egli) eingemauert sind. Sie enthalten Darstellungen von Festen, Mahlzeiten, Tänzen, musikalischen Ergötzlichkeiten und anderes; Sodann an den Pilastern die verschiedenen Stände in trefflich ausgeführten Gemälden mit Sprüchen. Unter letzteren fiel uns durch seine Naivetät folgender auf:

Ohn sein des Hosen Lissmers Hand Stund Mancher bloss zu seiner Schand.

Die Hand desselben tüchtigen Künstlers erkennen wir an den 32 Bildern, Darstellungen verschiedener Stände und Beschäftigungen enthaltend, welche an einem der beiden Oefen auf dem Zunftsaal zur Saffran in Zürich sich befanden. Da man die beiden Oefen des Saales im Jahr 1819 »um fünf Neuthaler« zu verkaufen für gut befunden, so sind jetzt nur noch Zeichnungen nach jenen

Figuren im Archiv der Zunft vorhanden. Diese Arbeiten gehören durch geistreiche Lebendigkeit und Mannigfaltigkeit der Charakteristik zum Vorzüglichsten, was uns in dieser Art bekannt geworden ist. Auch als Beitrag zur damaligen Kultur- und Sittengeschichte haben sie einen hohen Werth. Nicht minder geistreich in der Erfindung sind die trophäenartigen Gruppirungen von Handelsartikeln und Fabrikaten, welche an der Attika angebracht waren. Der andere Ofen enthielt Gestalten des römischen Alterthumes von geringerem Werth. Die Oefen waren von 1720 und 1724.

Die ganze Spruchseligkeit der Zeit entfaltet sich dann noch einmal an zwei Oefen, welche in dem Hause zum Thalgarten in Zürich vorhanden sind. Sie haben einen eleganten sechsseitigen Aufbau mit einfachen Pilastern und zierlich gezackter Zinnenkrönung. Ihre Ornamentik besteht ausschliesslich aus blauem stylisirtem Blattwerk auf weissem Grunde; allein die kleinen Landschaften der Attiken und Friese und der sämmtliche Figurenschmuck der grösseren Flächen zeigt kraftvolle bunte Farbenwirkung, die gegen den distinguirten Ton des Ofens auf dem Weggensaal durch eine saftige Frische bemerkenswerth absticht. Aber noch mehr unterscheidet sich der derbe, dabei etwas saloppe und in den Gewändern schon etwas schlotterig entartete Styl von dem feinen akademischen Geschmack jenes gleichzeitigen Ofens. Den Inhalt der Hauptgemälde bilden auf dem einen Ofen Scenen des Leidens Christi, während auf den Pilastern die Gestalten der Apostel angebracht sind. Der andere Ofen, dem vorigen in Aufbau und Ornamentik gleich, enthält Figuren und Scenen des alten Testamentes und Gestalten der freien Künste. An diesen kommt der Bankrott des alten Idealstyles zum vollen Ausbruch. Denn die unbehülflich und grob gemalten Figuren mit ihrem lotterigen Faltenwurf wollen immer noch kokett sein, wäre es auch nur dadurch, dass in unmotivirtester Weise die Gewänder zurückflattern, um einen Theil der schwach gezeichneten Beine entblösst zu zeigen. Lateinische und deutsche Sprüche sind massenhaft an beiden Oefen vertheilt. Noch zwei andere Oefen derselben Form und Ornamentik besitzt dieses Haus; nur haben ihre grossen Kacheln einfache mattgrüne Glasur anstatt der Gemälde; aber die kleinen bunt gemalten Landschaften an Friesen und Attiken fehlen auch hier nicht. Alle vier Oefen sind von derselben Hand gefertigt. An einem von ihnen liest man oben an der Krönung den Namen Hans Jacob Da..ker (Däniker?) Hafner A° 1724. Der Maler hat sich nicht genannt. Es verlohnte sich auch schwerlich; denn wir könnten ihn kaum einen Künstler, nur einen routinirten Handwerker nennen. Dagegen ist die dekorative und namentlich die farbige Gesammtwirkung dieser Oefen von einer für diese Zeit seltenen Frische und Fülle. Ein fünfter Ofen desselben Hauses zeigt bei vereinfachter und doch zopfig geschwungener Form und mattblauen Ornamenten auf weissem Grunde den Abfall ins Nüchterne, der seit 1750 etwa stattfindet.

Aehnlichen Reichthum enthält ein anderes Haus in Zürich, der in der kleinen Brunngasse liegende Burghof, wo noch vier kunstvoll geschmückte Oefen erhalten sind. Der reichste steht in einem Zimmer des Erdgeschosses. Er hat den beliebten sechseckigen Aufbau, ruht auf plastisch mit Masken verzierten Füssen und zeigt statt der oberen freien Zinnenkrönung einen friesartigen Aufsatz von bemalten Platten. Die Bemalung ist fein abgestuft, vielfarbig und in warmen Tönen, in den Gesimsornamenten herrscht ein freier Arabeskenzug, wie er in den Arbeiten der Familie Pfau nicht vorkommt. Wir halten ihn daher für das Erzeugniss einer anderen Winterthurer Werkstatt. Die Friese enthalten eine Darstellung der Monate, der obere Aufsatz Fruchtstücke in reicher Färbung. An den Pilastern sind die Apostel gemalt; an den grösseren Hauptfeldern ist in einer Reihe von Bildern,

begleitet von lateinischen Sprüchen und deutschen Versen, das Lob des Handels durchgeführt. So sieht man ein Schiff mit vollen Segeln dahinfahren. Dabei der Vers:

Der Kauffmann so nach Mittlen stellt, Dass er umbschifft die gantze Welt.

Auf einem andern Bilde predigen Missionäre den Heiden, die durch einzelne wunderlich angelegte Kleidungstücke Beweise beginnender christlicher Gesinnung zu geben scheinen:

Durch sie wird Christi reine Lehr Fern in die Welt gepflantzet sehr.

Dann wieder sieht man auf einem Quai lebhaftes Handeltreiben, an welchem Türken, Ungarn, Holländer und Schwarze sich betheiligen:

Die Kauffmannschafft aus gantzer Welt Die Völker samlet und gesellt.

Der Vers: *Niemahl erfundne Reich und Land Entdecket sie mit frischer Hand*" ist durch fremde Thiere, Kameel u. dgl. erläutert. Zu dem Spruch: „*Aus Handlung schöne Stätt entstehen, Die neben Fürsten-Sitzen gehen*" ist ein Quai mit prächtigen Palästen dargestellt. „*Die Handlung fordert Fleiss und Eyl, Jedoch mit wohlhedachter Weil*" wird durch einen daherschwebenden Merkur verdeutlicht, der über das Verladen von Waaren zu wachen scheint. Endlich ist Josephs Errettung aus der Cisterne noch zum Lobe des Handels herangezogen, mit dem Vers: „*Durch Kauffleut Gottes Wunder-Hand Führt fromme Leut in hohen Stand.*"

Da das Haus die Jahrzahl 1703 trägt, so wird dieser Ofen wohl derselben Zeit angehören. Die naive Lust an Sprüchen und Bildern hört aber bald auf. Sei es, dass die Zeit zu gebildet oder zu sparsam wurde, oder dass Beides, wie es wohl vorkommt, zusammentraf; genug, die Oefen haben ihre grosse Rolle ausgespielt; sie sind nicht mehr die fortwährend aufgeschlagenen Bilderbücher, die illustrirten Prachtausgaben damaliger Hauspoesie; sondern man begnügt sich fortan, ihren Kacheln ornamentalen Schmuck, blau auf weissem Grunde zu geben, und wenn man selbständige Bilder hinzufügt, so sind dies Blumen- und Fruchtstücke, Landschaften, kleine Thier- und Jagdscenen, ohne Sprüche und Verse. So sehen wir auch hier sich an der Hafnerkunst und ihren Bildern das Schicksal vollziehen, welches die vornehmere Tafelmalerei erfahren musste: vom Historienbilde durchs Genre endlich in Landschaft, Thierstück und das sogenannte Stilleben auszumünden. Ihrer farbigen Erscheinung nach verhalten sich diese späteren Oefen zu den früheren wie der Kupferstich zum Gemälde. Aber mit bescheidneren Mitteln wird doch auch jetzt noch Anmuthiges, ja in seiner Art Vollendetes erreicht, und ein milder Abendsonnenstrahl von Schönheit berührt auch diese letzten Werke der alten Hafnerkunst.

Heben wir aus der noch ziemlich grossen Anzahl erhaltener Werke dieser Gattung einige besonders schöne und bezeichnende heraus. Ein zierlicher Ofen vom Jahr 1729, mit der Bezeichnung »Johannes Reiner Mahler«, steht in einem ehemals Escher'schen Landhause zu Mariafeld bei Meilen, jetzt dem Hrn. Dr. Wille gehörig. Er enthält artige Landschaften und hübsch gezeichnete Ornamente, Alles blau auf weissem Grunde. Sodann findet sich zu Winterthur eine ganze Reihe solcher Werke. Einen kleinen sechseckigen Ofen, auf Löwen ruhend, die seegrünen Kacheln von blauweissen Rahmen und prächtigen Ornamenten und Blumenstücken umfasst, sieht man im Haus zum Sternen daselbst. Im Haus zum Tunnel sind zwei Oefen dieser Zeit vorhanden. Der eine, klein und viereckig, mit abgeschrägten Kanten — denn diese einfachere Form kommt nun allgemeiner auf — mit blauen Landschaften, ausgezeichnet schönen Ornamenten und Blumenstücken, ist inschriftlich ein Werk des uns schon vortheilhaft bekannten David Sulzer vom J. 1736. Seine kleinen Malereien haben selbständigen Kunstwerth. Der andere, vom J. 1750 datirte, besteht im Wesentlichen aus seegrünen

Kacheln; auf den Pilastern sind aber ausnahmsweise Apostelfiguren in einem neu-classizistischen Style gemalt. Herrliche Blumen und Ornamente sieht man sodann als Einfassung etwas dürftiger Landschaften auf einem kleinen viereckigen Ofen im Haus zum Thalbrunnen. Aehnliche Ornamente, aber statt der Blumen Thierstücke und unbedeutende Landschaften, welche durch Beischriften als französische Veduten bezeichnet sind, findet man im Haus zur Reblaube, dessen älteren prächtigeren Ofen wir schon oben erwähnten. An einem der steinernen Füsse dieses Ofens des 18. Jahrhunderts lasen wir die Jahrzahl 1599, ein interessanter Beweis, wie man Reste älterer Oefen bei Aufrichtung neuer zu verwenden liebte.

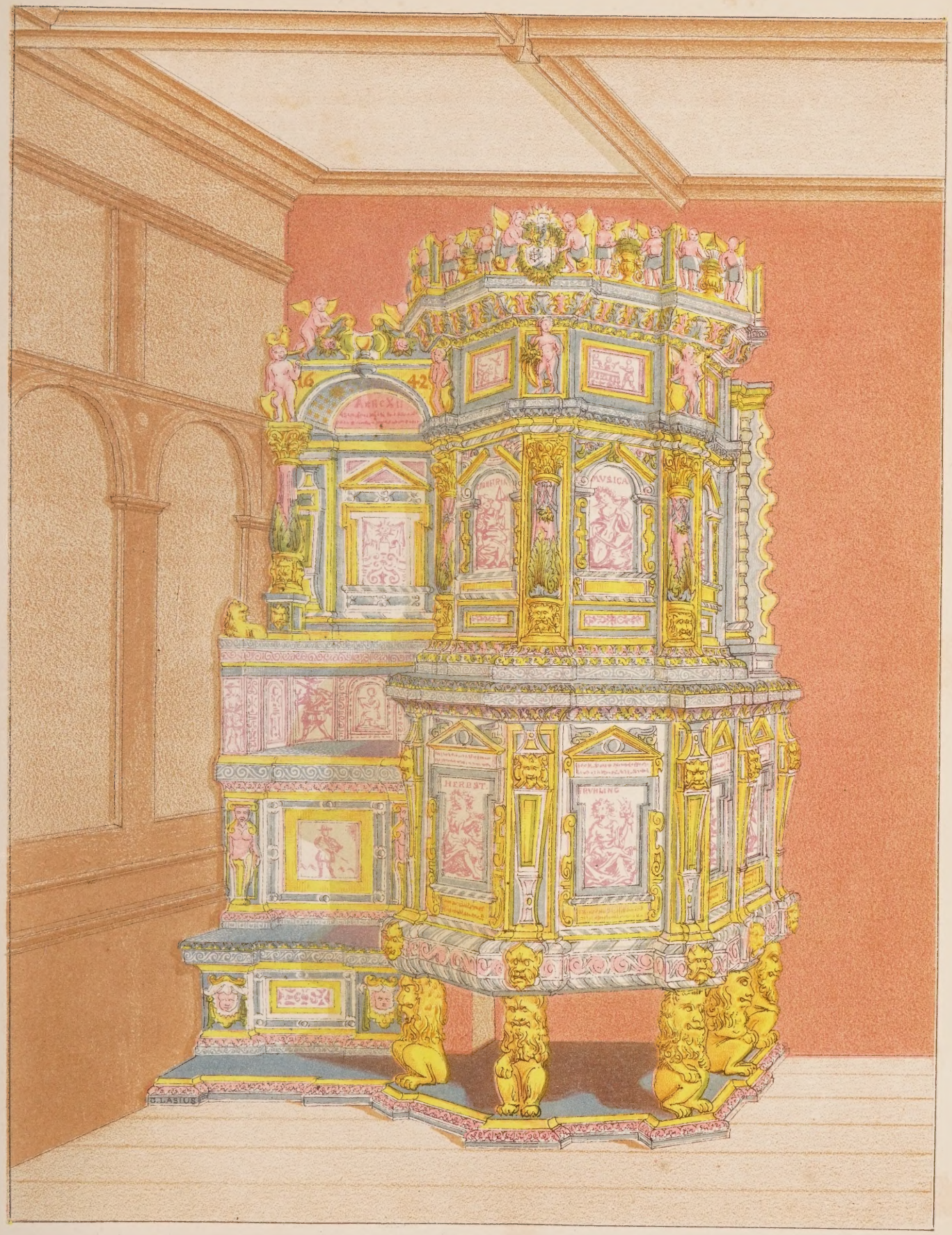
Ein sehr eleganter Ofen dieser Art steht in einem Hause zu Ossingen bei Andelfingen. Seine blauen Ornamente sind prächtig stylisirt; am oberen Gesimse kommen hübsche Reliefköpfe als späte Nachzügler plastischer Dekoration vor. Er trägt die Jahrzahl 1738.

Um die Mitte des Jahrhunderts nehmen die Oefen die geschweiften Linien des Rococo an. Sie gehen auf die viereckige Grundform zurück, die aber durch abgeschrägte Kanten und auswärts wie einwärts bewegten Umriss modifizirt wird. Ein vorzügliches Beispiel dieser Art finden wir in dem schon oben berührten Hause zum Burghof in Zürich. Es enthält in den Umrahmungen schöne Blumenstücke und stylisirtes Pflanzenornament; auf den Pilastern die Evangelisten und die Tugenden, auf den Hauptfeldern Scenen aus dem Leben Christi sammt Sprüchen. Ausnahmsweise hält man also selbst jetzt noch an den altbeliebten Bilderreihen fest. Ein andrer Ofen in demselben Hause hat ebenfalls geschweiften Aufbau, aber in zahmerer Linienführung. In Einfassungen von prächtigen Pflanzenornamenten enthält er Schäferscenen und Landschaften mit Vasen, abgebrochenen Säulen und derlei sentimentalen Zuthaten; aber auch naiv behandelte Veduten aus der Umgebung Zürichs. Ein vierter Ofen desselben Hauses hat bei einfach grüner Gesammtfläche wenigstens elegant stylisirte Ornamente an den Einfassungen und Pilastern.

Zum Schluss möge ein Prachtstück der Ofenmalerei im Hause zum Ochsen an der Sihl noch erwähnt werden. Seine Form zeigt die geschweiften Linien der Zopfzeit, aber in besonders feiner Entwicklung. An den grossen Feldern sind meisterlich ausgeführte Jagdscenen dargestellt, bei welchen wunderlicher Weise schnörkelhaftes Rococo-Rahmenwerk in die landschaftlichen Gründe hinübergreift. Ausserdem kommen zierliche Schäferscenen im Styl eines Watteau vor. Die kleineren Flächen sind mit spielendem Ornament im graziösesten Rococogeschmack bedeckt. Dabei die Inschrift: Hoffmann pinxit 1757. Näheres über diesen tüchtigen Künstler, der an diesem Ofen wahrhafte Meisterstücke der Kabinetsmalerei geschaffen hat, ist uns nicht bekannt.

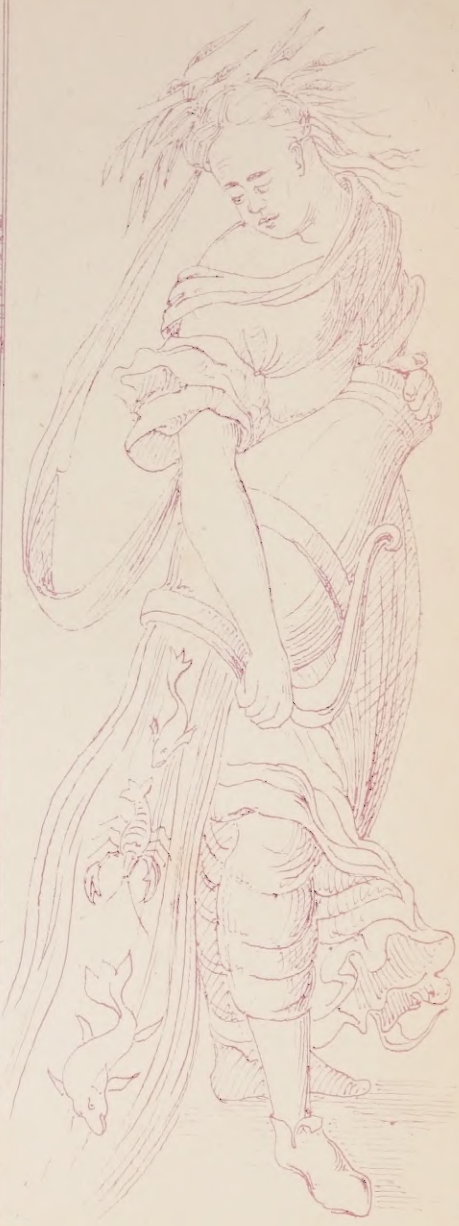
Das sind wohl die spätesten Zeugnisse einer künstlerischen Betheiligung bei der Ausschmückung von Oefen. Nachher kommen die steif antikisirenden Oefen des Kaiserreichs, an denen nur einige farbige Ornamente als dürftige Reminiszenzen der ehemaligen Pracht sich zeigen. Heute sind unsre Oefen bei verbesserter Construction und bei vielfacher technischer Vervollkommnung der Hafnerei doch im höheren Sinne styllos. Die Kunst hat keinen Theil mehr an ihnen.

W. Lübke.



Lith. Anst. v. Egli-Schätti Mühlebach.

Sich hie den fro Ōmen Thellen gütt
Wie er durchs landvogts vbermütt
Ward gnott zu schießen Darvon kam
Das im der landvogt Nit entran.



WYDEN ZÜRICH. HAUS ZUM WILDEN MANN. WYDEN.

ERSTER NACHTRAG

ZU DEN

INSCRIPTIONES CONFOEDERATIONIS HELVETICAE LATINAE

VON

THEODOR MOMMSEN.

GESAMMELT UND HERAUSGEGEBEN

VON

F. KELLER UND **H. MEYER.**

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Band XV. Heft 5.

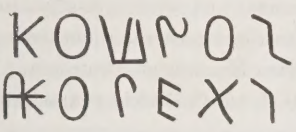
Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1865.

Verzeichniss der Fundorte.

	pag.
I. Agri comensis pars (Tessin)	205
II. Siders (Wallis)	205
III. Sedunorum civitas (Sitten)	206
IV. Faucigny (Savoie)	206
V. Colonia Julia equestrium (Nyon, Ct. Waadt)	206
VI. Eburodunum (Yverdon)	207
VII. Pomy	207
VIII. Nonfoux	207
IX. Beaumes	208
X. Tronche-Belon (Fribourg)	208
XI. Colonia pia Flavia Aventicum (Avenches, Ct. Waadt)	209
XII. Laupersdorf (Solothurn)	210
XIII. Leuzingen (Bern)	210
XIV. Turicum (Zürich)	210
XV. Vindonissa (Windisch, Ct. Aargau)	211
XVI. Basel-Augst	213
XVII. Basel	213
XVIII. Schleitheim (Ct. Schaffhausen)	213
XIX. Gons bei Mols (St. Gallen)	213
XX. Bregenz am Bodensee	214
XXI. Lapides milliarii	214
XXII. Instrumenti domestici inscriptiones	216
A. Instrumenta ex argento, aere etc.	216
B. Tegulæ castrorum Vindonissensium	217
C. Tegulis reliquis publicis privatisque sigilla impressa	217
D. In amphorarum ansis	217
E. In trullarum marginibus litteris magnis	217
F. In lucernis	218
G. In testis reliquis impressa vel inscripta	218

I. AGRI COMENSIS PARS *(Canton Tessin).*

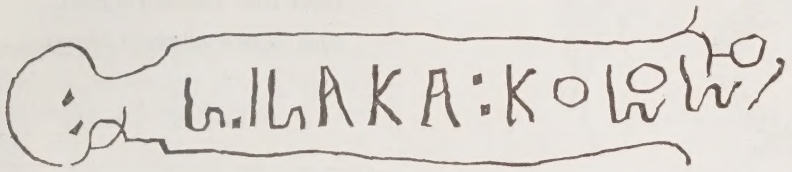
1.



S. Pietro, casale di Stabio nel distritto di Mendrisio *(Tessin)*. Escursioni nel cantone Ticino di Luigi Lavizzari, Dottore di scienze naturali. Lugano, tipografia Veladini, 1859, p. 95.

Nel 1857 in occasione di lavori agricoli rinvenimmo a San Pietro un' iscrizione in rozza pietra di micaschisto, a contorno angoloso ed irregolare, a superficie scabra e ondulata. Le lettere sono poco profonde, di guisa che solo col tatto potemmo seguire le deboli impronte dello scalpello, e ravvivarle col carbone. Questa lapide per la forma delle lettere e per la qualità della pietra può dirsi simile alla lapide etrusca di Davesco presso Lugano già nota all'antiquario, a quella che si vede in Aranno presso la famiglia Pelli ed a quella che ha in Sonvico la famiglia Rè. Questa lapide di cui abbiamo già data contezza nella gazzetta Ticinese (N° 182 del 1857) e che fu indi trasferita a Mendrisio ci conferma che il nostro paese venne a civiltà fin da tempi anteriori alla invasione dei Romani e dei Galli. D^re^ L. Lavizzari.

2.



(Estratto dalla *Gazzetta Ticinese* N. 66 del 27 aprile 1864.)

I dintorni di Stabio, nel Distretto di Mendrisio, sono noti all'antiquario per le monete romane e per i vasi cinerari che spesso vi si trovano in occasione di lavori agricoli. Sono pur note le sue lapidi romane ed una etrusca da pochi anni ivi scopertasi. In questi giorni un' altra lapide etrusca fu dissotterrata alla distanza di 300 passi da Stabio, nella direzione di Ligornetto, ed a pochi passi dal luogo ove fu trovata la precedente. È una rozza pietra di micaschisto cinereo-verdiccio della lunghezza di un metro e mezzo incirca e di mezzo d'altezza. Giaceva capovolta nel terreno a poca profondità. Qui sopra ne riproduciamo il *fac simile* colla maggior esattezza possibile. Chi osservasse la singolarità della forma delle lettere di quest' iscrizione può rimaner tranquillo sulla conformità all' originale essendosi fatta questa copia con tutta la cura. Le lettere sono leggiermente incavate sulla pietra, e le più alte hanno 9 centimetri: l'iscrizione intiera colla linea che la circonda ha 95 centimetri di lunghezza e 16 d'altezza incirca.

Questo documento di remota antichità offre nuovo soggetto di studio intorno ad una lingua di cui ignoriamo ancora il significato. D^re^ L. Lavizzari.

LOCARNO.

3.

QVE ALBAN^s^
SIBI ET AMMVNEI
PHILARGYRI F

Frammento incastrato nel fianco della chiesa Ex-collegiata di S. Vittore. Memorie storiche di Locarno fino al 1660 dell' avvocato Gian-Gaspare Nessi. Locarno 1854.

Eine Copie dieser Inschrift findet sich in einem lateinischen Manuscripte des Arc. Ballarini im Archivio capitolare di Locarno.

II. *Siders oder Sierre (Canton Wallis).*

4.

VALERIVS
TERENTVS
T F I
ADNA · MV
MATV'OTF
FEVoTERTI
FIL
HER FC

Mitgetheilt 1856 von Herrn Elias von Courten, Praefecten von Siders, welcher den Stein in dem ihm eigenthümlich zugehörenden Gubingenthurm aufbewahrt.

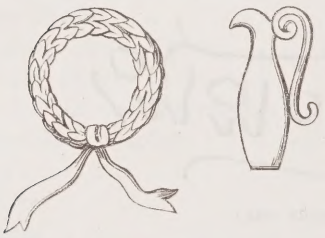
Der Stein ist 2 Meter hoch, 0,64 M. breit und 0,10 M. dick und wurde vor einigen Jahren beim Umgraben eines Weinberges am nördlichen Ufer des nahe liegenden kleinen Sees von Géronde gefunden. Er besteht aus grauem dickschiefrigem Kalk, der sich in der Nähe findet. Das Denkmal ist folglich an Ort und Stelle verfertigt worden.

Die Endbuchstaben der fünften und sechsten Zeile sind unleserlich. Zu vergleichen Mommsen Inscript. helvet. N° 284 wo ein ähnlicher Name vorkommt. Bekannt gemacht im Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterth. 1856. N° 1 p. 11.

III. *Sitten.*

5.

S · SEDVNENSISS
V STITVTVS PRAES



Fragment einer Inschrift, eingemauert in einem Gebäude. Der Stein ist 4′ 9″ hoch, 2′ 3″ 6‴ breit. Die Höhe der beiden Zeilen zusammen beträgt 5″ 9‴. Das erste V in der zweiten Zeile ist unsicher. Unterhalb der Zeilen ist ein Kranz mit Tänien ausgehauen und ein Henkelgefäss. Mitgetheilt von Hrn. Prof. G. v. Wyss 1863.

IV. *Im Arvethal in Faucigny (Savoyen).*

6.

EX AVCTORITA . .
IMP · CAES · VESPASIAN ·
AVG · PONTIFICIS · MAX
TRIB · POTEST · V · COS · V
DESIG · VI
CN · PINARIVS · CORNEL
CLEMENS LEG · EIVS PRO · R
EXERCITVS GERMANICI
SVPERIORIS · INTER
VIENNENSES ET CEVTRONAS
TERMINAVIT ·

Henzen nahm diese Inschrift in Vol. 3 Inscriptionum Orellii No. 5256 unter die helvetischen auf. L. Renier publizirte sie in der Revue archéologique 1859. VI. livraison p. 353 — 364 in berichtigter Form.

Die Inschrift wurde zu Larioz à la Forclaz du Prarion in der Nähe der Bäder von St. Gervais im Arvethal gefunden und datirt aus dem Jahr 74 p. Chr.

Die Ceutrones wohnten in der Nähe des Rhonethales (Vallis Poenina) und werden in griechischen und lateinischen Autoren Centrones genannt, allein auch in diesen ist die Lesart der besten Manuscripte Ceutrones. Plin. Hist. III. 20, 24. Caesar B. G. 1, 10. (S. Anzeiger für schweiz. Gesch. 1860. No. 2.)

V. *Nyon (Canton de Vaud).*

7.

In Mommsen's Inscr. helv. N° 127. H. Fazy im Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterth. 1859 S. 29 sagt: Nous donnons ici la copie que nous en avons faite d'après l'original.

NELPRIMVS
ECENAQVILA
ECENAMPHIO
ERIEM

Eine andere Abschrift lautet:

VELTRINMVS
ECENAOVIIA
ECEMAMPHIO
EERIEM

8.

D M
C CAMILLI
QVINTIL..I...
M COC'DN
SICVNTAN
WVIRICA
V ISSIMO

Eingemauert in der Campagne de Viez près Nyon, propriété de Mr. Duplessis. (Mitgetheilt von Hrn. Fréd. Troyon.)

9.

..VTATI..
—II

Fragment chez Mr. le Préfet Veret à Nyon.

10.

Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterth. 1864. N° 3 p. 53: Im Innern der Sacristei der Kirche zu Nyon hat vor Kurzem Herr Poncer, Archivbeamter daselbst, eine römische Inschrift entdeckt. Der Stein wurde aus der Wand herausgehoben, in welcher er sich befand, und von den Herren A. Morel-Fatio, H. Bordier, Ch. Lefort und P. Lullin von Genf besichtigt; wobei sich ergab, dass derselbe, in den schönen Schriftzügen bester römischer Zeit, nebenstehende vollkommen erhaltene Inschrift trägt.

L · SERGIO · L · F · CORN
LVSTROSTAIO · DOMI
TINO · OMNIBUS · HON°
RIBVS · IN COLONIA E
QVESTR · ET IN COL · VI
ENNENSIVM · FVNC©
T · IVL · POMPEIVS · TER
TVLLVS · SOCERO · OP
TIMO

Cette belle inscription, schreibt Hr. Morel-Fatio, se trouvait encastrée dans le mur d'une petite salle appelée la Grotte et qui a jusqu'ici servi de magasin aux archives de Nyon. Cette salle se trouve accolée à l'église de cette ville. M. Poncer archiviste délégué pour mettre les archives en ordre a découvert cette précieuse inscription. Elle est inscrite sur un beau bloc régulier de calcaire jurassique, d'un grain serré et d'un excellent aspect. Les caractères de la légende sont d'une très bonne époque. Vous remarquerez à la seconde ligne les noms LVSTROSTAIO. DOMITINO qui sont fort intéressants. Toute l'inscription d'ailleurs est d'une parfaite limpidité et se lit sans difficulté.

VI. *Yverdon.*

11.

VINDEDO

Inscription sur un fragment de tronçon de colonne trouvé aux Jordils près Yverdon. S. Recherches sur les antiquités d'Yverdon par L. Rochat in Bd. XIV der Mittheil. d. Zürch. antiq. Ges. Seite 73. Taf. I. 8.

12.

I

MIN AEI

VSLM

Fragment d'un autel votif trouvé aux Jordils faisant maintenant partie du mur de la maison du jardinier Wenger à Yverdon. — Die Buchstaben »VSLM« sind in einen Kranz eingeschlossen. S. Recherches — par L. Rochat S. 72 Taf. I. 21.

13.

C·C

C·IV

Fragment d'inscription sur une plaque de bronze trouvé aux Jordils près Yverdon. S. Rochat, Recherches etc. S. 72. Taf. I. 19.

14.

GUSTO	LSA			
VF ESI'	FM	XTRIBI		
	EDAGI			
	IDEMQ		OTIM	MTIF

Bei Erweiterung des Begräbnissplatzes zu Yverdon, welcher einen Theil des Areals des einstigen Castrum Eburodunense einnimmt, wurde im September 1865 römisches Gemäuer entdeckt und abgebrochen, in welchem eine Menge kleiner Fragmente einer Inschrift zum Vorschein kamen. Die meisten derselben enthalten nur einzelne Buchstaben und lassen sich nicht vereinigen. Die hier mitgetheilten Bruchstücke sind nach der Grösse der Buchstaben, nicht nach ihrer muthmasslichen Aufeinanderfolge geordnet.

Die Buchstaben zeichnen sich durch Schönheit und Grösse aus und sind in der ersten Zeile 15 Cent., in der zweiten und dritten 10,3 Cent., in der vierten 8,5 Cent. hoch. Wir verdanken die Mittheilung dieser leider sehr verstümmelten Inschrift Herrn Louis Rochat, Conservator des Museums und Bibliothekar von Yverdon.

VII. *Pomy près Yverdon.*

15.

MARI CATVR — SACR .... ROSALNIFIINC°.....

LVMI/LMFDVIV — CAMLLSEACR — PINNICRINVS

V · S · L · M

Voici une copie d'inscription que j'ai retrouvée dans les notes de feu Mr. Correvon de Martines d'Yverdon. La pierre est perdue, en sorte qu'on ne peut vérifier cette copie qui paraît peu exacte (Fr. Troyon). Pomy ist eine gute Stunde von Nonfoux entfernt, wo ebenfalls eine Mars Caturix-Inschrift gefunden wurde. (No. 14.)

MARI CATVR i. e. Marti Caturigi

VIII. *Nonfoux, hameau à deux lieues d'Yverdon sur la route de Lausanne.*

16.

MARTI CATVRIGI
L · CAMILL · AETOLVS
TEMPLVM A NOVO
INSTITVIT

Mise à découvert au printemps de 1854 dans les ruines d'un édifice romain (temple) qui occupait une étendue de terrain considérable. On y recueillit des fragments de poterie et un beau Mercure en bronze de 14 centimètres de haut. La pierre est du marbre blanc du pays, elle a 35 centimètres de long, 23 centimètres de large et les lettres sont de 3 centimètres de haut. G. de Bonstetten in der Histor. Zeitg. der schweiz. geschichtforsch. Gesellsch. 1854 No. 7. Erklärt von G. Studer, Prof. in Bern in obiger Zeitung 1854 No. 9.

Abgebildet in v. Bonstettens Recueil d'Antiquités suisses. Jetzt im Museum zu Lausanne.

IX. *Beaumes (Canton de Vaud).*

17.

Ɣ C
M /
F I L
I S A
F C C

Gef. Octbr. 1861 von G. de Bonstetten. Beaumes, village situé au pied du Jura vaudois à une lieue et demie d'Orbe, où l'on a découvert en 1855 une inscription remarquable burgonde (v. Indicateur de 1855 N° 1 p. 8). Ce fragment est en marbre du Jura. Les lettres varient de grandeur de 21 à 26 centimètres. Bekannt gemacht im Anzeiger 1861 p. 68.

X. *Tronche-Belon, monticule dans la commune de Riaz dans la Gruyère (Ct. Fribourg).*

Hier Trümmer eines grossen Gebäudes. Viele zerbrochene Säulen und architectonische Sculpturen aus der besten Zeit. Das Material des Gebäudes ist jurassischer Kalkstein aus der Gegend von Neuchâtel. Die Ausgrabung im Jahre 1852/53 leitete der Pasteur J. Gremaud in Echarlens près de Bulle.

Siehe Mémorial de Fribourg I. 75 und Mommsen, Inscr. helv. No. 153.

18.

. . . . . ATVRIC
. . . . . SCO
. . . . . S · VATTO

Obige Inschrift auf einer Bronzetafel, abgebildet in von Bonstetten's Recueil d'antiquités suisses Pl. XV. Diese Votivtafel, welche den auf dem grossen St. Bernhard befindlichen ganz ähnlich ist, ist dem Mars Caturix geweiht.

19.

. . . . . .
SEMP . . . . . .
SILV · . . . . .
FA . . . . . .
. . . . . .

. . . . . .
. . . . . ILSEV . . . .
. . . . . IANVS . . . . .
. . . . . TVS · ET · F · M . . . . . .
. . . ESSALLNVS . . . .
. . . . ETAGRICO . .
MILIAN · F X L . . . .
. . . . . VS · X L . . . .
VS X . . . . .
. . . . . .

. . . . . .
. . . . . X L . . . . .
. . . . . X LXXV . . . .
. . . . . .

. . . . .	. . . . .
. . . . A	. . . . . SET . . . .
NTIVS	. . . AGRIPPA . . .
. . . NI	. . . . ANVS . . . .
. . . . .	. . . . .

. . . . .	. . . . .
. . . . R . . .	. . . . ARV . . .
. . . PRO . . .	. . . . VS . . .
. . . . . IN . . .	. . . . .
. . . . .	

. . . . .	. . . . .
. . . A L	. . . . AR . . . .
. . . . T . I	. . . MA . . . .
. . . . .	. . . . A . . . .

Die Buchstaben auf obigen neun Stücken sind von gleicher Höhe und gleicher Form.

. . . . . MART . . . . .
. . . . . A . . . . .

. . . . . .
. . . . VGV . . . .
. . . . VSCF . . . .
. . . . . DEDI . . . .
. . . MINIV . . . .
. . . . . .

. . . . .	. . . . .
. . . . S N . . .	. . . A . . .
. . . . .	. . . STO . . .
	. . . . .

. . M . . . . . TI . . .
. . . . . DA . . . .
. . . . . .

. . . . . .
. . . . REC . . . .
. . . . . DE . . .
. . . . . .

. . . . . .
. . . ISP . . .
V · S . . . .

Obiges Stück ist nicht weisslicher Jurakalk wie die übrigen, sondern schwärzliches Gestein.

. . . IAR . . . . .

Ces lettres sont gravées sur le côté d'un socle. Ce I serait-il la fin de la lettre M, et serait-ce une troisième inscription en l'honneur de Mars?

. . . . .	. . . . .
. . . . . S	. . . RI . . .
. . . . P	. . . . P . . . .
. . . . .	. . . . .

Les caractères de ces inscriptions sauf la première ATVRIC et $\frac{\text{ISP}}{\text{V . S}}$ sont tracés avec beaucoup de pureté; ils doivent appartenir à l'âge d'or d'écriture lapidaire. Les lettres des ces deux appartiennent plutôt à l'écriture cursive qu' à la lapidaire.

XI. *Avenches (Canton de Vaud).*

20.

Die Mittheilung dieser und aller folgenden in neuerer Zeit in und um Avenches gefundenen Inschriften verdanken wir dem um die Vermehrung der dortigen öffentlichen Sammlung und die Erhaltung und Erklärung der Denkmäler von Aventicum hochverdienten Conservator Herrn J. Caspari in Avenches.

Diese Inschrift wurde aus mehreren im Museum zu Avenches befindlichen Bruchstücken einer Marmortafel zusammengesetzt.

T · IV*lio* · T · FI|L · QVIRINA
*sa*BVC|INO
IIVIR · PRAEF · O|*pe*R · PUBLICOR
FLAM . AUG · SAC|E*r*D · PERPETVO
PRIMO · OMN · PATRON · PVBLIC*o*
COLON*i* · AVENTICENSES
AERE · CONl*a*|TO · OB · EGREGIA
*e*IVSERGA | SEM*eri*TA
patr|ONO

Tito Iulio Titi filio Quirina (scil. tribu) Sabucino duumviro, praefecto operum publicorum, flamini Augustali, sacerdoti perpetuo, primo omnium patrono publico, Coloni Aventicenses aere conlato ob egregia eius erga se merita patrono.

21.

I I OC
*prae*FEC*to* · OPERUM
FLAMIN · AUG ·
*perp*ETVO · PRIMO
*pa*TRONO · PVBLIC
SABVCINV
*a*ERE
*conla*TO

Aus Bruchstücken einer Marmortafel im Museum zu Avenches. Höhe der Buchstaben 7 Centimeter.

22.

CVETAEA
AVG
CAAE
SER SVLPICIVS
P BLAVI
VSLM

Fast erloschene Inschrift auf einer Marmortafel. Museum zu Avenches.

23.

Q O I
HOLIS
B C

Auf Bruchstücken einer Marmortafel. Höhe der Buchstaben 12½ Centim. Museum zu Avenches.

24.

1.

*i*VLIAEALBAE
MADHON
SHON

2.

AMDEI
R SI

3.

NIVPETOP
EPVBL IV
IDEMDEC
ALVIOPOLLIN

4.

I IH
s A B V *cino*
O P R A E *f operum*
publi C O R U M
P F

Die Stücke 1, 2, 3 mögen zusammengehören, da die Höhe der Buchstaben (fast 9½ Centimeter) gleich ist. Die Schrift bei 4 ist bedeutend kleiner.

25.

An der Façade des Hauses des Hrn. Renaud zu Avenches findet sich folgende Inschrift eingemauert:

DEAE AVENT
CIVL PRIMVS
TRIVIR
CVR COL ITEM
CVR IIIIVIR
DE SVO PoSVET
I IIIIA
D

Sie ist von Mommsen No. 156 nach 3 verschiedenen Abschriften mitgetheilt; leider hatte er sie nicht selbst gesehen. In der dritten Zeile steht nichts als TRIVIR oder TREVIR, nicht triumvir, wie Schmidt und Ritter lasen, und bezeichnet einen Stammgenossen der Treviri (Trier). (S. Anzeiger für schweiz. Geschichte u. Alterthumskunde 1865. No. 2. p. 31.)

XII. *Laupersdorf (Canton Solothurn)*

unweit der römischen Heerstrasse Solothurn-Basel-Augst.

26.

P · F D A T
T V N C R E C
R V M S E N I C
S V C C V R A V
T R I B V

Gelber Neuenburger Kalkstein (sogenannter Neocomienkalk).

Herr Fürsprech J. Amiet in Solothurn theilte diese Inschrift zuerst im Anzeiger für schweiz. Geschichte u. Alterthumsk. 1861 S. 48 Taf. III. mit, später aber publizirte er sie in berichtigter Form in den Studien zur Entzifferung der römischen Inschrift von Laupersdorf aus dem Ende des IV. Jahrhunderts (Solothurn 1864), und ergänzt dieselbe folgendermassen:

P · E D A T *i o*
T V N G R E C *ano*
R V M S E N I O *rum*
S V C *(curana)* C V R A V *it*
T R I B V *nus.*

Die Tungrecani seniores werden in der Notitia dignitatum imperii p. 224 ed. Boecking erwähnt.

Im Museum zu Solothurn.

XIII. *Leuzingen (Canton Bern).*

27.

D M
T C I I
I I N A I
I N ᶜ O I
A N O T I V
I N C E ⋈
C O N I V X
ↄ

Mommsen (Insc. helv. No. 332) hat diese Inschrift nach einer ungenauen Abschrift publizirt. Der Stein ist sehr verwittert. Zu Leuzingen.

XIV. *Zürich.*

28.

SC LVCANA
V FEC ·

Fragment einer Inschrift auf dem Bruchstück einer Säule aus Juramarmor, welches im August 1862 bei Abtragung einer Mauer im Besitzthume des Herrn Kommandanten Bachofen in Zürich (Haus und Garten »zum Wilden Mann« am westlichen Fusse des Lindenhofes) zu Tage kam; jetzt in der Antiquarischen Sammlung in Zürich. — Der Durchmesser der Säule beträgt 26 Centimeter. Einlässliche Forschung hat ergeben, dass dieses Bruchstück einen Theil einer römischen Säule bildet, die im Jahr 1601 in den Trümmern der römischen Niederlassung auf dem »Schatzbuck« bei Kloten, Kts. Zürich, aufgefunden, dann nach Zürich gebracht und daselbst im Garten des Statthalter Heinrich Holzhalb († als Bürgermeister 1637), damaligen Eigenthümers obgenannter Besitzung »zum Wilden Mann« aufgestellt wurde.

Im Jahr 1732 veröffentlichte J. B. Ott einen von ihm aufgefundenen, von einem ungenannten Schaffhäuser-Gelehrten (wahrscheinlich J. J. Rüger) am 24. Januar 1603 verfassten Aufsatz, worin jene Säule beschrieben und ihre vollständige Inschrift mitgetheilt ist:

GENIO
PAG · TIGOR . P · GRAC ·
CIVS ⌀ PATERNVS
/ / / / / /
SCRIBONIA LVCANA
V · FEC ·

V = uxor

Da aber das Monument selbst im Jahr 1732 bereits nicht mehr bekannt war, Ott es nicht gesehen hatte und auch den im Manuscripte angeführten einstigen Standort in Zürich beim Abdrucke nicht angab, so fand die von ihm veröffentlichte Schrift (Conjectura de columna marmorea antiqua Clotae anno 1601 eruta; data Scaphusiae 24. Januarii 1603. Tiguri 1732. 4°.) bald vielfältigen Widerspruch, und wurde von den schweizerischen Archäologen für auf Irrthum oder Fälschung beruhend angesehen, welcher Ansicht 1854 auch noch Mommsen (Inscript. Confœd. helv. Nr. 159) folgte.

Erst die Entdeckung des obenerwähnten Bruchstückes und die Vergleichung desselben mit dem Manuscripte des von Ott herausgegebenen Aufsatzes (im Staatsarchive Zürich befindlich) hat den entschiedenen Nachweis geliefert, dass der Verfasser des letztern ein von ihm im Jahr 1603 wirklich gesehenes Denkmal beschreibt, von dem der obenerwähnte Säulenrest stammt.

Vergl. die Mittheilungen von Dr. F. Keller und G. v. Wyss im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde. Jahrgang 1864. Nr. 1. u. 4: »Ein Heiligthum des Genius pagi tigorini in Kloten bei Zürich«, und die dort citirte Litteratur über die römische Niederlassung im Allgemeinen und dieses Denkmal im Besondern.

Im Museum zu Zürich.

XV. *Windisch.*

29.

Ɔ · CAESARE
C · POTESTAT · X
O · POMPONIO · S
OLEGATO · AVGV

Gefunden zu Altenburg bei Windisch 1860. Weisser Jurakalkstein. Sehr schöne Schrift. Die Buchstaben der ersten Zeile 18 Centim. hoch. Mitgetheilt von Herrn Dr. Urech in Königsfelden im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumsk. Jahrgang 1860. S. 87.

Dieses Fragment bildete das Mittelstück einer Inschrift auf einem öffentlichen Denkmal zu Vindonissa.

Auf der ersten und zweiten Zeile standen die Namen und Titel des Kaisers, in der zweiten ist das Jahr der tribunicia potestas genannt und zwar das X., oder eher das XI., da sich der Strich noch weiter über die Zahl X hinaus erstreckt. Vor POTESTAT ist C übrig, was durch TRIBVNIC zu ergänzen ist. In der dritten Zeile steht POMPONIO. Der Beiname dieses Mannes ist durch den nachfolgenden Buchstaben S angedeutet. Von dem Vornamen ist nur der Endbuchstabe O erhalten. In der vierten Zeile wird Pomponius als legatus Augusti näher bezeichnet.

Tacitus berichtet in den Annalen lib. XII. 27: Pomponius Secundus habe unter dem Kaiser Claudius die Stelle eines kaiserlichen Legaten (legatus Augusti) in Obergermanien bekleidet. Die Anwesenheit des Pomponius in Obergermanien, wohin auch Vindonissa gehörte, fällt nach dem Gang der Ereignisse, die von Tacitus erzählt werden, in das X. und XI. Jahr der Regierung (oder der tribunicia potestas) des Claudius, nämlich in die Jahre 803 u. 804 (51 u. 52 p. Chr.). Es ist daher klar, dass in der ersten Zeile unsers Denkmales der Name des Kaisers Claudius geschrieben war, in der zweiten folgten andere Titel desselben, sowie auch die Angabe der XI. tribunicia potestas. In der dritten und vierten Zeile stand POMPONIO SECVNDO LEGATO AVGVSTI. Der Vorname ist ungewiss, wie Orelli zu Tacitus Annal. XI. 13 bemerkt.

Dieses Bruchstück macht es möglich, ein anderes, bisher unverständliches, im Jahr 1842 ebenfalls bei Vindonissa aufgefundenes Fragment richtig zu deuten, wodurch wir ein zweites Denkmal des Pomponius Secundus in Vindonissa kennen lernen.

Dieses Fragment steht bei Mommsen No. 248:

. . . . . A V G V S T O . . . .
. . . . . VNDO · LEG · AV . . .
LEGIO . . . . .

Die Buchstaben sind eben so schön wie auf dem vorigen und noch etwas grösser, denn sie sind 1 Fuss hoch In der zweiten Zeile ist der unvollständige Name VNDO durch SECVNDO zu ergänzen, und es kann wol kein anderer Secundus als Legatus Augusti hier genannt werden als der oben erwähnte P. Pomponius Secundus. In der dritten Zeile steht LEGIO, und hinter diesem Wort sind Spuren gewaltsamer Austilgung der Schrift, wie Mommsen bemerkt, welcher vermuthet, LEGIO XXI habe ursprünglich hier gestanden.

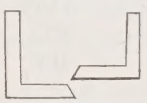
Aus diesen beiden Inschriften, so unvollständig sie auch erhalten sind, lernen wir vermuthlich den Namen des ersten römischen Militärbeamten in Obergermanien kennen, der in Vindonissa eine Militärstation anlegte. (Dr. H. Meyer im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde. 1860. No. 2. pag. 104.)

Im Museum zu Königsfelden.

30.

D M
MARIAN
AN LXV

Innerhalb des Castells auf dem Sturz eines Eingangs. Die Schrift steht verkehrt. Ohne allen Zweifel der Stein No. 10 im Appendix von Mommsen's Inscr. helv. Marianus scheint ein Steinhauer gewesen zu sein, da über der Schrift zwei Winkellineale in Relief ausgehauen.



Jetzt im Museum zu Königsfelden.

31.

FELIX · AVGVSTVS ·
CAESAR · MVRVM
MILITARI RESTITVE
SPROV · G · S · QVICON
CITER · COSS

Gefunden im Juni 1854, mitgetheilt von Herrn Professor Rudolf Rauchenstein in Aarau.

Nach Mommsens Vermuthung gehört der Stein in die Diocletianisch-Constantinische Zeit und zwar am ehesten in die Zeit der Regierung des Constantius und Severus, der beiden Regenten des Occidentes 305/06.

Zweite Linie: Unter diesem Murus ist ohne Zweifel die gewaltige Ringmauer der Festung Altenburg oder diejenige von Vindonissa zu verstehen.

Dritte Linie: Vor militari zu ergänzen manu.

Vierte Linie: Nach Mommsen zu lesen: præSes PROVinciæ Germaniæ Superioris.

In der fünften Zeile liest Dr. Bäbler RITORCOSS.

Im Museum zu Königsfelden.

32.

C F
O T I I
IVL · NI
AN
T

Alles Uebrige abgeschliffen. — Im Museum zu Königsfelden.

33.

STATIOI
TUTATA
MMANS
TIVNII

KEMERA
SASENSC
OVAMSS
SNISMODEN
VSMVR
TAV
SS

VII	N	O
DIAIN	AMI	NTI
RISCI	ATI	SACS
TNAVI	BLI	EBV
AROSOPP	IPP	C
TINIAN		
IIVS		
N		

Fünf Bruchstücke derselben Inschrift. Die Oberfläche vom Regen zerfressen, daher das Lesen schwierig — vielleicht sind mehrere Buchstaben unrichtig angegeben. — Späte Schrift zwischen eingegrabenen Linien.

A D S C Form einiger Buchstaben.

Jetzt im Museum zu Königsfelden.

34.

P · TETTIO · P · F ·
CoR · VALAE
MIL · LEG · XI
. . .

Gefunden im Juli 1856 auf der Grabstätte der römischen Garnison jenseits der Reuss. (Anzeiger für schweiz. Gesch. und Alterth. 1856 p. 30.) Jetzt im Museum zu Königsfelden.

35.

C · VEGELO · C · F · ANI ·
RVFVS · CREMONA ·
MILES . LEG · XI · C · P · F ·
METTI · FIRMI · ANN · XL ·
STIP · XXI · HIC · SITVS · EST · SIT · TIBI · TERRA ·
LEVIS · C · GRACCIVS · SATVRNINVS
H · F · C ·

Mitgetheilt von Herrn Dr. Urech in Königsfelden 1856, in welchem Jahre der Stein auf dem Begräbnissplatze jenseits der Reuss gefunden wurde. Er besteht aus Jurakalkstein, wird im Museum zu Königsfelden aufbewahrt. Bekannt gemacht und abgebildet im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde 1856. No. 2.

36.

Q · LVCILIVS · Q · F ·
VOT · PVDENS · BER
GOMI · MIL · LEG · XI
C · PF · · GELLI AGRIC
LAE · ANN · XXXIII · STIP ·
XIIII · H · S · E
HER · FAC · CVR ·

Mitgetheilt von Herrn Dr. Urech in Königsfelden 1856, wo er mit dem vorhergehenden auf dem Begräbnissplatze von Vindonissa am jenseitigen Ufer der Reuss gefunden wurde. Jurakalkstein. Im Museum zu Königsfelden. Abgebildet im Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterth. 1856. No. 2.

37.

C · ALLIVS · C · F ·
POM · ORIENS ·
DOMO · DERT ·
· LEG XIII · GEM ·

Im Jahr 1864 beim Graben eines Fundamentes an der Strasse zwischen Windisch und Brugg aufgefunden und von Hrn. Dr. Bäbler im Anzeiger 1864 No. 2. pag. 28 publizirt und abgebildet. Sie lautet: *C. Allius C. F. Pomtina Oriens domo Dertona centurio legionis XIII. geminae.*

Auf dem Grabstein sind die Ehrenzeichen des Centurio abgebildet: 3 Lorbeerkränze, 2 Armillen, 2 geschlossene Ringe und 9 phalerae. — Im Museum zu Königsfelden.

38.

NIOPATP\

Auf der Fensterbank eines Bauernhauses. Sehr schöne Schrift, 11 Centimeter hoch. — Jetzt in Königsfelden.

39.

C I U N

I · POT · $\overline{\text{II}}$ · I

Auf einer Fensterbank desselben Hauses; die obern Buchstaben 18 Centimeter hoch, die untern 15. In der zweiten Zeile wird das zweite Regierungsjahr eines Kaisers genannt. Jetzt in Königsfelden.

XVI. *Basel-Augst.*

40.

IMP · X · *c*OS · DESIG ·

Fragment, gefunden 1862 in einem Felde auf der Anhöhe oberhalb dem Dorfe, nordöstlich von den Ruinen des Amphitheaters. J. Amiet im Anzeiger 1862. No. 4.

XVII. *Basel.*

41.

D M

VALENT*i*S MV

CAPORE FIL

ANN XIII · MV

CAPORA · VETE

RAN · PAT · P · C ·

Gefunden 1861 beim Münster in Basel. Harter Sandstein. Ueber der Inschrift Laubwerkverzierung ausgehauen. Mitgetheilt im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumskunde. Jahrg. 1861. S. 31. Taf. II. von Prof. W. Vischer. Im Museum zu Basel.

42.

C · IVLIVS

C · L · FFC\

AN HIC

SIT · EST

VRBANA

IVLIA · F · POSI*it*

PATRIPIETA

TIS CAVSA

Gefunden 1861 beim Münster in Basel nebst der vorigen. Den Beinamen des C. Julius zu entziffern ist nicht möglich. Der erste Buchstabe scheint F oder E zu sein, der zweite E F P oder R, der dritte C, der vierte V. Weicher Kalkstein. Bekannt gemacht im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumsk., von Prof. W. Vischer in Basel. Jahrg. 1861. S. 29. Taf. II.

Ueber der Inschrift ursprünglich ein dreieckiges Giebelfeld — vielleicht mit einem Brustbild.

43.

D M

ꓶOINCAT̄Æ

NVND|N Æ

Gefunden 1861 beim Münster zu Basel. Rother Sandstein. Der erste Buchstabe der zweiten Zeile ist nicht ganz sicher. Der unten nach links gehende Strich scheint nicht zufällig entstanden und lässt an ein umgekehrtes L denken.

Mitgetheilt von Prof. W. Vischer in Basel im Anzeiger für schweiz. Geschichte und Alterthumsk. Jahrg. 1861. S. 30, wo eine Abbildung. — Im Museum zu Basel.

XVIII. *Schleitheim (Ct. Schaffhausen).*

44.

Mommsen publizirte unter No. 274 p. 57 eine zu Schleitheim aufgefundene, jetzt im Museum zu Zürich aufbewahrte Inschrift, die er aber in jeder Hinsicht für verdächtig hielt. Dieselbe lautet in genauer Abschrift so:

C · I · SPINTHER NATIONE MAC · MILES LEG · $\overline{\text{XI}}$ CP · F

CENT . . . . IN . . AN . . . XXXIV . . DXIII

HIC SITVS EST H · F · C ·

Eine mürbe Sandsteinplatte; die Buchstaben sind sehr schlecht, wie auf Inschriften der spätesten Kaiserzeit. (Siehe Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterthumsk. 1857. pag. 3.)

XIX. *Gons bei Mols, oben am Wallenstadersee (Ct. St. Gallen).*

45.

IIILMI\

SEPPCBASIVC

POSIPSIVSHECF

Mitgetheilt von Herrn P. Imler.

Wir nehmen noch folgende Inschrift auf, die nicht weit von der schweizerischen Grenze aufgefunden wurde:

XX. *Bregenz.*

46.

.RVSO · TIB · F
AESARI

Vor V ist ein Stück des R zu sehen, der letzte Buchstabe I ist höher als die anderen.

Gefunden im Jahr 1858 beim Abbrechen des alten Thurmes zu Hohen-Bregenz, wo das römische Castell gestanden. Fragment eines dem jüngeren Drusus, Drusus Cäsar, dem Sohne des Tiberius, dem Neffen des Bezwingers der rätischen Alpenbewohner, der im Jahr 23 n. Chr. starb, zu Bregenz gewidmeten Denkmales.

Siehe Joseph Bergmann: Der zu Bregenz gefundene römische Inschriftstein des Drusus Caesar, in den Sitzungsberichten der Akademie d. Wissensch. 1858. December. Bd. 29.

Die Buchstaben sind 3 Zoll hoch.

XXI. Meilensteine.

Oscella Sedunum.

47.

Mommsen erwähnt p. 64 eine an der Simplonstrasse aufgefundene Inschrift und theilte sie nach der Abschrift von Labus mit.

Der jüngst verstorbene Pater Sigismund Furrer in Sitten veröffentlichte in der Walliser Monatsschrift für vaterländische Geschichte 1862. Juli. No. 1 eine Abschrift des Professors Johann Belli von Domo d'Ossola in folgendem Texte:

Quod via facta ex sextertiis tredecim millibus sexcentis
C. Domitio Dextro II P. Fusco coss.
M. Valerio Optato C. Valerio Thalete
Curatoribus operi datis imperio
Venusti Candiani Procuratoris Alpium atrectianarum
Marmoreis crepidinibus munita.

Vgl. über den Inhalt dieser Inschrift auch Scaciga Storia di Val d'Ossola pag. 32.

Aventico Sedunum.

Villeneuve (Genfersee).

48.

IMP C
CONSTAN
INVICTON
PI AVG FIII
BONO REIPV
F NATO

Copie d'une inscription romaine trouvée en 1858 dans la grande tranchée du chemin de fer près de Villeneuve. Malheureusement ce n'est qu'un fragment. La pierre, dont une section horizontale aurait présenté la forme de la moitié d'une ellipse, paraît avoir été placée contre un mur. — Dans la dernière ligne il n'y a pas apparence de lettres avant le F. Cette F peut être une croix. J. H. Sharman. Montreux 22 Oct. 1858. [Zu ergänzen REIPV*blicæ*.]

Vier ähnliche Meilensteine der gleichen römischen Strasse sind von Mommsen No. 315—318 erwähnt.

Vevey.

49.

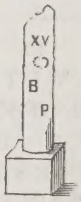
DDNN
MAXIMIAN
ET SEVER · AVG
ET MAXIMI N ·
ET CONSTANTINO
N

On vient de trouver »à la corbassière« campagne de Mr. Monnet, entre Vevey et Clarens, sur les bords du lac trois tronçons de petites colonnes en calcaire jurassique. L'un d'eux porte une inscription. Troyon, 24 Sept. 1856.

Seduno Lousonnam.

Paudex près Lausanne.

50.



Mr. le Dr. Marcel me communique la note suivante: »Socle et fût d'une colonne en molasse (?) taillée à la pique trouvée à Paudex entre le bas du village et le lac, couchée

à 2½' de profondeur dans une vigne. Il y a des lettres effacées et quelques points profondément taillés.« Troyon, März 1856.

Eburoduno Vesontionem.

Montagny près Yverdon.

51.

IMP CAES M AVR *Antoni*
NVS PIVS FELIX AVG *Parthicus*
MAX BRITANNC *us max Pont*
MAX TRIB POT XVI IMP II *Cos* III
PROCOS FORT FELICI*ssimus*
PR PAC ORB VIAS E PONT *vetustate*
CO *llapsos res*TITVIT.

Imperator Caesar Marcus Aurelius Antoninus pius felix Augustus Parthicus maximus Britannicus maximus Pontifex maximus tribunicia potestate decimum sextum Imperator iterum Consul tertium Proconsul fortissimus felicissimus princeps pacator orbis vias et pontes vetustate collapsos restituit.

Gefunden im Jahr 1862. Dieser Meilenstein wurde unter der Regierung des Kaisers Caracalla im Jahr 213 n. Chr. errichtet. Am Ende fehlt die Angabe des Ortes und die Zahl der Miglien oder Leugen, mithin

AVENTICVM LEVG XVIII oder AVENTICVM XVIII.

In der sechsten Zeile ist der erste Buchstabe P ungewiss. (Siehe Rochat im Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterthumskunde 1862. p. 33.)

Equestri Genavam.

Nyon.

52.

On a découvert il y a quelque temps dans la campagne de M. Baumgartner, à Colovray près de Nyon des colonnes milliaires, qui avaient été réunies au bord du lac pour être transportées, suivant les besoins, dans différentes localités. Une de ces colonnes (en pierre calcaire, haute d'un mètre 80 c. y compris une base carrée de 40 centimètres) porte l'inscription suivante:

IMPMIVLPHILIPPO
PIOFELICAVGET
MIVLIOPHILIPPO
NOBILISSIMO
CAESARIMPI

Imperatori Marco Iulio Philippo
Pio Felici Augusto et
Marco Iulio Philippo
Nobilissimo
Caesari Mille Passuum I.

Cette pierre qui marquait le premier mille entre Nyon et Genève est selon toute vraisemblance de l'année 246. Une inscription à peu près identique se trouve rapportée parmi les inscriptions de la Gaule, dans le 3me volume des Inscriptions latines d'Orelli, publié par Henzen, sous le numéro 5220.

A côté de cette pierre (No. 51) se trouvaient plusieurs fragments d'une colonne en dolomie portant l'inscription suivante:

53.

IMPCAESMAV
RELANTONINVSAVG
PMTRIBPOTESTXV
COSIIETIMPCAESAR
LAVRELVERVSAVG
TRIBPOTESTCOSII

Imperator Caesar Marcus Aurelius
Antoninus Augustus
Pontifex Maximus Tribuniciæ Potestatis XV
Cos III Et Imperator Cæsar
Lucius Aurelius Verus Augustus
Tribuniciæ Potestatis Cos II

Peut-être cette colonne qui est de l'année 161 et sur laquelle on ne voit aucun chiffre indiquant le nombre des milles, était-elle originairement placée à la porte de Nyon (Colonia Equestris) comme point de départ pour la numeration des milles?

54.

Il est plus que probable qu'il faut rapporter à cette route deux autres colonnes qui ont été trouvées sur la rive gauche du lac de Genève, savoir: 1° une colonne déposée actuellement au Musée cantonal de Genève, découverte à Hermance, et portant le nom de l'empereur Constance Chlore et le chiffre VII. [v. Mommsen, Inscr. Conf. helv. No. 320 *)];

*) Cette inscription est reproduite ici avec de légères différences que M. Turrettini a constatées:

IMPCAE
MAXIMI
VGETCIVI
AXIMVSNOIII
AESPONTESET
VIASVETUSTAT
CONLABSREST
COLEQMPIII

2° une colonne milliaire, qui placée autrefois à l'église de Messeri a été retrouvée dernièrement près de ce village, et est aujourd'hui à Genève. L'inscription de cette colonne, donnée très-inexactement par Guichenon (Histoire de la maison de Savoie), qui avait cru y reconnaître le nom de Sabadia, se trouve reproduite plus exactement, mais d'une manière encore incomplète dans l'Histoire de Genève de Lyon, éd. 1730, vol. II., p. 343, et dans Orelli No. 279. Voici l'inscription telle qu'elle se voit encore sur cette pierre:

IMP CAES SEPTIM SEVERo
PIO PERTIN AVG ARAB ADIAB
PARTHIC MAX P M TRIB POT IX
IMP XI COS II DESIG III P P PR
ET M AVREL ANTONINO
AVG TRIB POT IIII COS DESIG
IIII

Imperatori Cæsari Septimio Severo
Pio Pertinaci Augusto Arabico Adiabenico
Parthico Maximo Pontifici Maximo Tribuniciæ Potestatis IX
Imperatori XI Consuli II Designato III Patri Patriæ Proconsuli
Et Marco Aurelio Antonino
Augusto Tribuniciæ Potestatis IIII Consuli Designato
IIII

Cette inscription est de l'année 201.

Le chiffre IIII qui se trouve à la fin et qui indique le nombre des milles, est important, par ce qu'il prouve que cette colonne, pas plus que celle découverte à Hermance, n'était sur son ancien emplacement. En effet, Hermance est à 9 milles de Genève et Messeri à 14 milles. La pierre la plus éloignée de Genève (celle de Messeri) porte le chiffre le plus faible.

Il faut donc reconnaître que la présence de ces deux pierres sur la rive gauche du lac ne suffit pas pour prouver qu'il y eut anciennement une voie romaine de ce côté et qu'il est très-probable que ces deux pierres se trouvaient autrefois entre Nyon et Genève, et qu'elles ont été transportées par le lac sur la rive gauche pour servir à quelques constructions. La pierre de Messeri marquait le quatrième mille et se trouvait originairement entre Céligny et Founez, et celle d'Hermance, qui marquait le septième mille, devait être entre Coppet et Mies.

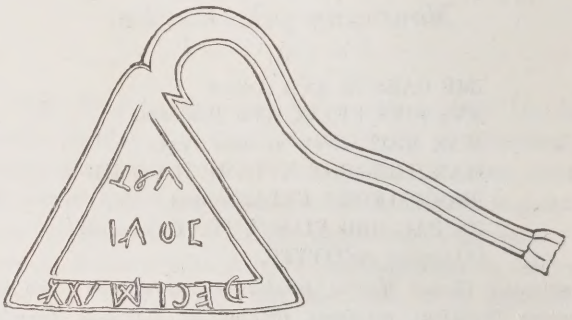
(Aug. Turrettini, Mém. et Docum. publiés par la Soc. de Genève. T. XV. p. 113.)

XXII. Instrumenti domestici inscriptiones.

A. Instrumenta ex argento, aere etc.

Solothurn.

55.



Bronzenes Votivtäfelchen in der Form eines Beiles, gefunden 1857 in der Aar bei der neuen Eisenbahnbrücke zu Solothurn. Bekannt gemacht vom Besitzer, Gerichtspräsident Amiet im Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterthumskunde. Jahrgang 1857. S. 49. Abbildung auf Taf. V. Amiet liest DECIM*us* MF (Marci filius) IOVI VOTo dedit.

Aehnliche Beile wurden in Almendingen und Amseldingen bei Thun gefunden; siehe bei Mommsen No. 211.

56.

LIRVFI
MESTRI

Bleiguss. Königsfelden.

Augst (Basel).

57.

DEO INVICTO
TYPVM AVROCHALCVM
SOLIS

dem unüberwindlichen Gotte (Mithras) ein messingenes Bild des Sonnengottes.

Gefunden 1859. Die Inschrift auf einem gerundeten Bronzeblech von 6 Zoll Länge, 3 Zoll Höhe. Die Schriftzüge schwach vertieft auf der convexen Seite des Bleches. Mitgetheilt im Anzeiger für schweiz. Gesch. und Alterthumskunde 1860. No. 1. S. 85 von Hrn. Prof. K. L. Roth in Basel.

Eigenthum des Herrn Rudolf Schmid in Basel-Augst.

B. Tegulae Castrorum Vindonissensium.

58. *Seengen* (Aargau), wo das Pfarrhaus steht. Hier Ziegel mit der Aufschrift Leg. XI C. P. F.. auch einer von der Leg. XXI. Die einen haben erhabene, die andern vertiefte Buchstaben. (Pfarrer Urech in Birrweil im Anzeiger 1858. pag. 30.)

59. *Baden* (Aargau). In der römischen Begräbnisstätte lagen 6 breite Leistenziegel mit den Stempeln LEG · XXI und LEG · XI C. P. F. (Dr. F. Keller im Anzeiger 1855. pag. 22. No. 2.)

60. *Sarmenstorf* am Hallwylersee, Kt. Aargau. Pfr. Urech fand einen Ziegel mit der Aufschrift LEG · XI C. P. F. (Siehe Anzeiger 1859. pag. 7.)

61. *Gränichen.* Im Taschenbuch der histor. Gesellschaft des Aargau 1862 pag. 144 sind Ziegel mit der Aufschrift LEG XXI · LXXI · LXXIC · LXXISCVI · LSCSCR · LEG XI CPF beschrieben.

62. *Buelisacker.* Aargauerzeitung 1862 Merz 11.: Ziegel mit der Aufschrift XXI.

63. In *Bürglen* bei Ottenhausen, nahe bei Robenhausen, Kt. Zürich, fand Hr. Messikommer einen Ziegel mit der Aufschrift XXI.

64. *Avenches,* Kt. Waadt. Hr. Caspari fand im Mai 1865 einen Leistenziegel mit der Aufschrift L · XXI G.

65. Im Dorf *Aegerten* bei Biel, Kt. Bern, fand Hr. Oberst Schwab einen Ziegel mit der Aufschrift LXXI.

66. Bei *St. Erhard* und *Ufikon,* Kanton Luzern, fand Herr Dr. v. Liebenau Ziegel mit den Aufschriften LXXI SCVI und LSCSCR. (S. Historische Zeitung 1854 p. 45.)

67. *Oberwinterthur* (Vitudurum). Herr J. Amiet berichtet im Mai 1861, er habe daselbst einen Ziegel mit der Aufschrift LXXI SCVI gesehen.

C. Tegulis reliquis publicis privatisque sigilla impressa.

68.

MASTIOF im Castell Irgenhausen (Kt. Zürich), in der Sammlung zu Zürich. Der erste Buchstabe undeutlich, vielleicht M.

VICTORFEC Wettswil (Zürich), in der Sammlung zu Zürich.

A et P. Genève. Plusieurs tuiles romaines étaient marquées des lettres A et P. (Siehe Mém. et Documents etc. de Genève. XI. 529.)

D. In amphorarum ansis.

69.

P · S · AVIT Vindonissa.

WTRoHM Gefunden bei Biel am Ausfluss der Scheuss in den See, im Besitz von Oberst Schwab.

SATRNINI (Saturnini). Yverdon.

SVFØEØ Augst.

LIAIL Augst.

LTH eingekritzt auf einer Amphora-Handhabe.

ISPSÆNϕ Augst.

PVNMELISSI
ET MELISSEI Augst.

IƎƧIЯAƆ Augst.

MSÆNANSA Masaleniani / Masaeniani SAI Augst.

LFH bei Cortaillod (Neuenburg). Im Museum des Herrn Schwab in Biel.

QMR Lunnern (Zürich). In der Zürcher Sammlung.

RFHIIAIA Schloss Colombey bei Monthey im Wallis. Eigenthümer der Amphora Mr. de Lavallaz daselbst.

MANERTvS Petinesca.

LVPI Biel. Museum Schwab.

L · VARONS Genf. (Siehe Mém. et Documents etc. de Genève XI. pag. 529.)

COM l. l. pag. 539.

TERTI
C · FA . PRI
SEX · I · I
IFS
PRSAENI
. . . MBI
} pag. 540. ibidem.

MVRC T · F · A

E. In trullarum marginibus litteris magnis.

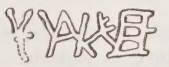
70.

ЯOИ Petenisca.

PRIMVS Engi. Die schiefe Stellung des I deutet auf bewegliche Lettern.

SABIN Engi bei Bern.

MIBoƨ Engi bei Bern. Steht 2 Mal neben einander.



Engi bei Bern.

C · ATISIVS
CRATVS · I
} deux noms sur le rebord d'un vase. Genf. (S. Mém. & Documents de Genève. XI. p. 540.

TET
SABIN
I · ORPI
} ibidem.

F. In lucernis.

71.

CONMVNIS Nyon.

STROBIL F Museum Königsfelden.

STROBILI Ober-Winterthur.

SABIN OPILI Museum Königsfelden.

CIVLPHI Genf

A· IT· CF } Genf

CASVICT Genf

L CAESAE Genf

CAESAE Amiet in Solothurn

G. In testis reliquis impressa vel inscripta.

72.

LAVR·Io Vindonissa.

OFLVCCE Vind.

ROMOCILLI·M Vind.

OFSILVINI Vind.

OFMOMMO Vind. 2 Exempl. völlig gleich, und

MOMO Solothurn bei Amiet.

λ λ eingekritzt. Enge bei Bern.

VTILI Engi bei Bern. 352, 221 bei Mommsen. Hier S·FM besser.

VGVV Engi bei Bern.

T gekritzt. Baden.

VVOVV Baden.

CABIA Baden.

CNAI Baden und CNATI Windisch.

PONIV Baden.

OVINI Baden.

H gekritzt. Baden.

VICTORINVSFE Engi bei Bern.

BACCOF Engi bei Bern.

VINCV LTITI CELSIAM } ibidem.

INLVS Engi

VSUC Am Boden unterhalb der Schale, eingekritzt vor dem Brennen. Windisch. Sammlung in Zürich.

ADIVTOR Baden. Sammlung in Zürich.

COIVS·FE Musée Yverdon, auch in Windisch. (Der Name Coios kommt auch auf gallischen Münzen vor.)

OWRTVS·F Königsfelden bei Windisch.

MEMORISM Museum Königsfelden.

OFC·EN Museum Königsfelden.

DOMITVS F OFLICINI OFCALVI PALIM } Windisch, in der Sammlung von Schwab in Biel.

TEF Kaninchencinsel im Bielersee.

ACVS PVBE Siehe Mommsen 352, 223.

IANVF Ober-Winterthur. Auswendig unten erhaben.

A·ILL·MANIVS Münchenbuchsee (Bern). Sammlung des Herrn Dr. Uhlmann.

SVLPICI Windisch.

PATRICI
PERI
PERIMN
PERRIMN
FIRMO
OFMONTO
MONTI
MONTANVS
CATLI·OFIC
OFR·NINI
OFCOCI } ibidem.

CORII
LABIOFECIT
NOSSO
ANEXILATI
AEI·XNI
OVIIIS
ARD
OFI·VLI
OFONVR
ENICIO
OF BILICA

PINDARV Auf dem Stück von Petinesca. Mommsen 352, 204. Aber nicht TIND...

TETI Windisch.

ROGATI·OF
IMII
© SEVERI } ibidem.
COLON
XANTHI } XANTI Ober-Winterthur.
RABSIVAL

COCCIEM Augst.

VEGETIM
CALVIN·M
NICRIM } ibidem.
AIKVCIANI
Q·MR·F (MAR?)

SEDATI·M Augst.
MVXIVIIIM
CARTI....
COCVRO·F
WILNIAT
...OCCINVKE
?ANVIIIMA
CESORI...
VAGIRV
AIGIOMIN'
INNAMIM
...NOLVCCI
LIBERALIS
VARA
AVITIM
} ibidem.
CIBISVSFEC Engi bei Bern.
PLACIDU Yverdon. Musée.
ACVITA
IVLIAN
CRESTI
PRM oder PRIM
} ibidem.
LTR
MATIO Augst.
OFMASCVLI Windisch. S. 352, 224. bei Mommsen.
ATEI Genf. S. Mém. et Documents de Genève XI. 537.
CABVCI.. Genf.
CARATVS·FE
CARBONISM
DEMŒDES
} ibidem.
..DONTIO III peut-être Dontioei man. Genf.
IOR·V
NICRIN
OF·PRIMI
PRIMI
SCOTIVS·T et SCOTIV
SIVANI
L·TITI
} pag. 538. ibidem. pag. 539.
THYR sur la partie extérieure.
TANVACI ou bien TALVACI
VENTICISAT
OF·VIPILLI
OFIC·BILI
OF·FSI
OF·PRM
} ibidem.
OF·L·COS·VI.. pour: ex officina legionis consularis sextæ ??
.....NIVS SVM CATI } Genf.
OF·NASON Essert. v. Bonstetten.
NOTVS F Essert sous Champvent (Vaud).
ATTIALVS » » » » (v. Bonstetten)
ARVSTIO FEC Wettschweil (Zürich).
ONGR Yverdon. Officina Nigri?
CAMV Estampille sur un poids en argile appartenant à un métier de tisserands. (Rochat. 19. Janv. 1863.)

Stempel auf Stücken röm. Cements zu Avenches.

Auf verschiedenen Dingen.

ACA Stempel auf der Handhabe einer bronzenen Schale gefunden zu Riggenbach bei Schwyz. Besitzer: Herr Kid in Brunnen.

ATRIXTO Stempel oben auf einer Fibula von Bronze.

NERTOMR Der letzte Buchstabe undeutlich. Auf einer bronzenen Fibula von Windisch, in der Sammlung zu Zürich.

IR Auf einer grossen römischen Steinwalze. Biel. Museum von Oberst Schwab.

ML Auf einem Quaderstein im Castell zu Kaiseraugst.

DOVI Auf einer Statuette zu Avenches. (S. Anzeiger für schweiz. Gesch. u. Alterthumsk. 1865. No. 1. Taf. 1.)

X Auf einem Gewichtstein, gefunden zu Genf. (Siehe Mém. et Documents etc. de Genève XI. pag. 529.)

VdVCI Auf einem Siegelring, gefunden bei Constanz. v. Bonstetten Recueil d'Antiquités suisses. Pl. XV. Fig. 9.

....ANIRA »Une espèce de sceau incomplet, en pierre verdâtre, porte le nom de ....ANIRA qui rappelle celui de BANIRA gravé sur une inscription de Lausanne.« Patrie. 24 mars 1863. (Lausanne.) Trouvé à Bosséaz près d'Orbe. (Fréd. Troyon.)

VTERE FELEX Auf den beiden Schenkeln eines bronzenen Zirkels. Yverdon.

HER Auf einem silbernen Stricknadelrohr. Zu Avenches.

Die Frescobilder zu Konstanz.

Von

Ludwig Ettmüller.

Zürich.
Druck von David Bürkli.
1866.

Die Frescobilder zu Konstanz.

Fresken an den Wänden der Wohngemächer kommen im früheren Mittelalter wohl nur in den Pfalzen der Kaiser und in den Burgen einzelner Kunst und Luxus liebender Fürsten vor; später jedoch, als die Bürger durch Handel und Gewerbe Reichthum gewonnen hatten, liebten diese es ebenfalls, in ihren Häusern hie und da Fresken zum Schmuck der Wohnungen zu verwenden. Vor einigen Jahren wurden die Winterthurer Wandgemälde von der hiesigen antiquarischen Gesellschaft abgebildet und in ihren Sitzungen erklärt; zum Gegenstande des diesjährigen Neujahrstückes wählt sie die zu Konstanz im Hause des Kaufmanns Herrn Franz Anton Schroff, St. Johannisgasse No. 107, bei baulichen Veränderungen zu Tage gekommenen Wandgemälde. Je weniger Wandverzierungen dieser Art auf unsere Tage gekommen sind, desto grössere Beachtung verdienen sie; sie sind nicht nur in Hinsicht auf die Kunst, sondern auch in Bezug auf die Geschichte der Sitten, des Geschmackes, der Gewerbe und Handwerke von Bedeutung.

Das bezeichnete Haus in Konstanz war im Innern vom Dache bis zum Boden einst mit Wandgemälden verziert, woraus wir auf den Reichthum seines damaligen Besitzers schliessen können. Die erste Nachricht davon gab Herr F. J. Mone, Director des Landesarchives zu Karlsruhe, im siebenzehnten Bande seiner Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines, S. 284 ff. »Er habe, sagt er, nur die Gemälde über die Weberei noch in halbzerstörtem Zustande gesehen, während die anderen bereits durch bauliche Einrichtungen und Reparaturen vernichtet gewesen seien; doch habe Herr Conservator Moosbrugger zu Konstanz von allen Bildern, bevor sie zerstört wurden, Durchzeichnungen gemacht, welche nun in der Wessenbergischen Sammlung zu Konstanz aufbewahrt würden.« Daraufhin wandte sich die hiesige antiquarische Gesellschaft an Herrn Conservator Moosbrugger und erhielt von ihm die auf die Weberei Bezug habenden Gemälde in getreuen Durchzeichnungen und den Urbildern entsprechend colorirt. Allerdings sind die Farben roth, grün, schwarz, braun, — andere kommen nicht vor, — durch die Länge der Zeit erblasst, aber zerstört, im vollen Sinne des Wortes, kann man oder konnte man damals die Gemälde nicht nennen, da man deutlich erkennen kann, was sie darstellen. Schlimmer freilich sind die Ueberschriften, welche sämmtliche Gemälde über sich tragen, weggekommen. Die waren in der bekannten Majuskel des 13.—14. Jahrhunderts geschrieben (Frakturbuchstaben kommen nicht vor), aber stellenweise schon so verwischt und abge-

rieben, dass sie nicht mehr sicher überall aus der Durchzeichnung erkannt werden konnten. Herr Director Mone theilt als Legende mit:

1. Bild: *kant . ich . wol . reitvr bah (?)*
2. » *t (?) hesen . mus . in bega.*
3. » *hecheln . wil . ich . triben*
4. » *werch . kan . ich . wol . riben.*
5. » *das . leg . ich . an . mit . sinnen.*
6. » *so . kan . ich . es . wol . gespinnen.*
7. » *ich haspel . mi (n?) es . cn (?) pen gebein.*
8. » *garn . winden . kan . ich . rein.*
9. » *zetheln . kan . ich . wol . und . eben.*
10. » *das . kint . spulet . ich kan . weben.*
11. » *dis . guocdid (n?) . ich . mit d (er) schere.*
12. » *te . ich . stol . zasere.*
13. » *sn (?) wir . ús . nút . schamen.*
14. » *gúrtúl . wurch . ich (in) d(er) ramen.*
15. » *ich . kan . siden . dregen.*
16. » *so . kan . ich . haide . schwaigen.*
17. » *siden . spul . ane . nit . so . siz . ich . hie . . . de . bt . min . zit.*
18. » *och . dú . rofst . mich . swig.*
19. » *sich . für . dich . ich . lig.*
20. » *a . . f (?) ude (unde ?) sol . hinder . dem . ofen . ist . mir . wol.*
21. » *. . . . das . ist . warm.*

Vieles hat Herr Mone, der seine Punkte jedoch sehr oft willkührlich setzte, wovon man sich durch Betrachtung der Schrift über den Bildern überzeugen kann, ohne Zweifel richtig gelesen; da jedoch in der Majuskel manche Buchstaben, leicht verwechselt werden, wie R u. H, B u. K, N u. H, R u. N, G u. T, K u. R, u. s. w,; da ferner Buchstaben auch umgekehrt gestellt sind und in der Legende Abkürzungen wie auch offenbare Schreibfehler und Auslassungen erscheinen; endlich da die Verse, zumal gegen das Ende hin, ungeschickt vertheilt sind, und nicht da stehn, wo sie stehn sollten: so theile auch ich mit, was ich nach sorgfältiger und oft wiederholter Betrachtung herausgebracht habe. Ich lese manches anders; aber ich will, bevor ich an die Erklärung der Ueberschriften gehe, die Bilder kurz besprechen und zugleich angeben, welche Buchstaben in der jedesmaligen Ueberschrift verwechselt sind. Die Bilder sind 25″ hoch, 20″ breit.

Bild 1. Eine Jungfrau, bekleidet mit rothem, grüngefüttertem Rocke, sitzt auf einer Bank und entbastet Hanf. Um das Haupthaar trägt sie rothe Corallen oder Blumen (das Schapel). Ueberschrift: RANF ICH WOL REITVR BAN. In ranf ist R mit H verwechselt, in reitvr R mit N, in ban B mit K.

Bild 2. Eine Frau (sie trägt weisses Kopftuch) mit grünem, roth gefüttertem Rocke bekleidet, arbeitet mit dem Dechseisen oder Dechsholze um den Bast des Hanfes weich zu machen. Ueberschrift: THESENS MVS I. M. BEGAN. H. Thesens ist für dehsens verschrieben. I. M. sind Abkürzung für ich mich. Das H am Ende gehört zur folgenden Ueberschrift.

Bild 3. Jungfrau, roth gekleidet, hechelt den Hanf. Ueberschrift: WIL ICH TRIBE. Ueber dem letzten E fehlt der Strich, also triben, wie der Reim lehrt.

Bild 4. Grün gekleidete Frau reibt das Werch. Sie scheint auf einem Werkzeuge zu sitzen. Ueberschrift: WEBCH KAN ICH WOL RIBEN. In Webch ist b für r gesetzt.

Bild 5. Roth gekleidete Jungfrau legt das Werch an den Rocken. Ueberschrift: DAS LEG ICH AN MIT SINNEN.

Bild 6. Grün gekleidete Jungfrau spinnt mit der Spindel. Ueberschrift: SO KAN ICH ES WOL GESPINNEN. In Gespinnen fehlt ein N.

Bild 7. Weiss geschleierte Frau in rothem Rocke haspelt. Ueberschrift: ICH HASPEL (undeutliches Zeichen: mit oder an?) SE SCHPENGGEBEIN.

Bild 8. Jungfrau in grünem Rock mit rothem Futter windet Garn. Ueberschrift: GARN WIDEN KAN ICH REIN. In widen fehlt N.

Bild 9. Eine roth gekleidete, weissrothes Schapel tragende Jungfrau zettelt. Ueberschrift: LN KAN ICH WOL UND EBEN. Zu Anfange ist ZETTE vom Schreiber ausgelassen worden.

Bild 10. Eine grün gekleidete Jungfrau webt am Webstuhle, daneben spulet ein roth gekleidetes Kind mit der Hand (ohne Rad). Ueberschrift: DAS KINT SPVLET. ICH KA WEBE. Zu ka fehlt N wie auch zu webe.

Bild 11. Eine roth gekleidete, eigenthümliche Kopfhülle tragende Frau schneidet mit der Scheere in das fertige Tuch. Ueberschrift: DIS TVOCH ID ICH MIT D SCHERE. Vor ID fehlt SN also *snid*; an D fehlt oben s, welches Zeichen = er ist, also *der*.

Bild 12. Weiss geschleierte, grün gekleidete Frau, auf weiss und roth carrirtem Kissen sitzend, macht, ich weiss nicht was. Ueberschrift: SO R. GE ICH STOLZASERE. DR. GENS S. Im zweiten Worte fehlt I. Das Wort DR(E)GENS und das S gehören zur folgenden Ueberschrift.

Bild 13. Zwei Jungfrauen, eine roth die andere grün gekleidet, drehen Seide mit den Händen. Ueberschrift: N. WIR VS NVT SCHAME. Der Anfang der Legende steht über Bild 12. Dr(e)gens sun (drehens sollen). An schame fehlt hinten N.

Bild 14. Eine auf einem Kissen sitzende, roth gekleidete Jungfrau fertigt einen Gürtel in der Rame. Ueberschrift: GVBTVL WURCH ICH I. D. RAMEN. In gubtul steht B statt R. — I. D. bedeutet in der.

Bild 15. Eine roth gekleidete, auf braunem Kissen sitzende Jungfrau spannt Seide auf. Ueberschrift: ICH RAN SIDE TREGE. SO KA ICH. In ran sind R und K vertauscht. Die drei letzten Worte gehören zu

Bild 16. Eine grün gekleidete Jungfrau scheidet die aufgespannte Seide. Unten liegt ein unbekanntes Instrument, eine Spule? Ueberschrift: HAIDEN SCHAs IGEN. SIDE SPVL ICH A. Die drei letzten Worte gehören zur folgenden Ueberschrift. A steht doppelt. In haiden und side steht D verkehrt.

Bild 17. Eine roth gekleidete Jungfrau spulet Seide von Hand. Ueberschrift: ANE NIT. SO SIZ ICH HE UDE BT M. Die sieben letzten Worte gehören zu Bild 18. In HE fehlt I oder hinten R, also *hie* oder *her*; in UDE fehlt N, also *unde*; in BT fehlt E, also *bet*. M ist Abkürzung von *min*.

Bild 18. Eine Frau in rothem Kleide, mit grünem Mantel und weissem Schleier, sitzt auf einer Bank,

hält ein Buch in der rechten Hand, und bekreuzet die Brust mit der linken. Ueberschrift: ZIT . OCH DU ROFST MICICH SWIG. MICICH ist verschrieben statt *mich*. Die fünf letzten Worte gehören übrigens zu

Bild 19. Eine rothgekleidete Jungfrau wird von einer grüngekleideten gekämmt. Ueberschrift: SICH FVR DICH . ICH LIG HIE ALS AII. Die letzten fünf Worte gehören zu

Bild 20. Eine rothgekleidete Jungfrau mit Haupttuch liegt auf weissem Bettlachen und roth carrirtem Kopfkissen am Ofen. Ueberschrift: FUDE SOL . HINDER DEM OFEN IST MO WOL.

Bild 21. Badstube. Ein Mädchen liegt nackt auf einem Brett. Ein Mann, ebenfalls nackt, hält sie fest; ein anderer, der nur den Badschurz trägt, reibt oder streichet sie mit der grünen Quaste (Reisbündel, Fransenbündel). Ein dritter bärtiger Mann, ebenfalls im Badschurz, macht sich etwas mit den Steinen auf dem Ofen zu thun. Ganz unten ein Kind. Ueberschrift: DAS IST WARM oder *war an*. Alles Folgende ist unlesbar bis auf einzelne Buchstaben SI . R . PVDRW . AT O . BRAT VS BVZ.

Grösserer Deutlichkeit wegen gebe ich nun die Ueberschriften in gewöhnlicher Schrift und verbinde damit einige Erläuterungen.

1. Bild: *Hanf ich wol reitvr (reiten) kan.*
2. » *Thesens (l. dehsens) mus i'm (l. ich mich) began.*
3. » *Hecheln wil ich tribe (l. triben).*
4. » *Werch kan ich wol riben.*
5. » *Das leg ich an mit sinnen.*
6. » *So kan ich es wol gespinnen.*
7. » *Ich haspel . ses . peng gebein.*
8. » *Garn winden kan ich rein.*
9. » *. . . . . ln (l. zetteln) kan ich wol und eben.*
10. » *Das kint spulet . ich kan webe(n).*
11. » *Dis tuch id (l. snid) ich mit der schere.*
12. » *So r . ge (l. rîge = îhe) ich stolzasere.*
13. » *Dr . gens (l. drehens) sul wir uns nút schame(n).*
14. » *Gúrtúl wúrch ich in der ramen.*
15. » *Ich kan side trete(n) (oder tregen).*
16. » *So kan ich haide(n) schaite(n) (oder schaige(n).*
17. » *Side spul ich ane nit.*
18. » *So siz ich he(r) (oder hie) u(n)de b(e)t min zit.*
19. » *Och! du rofst micich (l. mich) swig! sich fúr dich.*
20. » *Ich lig hie als aü (l. ein) fude (l. fûle) sol: hinder dem ofen ist mo (l. mir) wol.*
21. » Nichts lesbar als: *das ist warm,* oder *war an.*

Man sieht, die Reden der Frauen und Mädchen beziehen sich auf ihr Geschäft: Hanfzubereitung, Spinnen, Spulen, Weben, Seide aufspannen, abtheilen und Gürtelwirken. Die Achtzehnte, Neunzehnte, Zwanzigste sind mit dem Geschäfte fertig. Die Eine betet ihre (kanonische) Zeit, das ist hier das Gebet am Abend nach Vollendung der Arbeit. Die Andere lässt sich das Haar von der Freundin strählen, klagt aber, dass sie gerauft werde, wird jedoch zurecht gewiesen. Die letzte liegt bereits hinter dem Ofen, um auszuruhen. Auf dem einundzwanzigsten Bilde ist ein Badegemach abgebildet,

worüber nichts weiter zu sagen ist, da die Legende unlesbar sich zeigt. Zur Erklärung der Worte folgendes:

1) *Den Hanf reiten* besagt: den Hanf mit der Hand vom Baste ziehen. 2) *Hanf dehsen* ist Hanf schwingen, weich machen. Das Werkzeug, das die Frau in der rechten Hand hält, ist das *dehsîsen* das *ferrum confertorium* des Webers. Ist es von Holz, heisst es *dehsschît*. *Sich eines dinges begân*, sich mit einer Sache beschäftigen. 5) *an legen*, nämlich an den Rocken *(colus)*. 7) Die Legende ist sehr unsicher; nur *ich haspel* und *penggebein* ist deutlich. Vor dem *p* scheint *sch* zu stehen; aber *schpenggebein* statt *spengebein* verriethe breite Aussprache. Vor dem *s* steht wohl *se*; wäre davor *di* verschwunden, so erhielten wir die Worte: *ich haspel an* (oder *mit*?) *dise(m) spengebein*. *Spengebein* wäre also gleich Haspel. Gab es solche aus Bein, so ist gegen das Wort nichts einzuwenden; man vergleiche Nadelbein. Ein Spengebein wäre ein Gestell aus Bein, wodurch eine Spelle, Spendel, Spingel geht, um welche jenes sich drehet. 12) Zwischen *r* und *ge* wird *i* vom Schreiber ausgelassen sein, so dass das Wort *rige* beabsichtigt war; *rige* steht aber für *rihe* wie *dregens* für *drehens*. *Rîhen* bedeutet aufreihen, schnüren, nähen, verbinden, verschlingen, verknüpfen. *Stolzasere* wird in *stol* und *zasere* zu zerlegen sein; es fragt sich nur, ob man *stôl* oder *stol* oder gar *stuol* anzunehmen hat. *Zaser* ist so viel als Faser, Faden, Franse; aber weder *stol* noch *stôl* noch *stuol* weiss ich hier schicklich zu deuten. *Stol, stolle* ist Stütze, Basis; *stôl* aber führte auf *stôla*. An die Priesterstola denkt Mone; aber damit hat das, was die Frau des Bildes macht, keine Aehnlichkeit; es sieht eher einem Geldbeutel, einer Tasche ähnlich. Dass die Stollbeule der Pferde auch Tasche heisst, wird auch nicht weiter führen. Könnten *stuolzasere* Ueberbleibsel der Wift bedeuten, woraus die Frau etwas flicht, etwa einen Beutel, wie man sie am Gürtel trug? 14) *Gúrtúl* ist Gürtel. Spruch 15 und 16 weiss ich nicht zu deuten.[1]) 20) Ich liege hier *als ein fûle sol*, wie eine Faule soll — gibt guten Sinn, während *als ain fude sol* keinen annehmbaren gibt; der Schreiber könnte freilich vielleicht mit Absicht *d* statt *l* geschrieben haben.

Nicht minder anziehend war nach Mone eine Gruppe von Fresken an der Wand einer hohen Kammer, die jetzt abgebrochen ist. Obgleich wir sie bildlich nicht mittheilen, will ich doch Mone's Beschreihung nicht unterdrücken. Einmal ist es gut, dass man Alles kennen lerne, was in dem Hause zu sehen war, und dann bezeugen gerade diese Bilder den Geschmack jener Zeit. Sie bestund aus drei Reihen Ringbildern (sogenannten Medaillons), ungefähr von der Grösse obiger Viereckbilder, die hie und da kleinere Rundbilder zur Seite hatten. Beide waren ebenfalls mit gereimten aber hie und da zerstörten Umschriften versehen. Abgebildet war darin eine Zusammenstellung geschichtlicher und sagenhafter Belege darüber, dass die Männer nicht selten durch Frauen betrogen werden, ein Gegenstand, den im 13. und 14. Jahrhundert die Schwankdichter besonders gern behandelten. Die Ritter, die auf diesen Bildern vorkamen, trugen alle die bekannten Ringharnische jener Zeit. Die Bilder waren geordnet wie folgt:

Erste Reihe. 1) Adam und Eva. Umschrift: *Adam den ersten man betrouch sin wîb.*

---

[1]) *haiden scha'ite* oder *scha'ige* ist unverständlich; in *haiden* könnte *siden* stecken, da *siden schaiten, bombycem digerere*, Sinn gäbe; aber was wäre *siden treiten*? Es scheint ein uns unbekanntes, technisches Wort zu sein; das niederdeutsche *treiten*, Hanf brechen, passt hier nicht.

2) Delila, die dem Samson die Haare abschneidet, daneben zwei gewaffnete Ritter. Neben Delila sitzt ein Mann, und vor ihr steht ein anderer mit erhobenem Schwerte. Umschrift: *Ich rich mins wibs untruw. — Samsons lip wirt durch ein wip erblendet.*

Mone's Darstellung scheint hier ungenau. Die Hauptgruppe im grossen Ringbilde zeigt Samson und Delila und dazu gehört: *Samsons lip wirt durch ein wip erblendet.* Den sitzenden und den mit erhobenem Schwerte stehenden Mann zeigte wohl das kleinere Rundbild, und dazu gehören die Worte: *ich rich mins wibs untruw.*

3) David mit der Harfe und Betseba im Badzuber; daneben (im kleineren Ringbilde?) eine nackte Königin und zwei andere Figuren (Männer oder Weiber?) mit Ruthen, von denen die letzte die zweite (die linke die rechte, oder umgekehrt?) schlägt. Umschrift: *Virgilius ..... sitte dich nu rew.*

Herr Director Mone schrieb sicher auch hier ungenau. Die Umschrift zu David fehlt; *Virgilius* kommt erst in der zweiten Reihe vor. Die Worte; *sitte* (l. *unsitte*) *dich nu rew* gehören zum andern (dem kleineren) Bilde, welches die nackte Königin und die zwei »Figuren« hat.

4) Eine Säule, worauf ein unkenntliches Bild, daneben steht ein König, auf der andern Seite eine Frau. Umschrift: *von einem wip . epfendet.* Oben zu beiden Seiten kleine Ringbilder.

In diesem, dem vierten Bilde, war der von seinen Frauen zur Abgötterei verführte Salomon dargestellt. Das unkenntliche Bild auf der Säule war ein Abgott. Die Worte: *Salomon gotes rîchs* fehlen vor *von.*

Zweite Reihe. 1) Alexander der Grosse schaut von einem Thurme herab, worin (?) eine Flasche (?) hängt, in der man das Brustbild einer Königin sieht, die einen Vogel auf der Hand trägt. Hinter ihr ein Löwe. Umschrift: *Wie gwaltig Alexander was, dem bschach alsus.*

2) Der gekrönte Zauberer Virgilius auf einem Thurme zieht einen Menschen an einem Stricke in die Höhe. Umschrift: *Virgilius troug man mit . . . schen (l. valschen) sitten.*

3) Holofernes und Judith, die ihm das Haupt abschlägt. Daneben zwei Ritter. Umschrift: *Olofer wart versnitten.* Zur Seite in kleinerem Rundbilde das Brustbild einer Frau. Umschrift: *Ich han gebrochen truw an dir, das solt tu vergeben mir.*

4) Ein Weib reitet auf den Weltweisen Aristoteles, der auf Händen und Füssen geht, und dem das Gesicht verbunden ist, das sie an einem Zaume hält (?). Umschrift: *..h Arostoteles ... wip geriten.*

So Herr Mone. Das als Binde um das Gesicht Angesehene ist der Zaum, den die Frau hält.

Dritte Reihe. 1) Mann und Weib küssen einander, daneben zwei Bäume. Umschrift ganz zerstört. Vielleicht Tristan und Isolde. So Herr Mone. Da Tristan von Isolde nicht betrogen ward, kann auch der Mann nicht Tristan sein. Paris und Helena waren dargestellt.

2) Stehender Mann, neben ihm eine Frau, die ein Band über ihn hält, worauf *Trutzhart* steht. Umschrift: *Der wilde Azah(el) der wart zam.* Pflanzen zur Seite.

3) König Arthur von Britannien sitzend, vor ihm eine Königin stehend. Umschrift: *Arthuses .....*

4) Vier weibliche Figuren, wovon eine gebunden ist. Umschrift: *Achill .....* Diese Darstellung bezieht sich also auf die Entdeckung des jungen Achilles. — Herr Mone irrt, denn dabei ward Achill von keinem Weibe betrogen. Es muss ein anderer Vorfall im Leben des Achilles gemeint sein. Die Gebundene wird vielleicht Briseis sein. Oben im Sturze der Fenster, so schliesst Herr Mone seinen Bericht, waren sphinxartige Figuren, und am Friese lief eine Jagd hin. An einem Pfeiler befand sich das Bild einer Frau, die einem Löwen den Rachen aufriss.

Merkwürdig ist bei diesen Rundbildern besonders noch, dass die Umschriften der grösseren offenbar einem Gedichte Heinrichs von Meissen, des Frauenlobs, entnommen sind[1]). Ich theile das Gedicht mit, wie wohl nicht alles, was es erzählt, auf den Bildern zu Konstanz dargestellt war; es ist das hundert ein und vierzigste meiner Ausgabe und lautet:

Adâm den êrsten menschen den betrouc ein wîp;
Samsônes lîp
wart durch ein wîp geblendet;
Dâvît wart geschendet;
her Salomôn ouch gotes rîchs durch ein wîp gepfendet;
Absalônes schoene in nicht vervienc, in het ein wîp betoeret.

Swie gwaltic Alexander was, dem geschach alsus;
Virgîlîus
wartbetrogen mit valschen sitten;
Olofern versnitten;
dâ wart ouch Aristôteles von einem wîbe geritten;
Troia diu stat und al ir lant wart durch ein wîp zerstoeret.

Achillî dem geschach alsam;
der wilde Azahêl wart zam;
Artûses scham
von wîbe kam;
Parcivâl grôze sorge nam;
sît daz ie vüeget der minnen stam,
waz schadet, ob ein reinez wîp mich brennet oder froeret?

Aber jetzt zurück zu unseren Weberinnen.

Man sieht auf den Bildern beschleierte und unbeschleierte Frauen; letztere tragen immer die fliegenden Haare mit einer Borte, dem sogenannten Schapel, umschlungen. Sie sind Jungfrauen, während die Schleierträgerinnen Frauen sind. Alle haben das Geräthe, dessen sie zu ihrem Geschäfte bedürfen, in den Händen; nur die letzten Bilder zeigen uns Jungfrauen nach Beendigung der Arbeit.

Die Weberei war in Deutschland, wie wir aus Taciti Germania wissen, einst das Geschäft jeder Hausfrau und ihrer Töchter, ihre Mägde[2]). Gewoben ward Wolle, Flachs und Hanf; Seide und Baumwolle wurden begreiflich in weit späterer Zeit erst in Deutschland verarbeitet. Die kostbaren Seidenstoffe, — manche derselben gelten auch für Wollenstoffe, — die mit Vorliebe

---

[1]) Heinrich starb zu Mainz im Jahre 1318, Nov. 29. Frauen trugen ihn zu Grabe, und Frauen gossen so viel Wein über sein Grab im grossen Kreuzgange, dass dieser davon ganz überschwemmt ward. — Albert von Strassburg erzählt in seiner Chronik (*Urstisii scriptor. Germaniae hist. illustr. part. II. p. 108*): *Anno Domini MCCCXVIII in vigilia Scti Andreae sepultus est Henricus dictus Frowenlob in Maguntia, in ambitu majoris ecclesiae juxta scalas honorifice valde: qui deportatus fuit a mulieribus ab hospitio usque ad locum sepulturae, et lamentationes et querelae maximae auditae fuerunt ab eis propter laudes infinitas, quas imposuit omni generi feminino in dictaminibus suis. Tanta enim ibi copia fuit vini fusa in sepulcrum suum, quod circum fluebat per totum ambitum ecclesiae.*

[2]) German., Cap. 10. Auch Plinius sagt, dass die Frauen der Germanen leinene Kleider für die schönsten hielten.

in den Gedichten des Mittelalters, des 12., 13., 14. Jahrhunderts, erwähnt werden, tragen sämmtlich fremde, zum Theil noch unerklärte Namen, und waren theils griechische, theils und noch öfter sarazenische Arbeit. Solche Stoffe sind: Byssе (*βύσσος*); Cyclât (*κυκλάς*), meist grün, benannt von den cirkel- oder kreisförmigen Gebilden im Stoffe; Palmât (ein sehr weicher, daher zu Bettdecken, aber auch Waffenröcken verwendeter Stoff), entweder von den palmartigen Gebilden benannt, oder weil er aus Palmflockenseide gefertigt ward; Purpur (nicht gerade nach der rothen Farbe benannt); Baldekîn (zu Bagdad gewobener Seidenstoff); Samît (Samet); Brunât oder Brunît (von dem Glanze, oder der braunen Farbe benannt); Kateblatîn (unerklärt); Fritschal (*fritsalum* im Mittelalterlatein, meist von gelber Farbe); Damasc (zu Damascus gewoben); Cimît (unerklärt, meist grün); Poufemîn (unerklärt, brennendroth); Blîalt oder Blîât (*blialdus, bliaut,* seidener mit Gold durchwobener Stoff, gewöhnlich roth, doch auch die Farbe wechselnd); Purein (unerklärt); Phelle, Phellel, Pheller (lat. pallium, der am oftesten genannte Seidenstoff; ob auch Wollenstoff, ist ungewiss); Achmardî (immer grüner Seidenstoff). Ueber noch andere bei Weinhold: die deutschen Frauen im Mittelalter, S. 418. 421.

Aber nicht nur mit Goldfäden durchwoben waren diese Stoffe (ohne Gold kommen sie seltener vor), das Gold war bisweilen auch aufgeheftet, und dann hiessen sie genagelt: *kleit von genagelten rîchen phellen, Nibel. Z. 197, 5. ir mantel was genagelt wol mit golde, Wigal. 805. jâ truoc si ob den sîden manegen goldes zein* (Stäbchen). *Nibel 415.* Auch Edelsteine wurden darauf angebracht.

Die Dichter versäumen auch nicht, die Orte der Verfertigung dieser kostbaren Stoffe anzugeben, und besonders Wolfram von Eschenbach ist darin sehr genau und gewissenhaft: er kannte die Frauen seiner Zeit. Er nennet Acratôn (aus *Arachôtôn,* nämlich wohl *Alexandria τῶν Ἀραχώτων,* jezt Kandahar); Adramahut (das alte Atramytion, jetzt Adramiti, Lesbos gegenüber unter dem Ida), Agatyrsiente (der Name erinnert an die skythischen Agathyrsen); Alamansura (entweder Almanssurah am untern Tigris, oder Manssurah in Aegypten, Manssurah am Indus); Alexandrîe (in Aegypten) Arabîn (im Mohrenlande); Arras (Niederlande); Assigarzionte (wohl in Spanien); Azzabê (Assabeh, am Zusammenfluss vom Tigris und Euphrat), Belinar (unbekannt); Ipopotiticon (unbekannt); Kalomident (unbekannt); Candalac (unbekannt); Kaukasas; Lybia; Nouriente (in Spanien?); Ninnivê; Patschar (unbekannt, kaum Bassra am Euphrat); Pelpiunte (Bilboa?); Salenecke (Thessalonike); Samargôn (Samarkand); Sarant (wohl Sarja in Tabrestan, südlich vom kaspischen See); Syrîe; Tabronît (unbekannt); Tangrunet (Tanger?) Thasmê (in Indien); Trîant (in Italien), u. a. m.

In Konstanz wurden solche Seidenstoffe nun zwar wohl kaum jemals gefertigt, und so hätte ich sie selbst und die Orte ihrer Fertigung ungenannt lassen können; auch bediente sich derselben ohne Zweifel nur der reichste Adel zu seinen männlichen und weiblichen Staatsgewändern, denn für den minder reichen und die Bürger wären sie jedenfalls zu kostspielig gewesen; allein man ersieht daraus, dass es die Sarazenen im Osten und Westen waren, welche ihre Kleiderpracht zunächst über Frankreich und dann von da aus weiter verbreiteten[1]). Die Händler mit solchen

[1]) Dass die Römer, und zumal die Römerinnen, seit die Gesellschaft durch Octavianus Cäsar Augustus »gerettet« war, ebenfalls der Kleiderpracht huldigten, ergiebt sich schon daraus, dass Caligula der Drusilla zur Fütterung eines Rockes 100,000 Sestertien auszahlen liess.

Stoffen waren wohl zunächst hispanische Juden, die bekanntlich bis tief in das Morgenland hinein und überall in Afrika ihre Handelsverbindungen hatten. Sie waren es wahrscheinlich auch, die, um höhere Preise zu erzielen, das Mährchen verbreitet hatten, dass gewisse schneeweisse seidene Stoffe nicht von Menschen sondern von Salamandern in dem mit Feuer erfüllten Berge Agremuntin gewoben würden. Darüber lesen wir im Wigalois, v. 7431 ff:

Einen mit Zobel gefütterten Mantel aus einem Seidenstoffe, den ihr Freund (Wigalois) fern über das Meer her gebracht hatte (nach der Betragne), trug sie (nämlich Japhite). Salamander hatten diesen Stoff im Feuer gefertigt: desshalb war er kostbar und für eine andere Königin kaum zu gewinnen [1]). Ihrer Mutter gehörte derselbe Berg (Agremuntin nämlich), worinne noch jetzt die Salamander das seidene Werk weben wie ehedem. Weit und hohl ist der Berg; kräftig brennt er zu aller Zeit in der grossen Asia [2]).

Und im Titurel (Hahns Ausgabe) S. 166 heisst es:

Ein rother Poufenîn, ein Tuch, das alle Röthe ertödtet, war zu diesen Waffenröcken verwendet. Von ihm schwindet jedes andere Roth; jedes, wähn' ich, überstrahlte es, und schiene es selbst auch bleich, so dass nichts daneben roth däuchte. Doch sah man keine rothen Blicke des Goldes wegen (womit der Stoff durchwoben, oder auch gestickt, »genagelt« war). Es war dreifach (drilich) gewoben aus dicker, reicher Seide. Die andere Hälfte der (Waffenröcke) war aus Salamanderphelle, dessen Weisse mit jenes Röthe um den Vorrang stritt. Seiner Kostbarkeit halber war er hier (am Königshofe) feilgeboten worden. — Reich war der Waffenrock, mit Edelsteinen zinnenartig besetzt, beinahe dem gleich, den Feirefis (Parzivals Halbbruder) von Secundillen zum Erinnerungsgeschenke erhielt: das war ein Phelle der Salamander, — da war dieser ein Poufenîn und Gold des Tigris darein verwoben [3]).

---

[1]) Wie schwierig die Gewinnung sein soll, wird im Parzival erzählt.

[2]) *Einen mantel truoc si zobelîn*
bedaht mit einem phelle: den het ir ir geselle
verre brâht über sê. die würme Salamandré
worhten in in eim viure: dâ von was er tiure
unt müelich ze gewinnen andern küneginnen.
ir muoter was der selbe berc, dâ noch daz sîdîn werc
die würme Salamandré inne würkent alsam é.
der berc ist hol unde wît, mit kreften brinnet er z'aller zît
in der grôzen Asiâ.

[3]) *Ein Poufemîn gerœtet, daz ist ein sîdîn lachen,*
daz alle rœte ertœtet, ist dâ bî, und kan si sô verswachen;
wœn ez alle rœte überliuhte,
unt schîne ez in bleicher varwe, daz nihtes niht dâ bî rôt endiuhte.
Vor golde was gefrîet daz lachen rôter blicke;
ez was geworht gedrîet mit rîcheit der sîden alsô dicke;
Salamanders phelle dâ enkegen geteilet
(des blenke gap der rœte widerstrît), durch rîcheit dar geveilet.
Der wâpenroc was rîche, von steinen sô gezinnet,
vil nâhen dem geliche, mit dem Feirefîs dâ was geminnet
von Secundille — ein phelle der Salamander —:
dâ was dirre ein Poufemîn unt Tigergolt geweben in einander.

Auch im Loherangrîn und in noch anderen Gedichten wird dieses schneeweissen, unverbrennbaren Stoffes, wie der anderen Erwähnung gethan; doch die mitgetheilten Stellen genügen hier. Ohnehin wurden diese kostbaren Stoffe nur zu Prunkgewanden verwendet; für den täglichen Gebrauch bedurfte man billigerer, und diese wurden begreiflich wo nicht im Hause selbst, so doch sicher im Lande gefertigt.

In Deutschland also wob man in den ältesten Zeiten wenn auch nicht so glänzende, farbenhelle Stoffe, doch vielleicht haltbarere, und zwar wohl in jedem Hause. Trug doch selbst noch Karl der Grosse für gewöhnlich keine anderen Kleider, wie Eginhard in der Lebensbeschreibung Karls ausdrücklich sagt, als die seine Frauen und Töchter ihm eigenhändig gesponnen und gewoben hatten, und Königin Berta von Burgund, die Mutter der Adelheid, der Gemahlin Otto's des Grossen, spann selbst zu Rosse, wenn sie durch die Gaue ritt. Kam nun auch später das häusliche Weben ab, und entstunden desshalb nach und nach Lohnweber und sogar Weberzünfte; so erhielt sich doch das Spinnen, selbst in fürstlichen Häusern, allgemein bis in das sechszehente Jahrhundert. Im siebenzehenten, da es sich mit der spanischen Hofsitte nicht vertrug, begann es aus den Gemächern der Vornehmen zu schwinden, und seit dem achtzehenten gehört es, wo es dort noch geduldet wird, zu den »Sonderbarkeiten« ihrer Durchlaucht.

Das älteste Spinnen bei den Deutschen ist das mit der Spindel. Daher ist das symbolische Attribut der Frau die Spindel, wie das Schwert das des Mannes. In vielen Gräbern hat man bekanntlich Wirtel aus Thon, Stein und Bronce gefunden: die Spindel nebst dem Wirtel ward der heidnischen Frau in das Grab mitgegeben, wie das Schwert dem heidnischen Manne, weil dieser das Schwert, jene die Spindel auch in der andern Welt zu führen hatte; die Heiden dachten sich nämlich das Leben dort als eine Fortsetzung des Lebens hier. Schwertmage nennen die alten deutschen Rechtsbücher die Verwandten von Seiten des Vaters, Spindelmage, Spillmage die von Seiten der Mutter. Auch hieraus ergiebt sich, wie ehrwürdig den Alten Schwert und Spindel war, und wie einst ein Gott des Schwertes — *Heru, Haìrus*, — verehrt ward, könnte leicht auch eine Göttin der Spindel, — Berhta, Berahta, d. i. die Leuchtende, verehrt worden sein; darauf weisen eine Menge Sagen von Berhta wie die noch heute hie und da vorkommenden Spillsteine, Spindelsteine hin. Noch über dem Grabe der Liutgard, Tochter Ottos I. und Gemahlin Konrads, Herzogs von Franken und Lotharingen war, wie Weinhold, deutsche Frauen S. 114, anführt, eine goldene Spindel aufgehängt.

Wie alt das Spinnrad sei, weiss man nicht genau; auf jeden Fall ward es wohl erst eingeführt, als das Spinnen mit der Spindel zu wenig ausgiebig erschien, d. h. als schon viele Hände sich der Spindel versagten, und nun durch die Leistungen Weniger ersetzt werden musste, was früher Viele geleistet hatten. In Bilderhandschriften aus dem 15. Jahrhundert meine ich das Spinnrad bereits angetroffen zu haben; die Konstanzer Wandgemälde kennen nur das Spinnen mit der Spindel. Soviel über das Spinnen; die Zubereitung des Flachses und Hanfes, bevor er gesponnen ward, war im Ganzen die noch heute auf dem Lande übliche. War der Hanf oder Flachs gesponnen, so ward er, wie auch unsere Bilder es zeigen, auf die Haspel oder Weife gewunden, um in Stränge abgetheilt zu werden; dann ward er einerseits zur Werfte, Wibbe, Wubb gezettelt, anderseits zum Einschuss gespult. Das Kind auf unserem Bilde bedient sich nur der Hand zum Spulen, indem es den Faden vom Kneuel auf die Spule windet; später fand auch hier das Rad Anwendung. Nachdem

gezettelt und das Wubb aufgespannt ist, muss geschlichtet werden, ein Geschäft, welches keines der Konstanzer Bilder darstellt. Nun erst kommt es zum Weben.

Die altdeutsche Benennung des Webekellers, — man nahm gern kellerartige Räume, auf dass die Schlichte nicht zu schnell trockne, weil sonst die Fäden leicht reissen, — ist *diu tunc, tunch, tong, tung, dung.* Damit werden verdeutscht die Wörter *hypogeum, gynaeceum, textrina hiemalis zeta (= diaeta).* Noch jetzt heisst zu Augsburg das unterirdische Gemach, worin die Weber arbeiten: die Dunk. (Schmeller Baier. Wörterb. I, 385. Aus Pater Abraham a St. Clara führt er an: »Der Schmid bei den Funken, der Weber bei der Dunken,« ferner der Dunkel, der Kellerassel, *onisculus*). W. Wackernagel hat in Haupts Zeitschrift VII, 128 über das Wort *tunc* ausführlich gehandelt, und er versteht darunter: ein unterirdisches Gemach, welches zum Weben, zur Winterwohnung und Aufbewahrung des Getreides dient. Er bezieht sich dabei auf *Tacit. Germ. Cap. 16: Solent et supterraneos specus aperire eosque multo insuper fimo* (daher die Benennung *tunc-dung,* wozu *Dünger* und *düngen* gehört) *onerant, suffugium hiemi et receptaculum frugibus.* Auch Plinius sagt XIX, 2: *In Germania artem defossi atque sub terra id opus agunt.* Bekanntlich hat man an manchen Orten trichterartige Vertiefungen im Erdboden entdeckt, wo jetzt keine Wohnungen sind, und über deren Bestimmung man lange im Ungewissen war (vgl. Antiquarische Mittheilungen Bd. VII. S. 188): es werden dergleichen *tuncâ* sein. Bei Franken und Friesen dagegen hiessen sie: *screuna, screona* (in Burgund noch: *escrene, écraigne,* im übrigen Frankreich jedoch *mardelles*, in England *penpits*). *Screuna* scheint mir einerseits zusammen zu hangen mit *scrîn*, nach dem bekannten Uebergang von *eu in î*, anderseits vielleicht mit *scheune* (= *scheuer*), welches Wort das *r* ausgestossen haben mag; vergl. *spiot* und *spreot,* Spiess. Auf den Bildern zu Konstanz ist der Ort, wo das Weben stattfindet, durch den Boden als Keller angedeutet, und wir sehen den alten schlichten Webestuhl; übrigens braucht das Weben nicht immer in unterirdischen Räumen zu geschehen, unbedingt nothwendig ist es nur bei feineren Wiften.

Neben den Töchtern und Mägden wurden sicher auch weibliche Kriegsgefangene im früheren und späteren Mittelalter von der Hausfrau zum Weben und anderen derartigen Geschäften verwendet. Häufig wird in den Gedichten der Wercgademe, Phieselgademe *(pisale, pisalis; poesle, poêle)* gedacht. Die Kaiserchronik, Diemer 427, z. B. sagt:

Jâ kom iz alsus, daz der rihtâre Étîus (Aetius)
gespotte der chuniginne, daz hete si ze unminnen:
durch die grôzen scande ir boten si sande,
si enbôt Étîo: si ne wurde niemer frô,
er ne kôme in ir phiesel, dâ er die wolle ziese
under andern genezwîben (Weibern des *gynaeceums*) *etc.*

Es wird hier auf den Aetius übertragen, was sonst vom Narses erzählt wird. Eine ausführliche Beschreibung eines Werkgadems, worin gefangene Jungfrauen arbeiten mussten, findet sich Jwein, 6186 ff.

Nu sah er inrehalp dem tor (der Burg)
ein wîtez wercgadem stân: daz was gestalt und getân
als armer liute gemach, dar in er durch ein venster sach
würken wol driu hundert wîp, den wâren cleider unter lîp

vil armecliche gestalt: irn' was iedoch deheiniu alt.
die armen heten ouch den sin, daz genuoge worhten under in
swaz ieman würken solde von sîden unt von golde.
gnuoge worhten an der rame: der werc was aber âne schame.
Unt die des niene kunden, die lâsen[1]*, dise wunden,*
disiu blou[2]*, disiu dahs*[3]*, disiu hachelte vlahs,*
dise spunnen, dise nâten, unt wâren doch unberâten.
in galt ir arbeit nicht mê wan daz in z'allen zîten wê
von hunger unt von durste was.

Eben so heisst es in der Gudrun von gefangenen Jungfrauen:

Sumelîche muosten spinnen und bürsten in den har,
die von hôhen dingen wâren komen dar,
unt die wol legen kunden golt in die sîden
mit edelem gesteine: die muosten arbeite lîden.

Wir brauchen uns nicht zu wundern, dass in den Burgen der Landherren dieses und andere Gewerbe betrieben wurden: sie hatten ihr oft sehr zahlreiches Hausgesinde nicht nur zu nähren sondern auch zu kleiden. Auch für Gäste mussten Mäntel und andere Kleider in Vorrath da sein, wenn sie zu den hohen Festen, Ostern und Pfingsten, und zwar oft sehr zahlreich, sich einfanden: dafür liessen sich hundert Belegstellen aus den Dichtern anführen.

In den Klöstern war es im Mittelalter und ist es wohl bis auf den heutigen Tag nicht anders. Mit den grösseren, reicheren Mönchsklöstern waren besondere Werkhäuser verbunden, in denen fast alle Gewerbe[4], meist von den Laienbrüdern, betrieben wurden. Die *Regula Sti Benedicti* verlangt gerade zu, dass jeder Mönch ein Handwerk verstehe. Erwägt man, dass in manchem Kloster ein ganzes Heer von Mönchen war — Corvey soll ihrer einmal neunhundert gehabt haben —, und dass mit sehr vielen Klöstern Schulen verbunden waren, in denen sich ebenfalls oft mehrere hundert Schüler befanden, so begreift man die Nothwendigkeit der Werkhäuser; denn Mönche wie Schüler waren von dem Kloster zu bekleiden. Aber auch sogenannte Umhänge, das sind seidene oder leinene mit bildlichen Darstellungen geschmückte Tapeten, waren in den Kirchen nöthig, und so wurden nicht selten in der Kunst des Webens und Stickens geübte Frauen an Kirchen geschenkt, z. B. an Mainz von Kaiser *Otto II* im Jahr 976: »*Illam egregiam familiam donamus, ut (ecclesia) in lineis, laneis et sericis ornamentis femineo honoretur artificio*« sagt die Urkunde bei Hüllmann, deutsche Finanzgeschichte, S. 212. Selbst nach Rom mussten deutsche Klöster, z. B. Raitenbach in Baiern, jährlich leinene Alben liefern[5]. Eben so kommt es vor, dass Klöster für Abtretung von Gütern zu jährlichen Gaben an Kleidern sich verpflichteten. St. Gallen z. B. empfing im Jahre 838 von Pabo Güter zu Wilare (Weiler in Thurgau) gegen das Versprechen, ihm

[1]) Sonderten. [2]) Klopfte. [3]) Schwang.

[4]) In den Werkhäusern von St. Gallen arbeiteten: Schuster, Sattler, Schwertfeger, Schildmacher, Schnitzer, Bildhauer, Gerber, Goldschmiede, Schmiede, Walker, Küfer, Drechsler, Bierbrauer, Bäcker. Der Weber, Schneider, Bortenmacher etc. wird auffallender Weise nicht gedacht. S. Bauriss des Klosters St. Gallen vom Jahr 820, herausg. von Ferd. Keller, 1844.

[5]) Fischer, Geschichte des deutschen Handels, I., S. 146.

jedes Jahr ein wollenes, jedes dritte Jahr ein 3 Solidos werthes Pallium zu verabreichen. Urkunde Nro. 368. Im Jahre 865 überliess eine Frau, Adalpirin, ihr Eigenthum in *Ecco* (Egg) an St. Gallen und empfing dafür im ersten Jahre einen Rock, eines Schillings werth, im andern eine *tunica linea, smoccho* genannt und zwei Tremissen (etwa $2^1/_2$ Gulden) werth. Urkunde Nro. 506. Dem *Kozbert,* der seine Güter in Schwaben im Jahr 816 an St. Gallen abtrat, hatte man ausser anderen Leistungen jährlich leinene Kleider und Bettzeug zu reichen. (Urkunde Nro. 221. *Accipiam annis singulis unum laneum vestitum et II lineos et sex caciamenta et II manices et I camalaucum et lectistramenta atque post duos annos I sagellum*); und dem Priester Pero, der 897 sein Eigenthum in Goldach dem h. Gallus gab, jährlich einen leinenen und einen wollenen Anzug. Urkunde Nro. 709 [1]).

Den Rohstoff bezogen die Klöster ihrerseits wieder als Abgaben. So bestimmt eine Urkunde des Abtes der Reichenau, Wolfreds, vom Jahre 843: *Disposuimus, quid utilitatis et quale debitum singulis annis nostro communi cellario posset conferri: de Chuningespach X haspas de canafo* (zehen Haspel Hanf); *de Otelingen, de Pirningen IV. haspas de filis* (leinene Fäden), *V de canafo; de Emphingen similiter; de Pinestorf, de Wangingen, de Tusching, similiter; de Meringen sicut de Wingen; de Tuttelingen sicut de Emphingen; de Honistetten X haspe de lino; de Unlaingen V haspas de lino,* u. s. w. [2]).

Auch in den Nonnenklöstern ward das Weben bald zum Vergnügen bald zum Erwerb betrieben. Schon auf dem Aachener Concil im Jahr 816 ward den Nonnen das Spinnen und Weben als beste Beschäftigung in den gebetfreien Stunden empfohlen (*Harzheim, Concil Germ. 1. 54*). Aus dem ehrwürdigen Beda (*hist. eccl. 4, 25*) erfahren wir jedoch, dass leichtfertige angelsächsische Nonnen im siebenten Jahrhunderte ihre Kunstfertigkeit benutzten, um ihre Liebhaber mit kostbaren Gewändern zu beschenken.

Als sich die Städte mehr und mehr hoben, entstunden daselbst die Innungen, Gilden, Zünfte, Aemter, Wörter, die jetzt alle das Gleiche, Handwerkervereine, bezeichnen. So trifft man bereits zu Anfang des 12. Jahrhunderts zu Aachen, Köln, Gent und anderwärts freie Tuchmacher und Leineweber. Gerade die Wollenzunft war sehr bald reich und mächtig und desshalb oft gegen die Geschlechter aufsätzig. Die Chroniken von Köln, Aachen und anderen Städten wissen von Aufläufen und Widersetzlichkeiten der Wollenzunft oder des Weberamtes genug zu erzählen.

Aber nicht nur in den niederrheinischen und niederländischen Städten [3]) blühte die Weberei in Flachs und Wolle, anch in Westphalen, Schlesien, der Lausitz, in Süddeutschland, und wohl in allen Reichsstädten war diess nicht weniger, besonders in Flachs und Hanf, der Fall. In Süddeutschland zeichneten sich besonders dadurch aus Ulm und Augsburg [4]). In letzterer Stadt arbeiteten 1523 über dritthalbtausend Meister und sie lieferten 35,000 Stück Barchent und über 70,000 Stück Lein-

---

[1]) Urkundenbuch der Abtei St. Gallen, Band I und II.

[2]) Volz, Beiträge zur Geschichte der Leinwandfabrikation in Württemberg. Jahrbücher für vaterländ. Geschichte etc. 1854, 1. Heft.

[3]) Reineke Vos, v. 63 ff.

ja wêre al dat laken pergement,
dat dâr wert gemaket tô Gent,
men scholdit dâr nicht in konnen schrîven.

[4]) Vrgl. Paul von Stetten, Kunst-, Gewerbs- und Handwerksgeschichte von Augsburg. Jäger, Schwäbisches Städtewesen im Mittelalter. Dietrich, Beschreibung von Ulm.

wand. Im Jahr 1595 kamen auf dem Weberhause 410,930 Stück Barchent zur obrigkeitlichen Schau, und noch 1610 gab es zu Ausgsburg 1000 Meister, die 475,184 Stück Barchent lieferten. Nicht minder bedeutend war Ulm vom 14. bis in das 17. Jahrhundert in dieser Hinsicht, und besonders berühmt waren die Ulmer Bleichen und Färbereien. Auf alten Römersteinen werden schon *Negotiatores artis purpureae* zu Ulm erwähnt.

Auch zu Konstanz war im 13. und 14. Jahrhundert die Weberei in hoher Blüthe (die älteste Verordnung des Rathes über den Leinwandhandel ist vom Jahre 1283), und es ist nicht unwahrscheinlich, dass das Haus, welches durch die besprochenen Gemälde geziert war, einem reichen Webermeister einst gehörte. Besonders nach Italien hin ward mit Linnen lebhaft Handel getrieben, und Konstanz wie Ravensburg stand mit Venedig, Mailand, Toskana, Genua, Piemont, Savoyen, Katalonien einerseits, anderseits mit Frankfurt, Köln, Geldern, Lothringen, Belgien und den Niederlanden in Handelsverbindungen, wie die durch Mone veröffentlichten Schreiben der Stadträthe und die Antworten darauf kundthun. Aber durch den leichten Gelderwerb zur Zeit des Concils, 1413—1418, und durch das leichtfertige und üppige Leben, das überall zu Tage trat, — die Zahl der Fremden schwankte zwischen 80,000 und 150,000 Personen, worunter auch 700 »fahrende Frauen«, entwöhnten sich die Bürger der Betriebsamkeit, des Fleisses und der Sparsamkeit, und so sanken schnell alle Gewerbe und auch die Weberei, deren gänzlichem Verfalle die Obrigkeit 1528 durch allerhand Verordnungen und Anstrengungen verschiedener Art, wiewohl vergeblich, vorzubeugen suchte.

Bei weitem minder bedeutend war die Arbeit in Seide, wie denn auch auf den Konstanzer Bildern nur Gürtelverfertigung dargestellt ist. Feinere und kostbarere Stoffe kamen immer aus der Fremde, und wenn sich auch hie und da Frauen mit Gold- und Silberstickerei auf Seide beschäftigten, so war das mehr anmuthiger Zeitvertreib vornehmer Frauen als gewerbsmässiger Betrieb. Wir haben es also hier auch nur mit der Fertigung der Gürtel zu thun. Gürtel trugen ehedem Männer und Frauen, und sie zeugen nicht am wenigsten von der Prachtliebe des Mittelalters. Die Bilder 13 und 14 zeigen uns die Verfertigung der Gürtel. Den eigentlichen Gürtel für Männer bildet ein starker Riemen, der mit Metallplatten verschiedener Form besetzt war. *(Der rieme was alsô getân, er was niender laere von gesteine noch von golde. Wigal.* 13, 22*)*. Bei feierlichen Gelegenheiten trugen sie jedoch auch Gürtel wie die der Frauen. Der Frauengürtel bestund aus einem Borten, d. h. einem starken Seidenbande; daher bezeichnen die Worte *gürtel* und *borte* oft eines und dasselbe. Das seidene Band, welches zum Gürtel verwendet ward, war oft mit Goldfäden durchzogen, oft aber auch mit Goldstäbchen *(zeinen)* oder runden, ovalen, viereckigen Goldplättchen besetzt *(beslagen)*. Zuweilen trugen diese auch Edelsteine. Dass *borte* und *gürtel* gleichbedeutend waren, beweisen folgende Stellen:

Dâ sie sich mite gorte, daz was ein waeher borte
geworht, alsô sie wolde, von sîden unt von golde. Êneit 1712.
Der roc was nâhe an ir lîp getwenget
mit einem borten, der lac wol, dâ der borte ligen sol. Trist. 10910.
Dô greif nâch eime gürtel diu hêrlîche meit,
eime starken borten, dens' umb ir sîten truoc. Nibel. 387.

Das Beschlagen der Gürtel mit Golde wird bezeugt durch *Athis 68,* und das Besetzen mit Edelsteinen durch *Wigal. 771:*

Mit guoten gürteln langen, beslagen mit goltspangen. — Ein borte guot genuoc von edelem gesteine.

Einer Bäuerin Gürtel wird beschrieben *MS. II. 115 b.*:

Der ich mich mit willen ie ze dienste bôt
an der hân ich ersehen einen gürtel rôt —
glesîn ist diu rinke von kupfer ist der dorn;
ich nam sîn war, ez was ein smaler rieme:
den brâht' ein ritter ir dâ her von Wiene.

Die Borten nun wurden im Mittelalter an der Rame gewirkt mit der *drîhen* oder mit der *spelten*. *Drîhe* wird erklärt durch: »Nadel zum Sticken, Borten wirken;« aber da es Titurel 137, 2, heisst: *sîn halse* (Halsband des Hundes) *was arâbensch ein borte* (Borte aus arabischem Golde), *geslagen mit der drîhen herte*, so zweifle ich, dass *drîhe* = *nadel* sei. Dagegen beweiset nichts Rudolfs Chronik, 5. *a.*

Neômâ —
diu von êrste mit begunst erdâhte wîpliche kunst:
mit nâdeln unt mit drîhen naejen bretten rîhen,

da *nâdel* und *naejen* zusammen gehören, aber *drîhe* wohl zu *bretten (stringere)* zu ziehen ist; *rîhen*, aufreihen, bezieht sich wieder auf *nâdel*. Ferner sagt man *borten dringen* (flechten) und dazu stimmt die Nadel auch nicht besonders. Endlich kommt vor *gürtel stricken, ricken, zetteln, drîhen, (Martina 22)*. Es wird die *drîhe* also wohl ein Werkzeug gewesen sein, womit man *dringen, slahen* und *stechen* konnte.

Eben so unsicher sind wir in Bezug auf die *spelte*, ein anderes Werkzeug, dessen man sich beim Fertigen der Borten bediente. So sagt eine Frau:

Ich bin von werke wîse:
mit drîhen unt mit spelten kan ich ez wol vergelten,

nämlich was ihr mir, um zu leben, gebt. *Guote Frau, v.* 1705. Und Suchenwirt sagt, 41, 88:

Mit spindel nâdel spelten hâst du gewunnen hie dîn nar.

Lesen wir endlich:

Ein gürtel âne spelten und âne ringgen geworht,

so kann hier unter *ringge* nicht die Schnalle verstanden werden, sondern es muss wiederum ein Werkzeug sein, dessen man sich bei der Fertigung der Gürtel bediente.

Allein ohne Rahme kann man nicht arbeiten mit der Spelten, wie Martina, 19 *d*, gelehrt wird:

Waz solten frouwen âne scham?
reht als die spelten âne ram.

und so kommen wir auf die Rahme zu sprechen. Wir sehen dieselbe auf Bild 14, 15, 16 abgebildet, aber verschiedene zu verschiedenem Zwecke. Bild 14 wird laut der Ueberschrift ein Gürtel gewirkt; das seidene Band dazu wird Bild 13 zurecht gemacht. Das Werkzeug, welches die Gürtelwirkerin in der linken Hand hält, wird wohl die Spelte sein. Bild 15 wird Seide aufgespannt und Bild 16 die aufgespannte unten ausgebreitet; aber zu welchem Zwecke, erfahren wir nicht, da leider gerade hier die Ueberschriften unerklärbar sind. Auf Bild 17 wickelt die Jungfrau die Seide von der Haspel auf die Spule; damit aber hat alle Arbeit ein Ende. Es ist Abend, darum

betet die Frau auf Bild 18 ihre Zeit, und die Jungfrauen auf Bild 19 strehlen einander das Haar. In Bild 20 endlich sehen wir eine hinter dem Ofen von der Arbeit ausruhen.

Die Frauen auf unsern Bildern gehören alle dem Bürgerstande an, wie ihre Tracht zeigt. Sie sind Lohnarbeiterinnen. Die Bortenwirkerei und Seidestickerei ist übrigens eine alte Kunst. Schon in der *Lex Thuringorum et Werinorum* (7. Jarh.) werden die *feminae fresum (fimbrias) facientes* erwähnt und ihre Busse um ein Drittel höher angesetzt als die anderer Frauen gleichen Standes. Bei den Römern hiessen die Seidensticker *plumarii* oder *phrygiones*, ihr Werk *opus phrygium*, weil man annahm, die Phrygier hätten diese Kunst erfunden. Aber auch in Rom übten sie Frauen damals. So ruft *Claudianus* dem *Stilico* zu:

Et medium te zona liget variata colorum
floribus et castae manibus sudata Serenae.

Das letzte Bild endlich Nr. 21, zeigt uns ein Bad. Es ist ein öffentliches, denn es ist ein Bademeister nebst Badeknechten anwesend. Das grüne Ding, welches ein Badeknecht handhabt, ist der Badequast, womit die Badenden abgerieben wurden. Da wir nirgends ein Geräthe mit Wasser, keine Badewanne oder dergleichen sehen, so haben wir es mit einem Schwitzbade zu thun.

Wasser- und Schwitzbäder waren im Mittelalter üblich, und es war Brauch, dass der Arbeitgeber seinen Arbeitern und Arbeiterinnen am Sonnabende ein Bad bereiten liess oder, wenn er das nicht wollte, für sie in einem öffentlichen Bade bezahlte. In Skandinavien hiess der Sonnabend *laugardagr*, Badetag, woraus wir schliessen können, dass an diesem Tage das Baden auch dort allgemeine Sitte war.

Mone hat urkundlich nachgewiesen[1]), dass es Brauch war, den Arbeitern nach der Arbeit ein Bad oder Badegeld zu geben. So bekamen die Schnitter des Spitals zu Mosbach im Jahr 1527 nach der Ernte 1 Schilling 2 Denare zum Badgelde.

Von Gudrun, als ihr langer Dienst zu Ende ist, und man ihr sagt, sie dürfe nun als Königin befehlen, heisst es:

Dô sprach diu juncfrouwe »mir wart sanfter nie.
sol ich vil gotesarme nu gebieten hie,
so ist mîn gebot daz êrste nâch grôzer arbeite,
ê daz ich hînt slâfe, daz man mir ein schoenez bat bereite.«

Aber nicht nur sie selbst, auch die Jungfrauen, die mit ihr zugleich von den Normannen geraubt worden und gleich ihr genöthigt gewesen waren, zu spinnen und zu weben, wurden mit ihr gebadet und darauf mit Wein und Meth bewirthet.

Dô si gebadet wâren, dô brâhte man in wîn,
daz in Ormanîe niht bezzer möhte sîn;
mete den vil guoten brâhte man den frouwen.

Uebrigens war das Baden im Mittelalter weit häufiger als heutzutage. Fast jeder Gast, der ankam ward gebadet. Belege sind: *Fundgruben:*

---

[1]) Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins, Bd. XII, 19. Bd. XVII, 254.

Gen. 5, 59: *Der chunig gebôt,*
daz man den man padôte unde scâre, wâtete inen ziere.
Jwein 88: *Do begunde diu magt des ritters pflegen,*
als ir got iemer lône: si batte in harte schône.
Wigal. 690: *Zu sînen knappen er dô sprach:*
nu bat den ritter schône.
Parziv. 272, 27. *Zwelf clâre juncfrouwen*
die batten dô mit freuden sie (die Jeschûte).

In öffentlichen Bädern gab es, wie bereits gesagt ward, immer Bader, Bademeister, die Knechte und Mägde unter sich hatten. *Die bader die dâ badeten mich,* sagt *Uolrich v. Liechtenstein* im Frauendienst 227, 6. Wie es darin zugieng, erzählt Seifried Helbling um 1290.

»Ich hân eines mir gedâht,
daz nâch unmuoze niht schat: ob bereit sî daz bat,
des nim war, frumer kneht!« »Herre, ir welt wol unde reht,
ob ich dâ bî die wârheit kies: ich hôrte, daz der bader blies,
und sach mit niugebürstem hâr, barfüeze, ân gürtel, slîchen dar
unser nâchgebûren drî. dâ kius' ich die wârheit bî.«
»ich wil dar: wol dan nâch mir! nim mîn badehemd mit dir!«
Als ich zem badehûse kam, der kneht von mir nam
daz gewant und leit' ez hin. ze dienste het er guoten sin,
er sprach: »nu her ân allen tadel einen frischen niuwen wadel[1]*),*
hinden wol gebunden!« »Den hân ich schiere funden«
sprach der wirt und gap uns vier: dar ûz nâmn die besten wir.
Als ich in die stuben gie, daz badevolc mich wol enphie;
sie heten unverdrozzen die dîln[2]*) wol begozzen,*
gewaschen schôn die benke. Ein wîbel[3]*) vil gelenke*
nam mîn dô mit dienste wâr: si truoc mit bat ein schepfel[4]*) dar*
weder ze kalt noch ze warm. si streich mir rücke bein und arm
als eim weteloufaere. Dô sprach mîn kneht gewaere[5]*):*
mich juckent arme und diu bein: nu dar! zwei schepfel an die stein,
dâ wir nâch erswitzen. macht vinster dâ wir sitzen,
daz wir die wedel swingen! lât an den oven klingen
zwên würfe[6]*) mêr, die krachen!« Des begunde ich lachen*
in der vinsternüsse. — —
»bit noch zwên würfe werfen dar!« des wart der badaere gewar.
Dô muost' ich ûf die dillen[7]*)*
»Nu dar, badeliute, reht ze mînem herren!« sprach der kneht;
lât iuch niht »bedriezen: rîben unde begiezen
füeget nâch der lecke[8]*) wol. guot louge man gewinnen sol*
lûter unde liehtgevar[9]*). Ein badewîbel füeg' sich dar*

[1]) Badequast. [2]) Bretter. [3]) Weiblein. [4]) Schöpfkelle. [5]) sorgsam, zuverlässig. [6]) Holzscheite. [7]) Bretter. [8]) Dürre, Trockenheit. [9]) hell.

diu wol künne dwahen[1]*, des érsten nicht gâhen*[2]
mit langen umbesweifen. — — nu lât iuwer hende
in der gis[3] *dar strîchen. ze leste nemt ein klîchen*[4]
der louge, ie mêr unde mêr, sô tuot daz jesen widerkêr[5].
Nu dar, her scheraere, strîchet scharsach[6] *unde schaere,*
ebent hâr und scheret bart.« —

Wollte ein Wirth seinen Gast besonders ehren, so ward die Badstube mit Rosenblättern bestreut und wohl auch er selbst. Auch stund oft ein Bette bereit, worin der Gast nach dem Bade liegen konnte, wenn er das bedurfte. Alles diess wird erwähnt im Parzival 166, 21 — 168, 6. Aber Parzival hatte weder Badeknechte noch »gelenke Wîbelin« zur Bedienung, sondern schöne Jungfrauen, die ihn *»twuogen unde strichen«*.

Die Einrichtung, wie sie Seifried Helbling oben beschreibt, mag vielleicht heute noch hie und da vorkommen. Im Thale von Pfäffikon z. B. ist, wie man mir mittheilte, bei den Bäckern eine Badstube. Die befindet sich über dem Raume, in welchem der Backofen steht. In der Decke ist ein Schieber. Dieser wird geöffnet, sobald gebacken ist, damit der heisse Dunst die Badstube oben erfülle. Wenn der Bäcker die Badstube gerüstet hat, bläst er vor der Thüre ein Horn zum Zeichen, dass nun die Badstube könne bezogen werden. Sofort kommen Männer und Weiber und setzen sich auf die Bänke, die an den Wänden rings umher angebracht sind, und geniessen das Schwitzbad. Die bei Helbling nun folgende Bedienung fehlt daselbst, dafür ist aber für das Bad auch nichts zu zahlen. Der einzige Gewinn, den der Bäcker von seinem Bade hat, ist, dass die Badgäste nach dem Bade in seiner Wohnstube einen Schoppen Wein oder auch mehr trinken, versteht sich gegen Bezahlung.

Bei manchen solchen Badstuben soll auch ein Bett in einem kleinen Nebenzimmer stehen, worin sich wer gebadet hat, wenn er sonst will, legen kann. In derselben Gegend waren die Fabrikbesitzer früher gleichfalls gehalten, ihren Arbeitern und Arbeiterinnen jeden Samstag den Badelohn zu zahlen.

So erhalten sich manche Gebräuche viele Jahrhunderte hindurch.

Noch sei es mir erlaubt, ein Urtheil über den kunstgeschichtlichen Werth der Konstanzer Bilder mitzutheilen, womit Herr Prof. Lübke uns zu erfreuen die Güte hatte.

Der kunstgeschichtliche Werth dieser Bilder, sagt er, steht ihrer Bedeutung für das Kulturleben des deutschen Mittelalters kaum nach. Sie stammen aus einer Zeit, welcher zwar ein tieferes Verständniss der Körperformen noch nicht aufgegangen, deren Auge aber der Natur schon hinlänglich geöffnet war, um die allgemeinen Verhältnisse mit richtigem Gefühl aufzufassen. Daher ist auch diesen Schöpfungen jener ansprechend naive Zug, jener Hauch einer schlichten Empfindung eigen, welcher den Werken des Mittelalters, und vorzüglich denen der gothischen Epoche einen besonderen Reiz verleiht. Vergleichen wir nämlich unsere Malereien mit den Miniaturen in der Manesse'schen Handschrift der Minnesänger und mit andern ähnlichen Bildern jener Zeit, so dürfen wir ihre Entstehung nicht später als in die ersten Decennien des 14. Jahrhunderts weisen. Damals hatte die Kunst die letzten

---

[1]) waschen. [2]) eilig sein. [3]) Gischt. [4]) Kübel. [5]) wiederholt sich. [6]) Scheermesser.

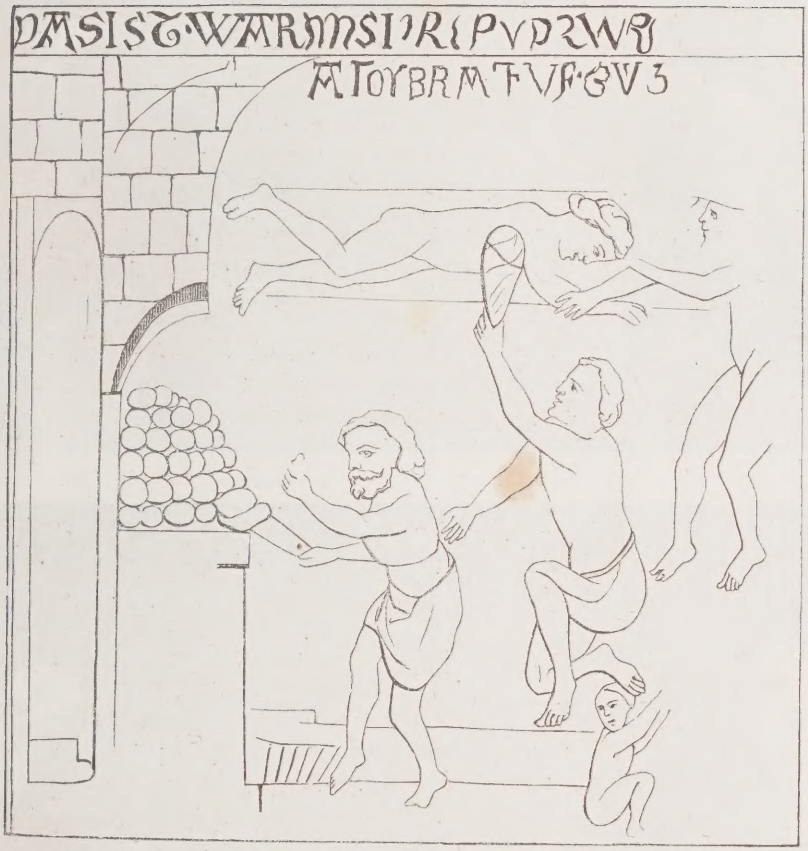
Ueberreste des strengeren romanischen Styles völlig überwunden und gab ihren Gedanken in fliessend weichen Formen, in anmuthig bewegten Gestalten einen neuen Ausdruck. Ein fast weiblicher Zug, der vom Sinnigen sich nicht selten bis ins Schwärmerische steigert, ist den Schöpfungen jener Epoche eigen, der darum auch die weiblichen Figuren zumeist am besten gelingen.

Diesen sinnig naiven Ausdruck finden wir auch in den Konstanzer Bildern. In wenigen Linien von weichem Flusse ist das Wesentliche der Gestalten und ihrer Bewegungen zur Anschauung gebracht. Die verschiedenen Beschäftigungen sprechen sich deutlich aus, und bei der grossen Mannigfaltigkeit von Motiven namentlich in der Haltung des Oberkörpers und der Arme leitet den Künstler eine scharfe Beobachtung, verbunden mit einem Gefühl für das Anmuthige und Schöne. Besonders bezeichnend ist die fast immer leise geneigte Senkung des jugendlichen Kopfes, der durch rundliche Formen, reiche Lockenfülle und Rosenkränze bei den Jungfrauen, durch schicklich geordneten Faltenwurf des Schleiers bei den Frauen einen Hauch liebenswürdiger Idealität verräth. Diese erhöhte Stimmung der Zeit tritt gerade bei einem Gegenstande wie der vorliegende in um so helleres Licht, wenn wir uns erinnern, dass wir nur Fabrikarbeiterinnen des 14. Jahrhunderts in ihren verschiedenen Handtierungen vor uns haben. So stark war in jener Epoche das Bedürfniss, selbst den aus dem niederen Alltagsleben geschöpften Darstellungen einen Schimmer von Schönheit zu verleihen. Wenn nun das Naturstudium noch nicht vorgerückt genug war, um die Gestalten durch Modellirung plastisch zu runden, wenn im Streben nach lebendiger Bewegung manchmal die etwas gespreizten Arme an die Gränzen der Auffassungs- und Darstellungsgabe erinnern, so sind diese in allen Schöpfungen jener Epoche mehr oder minder häufig wiederkehrenden Eigenschaften doch keinen Augenblick im Stande, den Eindruck frischer Natürlichkeit und schlichter Naivetät abzuschwächen, den diese Bilder hervorbringen.

Ein besonderer Werth liegt dann noch in der Seltenheit solcher Darstellungen. Wandgemälde der gothischen Epoche gehören überhaupt schon desshalb zu den Ausnahmen, weil im ganzen Norden die gothische Architektur, welche an die Stelle der Wandflächen grosse gegliederte Fenster setzte, nur selten Gelegenheit zur Anwendung von Wandmalereien darbot. An ihrer Statt begünstigte die Gothik die Glasgemälde und liess die Kunst der Wandmalerei allmählig so gut wie aussterben. Kommen daher selbst kirchliche Wandbilder nur selten mehr in gothischer Epoche vor, so sind Darstellungen profanen Inhaltes geradezu als vereinzelte Ausnahmen zu bezeichnen. Und selbst wenn wir die zahlreichen Miniaturen der Handschriften mit zum Vergleich heranziehen, so bewegen auch diese sich in höheren Lebenskreisen und schildern das Ritterleben mit seinen Abenteuern und seinem Minnedienst. Da ist es denn doppelt anziehend, wenn wir in den Konstanzer Bildern auf einen Künstler stossen, der uns einen Blick in das gewerbliche Schaffen und Treiben des Bürgerstandes gestattet, und einen vollen Zug jener feinen Anmuth, welche sonst nur aus den Gestalten der Ritter und ihrer Damen uns entgegenglänzt, auch über die schlichten Kinder des Volkes ausgiesst, welche für einen reichen Fabrikherrn des 14. Jahrhunderts in verschiedenartiger Thätigkeit sich bemühen. Freilich tritt der Ausdruck der Mühe zurück, und wie die lieblich bewegten Gestalten die Arbeit gleichsam nur als ein heiteres Spiel zu behandeln scheinen, so ist denn auch dafür gesorgt, dass nach vollbrachtem Tagewerk ihnen das Behagen der Ruhe und die Freuden des Bades zu Theil werden.

Ueber den Künstler dieser Gemälde lässt sich nur eine allgemeine Vermuthung aussprechen. Da das Allgemeine, Typische in den Werken der damaligen Kunst überwiegt und das Individuelle noch kaum sich

geltend zu machen vermag, so wird man höchstens auf einen Künstler der schwäbischen Schule schliessen dürfen. Und dabei muss nicht vergessen werden, dass eine schärfere Bestimmtheit im Charakter der einzelnen Schulen damals noch nirgends hervortritt, und dass man nur etwa denselben Ausdruck naiv-sinniger Anmuth, wie er bei den Illustratoren der Minnesänger und andrer damaliger Dichter gerade in den süddeutschen Gegenden angetroffen wird, in diesen Werken wiederfindet. Dass wir es aber mit der Arbeit eines bürgerlichen Meisters zu thun haben, dürfen wir mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit annehmen, da nicht bloss der Ort und die Bedeutung der Werke dafür sprechen, sondern überhaupt die Ausübung der Kunst damals schon überall in die Hände weltlicher Meister übergegangen war.



Einundzwanzigstes Bild.

RANFICH·WOLREITVR·BANTNESENS·MVSIN·BEGAN

1.

2.

ECHELN·WILICH·TRIBE·

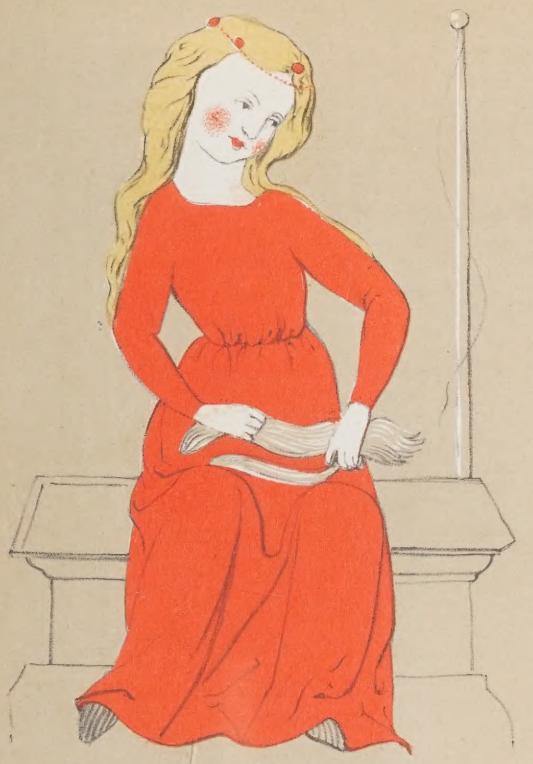
3.

WEBEN·KAN·ICH·WOLRIBEN·

4.

DAS·LEG·ICH AN ONIT·STNEN·SOKAN·ICH ES WOLGESPINEN

5.



6.

ICH·HASPEL OM SES AMPENGE GARN·WIDAN KAN·ICH REIN·

BEIN

7.

8.

III.

LN·KAN·ICH·WOL·UNHEBEN·DAS·KINT·SPULET·ICH·KA·WEBE·

9.

10.

DIS TUCHDIDICH MIT·DSCHERE·SORCE ICHST OLZASERE·DRGENS·S

11.

12.

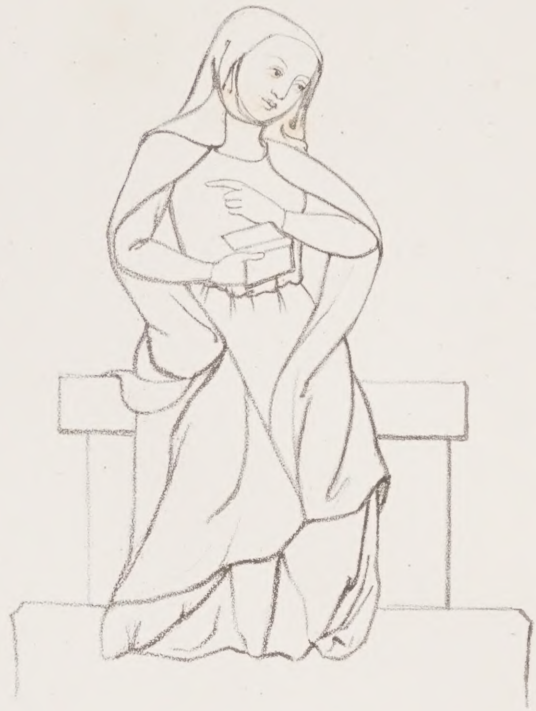
N·WIRV SNVT SCHAME·
·GVB TVL·WURCH·ICH·FDR AMEN
13.
14.
ICH·RAN SIDE·TREGE·SO·KA·ICH·HAICE SCHAICE· SICE·SPVLICH A
15.
16.

V.

ANE·NIT·SOS IZ ICNNE·IC DE·BT·ON ZIT·OCH·DVROSST ON ICICHSWIG

17.

18.



SICHSVRDICH·JCH LIGHEALS·AUSUDE·SOL·HINDERDEMOFENISTMO·WOL

19.

20.

PFAHLBAUTEN.

SECHSTER BERICHT.

Von

Dr. Ferdinand Keller.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1866.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XV. Heft 7.

Vorwort.

In Folge der von den Pfahlbauten auf dem Felde der historischen so wie der naturhistorischen Wissenschaften erlangten Bedeutung ist auch die öffentliche Besprechung dieser Erscheinung reger geworden und in verschiedenen Sprachen eine beträchtliche Anzahl sowohl selbständiger Schriften als auch Abhandlungen erschienen, welche als die Erstlinge einer besondern Pfahlbautenlitteratur zu betrachten sind. Der Werth dieser Schriften ist begreiflicher Weise sehr verschieden, da die einen bloss das Bekannte wiederholen, das Räthselhafte und Dunkle aber durch gewagte Hypothesen zu erklären suchen und oft nur allzu deutlich den gänzlichen Mangel an eigener Anschauung durchblicken lassen, während die andern neue Entdeckungen mittheilen und theils durch Verknüpfung derselben mit den bisher gewonnenen Thatsachen theils durch geschickte Schlussfolgerungen die Kenntniss des Ganzen erweitern. Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass in jeder Art dieser Publicationen sowohl Deutungen einzelner Gegenstände, als auch Ansichten über die Auffassung von Hauptfragen ausgesprochen werden, welche von der in diesen Mittheilungen dargelegten Anschauung abweichen, ihr widersprechen. Obwohl ich in der nachfolgenden Berichterstattung Gelegenheit haben werde, mehrere dieser Punkte zu berühren, mag es doch nicht unzweckmässig sein, schon hier einige der namhafteren Einwendungen einer kurzen Betrachtung zu unterwerfen.

Wenn ich mir bei dieser Erörterung erlaube, gegen die Ansichten zweier berühmter Naturforscher Zweifel zu erheben, so darf ich um so weniger besorgen, dass meine Bemerkungen eine unfreundliche Aufnahme finden werden, als Jedermann weiss, dass das Zusammenstellen und Prüfen der verschiedenen Meinungen der Weg zur Wahrheit und die Erkenntniss desselben das Ziel aller wissenschaftlichen Bestrebungen ist.

In den Arbeiten, welche wesentlich zur nähern Kenntniss der Pfahlbauten beigetragen haben, weil ihr Inhalt sich auf Forschung in den Trümmern der alten Ansiedelungen und richtige Combination stützt, gehört die so eben in neuer Auflage erschienene treffliche Schrift meines Freundes Desor: »Les Palafittes ou Constructions lacustres du Lac de Neuchatel, ornées de 95 gravures sur bois.« Paris 1865. Da der Neuenburgersee Stationen aus sämmtlichen von den Alterthumsforschern aufgestellten Culturperioden enthält, so nimmt der Verfasser Veranlassung, die Bestimmung, Form und Ausrüstung der Pfahlbauten im Allgemeinen, und der bekannten drei Arten im Speciellen in ihren Hauptzügen zu bezeichnen.

Was die Bestimmung der Pfahlbauten betrifft, so ist auffallend, dass Herr Professor Desor sich mit der Ansicht: die Pfahlbauten seien die eigentlichen permanenten Wohnsitze eines Theiles der Bevölkerung gewesen, nicht recht befreunden kann; denn obwohl er auf pag. 7 mit Rücksicht auf die der Steinzeit angehörenden Niederlassungen sagt: »On comprend jusqu'à un certain point qu'à l'origine de la période lacustre, à une époque où le sol de la Suisse était couvert de forêts et les bords des lacs entourés probablement de marais, ces cabanes lacustres aient offert à leurs habitants un asile plus sûr contre les embuches des ennemis,« so äussert er sich doch auf pag. 14 bezüglich der auf künstlich angelegten Erhöhungen (Steinberge, ténevières), errichteten Pfahlbauten, welche ihrer ganzen Beschaffenheit nach recht eigentlich die Steinzeit repräsentiren, in folgender Weise: De pareilles îles auraient en effet offert un abri plus efficace contre toutes sortes de dangers. Peut-être s'y réunissait-on aussi pour certaines fêtes ou repas, ce qui expliquerait la quantité prodigieuse d'ossements qui s'y trouvent entassés, tandis qu'ils sont plus rares dans les stations de bronze.«

Gegen die Annahme einer temporären oder andern als wohnsitzartigen Benutzung der Pfahlbauten in der Steinzeit drängen sich jedoch bei genauer Betrachtung dieser Ansiedelungen eine Reihe von Thatsachen auf, von denen ich einige dem Leser in's Gedächtniss zurückzurufen mir erlaube.

Die Fundamente der Pfahlbauten, bestehen sie aus Pfählen oder Faschinen, sind ein Werk, das mit unglaublicher Mühe und Anstrengung zu Stande gebracht wurde. Die Baufläche ist regelmässig eingetheilt, die Hütten, weil sorgfältig und so fest als möglich angelegt, bieten vollkommenen Schutz gegen die Unbill der Witterung. Jede Hütte enthält den nöthigen Raum für die Unterkunft einer Familie, einen Feuerherd mit den nöthigen Utensilien zum Kochen, grossen Töpfen zur Aufbewahrung von Lebensmitteln, einen Webstuhl mit Vorräthen von Flachs, und alles für Haus- und Landwirthschaft nöthige Geräthe. Auf dem Pfahlbau wurde auch das Getreide ausgedroschen und gemahlen, wie die keiner Hütte mangelnden Mühlsteine beweisen, und zu Brot gebacken. Neben den Menschen befand sich auf demselben das Vieh mit den für dasselbe nöthigen Wintervorräthen. Die Ausbesserung und Herstellung der durch Brand oftmals zerstörten Hütten, die über einander liegenden Culturschichten mit der erstaunlichen Menge von Resten verspeister Wald- und Hausthiere liefern den unumstösslichen Beweis, dass diese Bauten die eigentlichen Wohnungen der Bevölkerung gewesen sind und viele Jahrhunderte lang bestanden haben.

Wie verhält es sich nun mit Ueberbleibseln von Wohnungen am Lande?

Trotz aller Mühe, die ich mir gegeben habe, zu vernehmen, ob an den den ausgedehntesten und am dichtesten besetzten Steinzeitstationen gegenüberliegenden Uferstellen beim Anbau des Landes, beim Ziehen von Graben oder Fundamentieren von Häusern etc., Geräthe zum Vorschein gekommen sei, habe ich nie die Auffindung einer Scherbe, eines Steinbeiles, eines Mahlsteines u. s. w. in Erfahrung bringen können. Kurz, es zeigt sich an diesen Orten keine Spur von Artefacten, keine Kohlenstätten, keine Veränderung in der Oberfläche des Bodens, nicht die mindeste Andeutung, dass zu irgend einer Zeit Menschen daselbst gewirthschaftet hätten.

Noch entschiedener drückt sich mein Freund mit Beziehung auf die Bestimmung der Bronzestationen aus, wenn er auf S. 7 sagt: Plus tard, à l'époque du bronze ces cabanes n'étaient probablement que de simples magazins ou lieux de réunion, und S. 61: Nous nous demandons s'il ne s'agit pas peut-être de simples magazins destinés aux ustensiles et aux provisions, et qui auraient été détruits par l'incendie. — On expliquerait anisi comment il se fait que les objets en bronze sont

presque tous neufs, que les vases sont entiers et réunis sur un seul point, — ferner S. 133: Grâce aux moyens de défence plus énergiques qu'offraient les armes nouvelles, les demeures sur l'eau n'auraient plus été aussi indispensables. La population se serait peu à peu établie sur la terre ferme en ne conservant les constructions lacustres que pour magazins ou lieux de réunion.

Ich bedaure, dass ich gegen diese drei Sätze, nämlich die oben erwähnte geringere Menge von Knochen verspeister Thiere, die gute Erhaltung der Bronzegeräthe und Töpfe und das Beisammenliegen der letztern hauptsächlich nach den Angaben meines Freundes Oberst Schwab einige Bedenken erheben muss. Dieser, der eifrigste Erforscher der Pfahlbauten unserer westlichen Seen, der genauste und zuverlässigste Berichterstatter, der sich durch Anlegung einer ebenso reichen als belehrenden Sammlung bleibende Verdienste erworben hat, versichert mich, es sei in den genannten Beziehungen zwischen den Stationen der einen und andern Art, nicht der mindeste Unterschied vorhanden und, wenn die Steinstationen verhältnissmässig mehr Knochen zu Tage lieferten, so sei diess Verhalten dem Umstande zuzuschreiben, dass in diesen und nur in diesen, eigentliche Nachgrabungen durch Menschenhand und Baggermaschinen stattfanden.

Diese Behauptung wird unterstützt durch den Bericht des von Herrn Forel über den von ihm zu Morges entdeckten und untersuchten Pfahlbau (Bericht II. S. 116), welcher ganz in die Bronzezeit fällt und Thierreste in Menge dargeboten hat.

Bezüglich der bessern Erhaltung der Bronzegeräthe und der Töpferwaare, so kann mit Rücksicht auf die erstern jeder Besucher der obengenannten Sammlung sich überzeugen, dass unter den Schneidewerkzeugen aus Bronze ebenfalls beschädigte und zerbrochene vorkommen, und dass, wenn an denselben Scharten, die durch den Hammer sich ausbessern liessen, weniger häufig vorkommen, dagegen viele Stücke vorhanden sind, welche durch mehrmaliges Zuschleifen einen Drittel ihrer ursprünglichen Länge verloren haben.

Bekanntlich fallen eherne Gegenstände, die beständig unter Wasser liegen, der Oxydation weniger anheim, wesshalb z. B. Schmucksachen, die ohnediess minder abgenutzt werden, nach der Reinigung wie neu erscheinen.

Was nun die irdenen Töpfe und Schalen in den Bronzestationen betrifft, so finden sich dieselben nach der bestimmten Aussage unsers Gewährsmannes ganz unregelmässig über das Pfahlbaurevier zerstreut, kommen aber in Mehrzahl, ja auf einander liegend und in einander gestellt an den Punkten vor, wo eine Küche oder Vorrathskammer sich befunden haben mag. Sie liegen bald ganz, bald entzwei gebrochen, bald in kleinen Fragmenten im Seeschlamme. Herr Oberst Schwab setzt nach einer oberflächlichen Schätzung die Zahl der ganzen Töpfe und Schalen, die er aus Bronzestationen erhalten, und die den Charakter dieser Periode deutlich an sich tragen, zu 300, und die Zahl derer, der in einem oder mehreren Bruchstücken hervorgezogen worden sind, zu 3000 an.

Unter den gut erhaltenen gibt es eine Menge, an denen in- und auswendig eine Russkruste haftet.

Im Widerspruche mit der Hypothese der Versammlungsplätze und Magazine ist endlich das Vorkommen von Mahlsteinen, Stampfmörsern, Herdplatten, Thonkegeln für den Webstuhl, Spinnwirteln, kurz von allen für Hauswirthschaft nöthigen Dingen in den Bronzestationen und der gänzliche Mangel dieser Gegenstände am Ufer.

Warum sollte überhaupt in Folge der Einführung und Verbreitung von Bronzeartikeln die

Bestimmung der Pfahlbauten sich geändert haben? Bronze ist doch nur einer der Stoffe, die im Laufe der Zeit den Pfahlbaubewohnern zugebracht wurden, der aber wegen vieler vorzüglicher Eigenschaften bestimmt war, die Geräthe aus Stein, Knochen etc. allmählig zu verdrängen und den Ansiedlern Werkzeuge in die Hand zu geben, vermittelst derer sie festere Wasserbauten herzustellen und ihren Zustand günstiger zu gestalten vermochten.

Es folgt nun die Eisenzeit, welche hauptsächlich durch die Station A la Tène bei Marin vertreten ist. So wie einer Anzahl Steinzeitstationen vor ihrem Erlöschen noch Bronzegeräthe zugebracht wurden, so erhielten einige Bronzestationen in den westlichen Seen auch einzelne Gegenstände aus Eisen, einem den ältern Ansiedelungen völlig unbekannten Stoffe. Marin allein bietet einen Vorrath von Eisenwaaren dar, die aus der vorrömischen gallischen Periode unseres Landes herrühren, während von den Eisengeräthschaften der andern Stationen der Schweizerseen, auch derjenigen des Ueberlingersees, ein kleiner Theil der römischen Zeit, ein viel grösserer aber dem früheren und spätern Mittelalter angehört und uns keineswegs erlaubt, die Fortdauer der Pfahlbauten bis zu dieser Zeit zu verlängern. Von der Station Marin, die wir auf Seite 293 dieses Berichtes ausführlich behandeln, sagt Herr Desor: »Nous serions disposé à y voir un bazar ou un arsenal érigé par les Helvétiens peut-être après leur retour dans la patrie, à la suite de la défaite de Bibracte.« Wir können uns mit dieser Ansicht aus verschiedenen Gründen, von denen wir nur einen anführen wollen, nicht befreunden. Der Mensch sucht doch in erster Linie Schutzmittel gegen die Angriffe auf seine Person. Wie sollten nun hier die Anwohner des Sees mit dem grössten Aufwande von Zeit und Kraft für die Verwahrung ihrer Geräthe durch Errichtung von Verschanzungen im See gesorgt, sich selbst aber am Lande, wo keine Spur von Erdwerken und dergleichen zu finden, in ungesicherter Lage dem Feinde preis gegeben haben?

Würde sich bei weitern Nachgrabungen, die hoffentlich nicht ausbleiben, herausstellen, dass der Pfahlbau von Marin nicht gleich den frühern die Hütten der Bevölkerung trug und deren Heimat bildete, sondern zu einem andern Zwecke diente, so möchten wir denselben als ein Refugium, einen Zufluchtsort nach Art der gallischen, auf Berghöhen und Flussinseln angelegten oppida betrachten, als Festung, die zur Friedenszeit verlassen war, in Kriegszeiten aber die Anwohner des Sees und ihre Habe aufnahm. Der Unterschied der Pfahlbauten in früherer und späterer Zeit würde also darin bestehen, dass während damals bei ungeordneten staatlichen Verhältnissen und rechtlosen Zuständen die Niederlassungen im See die eigentlichen Wohnsitze der Bevölkerung bildeten, in späterer Zeit jedoch, bei vorgeschrittener Civilisation, nur noch den Zweck eines Sicherheitsortes zu erfüllen bestimmt waren.

Wir gehen zu den Bemerkungen über Pfahlbauten von Herrn Professor von Hochstetter über (Oesterr. Wochenschrift 1864, Nr. 51), welche von besonderm Gewichte sind, weil sie sich auf Beobachtung eines mit den Pfahlbauleuten culturverwandten Volkes, der Neuseeländer, gründen.

Der Verfasser ist geneigt, sich der Ansicht anzuschliessen, welche das Alter der Pfahlbauten in das erste Jahrtausend vor Christo setzt und den Unterschied von Stein- und Bronzebauten nicht auf verschiedene Zeitperioden, sondern auf Standesunterschiede bezieht. Rücksichtlich der Bestimmung hält er die Seedörfer in erster Linie für Fischerniederlassungen, nicht für Niederlassungen einer besondern Fischerkaste, sondern für Anlagen, die von den einzelnen Familien und Stämmen eigens zu dem Zwecke gemacht wurden, um sich zu bestimmten Jahreszeiten daselbst dem Fischfang hinzu-

geben. In zweiter Linie betrachtet er dieselben als Rückzugsplätze, wohin in Kriegszeiten Frauen, Kinder, Vorräthe und Kostbarkeiten geflüchtet wurden. Daraus würde sich erklären, warum nur da die Pfahlbauten reiche Fundstätten bieten, wo angebrannte Pfähle darauf hindeuten, dass die Niederlassungen eingeäschert wurden, und warum die Funde den Eindruck machen, als wären die Pfahlbauten förmliche Magazine und Vorrathsplätze gewesen.

Mit Bezug auf die von Herrn v. Hochstetter aufgestellte Gleichzeitigkeit von Stein- und Bronzegeräthe muss ich wiederholen, dass es eine Reihe von Niederlassungen gibt, in denen auch nicht die geringste Spur von Bronze angetroffen wird. Mit Rücksicht auf die Bestimmung der Pfahlbauten darf ich auf obige Erörterung und das, was in den folgenden Blättern über Robenhausen mitgetheilt wird, verweisen.

Auf Besprechung des im »Auslande« 1864 Nr. 39, 40, 41 erschienenen Aufsatzes »Ueber Alter, Zweck und Bewohner«, worin die Behauptung zu lesen: »Die Pfahlbauten sind in erster Reihe Zufluchtsplätze oder Wasserburgen semitischer oder semitisch-hellenischer Kaufleute und ihrer kostbaren Habe gewesen; in zweiter Reihe die gelegentlichen Zufluchtsörter der keltischen Eingebornen wider einander oder gegen die germanischen Eindringlinge«, können wir uns hier nicht einlassen, da der Verfasser, weil ihm Anschauung und nähere Kenntniss der Erscheinung abgeht, zum Theil völlig Unhaltbares vorbringt.

Inhalt.

	Seite
Vorwort (Bestimmung der Pfahlbauten)	III—VII
Pfahlbau von Robenhausen	245
Berichtigung	253
Faschinenbau von Nieder-Wyl	255
Pfahlbau von Moosseedorf	256
Pfahlbau von Wangen	256
Pfahlbauten im Zugersee	257
» bei Zug	258
» im Koller	258
» bei Cham	258
» bei Derschbach	260
» bei Zweieren	260
Faschinenbau von Wauwyl	260
Pfahlbauten im Sempachersee	262
Pfahlbau von Mänedorf	263
Pfahlbauten im Murtnersee	263
» bei Greng	264
» bei Montellier	268
Pfahlbauten im Ueberlingersee	270
» von Nussdorf	273
» von Maurach	281
Pfahlbauten im Ueberlingersee.	
» von Unter-Uhldingen	282
» von Sipplingen	285
» bei Bodmann	289
Pfahlbauten zu Morges	290
Pfahlbau zu la Tène bei Marin im Neuenburgersee	293
Neu entdeckte Pfahlbauten im Pfäffikersee	307
» » » im Greifensee	308
» » » im Bodensee	308
Steinberge	308
Merkwürdige Schüssel	308
Matte	308
Topfverzierung	308
Spinnwirtel	308
Pfahlbauten bei den Kolchiern an der Mündung des Phasis	309
Die Pflanzen der Pfahlbauten	310
Verzeichniss der Pflanzen	316
Erklärung der Figuren der Tafel XVII	317
Inhalt der Tafeln	319

Errata.

Seite 254 unten. Fig. 15—19 (von Wangen) sollten auf Fig. 14 Seite 257 folgen.
Seite 250 oberste Zeile lies von Töpfen, anstatt mit Töpfen.
Seite 251, Mitte, lies Fig. **6**, anstatt 4.
Seite 288 unterste Zeile lies **860**, anstatt 560.

Pfahlbau von Robenhausen.

Für die Kenntniss der häuslichen Zustände der Pfahlbaubewohner in der Steinperiode gewähren die in den Torfmooren begrabenen Ansiedelungen weit mehr Aufschluss, als diejenigen, deren Uebereste wir in dem Grund der Seen antreffen. Wenn auch in den letztern Localitäten der Forscher ohne Mühe zu einer Uebersicht der Zahl und Anordnung der Pfähle und der Ausdehnung und Eintheilung der ganzen Anlage gelangen und mit Leichtigkeit sich eines Theils der über den Boden zerstreuten Verlassenschaft der Colonisten bemächtigen kann, so sind dagegen die erstern die eigentlichen Fundgruben zur Erhebung von Thatsachen rücksichtlich der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Wohnstätten und der Entwickelung und des Unterganges derselben. Bei einer planmässigen Aufdeckung der Torfmoorniederlassungen gewinnen wir nicht nur sichere Kunde von der Construction des Pfahlwerks, von der Form, Bauart und Grösse der Hütten, sondern auch einen Einblick in das Innere derselben. Mit Verwunderung betreten wir den Fussboden dieser vor Jahrtausenden verlassenen Wohnungen, sehen den Herd und mancherlei Utensilien vor uns und erhalten Auskunft über die Thätigkeit der Bewohner, die Natur ihrer Lebensmittel und die Art ihrer Bekleidung. Nur durch die Untersuchung dieser Pfahlbaureste ist es möglich, unsere Kenntniss über den eigentlichen Zweck dieser Ansiedelungen und die Cultur ihrer Gründer zu erweitern.

Unter allen von Torflagern bedeckten Ansiedelungen ist in den eben erwähnten Beziehungen diejenige von Robenhausen unstreitig die wichtigste. Der Umstand, dass schon bei Errichtung des ältesten Pfahlwerkes durch das Dasein von Schilf auf dem zum Wohnplatze gewählten Seerevier die Anfänge einer Torfschicht vorhanden waren, dass diese theils durch die auf den Grund hinabfallenden organischen Stoffe, theils in Folge der durch den Wald von Pfählen vermehrten Stagnation des Wassers in ihrem Wachsthume gefördert wurde, dass die einmal entstandene Torfschicht alle beim Einsturze des Wohnbodens in das Wasser sinkenden Artefacte in ihren bergenden Schooss aufnahm, dass die Culturschichten der auf einander folgenden Bauten in getrennten Etagen erscheinen — alle diese für die Forschung so vortheilhaften Momente sind in dem Maasse bei keiner andern Ansiedelung zu finden.

Zu der guten Erhaltung der Pfahlbautrümmer tritt bei Robenhausen noch ein anderer günstiger Umstand hinzu. Der grössere Theil des Wohngebietes ist nämlich Eigenthum eines Mannes, welcher der wissenschaftlichen Erforschung derselben seine Zeit und Kräfte widmet und mit einer Energie, Beharrlichkeit und Umsicht, die das höchste Lob verdienen, dieser Arbeit, die nicht selten mit grossen Schwierigkeiten verbunden ist und die Gesundheit vielfach auf die Probe stellt, sich hingibt. Wenn Herr Messikommer in früheren Jahren und gegenwärtig wieder durch Abteufung weiter Gruben systematisch die über einander befindlichen Pfahlröste und Estriche bloss legte, so kam ihm im vorigen Jahr ein Unternehmen des Besitzers der am Auslaufe des See's errichteten Spinnereigebäude in erwünschter Weise zu Statten. Zum Zwecke genauer Regulirung des Wasserabflusses wurde nämlich in günstiger Jahreszeit und bei niedrigem Stande des Seespiegels ein Canal gegraben, der in einer Länge von 150′ und einer Breite von 40′ den Pfahlbau durchschnitt und denselben in einer Ausdehnung von 6000 □′ bis zu unterst sichtbar machte. Das Profil der Ausgrabung zeigte, wie der Verfasser und eine Menge Besucher sich überzeugen konnten, ganz deutlich das Pfahlwerk

nicht nur von zwei (siehe Bericht V.) sondern von drei über einander befindlichen Ansiedelungen mit den entsprechenden Culturschichten. Herr Messikommer hat die Beobachtungen, welche er damals und seither zu machen Gelegenheit hatte, in einem dem schweizerischen historischen Vereine im August dieses Jahres vorgelegten Berichte in folgender Weise zusammengestellt:

»Wer sich die Mühe nimmt, in eine auf dem Pfahlterrain gegrabene und durch Pumpen von Wasser befreite Grube hinabzusteigen, bemerkt etwa 10—11′ tief unter dem Boden eine Schicht von weissgrauer Farbe, die aus den Resten zahlloser kleiner Schneckengehäuse besteht und hier weisser Seegrund, im Thurgau Alb genannt wird [1]). In dieser Schicht findet sich noch keine Spur von Artefacten, aber es stecken darin die Spitzen der untersten Pfähle. Hierauf folgt eine fett anzufühlende klebrige Masse von 4″ Mächtigkeit, die aus der Zersetzung von Pflanzenresten entstanden ist und die Bildung des Torfes vermittelt hat. In dieser Schicht kommen, wiewohl nicht in grosser Menge, Geräthschaften vor. Ueber derselben liegt ein Stratum von Kohlen, das von dem Brande der ersten Ansiedelung herrührt und Gersten- und Weizenkörner, auch Fäden und durch Verkohlung trefflich erhaltene Stücke von Gewändern und Fischernetzen enthält. Allem Anschein nach war diese erste Ansiedelung von nicht gar langer Dauer.

Nach dem Ereignisse, das die ersten Wohngebäude betroffen, errichteten die Siedler auf derselben Stelle wieder neue; denn oberhalb der untersten Kohlenschicht bemerken wir ein drei Fuss dickes Torflager, in welchem Knochen, Scherben etc. und das Material eines ehemaligen Estriches eingebettet liegen. Jetzt folgt wieder eine Kohlenschicht mit Getreide, Aepfeln Tuchresten, Knochen, Scherben und den gewöhnlichen Geräthen aus Stein und Knochen. Die Pfahlhütten der zweiten Niederlassung gingen ebenfalls durch Feuer unter, wie die abgebrannten Spitzen des zweiten Pfahlrostes deutlich beweisen. Dieser war fester angelegt als der frühere, da die Pfähle so zahlreich sind, dass durchschnittlich auf einen Quadratfuss drei bis vier Hölzer zu stehen kommen. Auch war die Dauer dieser zweiten Periode, während deren sich eine so bedeutende Masse von Torf angelegt hatte, viel bedeutender.

Ueber der zweiten Brandstätte breitet sich wieder ein Torflager aus, von etwa 3 Fuss Mächtigkeit, in welchem Reste eines Estriches, eine Menge angefangener, zerbrochener und gut erhaltener Steinbeile, unter diesen auch solche aus Nephrit, ferner Töpfe nebst andern auf dem Pfahlbau zu findenden Dinge vorkommen. Charakteristisch für diese dritte Ansiedelung, die sehr lange existirt haben muss, aber nur über einen Theil des alten Bauareals sich erstreckt, ist der Umstand, dass, während die Pfähle der zwei ersten Ansiedelungen bis zum weissen Grund hinabreichen, diejenigen der dritten in den Körper der beiden ersten eingesetzt sind, und dass dieselben nicht wie bei diesen aus Rundholz von weichen Holzarten, sondern durchweg aus gespaltenen Stämmen von Eichen bestehen. Bemerkenswerth ist ferner, dass unter den Resten dieses dritten Baues keine Anzeichen einer gewaltsamen Zerstörung durch Feuer zu entdecken sind und angenommen werden darf, die Colonisten haben, wahrscheinlich durch das Emporwachsen des Torfes gezwungen, den Wohnort freiwillig verlassen.

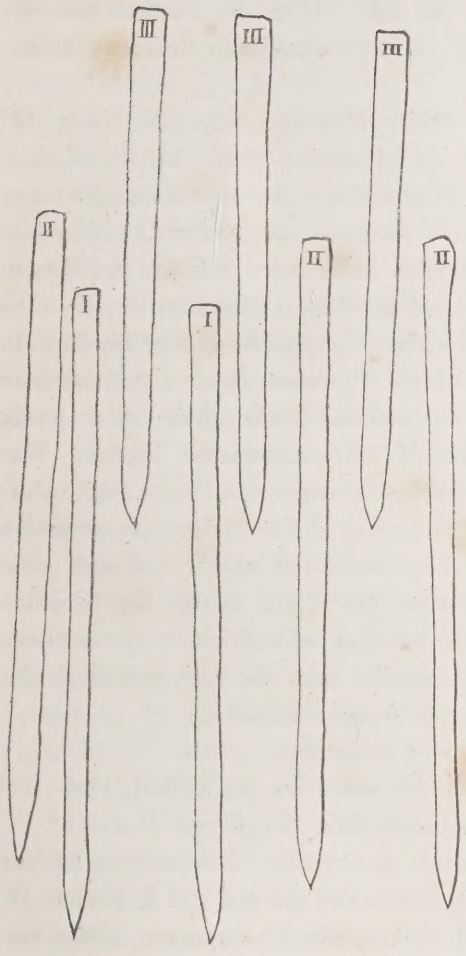
---

[1]) Dieser Seegrund, mit dem alle kleinern in Niederungen liegenden Seen zu unterst belegt sind und der in einer Mächtigkeit von ein Paar Zoll bis zu ein Paar Fuss auftritt und hier und da zu Kalk gebrannt wird, ist von dem blanc fond so zu unterscheiden, dass dieser aus einer weisslichen Kruste von kohlensaurem Kalk besteht, womit der Boden der grösseren Seen stellenweise bedeckt ist.

Der Grund, warum auf der obersten Etage kein Getreide, keine Aepfel, keine Flachsfabrikate etc. gefunden werden, liegt augenscheinlich darin, dass der letzte Bau nicht durch Brand unterging. Alle diese Dinge sind nämlich nur im Zustande der Verkohlung auf uns gekommen.

Die oberste Schicht des Pfahlbauplatzes so wie des ganzen Torfmoores besteht aus Dammerde. Wenn nämlich der Torf die Höhe des Wasserspiegels erreicht, so hört das Wachsthum desselben auf und es bildet sich durch das Absterben der Sumpfpflanzen unter dem Einflusse der atmosphärischen Luft eine Humusschicht, Torferde genannt, welche alle Torfmoore überdeckt.«

Profil des Pfahlbaus zu Robenhausen. October 1864.



½′	½′ **Dammerde.**
	2′ **Torf.**
2½′	1′ Keine Spuren von Brand. Steinbeile (Nephrit), Scherben.
3½′	3′ **Torf.** Zerschlagene Steine, Estrich, Dinge von der dritten Niederlassung herrührend.
6½′	1′ **Brandstätte.** Kohlen, Stein- und Knochengeräthe, Scherben, Gewebe, Getreide, Aepfel etc.
7½′	3′ **Torf.** Estrich, Dinge von der zweiten Niederlassung herrührend, Exkremente von Rindvieh, Schafen, Ziegen.
10½′	1′ **Brandstätte.** Kohlen, Stein- und Knochengeräthe, Scherben, Gewebe, Getreide, Aepfel etc.
11½′	4′ **Torf.** Dinge von der ersten Niederlassung herrührend.
12′	Weisser Seegrund, Schalen von Schnecken.

Das Pfahlwerk von I. und II. besteht aus ganzen Stämmen von weichen Holzarten, dasjenige von III. aus gespaltenen Stämmen von Eichen.

Auffallend ist, dass sämmtliche Pfähle aller drei Niederlassungen sich in der Richtung von Nordwest nach Südost neigen — eine Erscheinung, deren Grund nicht leicht zu deuten ist. Auch sind die Pfähle auf diesem Pfahlbau wie auf dem von Niederwyl in geraden Linien eingepflanzt und diese nach den Himmelsgegenden orientirt.

Eine Reihe von Beobachtungen führten zu der Ueberzeugung, dass auf dem Raume von 150′ Länge und 40′ Breite, welche der jetzige Canal im Pfahlgebiet eingenommen, sechs separate Hütten sich befanden, die, um den Raum zu sparen, dicht an einander standen. Herr Messikommer fand nämlich in demselben an sechs verschiedenen nach der Entfernung entsprechenden Stellen je eine Mühle von der in den früheren Berichten beschriebenen Art, Haufen von Getreidekörnern, Stücke von Geweben, Geflechten, Vorräthe von unverarbeitetem Flachs sammt den zum Webstuhl gehörigen Thonkegeln, auch grosse Steine, die den Herd gebildet hatten. Es ist also klar, dass jede Hütte von einer Familie bewohnt wurde, welche ihre eigene Vorrichtung zur Zubereitung der Lebensmittel und Herstellung der Kleider besass. Das Verhältniss der Länge und Breite der Hütten entspricht vollkommen demjenigen zu Niederwyl beobachteten, nämlich in 27′ zu 22′. Auch die Construction der Zimmerböden ist in Robenhausen und Niederwyl, die zwar einen ganz verschiedenen Unterbau haben, völlig die gleiche.«

Zwischen den Hütten waren die Viehställe vertheilt. Herr Messikommer, der bisher bei seinen Ausgrabungen mehr auf das Vorkommen von Artefacten und Knochen seine Aufmerksamkeit richtete, fing in neuester Zeit an, auch die Beschaffenheit und Zusammensetzung des Moorschlammes selbst zu untersuchen und entdeckte in demselben mehr oder weniger ausgedehnte horizontale Schichten von 2 — 10 Zoll Dicke, die aus lauter Dünger von Rindvieh, Schweinen, Schafen und Ziegen nebst den zu demselben gehörenden Ueberresten der Streu bestanden. Schon längst waren einzelne verkohlte Bohnen — der Abgang der beiden letztgenannten Thierarten — aufgehoben, aber für Eicheln und andere Gesäme gehalten worden. Eine genauere durch Herrn Professor Heer vorgenommene Untersuchung derselben führte bald zur richtigen Erkenntniss der wahren Natur dieses zwar wenig ansprechenden, aber durch sein Erscheinen auf den Pfahlbauten höchst interessanten Stoffes. Was die Excremente des Rindviehes und der Schweine betrifft, so ist es weniger das Auge des Naturforschers als der geübte Blick des Landmannes, von dem die Bestimmung dieser Materie zu erwarten war, und wir dürfen Herrn Messikommer und seinen Arbeitern rücksichtlich der Erklärung, dass dieselbe wirklich die angegebene sei, unbedingten Glauben beimessen. Die Streu, welche dem Rindvieh untergebreitet wurde, bestand hauptsächlich aus Binsen und Schilf, bei dem Schmalvieh aus Tannreisern und Laubholzzweigen. In dem massenhaft auftretenden Dünger bemerkt man die Larvengehäuse der Insecten, die in den Viehställen im Miste der genannten Thiere zahlreich vorkommen.

Die hauptsächlichsten Fundstücke der Jahre 1864 und 65 sind folgende:

Holz. **Taf. II. Fig. 2 u. 3.** Zwei Keulen aus Eibenholz. Bei der einen ist der Kolben birn-, bei der andern cylinderförmig und ringartig eingeschnitten. Beide haben eine Länge von 2′ 2 — 3″.

Fig. 4 u. 5. Zwei insgemein fleissig und geschickt gearbeitete Axtschäfte. Der erstere ist von Eschenholz, der letztere von Ahornholz. Ihre Form ist etwas verschieden von der auf Taf. X. Bericht IV. mitgetheilten und kommt in den westlichen Stationen, wo Hirschhornfassungen vorherrschen, selten vor. Der Stiel bei Fig. 5 ist ein Wurzelstock, an dem zum Einsetzen des Beiles eine Art Schnabel ausgeschnitten ist. Alle Stiele längerer Instrumente zum Schlagen und Hauen haben am Ende einen Knopf.

Fig. 6. Unter den Geräthen aus Holz ist das bemerkenswertheste ein Schuhleisten oder vielmehr eine Form, nach welcher man das Leder für die Fussbekleidung, die Sohlen der Sandalen mit dem dazu gehörigen Riemenwerk zuschnitt. Diese Form gleicht den Leisten von der jetzt gebräuchlichen Art, jedoch mit dem Unterschiede, dass die Sohlenfläche nicht wie bei den letztern nach der Gestalt des Fusses ausgeschweift, sondern platt ist. Dass dieses Stück Holz, dessen Erhaltung, wie die Abbildung zeigt, nicht gelang, wirklich ein Werkzeug für den eben angegebenen Zweck sei, zeigte der erste Blick und bestätigte der Ausspruch mehrerer über ihre Ansicht befragten Schuster. Sein Vorkommen, das auf eine vorgeschrittene Art der Bekleidung hinweist, steht übrigens keineswegs im Widerspruche mit andern Theilen der Bedeckung des Körpers, wie z. B. mit den künstlich verfertigten Tüchern auf Taf. IV. des IV. Berichtes und namentlich mit den Fransen Fig. 13 daselbst, welche eine bedeutende Verfeinerung des Lebens, einen Hang zum Luxus verrathen.

Fig. 7. Aufhängehaken, 14′ lang. Geräthe dieser Art von verschiedener Grösse kommen zahlreich zum Vorschein, gehören zur innern Ausrüstung der Hütten und scheinen in keinem Gemache gefehlt zu haben. Sie bestehen aus dem Längenabschnitt eines Tannen- oder Fichtenstammes mit einem daran befindlichen schief abgehauenen Aste. Ohne Zweifel waren sie vermittelst hölzerner Nägel, die an den Einschnitten eingeschlagen waren, an die Wand befestigt und zum Aufhängen der Kleider und anderer Dinge bestimmt.

Fig. 8. Dieses kleinere Geräthe scheint eine ähnliche Bestimmung mit dem vorigen gehabt zu haben.

Fig. 9. Kleines keulenförmiges Geräthe von unbestimmtem Gebrauche.

Fig. 10. Ein Schwimmer oder Netztrager aus Rinde von Tannenholz. Dieses Geräthe findet sich in verschiedener Grösse sehr häufig.

Fig. 11 u. 12. Schöpfgefässe aus Ahornholz, die in Betracht der unvollkommenen Schnitzwerkzeuge mit bewundernswerther Geschicklichkeit verfertigt sind, und, wie in einem früheren Berichte angegeben ist, mit den Schöpfgefässen in den Sennhütten die grösste Aehnlichkeit haben. — Ein Bruchstück eines Tellers aus Ahornholz wurde ebenfalls gefunden.

Fig. 13. Grosse aus Ahornholz geschnitzte Kufe.

Fig. 14. Geräthe aus Tannenholz, das einem Stemmmeissel gleicht, aber nicht vollständig erhalten ist.

Fig. 15. Messer aus Eibenholz.

Horn. **Fig. 16 u. 17.** Feldbaugeräthschaften. Fig. 16. Stück eines Hirschhorngeweihs, das in zwei Augsprossen endigt und an dem der Hauptstamm abgeschnitten ist. Dieses Werkzeug konnte nach Belieben als ein- oder zweizinkige Hacke gebraucht werden. **Fig. 17.** Stück eines Hirschgeweihstammes, das an einem Ende gerade, am andern schief abgeschnitten und gehöhlt ist. Dies Geräthe mag in den Gärten als Stechschaufel gedient haben.

(**Taf. I. Fig. 3.**) Schaufelartiges Geräthe aus Hirschhorn, dessen Gebrauch unbekannt.

Stein. **Fig. 18.** Kreisförmige Scheibe aus zähem serpentinartigem Gestein mit einem runden Loch in der Mitte.

(**Taf. I. Fig. 4 u. 5.**) Zierrath aus rothem Kiesel. **Fig. 5** aus Glimmerschiefer.

Thon. **Fig. 19.** Löffel.

Fig. 20. Kleines Thongefäss gut gebrannt und zum Aufhängen mit zwei Oehren versehen. Bruchstücke von Thongeschirren in der Form von Urnen, Tellern und Bechern sind häufig.

Taf. III. Fig. 1 u. 2. Randstücke mit Töpfen, mit den Anfängen des Zickzackornamentes.

Fig. 3—7. Schmelztiegel. Im IV. Berichte findet man auf S. 24 die Beschreibung und Taf. III. Fig. 23 die Abbildung eines irdenen Gefässes, welches für eine Schöpfkelle angegeben wurde. Die Auffindung von ein halb Dutzend ähnlichen Gefässen in jüngster Zeit haben die wahre Bestimmung dieser Dinge, die augenscheinlich einer heftigen Hitze ausgesetzt gewesen waren, deutlich erkennen lassen. Alle haben am Rande einen schlackenartigen Ueberzug, dessen Farbe der Kupferlage und stellenweise dem Buntkupfererz ähnlich ist. Bei drei Stücken finden sich Klümpchen von geschmolzener Bronze, bei einem Klümpchen von ungeschmolzenem reinem Kupfer. Es sind mithin Tiegel, in welchen kleine Portionen dieses Metalles geschmolzen wurden. An der Handhabe, die fast bei allen vorkommt, wurde das Geräthe aus der Gluth herausgezogen. Da auf dem ganzen Pfahlbau auch nicht eine Spur von Metall gefunden wird, wenigstens bis jetzt nicht gefunden wurde, so ist es keinem Zweifel unterworfen, dass wir hier ein Zeugniss der ersten Versuche der Verarbeitung der genannten Stoffe, der ersten Berührung der Stein- und Bronzecultur vor uns haben, die freilich nicht von unkundiger Hand, sondern von Jemand vorgenommen wurde, der in dieser Arbeit Erfahrung besass. Die Materie, aus welcher nämlich die Tiegel verfertigt sind, ist Thon und Pferdemist, aus welchen Substanzen gegenwärtig noch Formen zum Erzgiessen gemacht werden.

Zu diesem Schmelzapparate scheinen auch die unter Fig. 6. u. 7. Taf. III. nur im Profil abgebildeten Thongeräthschaften zu gehören, die aus demselben Stoffe wie diese angefertigt sind, und sich in dieser Beziehung von den übrigen Thonartefacten sehr unterscheiden.

Es wäre nun von nicht geringem Interesse zu ermitteln, wie die Colonisten zu dem Kupfer gelangten, das nach Ansicht verschiedener Alterthumsforscher in der Vorzeit nicht rein, sondern schon mit Kupfer vermischt, als Bronze von Süd oder Nord her in das Innere Europas gelangte. Obwohl die Erörterung der schwierigen Frage über die Herkunft der Bronze im Allgemeinen und ihre Verbreitung über Mitteleuropa nicht in diesen Bericht gehört, so muss ich doch mit Bezug auf das in dem Schmelztiegel vorkommende Kupfer auf folgenden Umstand aufmerksam machen. Wenn wir sehen, dass allerdings schon in der Steinzeit die Colonisten verschiedene Stoffe, wie z. B. Bernstein- und Glasperlen, Nephrit, verschiedene Sorten von Feuersteinen u. s. w. aus der Ferne durch Tauschverkehr erhielten, so überzeugen wir uns anderseits, dass dieselbe Bevölkerung jener Zeit auch die Thäler und Gebirge ihres Landes durchforschte, um Stoffe, die ihnen nützlich sein konnten, aufzusuchen. So finden wir denn unter dem zu verschiedenen Zwecken verwendeten Material rothen Kiesel vielleicht aus Bayern oder dem Vorarlberg, Glimmerschiefer aus Bünden von Davos, von der Scaletta und Fluela, rothen Sandstein, der jetzt noch als Schleifstein gebraucht wird, von Rheinfelden (Aargau), Krystalle aus dem Hochgebirge, Erdpech aus dem Val Travers (Neuchâtel), weissen Marmor vom Splügen, u. s. w. Sollten wir nicht annehmen dürfen, dass die Colonisten durch Berührung mit Fremden, denen die Natur der Metalle bekannt war, angeregt worden seien, auch in ihrem Lande Kupfererz aufzusuchen, zu schmelzen und Giessversuche vorzunehmen? Eine Tagereise von Robenhausen entfernt findet sich an der Südseite des Mürtschenstockes am Walenstadersee Kupfererz (Kupfergrün) und man weiss, dass, so wie im vergangenen Jahrzehend, schon vor alter Zeit hier Bergbau betrieben wurde, von dem man noch vier alte Gruben kennt [1]). In der Mürtschenalp sieht

[1]) »Es wird erzählt, dass der Bergbau am Mürtschenstock 1611 Meter über dem Meere auf dem sogenannten Feldried von Baslern betrieben und im 14. Jahrhundert zur Zeit des schwarzen Todes aufgegeben worden sei. Einige unbedeutende

man noch Schlacken der verschmolzenen Kupfererze. Bergbau auf Buntkupfererz wurde in alter wie in neuer Zeit betrieben am Daspinerhorn bei Andeer in Graubünden und Fahlerz, das ebenfalls schon in älterer Zeit benutzt wurde, kommt zu Obersaxen unweit Ilanz (Graubünden) vor. Dass, nachdem ein Mal die Natur des Kupfers und die Tauglichkeit desselben für Werkzeuge bekannt war, überall darnach gesucht wurde, ist kaum zu zweifeln. Wie emsig schon in frühester Zeit die Bewohner diesseits der Alpen das Gold aus dem Sande ihrer Flüsse wuschen, bezeugt der Schriftsteller Posidonius, der die Helvetier die Goldreichen nennt.

Flachs. **(Taf. II. Fig. 21.)** Stücke von Leinentuch mit zierlichem Saume, dessen Zeichnung nicht geglückt ist.

Fig. 8 u. 9. Knäuel von Schnüren, völlig unverkohlt. Sonderbarer Weise kommen in den Brandstätten nicht gar selten mitten unter verarbeitetem und unverarbeitetem Flachs Stücke von Tuch und Kugeln von aufgewickeltem Garn vor, die ganz unversehrt sind, jedoch beim Trocknen in der Luft so zusammenschrumpfen und sich verändern, dass man die ursprüngliche Form nicht mehr erkennt. Fig. 9. stellt den Rest eines um mehr als die Hälfte abgewickelten Knäuels dar, der als eine Werft, d. i. das in eine Kugel für den Weber aufgewickelte Garn, betrachtet wurde.

Es verdient hier bemerkt zu werden, dass ungeachtet auf keinem Pfahlbau Beweise von so ausgedehnter Anpflanzung und Verarbeitung des Flachses zum Vorschein kommen wie zu Robenhausen, doch trotz der sorgfältigsten Untersuchung der Culturschichten in Beziehung auf Artefacte noch nicht Ein Spinnwirtel entdeckt wurde, während in anderen Stationen, wo diese Dinge in Menge sich zeigen, von Flachsfabrikaten, die allerdings den hinfälligsten Theil der Fahrhabe bilden, keine Spur sich vorfindet.

Erdharz. **Taf. I. Fig. 4.** Kleines Trinkgefäss aus Erdharz. Erdpech oder Asphalt kommt vor in Val Travers (Canton Neuchâtel), im Elsass, bei Seyssell unweit der Perte du Rhône u. s. w. Es wurde verwendet zu kleinen Geschirren, zum Flicken zerbrochener Töpfe, zum Befestigen von Steinbeilen und Feuersteinpfeilspitzen an die Handhaben und Schäfte, zu Handhaben selbst an Stechinstrumenten.

Ueber weitere Funde, nämlich einige neue Getreidearten und Gesäme, die als Nahrungsmittel benutzt wurden, siehe den Anhang. Ferner sind die Ueberreste von fünf durch Prof. Rütimeyer bestimmten neuen Thierarten, nämlich Krähe (corvus graculus), Steissfuss (podiceps minor), Kolkrabe (corvus corax), wilde Gans (anser cinerea), Sägerente (mergus merganser) entdeckt worden.

Als Hauptresultate der neuesten Forschungen zu Robenhausen mit Bezug auf den Culturzustand seiner Bewohner ergeben sich folgende Thatsachen:

1) Schon die Gründer der Ansiedelung waren nicht nur mit dem Bau des Getreides, sondern auch mit dem des Flachses vollständig bekannt und verarbeiteten den letztern mittelst Spinnens, Flechtens, Webens zu Fäden, Schnüren, Netzen und Tuch von mannigfaltiger Textur. Auch zu Moosseedorf, wo bisher an dem Vorkommen von Spuren des Flachsbaues gezweifelt wurde, hat in jüngster Zeit Herr Dr. Uhlmann Flachssamen gefunden und die Bekanntschaft der dortigen Siedler

---

Löcher am Ausgehenden kommen der Sage zu Hilfe, wie auch Reste von Mauerwerk und Schlacken im Feldried und es muss jedenfalls ein alter Bergbau gewesen sein, da man in den alten Löchern nirgends Spuren von Sprengarbeit antrifft.« Stöhr.

mit der Cultur dieser Pflanze constatirt. Es scheint in der That der für Robenhausen ausgesprochene Satz für alle Steinzeit-Niederlassungen Geltung zu haben.

2) Der Nephrit, der nach den neuesten Untersuchungen wirklich als ein ausländisches, dem Alpengebiet nicht angehöriges Mineral zu betrachten ist, wurde von den Siedlern nicht aus frühern Wohnsitzen mitgebracht, sondern erst später, nach Jahrhunderte langem Aufenthalte anf den Pfahlbauten, durch den Tauschverkehr erhalten [1]).

3) Die Ansiedler wurden früher, als man bisher annahm, mit Kupfer und Bronze bekannt, da Spuren von der Verarbeitung dieser Stoffe vor dem Auftreten des Nephrites, in den untern Schichten der Steinzeit-Niederlassungen, angetroffen werden.

4) Stellt man die Geräthschaften der drei Culturschichten zusammen, so ergibt sich mit Rücksicht auf den Stoff, aus dem sie bestehen, und die Form kein wesentlicher Unterschied, kein auffallender Fortschritt. Die Producte der Töpferei bleiben in Beziehung auf Technik, Form, Verzierung ziemlich dieselben. Die Behauptung, dass die durchbohrten Steinbeile dem Ende der Steinzeit angehören, ist nicht erwiesen. Einzig in der Culturschicht der dritten Anlage, wo zuerst der Nephrit vorkommt, soll in der Verarbeitung des Feuersteins grössere Gewandtheit zu bemerken sein. Man kann demnach annehmen, dass während der viele Jahrhunderte langen Dauer der Steinzeit der Culturzustand der Colonisten sich nicht bedeutend verändert hatte.

5) Das Vieh, die Viehställe, die Wintervorräthe befanden sich nicht auf dem Lande, wie man früher glaubte, sondern auf den Pfahlbauten. (Vgl. Herodot V. 16.) Obwohl diese Angabe sich einzig auf die zu Robenhausen gemachten Beobachtungen gründet, so ist bei der Uebereinstimmung der wohnlichen Zustände auf den verschiedenen Pfahlbauten nicht der mindeste Zweifel, dass was von diesen Niederlassungen gilt, auch auf alle übrigen Anwendung findet, und dass in nächster Zeit Entdeckungen zu Wauwyl, zu Niederwyl und andern Torfmoorstationen den obigen Satz unterstützen werden. Von den Seeansiedelungen ist in dieser Beziehung kein Aufschluss zu erwarten. Diese Thatsache berichtigt und vervollständigt in bedeutendem Grade unsere Begriffe von der Lebensweise der Bewohner. Wir

[1]) Herr Professor von Fellenberg hat sich vor kurzem das Verdienst erworben, durch eine genaue Analyse der in den schweizerischen Pfahlbauten vorkommenden Nephrite theils die wahre Natur dieses Gesteins festgestellt, theils die Frage zur Entscheidung gebracht zu haben, ob dieser Nephrit als ein inländisches oder aus der Fremde, vielleicht aus dem Oriente, hergebrachtes Mineral zu betrachten sei. In einer interessanten Schrift: „Analysen einiger Nephrite aus den schweizerischen Pfahlbauten", Bern 1865, fasst er seine Ansicht rücksichtlich der Herkunft dieser Steinart in folgenden Satz zusammen. „Es lässt sich, sofern die Zusammensetzung allein massgebend ist, um die Identität oder Verschiedenheit zweier nicht krystallisierter Mineralien zu begründen, mit grosser Wahrscheinlichkeit behaupten, dass die Steinkeile von Meilen und Concise ächte (ob neuseeländische?) Nephrite sind, derjenige von Moosseedorf aber ein Jade vert oriental sei. — Eine, noch zu lösende Frage ist die, ob die in unsern Pfahlbauten gefundenen Nephrite nicht auch, wie ihre gemeinern Begleiter aus Serpentin, Kieselschiefer u. s. w. schweizerischen Ursprungs sein könnten, da die in den neuseeländischen Nephritdistricten auftretenden Serpentinkalk- und Chloritschiefergebirge, auch in der Schweiz, in Bünden sowohl als im Wallis, in grosser Mächtigkeit und Verbreitung vorhanden sind, und also auch möglicher Weise Ausscheidungen von Nephrit aufweisen könnten. Doch sind bis jetzt keine solchen gefunden worden, so dass die Annahme des orientalischen Ursprungs derselben, bis zu gegentheiligem Beweise, wohl noch als die richtigere und wahrscheinlichere angenommen werden muss."

Die Ansicht des Herrn Prof. v. Fellenberg, es sei dieser Nephrit ein ausländisches Mineral, wird durch den Umstand unterstützt, dass bisher noch kein schweizerischer Geologe dasselbe weder in situ noch als Gerölle angetroffen hat, dass nie ein unverarbeitetes Stück oder Abfall oder Splitter von einem solchen auf den Pfahlbauten gefunden worden.

haben uns nunmehr unter den Pfahlbauten inselartige Ansiedelungen oder Festungen zu denken, auf denen nebst den Bewohnern und ihrer Fahrhabe auch die Herden sammt den Futtervorräthen für dieselben Obdach und Unterkunft fanden.

Berichtigung.

Im Bericht V. ist ein Gegenstand aus Holz Taf. X. Fig. 7 u. 8 abgebildet und S. 41 beschrieben als ein Geräth zur Butterbereitung, als ein Quirl. Die Deutung dieses Dinges ist nicht richtig. Herr Ingenieur Rochat Maure von Genf, der uns auf die wahre Bestimmung desselben als Fischergeräthe aufmerksam zu machen die Gefälligkeit hatte, berichtet uns über den Gebrauch desselben Folgendes:

»Die Fischer, die sich dieses Geräthes bedienen, halten sich während des Aufsteigens der Fische an den Ufern des Arveflusses auf, der wegen seines reissenden Laufes und kalten Wassers bekannt ist. Sie bringen die Nacht wie eigentliche Wilde unter Hütten zu, die aus Zweigen erbaut sind, leben von Wenigem und von einem Tag auf den andern. Die Art, wie sie die Fische fangen, ist folgende. An eine Schnur von der Länge eines Steinwurfes binden sie Steine, an das eine Ende einen rundlich platten, an das andere Ende einen grössern von unbestimmter Form. An die Hauptschnur werden von Distanz zu Distanz etwa $1 - 1^1/_2$ Meter lange mit Angelhaken versehene dünnere Schnüre angebunden. Der schwere Stein wird von dem am Ufer befindlichen Schiffe aus ins Wasser hinuntergelassen, der andere Stein aber quer über den Strom so weit als möglich nach dem gegenüber liegenden Ufer geschleudert. Früh am Morgen wird das Aufziehen dieser Schnüre vorgenommen und zu diesem Zwecke das Geräthe benutzt, das den zu Robenhausen gefundenen sogenannten Quirlen ähnlich ist. Es ist der Dolden einer jungen Tanne mit den wie Radien vom Hauptstamme ausgehenden Aestchen. An das obere Ende dieses Hakens, den die Fischer Arpion heissen, wird eine Schnur befestigt und um das Untersinken des Geräthes zu bewirken, um das Hauptstämmchen ein paar bleierne Reifen angebracht. Vermittelst des Arpion, der vom Schiffe aus ins Wasser geworfen wird, zieht man die Angelschnur herauf. Da die Leute, welche die Harpunen von Robenhausen verfertigten, kein Blei besassen, so ist es möglich, dass die durchbohrten Steinchen, die in jener Pfahlbauniederlassung vorkommen, als Gewichte zum Senken der Geräthe dienten.«

Die eben beschriebene Art des Fischfangs ist in der Arve gegenwärtig noch im Gange.

Die untenstehende Figur veranschaulicht die Form des Arpions, der allerdings mit dem an der oben angeführten Stelle beschriebenen Quirl identisch ist.

Diese Harpune ist in cultur-historischer Beziehung von grossem Interesse, weil sie den Beweis liefert, dass Geräthschaften und Gebräuche, die aus dem höchsten Alterthum herstammen, in ganz gleicher Weise jetzt noch üblich sind. Ich habe schon früher darauf aufmerksam gemacht, dass die Bewohner gewisser Theile der Apenninen ihre Thongefässe ganz auf dieselbe Art verfertigen, welche bei den Pfahlbaubewohnern üblich war, und dass die Producte der einen und der andern, das Alter abgerechnet, nicht zu unterscheiden sind. Ich werde gelegentlich noch auf einige andere solche Ueberbleibsel aufmerksam machen.

Im Bericht III. S. 100 und vielleicht noch an anderen Stellen wird gesagt, dass die Bewohner der Sumpfseeniederlassungen sich im Laufe der Zeit genöthigt sahen, durch Anlegung eines künstlichen Bodens, eines Estrichs, dem Anwachsen des Torfs entgegenzuarbeiten, weil sonst derselbe das Niveau des Wassers erreicht hätte. Diese Annahme gründete sich auf die Beobachtung von verschiedenen Kiesschichten, die auf dem Torf aufliegen. Allein die öfter wiederholte Durchgrabung der Pfahlbauschichten hat uns gezeigt, dass die Kieslager nicht die Bestimmung hatten, die Vegetation unter dem Pfahlbau darnieder zu halten, sondern dass dieselben die Bedeckung des Fussbodens der Plattform war, die dann beim Abbrennen des Pfahlbaus, wie alle Reste desselben, auf den bereits vorhandenen Torf fiel.

In den frühern Berichten wird die Frage, zu welchem Zwecke die Pfahlbauten angelegt worden seien, dahin beantwortet, die Erbauer hätten sich auf diese Weise vor feindlichen Menschen und Raubthieren geschützt. In einem Vortrage von Prof. von Hochstetter über Pfahlbauten, abgedruckt in No. 51 der Oestr. Zeitsch. f. Wissenschaft etc. S. 1613, findet sich folgende Aeusserung: »Seine Hauptniederlassungen musste dieses Volk am Lande gehabt haben und die Seedörfer dienten nur für bestimmte Zwecke. Schutz vor wilden Thieren spielte dabei, glaube ich, keine Rolle. Die Thiere flüchten sich vor dem Menschen, und auch der uncivilisierte Mensch ist nirgends auf der Welt so hülflos, dass er sich vor reissenden Thieren auf das Wasser flüchten müsste.« Obgleich ich diese erstere Behauptung rücksichtlich der eigentlichen Bestimmung der Niederlassung als unzulässig betrachte, so ist doch die Ansicht dieses berühmten Naturforschers, der längere Zeit die Sitten und Gebräuche eines in ganz ähnlichen Zuständen lebenden Volkes zu beobachten Gelegenheit hatte, aller Beachtung werth und ich habe meine Meinung, die ich in Betreff der Raubthiere aufgestellt, einer neuen Prüfung unterworfen.

Wenn man von Raubthieren im Alpengebiete spricht, so kann es sich nur um den Bären, Luchs und Wolf handeln, da von andern weder die Geschichte etwas weiss, noch Ueberreste in den Pfahlbauten oder irgendwo im Boden sich finden. Nun habe ich mich vergeblich bemüht, in den ältern und ältesten schriftlichen Aufzeichnungen unsers Landes eine Angabe zu entdecken, dass von den zwei erstgenannten Thieren ein Mensch angegriffen worden sei und was das dritte betrifft, so sagt Conrad Gessner ausdrücklich, dass der Wolf, so lange ihm seine gewöhnliche Nahrung nicht ausgehe, sich nicht an den Menschen wage und Stumpf, der in der Mitte des 16. Jahrh. schrieb, meldet, der Wölfe findet man kaum in einem Land Europas minder, denn im Alpgebirg und Helvetien. Denn so sie etwa aus Lamparten oder deutschen Landen hereinkommen, sind sie seltene Gäste.

Dem Gesagten zu Folge scheint in der That die Meinung, dass der Schutz gegen reissende Thiere zu suchen, eines der Motive zur Errichtung der Seedörfer gewesen sei, aufgegeben werden zu müssen.

Fig. 15. Ein Fischergeräth, verfertigt aus dem Aste und den Nebenästchen eines Strauches und bestimmt zum Zusammennehmen und Ordnen der getrockneten Netze. Geräthe von ganz derselben Form sind bei den Fischern noch jetzt im Gebrauche.

Fig. 16. Verzierung auf der Scherbe eines urnenartigen rohgearbeiteten Thongefässes.

Fig. 17. Stockzahn eines Wolfes an der Wurzel durchbohrt.

Fig. 18. Ein Stechwerkzeug aus Knochen, durchbohrt.

Fig. 19. Kleine Steinchen von ganz gewöhnlichen Steinarten, nicht bearbeitet aber durchbohrt. In den Pfahlbauten des Bodensees sowie zu Robenhausen kommen solche Steinchen sehr häufig vor.

Ein 7—8′ langes, $1^1/_2$′ breites eichenes Brett, an welchem auf einer Seite eine Ecke abgerundet ist — offenbar eine Sitzbank, für welche Bestimmung der Umstand spricht, dass die eine (obere) Seite durch Sitzen abgeschliffen und die entsprechende äussere Kante ebenfalls abgerundet ist.

Ein $2^1/_2$′ breites, etwa 2″ dickes rundes Brett von Eichenholz mit einem zwischen Mittelpunkt und Rand schief durchgehenden Loch. Die Deutung als Schild ist wohl unzulässig.

Kleine Steinbeile aus Jadéite,[1]) eine Steinart von grünlicher Farbe, die den echten Nephrit an Härte noch merklich übertrifft, da sie auch von der härtesten englischen Feile nicht geritzt wird. Es ist dies der härteste Stein, den die Pfahlbauleute durch Schleifen bearbeiteten, indem der Feuerstein (Krystall) nur durch Schläge in die Form von verschiedenen Geräthschaften gebracht wurde.

Nieder-Wyl.

Zu Nieder-Wyl, wo weniger auf als neben dem Wohnplatze, im Sumpfe, Vorräthe von versunkenen Artefacten aus der Steinzeit liegen mögen, haben seit drei Jahren keine Nachgrabungen Statt gefunden, ich habe aber noch Einiges, was wir der Aufdeckung von 1862 verdanken, nachzutragen. (Siehe Bericht V. Seite 25.)

Taf. I. Fig. 2. Ansicht eines kleinen Theiles des Pfahlbaubodens, nach einer photographischen Aufnahme gezeichnet. In der Mitte derselben erblickt man eine zum Herd gehörige Sandsteintafel, die auf einem Estriche von Thon und Kies liegt, rechts davon zwei schief durch das Blatt nach der Schaufel laufende Reihen von Pfahlstumpen, welche die Aussenwände von zwei Wohnungen und zugleich den Zwischenraum zwischen zwei Hüttenreihen, eine Gasse, bezeichnen. Auf der rechten Seite bemerkt man wieder einen Estrich, auf dem ein Feuerherd sich befand. Es muss bemerkt werden, dass die Vertiefungen zwischen den Baumstämmen mit Thon ausgefüllt waren, den aber das Wasser, unter dem sich der Boden Jahrtausende lang befand, aufgelöst und weggeschwemmt hat. Leider wurde diese Ansicht viel zu spät, erst dann aufgenommen, als schon eine grosse Zahl der äusserst morschen Pfahlstumpen umgestossen war und man weder den Umfang noch die Eintheilung der Wohnungen deutlich mehr erkennen konnte.

Taf. II. Fig. 1. Geräthe aus Ulmen- oder Eschenholz, theils mit Steinäxten, theils mit Messern zugeschnitten. Es hat auf beiden Seiten das gleiche Aussehen, bei a und an mehreren Stellen auf den Seitenarmen Einschnitte. Die verschiedenen Hypothesen zur Deutung dieses räthselhaften Dinges mitzutheilen, wäre nutzlos, da sie alle den gleichen, nämlich keinen Werth haben.

[1]) Siehe von Fellenberg: Analysen einiger Nephrite etc. S. 14.

Moosseedorf.

Moosseedorf, von Herrn Dr. Uhlmann fortwährend untersucht, liefert so ziemlich dieselben Arten von Artefacten aus Stein, Knochen u. s. w. und hat sich bis jetzt als eine reine Steinzeit-Station bewährt. Dieser ebenso emsige als umsichtige und genaue Forscher hat eine sehr belehrende Sammlung von Knochen angelegt, an denen man theils die Einwirkung der verschiedenen von den Pfahlleuten zum Schlagen, Spalten, Hauen, Ritzen gehandhabten Werkzeuge, theils die Benagung durch Carnivore und Nagethiere bemerken kann.

Am Ende des vorigen Jahres entdeckte Herr Dr. Uhlmann eine Feuerstein-Fundstätte. »Nicht weit von dem östlichen Pfahlbau und noch im Sumpfgebiete liegt ein kleines Hügelchen, welches sich über das umgebende Torfland nur wenig erhebt. Um dasselbe herum auf etwa zwei Morgen seit längerer Zeit der Cultur unterworfenen Bodens kommen nahe der Oberfläche, in der Ackerkrume zerstreut liegend, kleine Stücke Feuerstein vor, deren Form deutlich verräth, dass sie Abfall oder missrathene Artefacte sind. Die Farbe dieser Splitter ist graugelb, hellbraun, röthlichbraun u. s. w., während die in den Pfahlbauten erhobenen Stücke weisslich oder hellgrau aussehen. Nachgrabungen nach Alterthümern auf diesem Punkte waren ohne Erfolg. Offenbar befand sich hier eine Werkstätte von Feuersteingeräthen. Aehnliche Localitäten werden von Mortillet erwähnt in den Matériaux pour l'Histoire positive de l'Homme etc. Neue Fundstücke sind Gebisse und Knochen vom Schaf, ferner Flachssamen.«

Als neu zu erwähnen sind noch folgende Gegenstände:

Taf. III. Fig. 20. Ein Eberzahn, an der Spitze in eine Schneide zugeschliffen und an zwei Stellen durchbohrt.

Fig. 21. Eine schön geformte äusserst fein gezahnte Pfeilspitze aus Knochen, das einzige Geräth dieser Art, das mir vorgekommen.

Fig. 22. Eine Fischangel aus einem Eberzahn. Bei der Verfertigung einer Angel aus diesem Stoffe ging man so zu Werk, dass man den innern Raum derselben vermittelst zweier hineingebohrter Löcher entfernte und dann dem Ganzen durch Kröseln die rechte Form gab.

Fig. 23. Ein Stechinstrument aus Knochen mit einem Knopf aus Erdpech. (Siehe Bericht III. S. 116.)

Fig. 24. Ein Werkzeug aus Knochen, an einem Ende in eine Spitze, am andern in eine Zange ausgehend.

Fig. 25. Ein Messer aus Knochen.

Fig. 26. Ein Hirschhornsprossen, hübsch polirt, oben durchbohrt, unten ausgehöhlt und ringsum voll runder eingebohrter Grübchen.

Wangen.

Herr Gemeindrath Löhle ist unermüdlich im Durchsuchen der sehr ergiebigen Culturschicht des ausgedehnten Pfahlbaues von Wangen und entdeckt fortwährend eine Menge von Artefacten aus Stein, Knochen, Horn etc., ähnlich denen, die in früheren Berichten angeführt und beschrieben worden sind. In das Inventar der Fundstücke dieser Station habe ich noch folgende Dinge einzutragen:

Taf. I. Fig. 1. Mittelstück eines aus Flachssträngen zierlich geflochtenen Kleidungsstückes, wahrscheinlich einer Kopfbedeckung, nach Art der noch in mehreren Thälern unsers Landes gebräuchlichen Lederkappen. Die Mütze ist nach der Mitte zu gewölbt (siehe den Querschnitt bei 1 [a]) und der äussere Rand, wie die Reste einer dritten Reihe Stränge zeigen, abgerissen.

Taf. III. Fig. 10. Pfeilspitze aus Feuerstein, regelmässig gezahnt. Gezahnte oder mit Widerhaken versehene Pfeilspitzen und andere künstlich gearbeitete Feuersteingeräthe, wie sie im Norden in Fülle vorkommen, gehören in unsern Gegenden, wo an Rohstoff grosser Mangel war und die Bearbeitung nicht zur Entwickelung kam, zu den Seltenheiten.

Fig. 11. Knöchelchen von Hundezehen, die zuweilen dutzendweise zusammengefunden werden und von denen immer einige an einem Ende durchbohrt sind. Sie scheinen als Schmuck oder Amulete gedient zu haben.

Fig. 12. Bruchstück eines aus Hirschhorn verfertigten, mit Rinnen versehenen gebogenen Geräthes.

Fig. 13, 14. Fischangel aus Knochen, ein häufig vorkommendes Geräth. In der Mitte der geraden Nadel, die an dieser Stelle zuweilen ein wenig eingeschnitten ist, wird die Angelschnur befestigt, dann das Stäbchen ganz mit dem Köder umgeben, welcher, wenn verschluckt, nicht leicht mehr von dem Fische ausgespieen werden kann. Gegenwärtig noch bedient man sich am Untersee dieser Vorrichtung zum Fangen der wilden Enten.

Rücksichtlich der Nahrungsmittel der Bewohner dieser Station verdient erwähnt zu werden, dass Herr Löhle an verschiedenen Stellen seines Pfahlbaus zolldicke und mehrere Fuss breite Schichten eines bräunlichen Stoffes findet, der hauptsächlich aus Kerngehäusen von Aepfeln besteht. Das Vorkommen einer so grossen Menge von Aepfelresten beweist, dass der herbe Holzapfel damals eben so massenhaft gegessen wurde, wie gegenwärtig die cultivirte Frucht. Möglicherweise stellt aber der braune Stoff die Trester von Aepfeln vor und zeigt uns, dass das Bereiten von Most aus verschiedenen Früchten damals schon üblich war.

Zug.

Bericht des Herrn Professor Mühlberg in Zug über die schon bekannten und neu entdeckten Pfahlbauten am nördlichen Ufer des Zugersee's.

»Schon bei der Entdeckung des ersten Pfahlbaus am Ende der Vorstadt bei Zug, der im fünften Bericht beschrieben ist, wurde die Vermuthung ausgesprochen, dass bei genauerer Untersuchung der Ufer unsers See's noch weitere Reste zu finden sein werden. Diese Vermuthung hat sich bestätigt. Seit der Aufdeckung jenes ersten Pfahlbaus im Mai 1862 sind am Zugersee drei neue Pfahlbauten bekannt geworden und das Dasein von noch zwei andern wird mit allem Grunde angenommen.' Sie liegen alle in nicht sehr grossen Abständen von einander: 1) beim »Koller«, d. h. in den Riedern (Sumpfwiesen) an der Einmündung der Lorze in den See, 2) zu St. Andreas bei Cham, 3) bei Derschbach unterhalb der Langrüti bei Cham, 4) ausserhalb des Badeplatzes bei Zug, 5) in der Zweieren bei Buonas. Wenn sich das Vorhandensein von eigentlichen Pfahlbauten an den

zwei letztgenannten Punkten constatirt, so beläuft sich die Zahl der Ansiedelungen an diesem See auf sechs. Ich durchgehe dieselben in der Reihenfolge wie sie entdeckt worden sind und lasse zuerst noch einige Bemerkungen über den Pfahlbau bei Zug vorangehen.

1) Pfahlbau bei Zug. (S. Bericht V. S. 30.)

Dieser Pfahlbau ist bekanntlich nur an einer einzigen Stelle beim Graben eines Kellers am Ende der Vorstadt von Zug, in der Nähe des Bahnhofgebäudes, aufgedeckt worden. Gegenwärtig steht auf dieser Localität der Gasthof zum »Keltenhof«. Die Annahme, dass sich die Ansiedelung dem Ufer entlang, sowohl in der Richtung der Stadt als nach Cham hin noch weiter erstreckte, hat sich dadurch bewährt, dass uns von den Bewohnern dieser Gegend Steinbeile von der Art der in den Pfahlbauten aufgehobenen zugebracht wurden. Dagegen scheint die Ansiedelung sich landeinwärts nicht weiter ausgedehnt zu haben.

2) Pfahlbau im Koller.

Im Sommer 1863 bemerkte Herr Schwerzmann, Landökonom von Zug, beim Aufwerfen eines Grabens längs der Eisenbahnlinie, im Koller, Thonscherben, welche er mit dem Schlamm herausschöpfte. Herr Präfect Staub, dem er dieselben mittheilte, begab sich mehrmals auf die Stelle, wohin ich ihn begleitete, um ihm im weitern Nachsuchen nach solchen Dingen behülflich zu sein. Die Fundstätte liegt hart an der Eisenbahnlinie Zug-Cham und zwar in dem Dreieck, welches die Linien Zürich-Zug-Luzern in den Riedern westlich von der Lorze beschreiben. Beim Sondiren des Grabens und einer flüchtigen Aufdeckung, die wir veranstalteten, kam ein ganzer Korb voll Scherben zum Vorschein, die aus feinem grauem Thon verfertigt aber schlecht gebrannt sind, und, mit Ausnahme einer einzigen, von weitbauchigen Gefässen herrühren. Werkzeuge aus Stein oder Metall wurden nicht gefunden, dagegen kamen Stücke von misslungenen Serpentinbeilen zum Vorschein. Auch fanden wir Kohlen, Haselnüsse und einige Knochen. Die Culturschicht ist nicht mächtig und die Reihenfolge der Schichten folgende: Riedboden, zu oberst, $^1/_2{}'$, Lehm $2^1/_2{}'$, Culturschicht unbestimmt, zu unterst weisser Seeboden. In dem letztern stehen hie und da Pfähle, auf welchen eichene Querhölzer lagen. Die Anordnung und Vertheilung der Pfähle genau zu bestimmen, war bei dem ganz geringen Umfange unserer Aufdeckung unmöglich, doch scheint so viel sicher, dass die Pfahlreihen parallel mit dem Ufer hinlaufen. Da man bei Grabungen innerhalb des oben angeführten Dreiecks auf keine Pfahlbaureste stiess, so ist ausgemacht, dass die Ansiedelung sich von der südlichen Eisenbahnlinie nach dem See ausbreitete, dessen Niveau damals auffallender Weise 3′ unter der Culturschicht stand.

3) Pfahlbau von St. Andreas bei Cham.

Auf einer kleinen Erhöhung östlich von Cham steht in der Nähe des See's das schön gelegene Schlösschen St. Andreas. Nicht weit, nordöstlich von demselben, hatten in der Niederung die Bauern beim Bearbeiten ihrer Aecker schon seit langem nach Art der Keile zugeschliffene Steine gefunden, dieselben aber nach kurzer Betrachtung immer weggeworfen. Erst in letzter Zeit, in Folge der Entdeckung des Pfahlbaus in Zug, wurden diese Steine mit mehr Aufmerksamkeit behandelt und aufbewahrt. Nachdem Herr Präfect Staub und ich von dem Vorkommen solcher Dinge Kenntniss

erhalten hatten, begaben wir uns im Sommer 1863 auf die Fundstätte und waren so glücklich, beim Durchschreiten der Aecker so viel Steinbeile zu finden, als wir in unsern Taschen heimzutragen vermochten. Auch lieferte kurze Zeit nachher der Besitzer des Grundstückes noch einen Korb voll Beile an Herrn Präfect Staub ein. Diese Funde ermuthigten uns im darauf folgenden Herbst eine Nachgrabung zu veranstalten. Es wurde vom See an bis nahe an die Eisenbahnlinie ein Graben aufgeworfen, auch ein kleinerer Graben in senkrechter Richtung auf diesen geöffnet. Doch war das Ergebniss dieser Arbeit von geringer Bedeutung. Einige Steinbeile und die Gewissheit des Vorhandenseins von 3—5 Zoll dicker, jedoch nicht zahlreicher Pfähle waren die ganze Ausbeute. Aus der Abwesenheit der Pfähle in dem untern Theile des Grabens überzeugten wir uns, dass die Ansiedelung sich nicht bis an das gegenwärtige Ufer des See's erstreckte, sondern sich wahrscheinlich von dem Orte, wo wir unsere Untersuchungen machten, weiter landeinwärts ausdehnte. Die Seekreide, d. i. der frühere Seeboden, lag hier nur $^1/_2$ Fuss unter der Erdoberfläche. Eine eigentliche Culturschicht war nicht zu erkennen oder besser gesagt, der $^1/_2$ Fuss dicke Ackerboden war die ehemalige Culturschicht. Die Steinbeile, welche in der über der Seekreide befindlichen Schicht sich befanden, wurden durch den Pflug oder beim Aushacken der Feldfrüchte zu Tage gefördert, andere Objecte aber, wie Thonscherben und allerlei leicht zerbrechliche Gegenstände zerstört. Der Fund auf dieser Station bestand also in Steinwerkzeugen und Pfahlwerk.

Die hier gefundenen Werkzeuge lassen sich nach Form und Stoff in 3 Abtheilungen bringen.

1. Werkzeuge aus Findlingsgestein. Weitaus die grösste Zahl der Werkzeuge gehören in diese Abtheilung. Es sind Steinbeile von verschiedener Form und Grösse, $^1/_2$—2 Zoll breit, 1 Linie bis $1^1/_2$ Zoll dick, von dreieckiger, länglich viereckiger oder elliptischer Form mit rechteckigem oder elliptischem Querschnitt und durchweg an einem Ende zugeschärft, am andern entweder abgestumpft oder kegelförmig abgerundet. Die Bearbeitung ist bei allen roh. Während alle Beile des Pfahlbaus von Zug auf allen Seiten fein und glatt geschliffen sind, zeigt sich bei diesen ein eigentlicher Schliff nur auf der Zuschärfungsfläche. Das Material ist von den in dieser Gegend zahlreich umherliegenden erratischen Blöcken genommen und daher der Natur nach fast ebenso verschieden wie diese selbst. Im Allgemeinen sind die kalkigen und grobkörnigen Gesteine (Seewerkalk und grobkörniger Granit und Gneis) ausgeschlossen und diejenigen vorgezogen worden, welche feinkörnig, dicht und in Folge ihres Kieselgehaltes hart sind. Doch finden sich auch einzelne Stücke aus recht grobschiefrigem epidotreichem Gneis, die natürlich eine feine Bearbeitung und eine Zuschärfung nicht zuliessen. Sehr wenige bestehen aus Serpentingestein, das als Findling im Canton Zug nicht vorkommt und diese sind der Form und Bearbeitung nach die vollkommensten. Ein einzelnes Stück erinnert ganz an die Beschaffenheit des sogenannten Juliergranits, und man ist versucht zu glauben, das Material zu diesem sei mit demjenigen der Serpentinbeile vom Julier her oder doch aus Graubünden bezogen worden. Ein anderes Stück besteht aus Talkquarzit, wovon sich im östlichen Theile des Cantons, als Findlinge aus dem Canton Glarus herkommend, mehrere Blöcke finden. Die Findlinge der Ebene, durch den Reussthalgletscher herbeigeführt, sind die im Canton Uri anstehenden Gesteinarten und mit diesen ist die Natur der Beile so übereinstimmend, dass man oft glaubt, den Block angeben zu können, von dem dieses oder jenes Stück abgeschlagen worden sei.

2. Werkzeuge aus Feuerstein. Neben vielen Abfällen das Bruchstück einer Lanzenspitze.

3. Werkzeuge aus Kalk. (Siehe Taf. III. Fig. 27 und 28.) Es sind länglich platte Werkzeuge

mit einem kurzen durchbohrten Halse zum Aufhängen oder Tragen. Bei einem Exemplare (F. 28) ist, nachdem der Stiel bei dem Loche abgebrochen, weiter unten ein zweites Loch gebohrt und das Ding ungeachtet der Verstümmelung weiter benutzt worden — ein Beweis, dass es als Schmuckgegenstand oder Amulet eine besondere Bedeutung hatte.

4) Pfahlbau bei Derschbach.

Auf wiederholte Mahnung, auch die westliche Seite des Zugersee's auf Pfahlbauten zu untersuchen, weil zwischen Buonas und Cham ebenfalls Steinbeile vorkamen, besuchte ich das dortige flache Ufer und fand wirklich an dem Fussweg, welcher von den Höfen von Derschbach zu den Fischerhütten am See hinunter führt, ein Steinbeil. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass hier ein Pfahlbau existirt, dessen Beschaffenheit aber durch Ausgrabungen ermittelt werden muss.

5. u. 6) Pfahlbau bei Zweieren und beim Badeplatz in Zug.

Diese beiden Lokalitäten sind mir vorläufig durch indirecte Mittheilung als Pfahlbaustätten bezeichnet worden und ich habe keinen Grund, die Wahrhaftigkeit dieser Angaben zu bezweifeln.

Schliesslich will ich noch auf den interessanten Umstand aufmerksam machen, dass alle bisher am Zugersee entdeckten Pfahlbauten ziemlich landeinwärts liegen. Man hat daher vermuthet, dieselben seien ursprünglich gar nicht im, sondern am See gestanden. Diese Ansicht erweist sich aber darum als irrig, weil an allen Orten die Culturschicht auf Seekreide ruht. Man muss also, wie ich schon in meinem frühern Bericht gesagt habe, annehmen, dass der Seespiegel früher bedeutend höher gestanden und das Wasser sich so weit über das Land ausgedehnt habe, dass die jetzige Uferstätte schon ziemlich seeeinwärts lag. Einen Beweis hierfür liefert der Pfahlbau in Cham, dessen unterer Rand das jetzige Ufer nicht erreicht. Augenscheinlich war das Sinken des See's die Folge der Austiefung des Bettes der ausfliessenden Lorze. Die trocken liegenden Culturschichten der Pfahlbauten befinden sich daher unter einer dünnen Decke von Humuserde oder unter Kies, das die Bergbäche herbeigeführt haben.

Taf. III. Fig. 29 u. 30. Gefässe von grauer Farbe aus gereinigtem Thon. Die Form von Fig. 29 und das Mäanderband von Fig. 30 weisen auf eine spätere Periode, auf vorgeschrittene Cultur hin, und kommen nicht in der eigentlichen Steinzeit, sondern in der Bronzezeit vor.

Wauwyl.

Ueber die Vermehrung der Sammlung des Herrn Oberst Suter in Zofingen hat dessen Tochtermann, Herr Suter, die Gefälligkeit, mir Folgendes zu berichten:

Zu den bisher im Pfahlbau von Wauwyl gefundenen Thierresten sind hinzugekommen: Ein Schädel eines Torfschweines und Knochen vom Bär (ursus arctos). Unter den Stein-Artefacten, deren eine grosse Zahl gefunden wurde, befindet sich ein grosses Nephritbeil und zwar das grösste, das ich noch gesehen, da es, obgleich oben abgebrochen, eine Höhe von 7,5 Cent. und eine Breite von 5,3 Cent. hat. Unter den Geräthen von Knochen bemerkt man einige bisher unbekannte Werkzeuge.

Es sind dies 20—28 Cent. lange Stücke von Hirschrippen, von denen die eine Hälfte unverändert geblieben, oder nur an den Kanten etwas abgeschliffen ist, während die andere durch Zuschleifung in eine Spitze, und Einschneidung derselben bis auf einen Drittel oder fast die Hälfte des ganzen Stückes die Form einer zweizinkigen Gabel erhalten hat. Bei allen Exemplaren, deren zu Wauwyl ein halb Dutzend und auch in letzter Zeit mehrere ganz gleiche zu Robenhausen gefunden wurden, sind die Zinken in- und auswendig, augenscheinlich durch häufigen Gebrauch, sehr sauber geglättet, das andere Ende aber nicht zugerichtet worden. Der Umstand, dass diese Dinge immer paarweise oder in Mehrzahl vorkommen, sowie die Form derselben, haben die Vermuthung veranlasst, dieselben möchten sich auf die Zubereitung des Flachses beziehen und als Hecheln benutzt worden sein. (S. Taf. III. Fig. 31.)

Unter den Fundstücken, deren Material aus Horn besteht, ist bemerkenswerth die Fassung eines Steinbeiles (Taf. III. Fig. 32), und unter den Holzartefacten ebenfalls die Fassung eines Steinbeiles. (Fig. 33.)

Seit dem Erscheinen des ersten Berichtes über Wauwyl (S. Bericht III. S. 73) hat auf dem Torfmoore des Herrn Oberst Suter Herr Ingenieur Nager (bei No. 5 des Situationsplanes auf Taf. II. in dem genannten Bericht) eine grössere Fläche von circa 50′ Länge und 30′ Breite aufgedeckt und mir freundlichst Zeichnungen der auf einander folgenden Holzlagen dieses Packwerkbaus und Profile der Ausgrabungen sammt einer genauen Beschreibung derselben zugeschickt. Da die Construction des Pfahlbaues an allen Punkten der Aufdeckung mit einander übereinstimmt und von der im 3ten Berichte besprochenen nicht abweicht, so halte ich es nicht für nothwendig, die Zeichnungen zu reproduciren; dagegen theile ich hier aus den Notizen des Herrn Nager folgende Stelle mit:

»In der im Jahre 1864 abgedeckten Stelle befanden sich durchgehends Böden von Rundholz mit vertical eingeschlagenen Pfählen. Auf denselben bemerkte man in circa 10′—12′ Entfernung von einander drei Feuerherde, welche in unbearbeiteten grössern und kleinern, mit Lehm und Sand verbundenen und in Form eines Halbmondes zusammengestellten Steinen bestanden. Innerhalb derselben lag Asche und verbranntes Holz. Selbst die Unterlage, nämlich der Rundholzboden, war angebrannt und mit Sand und Lehm zugedeckt worden. Unmittelbar in der Nähe eines solchen Herdes war der Boden etwas eingesunken, vielleicht unter der Last der gewöhnlich hier herumsitzenden und arbeitenden Leute und des hier aufgehäuften Rohstoffes für Steinwerkzeuge. Es fand sich nämlich dabei eine auffallend grosse Menge von Feuersteinabfällen vor, als wäre hier eine Werkstätte zur Verarbeitung dieses Materials gewesen. Halb bearbeitete, zerbrochene, sowie ganz vollendete Pfeilspitzen, Messerchen und Messer von 1″—3½″ Länge aus Feuerstein lagen hier herum, ferner Scherben von Töpfen, Steinbeile mit und ohne Stielloch, eines worin noch der aus Eschenholz bestehende Halm stak.

Wo immer noch auf dem Torfmoore in dem weitausgedehnten Pfahlreviere Aufdeckungen gemacht wurden, sind keine eigentlichen Pfahlbauten sondern Packwerkbauten zum Vorschein gekommen, welche denen zu Niederwyl ganz ähnlich sind. Indessen ist zu bemerken, dass zu Wauwyl in der Lagerung der einzelnen Hölzer derselben Schicht und der Schichten zu einander viel Unregelmässigkeit herrscht. Es scheint als hätte bald Laune oder Bequemlichkeit, bald die Dicke der Hölzer diese oder jene Abweichung von der parallelen Richtung veranlasst. Der Boden bei der zuletzt aufgegrabenen Stelle ruht auf Torf und es scheint der ganze Bau auf Torf gelagert zu sein. Ob aber

derselbe schon vorhanden war, als man den Grund der Ansiedelung legte, vielleicht als Fundamentmaterial gebraucht wurde, um weniger Bauholz herbeischaffen zu müssen, ist mir noch nicht klar [1]). Das Gewicht der auf die Böden gelagerten Erde hat die Hölzer so in einander gedrängt, als wäre eine künstliche Verbindung derselben vorhanden. Ich habe aber bisher noch keine künstlichen, nicht einmal die allergewöhnlichsten Zimmermannsconstructionen, z. B. einfache Ueberplattung, Verzapfung etc. in den Wauwyler Pfahlbauten wahrgenommen.«

Sempachersee. (Siehe Bericht V. S. 50.)

(Aus dem Berichte des Herrn Ingenieur Nager in Luzern.)

Ueberreste von Pfahlbauten sind bei Sempach, Eich, Schenkon, Mariazell, Margrethen und Nottwyl gefunden worden. Die Niederlassungen ziehen sich dem Ufer des Sees entlang und sind nicht breit, da der Seegrund in einiger Entfernung vom Uferrand steil abfällt. Die Baureste liegen nicht tief unter der Erde, weil der Torf durchschnittlich nur 1′ Mächtigkeit hat. Die Steinartefacte von Schenkon und Eich zeichnen sich mehr durch sorgfältige Bearbeitung als durch Verschiedenartigkeit des angewandten Stoffes aus und gehören zu den schönsten Dingen dieser Art, die in Pfahlbauten gefunden worden. Sie sind sämmtlich in der antiquarischen Sammlung zu Luzern niedergelegt.

Am Nordende des Sempachersee's erstreckt sich (beim Buchstaben S auf dem Kärtchen, Taf. XVII. Bericht V.) eine etwa 300′ breite Landzunge 600′ weit in den See hinein und scheint aus Kies von der benachbarten bei Mariazell liegenden und den Seeabschluss bildenden Moraine zu bestehen. Fast bei jedem Schritte stösst man hier auf Topfscherben keltischen Ursprungs. Der Pfahlbau zeigt sich in einigen Pfählen in der Nähe des Seeufers. Bloss etwa 20′ vom Wasser entfernt und kaum 1′ unter dem Boden fand man am Lande beisammen 19 bronzene Armbände (siehe die Abbildung eines ganz ähnlichen Armbandes Bericht V. Taf. V. Fig. 30), 1 bronzene Sichel, 2 Bronzebeile mit Schaftlappen, 1 zerbrochenen Steinhammer, 2 Getreidequetscher. An einer andern naheliegenden Stelle lag ein Menschenschädel, 1 Lanze, 1 Haarnadel, ganz ähnlich der auf der genannten Tafel unter Fig. 4 abgebildeten, und 1 Hohlmeissel von Bronze, nebst Thongeschirr, bearbeiteten Hauern vom Wildschwein, und Schweinsknochen. Ob diese eben genannten Dinge wirklich zu einem Pfahlbau gehören, oder in der Erde von einem benachbarten Orte hierher gebracht worden sind, haben weder die Bewohner der Gegend noch die Alterthumsfreunde zu ermitteln vermocht. Das Vorkommen der vielen Pferdegerippe an dieser Stelle erklärt sich aus der frühern Benutzung derselben als Schindanger.

Das auf Taf. III. Fig. 36. abgebildete merkwürdige kleine Thongeschirr rührt aus dieser Localität her.

---

[1]) Es scheint, dass hier wie zu Robenhausen (siehe oben) schon zur Zeit der Ankunft der Colonisten auf dem Pfahlbauterrain Schilf wuchs, dessen Wurzelgeflecht den Anfang des Torfs bildet.

Mänedorf.

Diese Localität (siehe Bericht I. S. 85), wo der Verfasser schon im Jahr 1844 Reste eines Pfahlbaus beobachtete, ist erst im Anfange dieses Jahres als regelrechter Pfahlbau constatirt worden. In dem kleinen zu Gunsten einer Häusergruppe angelegten Hafen, worin jene Dinge früher zum Vorschein kamen, wurde nämlich zur Erleichterung der Schifffahrt ein Stück Seeboden von circa 80′ Länge und 30′ Breite auf etwa 4′ ausgegraben und bei dieser Arbeit der Unterbau der Pfahlwohnungen entdeckt. Die Pfähle, unter denen man solche von Eichen- und Tannenholz erkannte, standen so dicht in einander gedrängt, dass in den Zwischenräumen auch nicht ein Pfahl Platz gefunden hätte. Die bei der Ausgrabung zum Vorschein gekommenen Dinge sind den in andern Pfahlbauten der Steinzeit, z. B. Meilen ganz ähnlich. Dass diese Ansiedelung noch bis zu Anfang der Bronzezeit fortbestand, beweist ein Bruchstück eines Tiegels, der den in Robenhausen gefundenen in Stoff und Form ganz ähnlich ist.

Dem Vereine, welcher die Ausbeutung des Hafens anordnete, verdankt die antiquarische Gesellschaft die Abtretung der Fundstücke für ihre Sammlung und Herrn Gemeindschreiber Billeter einen Plan der Localität und Beschreibung der antiquarischen Ausbeute.

Murtner-See.

Im fünften Bericht S. 48 sind die von Herrn Oberst Schwab in diesem See entdeckten Pfahlbaustationen sämmtlich aufgezählt, die Eigenthümlichkeit derselben angegeben und die Lage auf einem Kärtchen (S. Taf. XVII.) bezeichnet. In den letzten Jahren wurden zu verschiedener Zeit von Herrn Oberst Schwab, Herrn von Bonstetten und dem Grafen von Pourtalès, Besitzer eines Landgutes am westlichen Ufer dieses See's, Nachgrabungen an mehreren Punkten gemacht und wir dürfen nicht unterlassen, die Hauptstücke der Ausbeute nebst einigen Bemerkungen über die Terrainverhältnisse, in denen dieselben zum Vorschein kamen, hier mitzutheilen. Im Allgemeinen ist zu bemerken, dass die einen Stationen ausschliesslich der Steinzeit angehören, wie z. B. Greng, während andere, wie Montelier, die in der Steinzeit gegründet wurden, bis zur Bronze- und Eisenzeit fortbestanden haben. Was den Charakter der Fundobjecte der letzten Station betrifft, so ist auffallend, wie namentlich in den Thongefässen, welche dieselbe lieferte, obgleich sie sämmtlich von freier Hand verfertigt sind, sich doch eine bedeutende Kunstfertigkeit in der Ausarbeitung, grosse Mannigfaltigkeit und viel Geschmack in der Form derselben kundgibt, — alles Eigenschaften, welche den entsprechenden Geräthen aus den Bronzeniederlassungen der östlichen Schweizersee'n (Sempach) und des Ueberlingersee's fremd geblieben sind. Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass in demjenigen Theile unseres Landes, in dem schon in vorhistorischer Zeit der Hauptort desselben, Aventicum, erstand, Beweise einer uralten, vorgeschrittenen Gesittung vorkommen. Wenn wir kein anderes Zeugniss für die frühe Blüthe dieser Gegend besässen, so wäre der bronzene Prägestock für den grössten Typus gallischer Goldmünzen, der vor einigen Jahren zu Avenches gefunden wurde, ein hinreichender Beleg für die Richtigkeit dieser Beobachtung. S. Mitth. Bd. XV. Dr. Meyer's Gall. Münzen S. IV.

Greng, am südl. Ufer des Murtnersees, circa $^1/_3$ Stunde westlich von Murten.

(Bericht des Herrn Dr. Uhlmann in Münchenbuchsee.)

»**Situation.** Auf der Besitzung des Herrn Grafen v. Pourtalès springt eine Landzunge ziemlich weit in nördlicher Richtung in den See hinein. Der Platz vor derselben war früher dicht mit Schilf und einigem Weidengebüsch bewachsen und durchschnittlich $^4/_5$ des Jahres ganz mit Wasser bedeckt. Er ist von annähernd ovaler Form wenigstens 50,000□Fuss gross und mit Pfählen besetzt. Herr Graf v. P., dem derselbe ebenfalls gehört, lässt darauf eine kleine künstliche Insel anlegen und zu diesem Zweck rundum, aber besonders gegen das feste Land hin, mit einer Baggermaschine einen Kanal ausbaggern, um das dadurch gewonnene Material zur Erhöhung der neuen Insel zu benutzen. Bei dieser Gelegenheit und schon früher durch Nachgrabungsversuche kamen eine Menge alter Knochen und Artefacte der Steinzeit zu Tage. Schon voriges Jahr, sowie diesen Sommer liess Herr Baron v. Bonstetten wiederholt Alterthümer auf der gleichen Localität sammeln, weil er vernommen, dass der Platz werde verschüttet werden. Auch die Herren Oberst Schwab in Biel und Prof. Desor in Neuenburg hatten denselben sondiren lassen. — Herr v. Bonstetten wurde zeitweise durch Herrn Jahn in Bern und einige Male durch Dr. Uhlmann unterstützt.

Grundverhältnisse. Nach sehr mühevoller Entfernung von in einander verflochtenen Binsen- und Schilfwurzeln (Scirpus lacustris L. u. Phragmites communis, Trin.) und einer dieselben bedeckenden Schicht von künstlich zerschlagenen Kieselsteinen und vom Wellenschlag rund gerollter anderer Steine von circa $1—1^1/_2$ Grösse stiess man in einer Tiefe von 1—4' beim Ausgraben auf sandigen Grund mit vielen Knochen, Holz etc. (die Culturschicht) gemengt. Tiefer wurde der Grund lehmig, 1—2 Fuss, worauf der ursprüngliche Seeboden, aus Diluvialgeröll bestehend, zum Vorschein kam. Die Pfähle reichten durchschnittlich tief in den Lehmgrund und noch weiter hinab; sie sind armsbis schenkelsdick aus Eichenrundholz, einige aber auch (circa 1 Fuss dick) aus halben Stämmen. Grösstentheils sehr gut erhalten, sind sie unten durch kleine, unregelmässige, kurze concave Axthiebe gespitzt. Das Holz ist schwarz und hat, sowie aller ausgeworfene Schlamm und Sand, einen sauersumpfigen Geruch. Die Anordnung der Pfähle ist unregelmässig; oft stehen viele nahe beisammen, an andern Orten konnte man eher Reihen 4 eckiger Pfahlstellen von circa 12—20 Fuss Seitenlänge beobachten. Seeeinwärts blieb aber dennoch auch diesen Herbst, wo doch das Wasser sich aussergewöhnlich zurückzog, eine Zone des Pfahlbaus mit $^1/_2$—3 Fuss Wasser bedeckt und wurde nicht ausgebeutet.

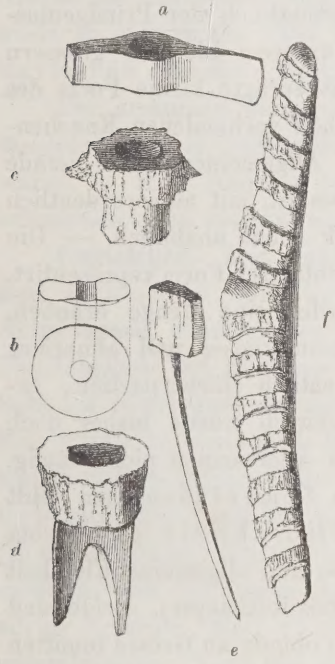
Fundgegenstände. Die Baggermaschine brachte öfters zerbrochene Fundsachen zum Vorschein, besonders Knochen, auch zartere Gegenstände. Beim Ausgraben ging man sorgfältiger zu Werk, und es ist der höchst lobenswerthen Fürsorge des Herrn Grafen, welcher Auftrag gab, alle archäologisch wichtigen Dinge zu sammeln, sowie der Umsicht des Herrn Verwalters Gaberel, als leitenden Aufsehers, zu verdanken, dass im Schlosse von Greng die massenweise aufgefundenen Gegenstände im Interesse der Wissenschaft als kleines Privatmuseum aufbewahrt werden sollen.

Artefacte. Dieselben gehören sämmtlich der Steinperiode an, da nicht ein Gegenstand aus Metall zum Vorschein gekommen sein soll.

Feuerstein. Neben wenigen Splittern nnd Abfällen von meistens grauweisslicher Farbe sind einige Prachtexemplare dolchartiger Lamellen von meistens schwarzer Farbe und bedeutender Länge (circa 4—7 Zoll) erhoben worden; ebenso meisselähnliche und dickere Stücke, sowie sägenartige, nebst wenigen Pfeilspitzen.

Andere Steinarten. Aus Feldspath, Diorit in serpentinartigem Gestein (Gerölle) fand man einige Steinäxte von gewöhnlicher Form und Grösse, nicht besonders schön zugeschliffen. — Andere aber, über und über geschliffen und polirt, sind fein und sorgfältig ausgearbeitet, wie z. B. durchbohrte Axthämmer (wie solche bei Estavayer am Neuenburgersee und im Norden zu finden). *a* Die meisten davon waren nur Fragmente, jedoch glaube ich, dass circa 5 vollständige zum Vorschein gekommen. Das Loch, sehr fein ausgebohrt, ist überall gleich weit und rund. Aus Stein wurden ebenso einige durchbohrte Plättchen von circa $1^1/_2$—2 Zoll Durchmesser und $^1/_2$ Zoll Dicke erhoben. Das Loch, rundlich, ist nicht überall gleich weit. *b*

Knochen. Aus diesem Stoffe kamen verhältnissmässig ziemlich viel Artefacte zum Vorschein. Die kleinen und grossen bekannten spitz zugeschliffenen Pfrieme von 2—10 Zoll Länge sind meistens aus Metatarsal- und Metacarpal-Knochen vom Reh, Schaf, Schwein, Rind und Hirsch angefertigt, oder aus grössern Knochensplittern anderer grosser Thiere. Dabei lagen einige wenige dolchartige Spitzen, wozu die Ulna des Hirsches, Wildschweines und kleinen Rindes benutzt wurde; Doppelspitzen oder kleine falzbeinartige Knochenmeissel (an einem Ende quer geschliffen) aus oben angedeuteten Knochentheilen, wurden in geringer Zahl gefunden.



Hirschhorn. Die meisten Fundstücke bestehen aus Hirschhorn. Da liegen vor: Die gewöhnlichen Axtfassungen, meistens mit vierkantig gearbeiteten Zapfen zum Einsatz in Holz-Handhaben, öfters auf zwei Seiten mit buckelartigen Vorsprüngen *c*; sämmtlich mit grossem Fleiss durch Messerschnitte ausgearbeitet, wenig abgeschliffen. Eine viel seltenere Form war diejenige, wo statt eines Zapfens das Einsatzende für die Handhabe sich verlängert und gabelartig gespalten ist. *d* So viel ich mich erinnere, waren die Aexte aus sämmtlichen Fassungen ausgefallen. Eine Menge Spitzen und Pfriemchen, Meissel und Spateln waren aus Hirschhorn gemacht. Aus gleichem Material ist eine sehr sorgfältig polirte, von Herrn v. Bonstetten aufgefundene Haarnadel; das Köpfchen ist flach wie eine Schaufel, jedoch rundum geglättet und abgerundet, die runde Nadel fein polirt und etwas gebogen, das Ganze circa $2^1/_2$ Zoll lang. *e*

Ein sehr seltenes Stück, dessen Bestimmung wohl schwer zu deuten sein mag, liegt in der Sammlung des Herrn Grafen v. P. in Greng. — Aus einem etwas gekrümmten langen Hirschhorn, welches gegen 6—7″ Länge halten mag, ist an der concaven Seite ein Stück der Länge nach abgespalten; die convexe Seite auf eigenthümliche Weise bearbeitet. Es sind nämlich quer über das ganze Stück rinnenartige Einschnitte angebracht; zwischen je 2 Rinnen blieb der mit den natürlichen Rugositäten besetzte Theil erhöht stehen (*f*). — Herr v. Bonstetten glaubt, dieser Gegenstand könnte zu einem Pfeilbogen gehört haben und an der äussern (convexen) Seite derselben vermittelst eines Riemens, welcher in den Einschnitten herumlief, befestigt gewesen sein.

Töpferwaaren. Es zeigten sich nur Fragmente jener rohen, dickwandigen, mit eingebackenem Kieselgrus bestehenden Produkte, die von Hand geformt und schlecht gebrannt sind. Auch einige wenige dünnwandige Scherben fanden sich vor, wovon ein Paar mit eingedrückten Strichen verziert sind.

Mineralien. Eine ungemein grosse Menge von unförmlich zerschlagenen Kieselsteinen ohne bestimmte Form oder Grösse lagen umher, welche unzweifelhaft der Menschenhand ihre Gestalt verdanken. Die Mehrzahl aber bildeten vieleckige etwas gerundete Steine von der Grösse eines Apfels bis über eine Mannsfaust; auch viele flache, scharfkantige Schieferstücke kamen zum Vorschein.

Thierreste. Die Ausbeute an Knochen war so gross, dass Herr Gaberel dieselben zentnerweise wegtragen liess. Dabei sind indess mitgerechnet jene die Hauptmasse ausmachenden, oft nur in kleinen unbestimmbaren Splittern vorkommenden, schlächtermässig zerschlagenen und zerhackten Fragmente. Die grössern sind ordentlich erhalten, indess nie so fest und schön, wie die in Torfmooren gefundenen Knochenreste. — An Gebisstheilen befinden sich namentlich die Zähne in gutem Stande und haben auffallender Weise eine blau-graue oder schöne blaue oft tief schwarz-blaue Farbe, besonders diejenigen der Schweine. Wohl mag dies der Einwirkung des sumpfigsauren, auch nach Schwefelwasserstoff riechenden Grundschlammes zuzuschreiben sein, in welchem vermuthlich Eisen vorhanden ist, das sich im Schmelz der Zähne (als phosphorsaures Eisenoxydul-oxyd) als blaufärbender Stoff niederschlägt.

Der Urochs (Bos primigenius, Boj.) in ganz wenigen Fragmenten. Sehr reichlich sind Ueberreste von einer grossen Race Rind, Hausochse und Kuh (Bos Taurus, vermuthlich der Primigenius-Race Rüt.); in Hornzapfenform, Gebisstheilen und Knochenverhältnissen unserem hiesigen grössern Schlag Hausvieh sehr ähnlich. — Nicht selten ist indess auch die sehr ausgeprägte kleine Form des Rindviehs, die Torfkuh (Bos Taurus brachyceros Rüt.) — Von sämmtlichen vorhandenen Knochenresten betragen die Rindsknochen an Gewicht wohl den Drittel. — Im Allgemeinen nicht gerade selten erscheint das Schaf (Ovis aries), dessen Race durchschnittlich gross ist, mit ausserordentlich starken nach hinten und aussen gekrümmten Hornzapfen, dem Steinbock nicht unähnlich. — Die Ziege (Capra Hircus) ungefähr in gleicher Zahl, ist dagegen eher in schmächtigerer Form repräsentirt. Gar reichlich erscheint der Edelhirsch (Cervus Elaphus). Hörner wurden eine Menge erhoben, weniger zerschlagene als ganz erhaltene; darunter einige von seltener monstruoser und abnormer Form und andere von bedeutender Grösse. Einige seltene Stücke, namentlich Hörnerpartien, gehören unzweifelhaft dem Elenthier (Cervus Alces L.) an. — Der Damhirsch wurde bisher noch nicht erkannt. — Das Reh (Cervus capreolus) von mittlerer Grösse ist im Allgemeinen nicht häufig. — Vom Pferd erinnere ich mich nicht etwas gesehen zu haben. — An Schweinsknochen fehlt es dagegen nicht. In mächtig grossen Formen ist das unverkennliche Wildschwein (Sus scrofa ferus) ausgeprägt, eben so deutlich das durch seine so kurze Kinnsymphyse und allgemeine Kleinheit im erwachsenen Zustande charakterisirte Torfschwein (Sus scrofa palustris Rütimeyer). Beide sind in allen Altersstufen vorhanden. Daneben liessen sich auch zwischen beiden obigen an Grösse inmitten stehende Schweinsknochen, welche eine lockere Textur und an Zähnen eine tiefhöckigere Form der Molaren darbieten, als gezähmtes oder Hausschwein qualificiren. — Als Carnivoren steht ein mächtiger Bär oben an (Ursus arctos?), dessen gewaltige Zähne Respekt einflössen. Ich glaube indess, nur den braunen Alpenbär in dem vorhandenen Material zu erkennen, dessen durchbohrte Eckzähne

als Trophäe getragen wurden. — Wie obiger, doch eher noch seltener, erscheint der Hund (Canis familiaris) in einer ordentlich grossen Race; grösser als diejenige von Moosseedorf. — Nicht häufig ist ein mittelgrosser Fuchs (Canis vulpes). Auch der Igel scheint nicht zu fehlen. Als antiker Nager hingegen erscheint der Biber (Castor fiber), indess auch etwas vereinzelt. — Am Hirschhorn sind öfters Zahnspuren der Maus leicht zu erkennen. — Als vereinzelt wären noch zu nennen: Froschknöchelchen (Rana, ob viridis oder esculenta?) und Fischschuppen vom Flussbarsch (Perca fluviatilis) und Cyprinoiden, Weissfische. Ebenso der Rückenwirbel einer grössern Art, vielleicht Hecht. — Unter die Knochensachen gemengt, oft in Markhöhlen der Knochen mit Schlamm, fand ich Wasserschnecken, die wohl nur zur alten Zeit hineingerathen sind. Es ist die so weit verbreitete Valvata piscinalis, dann Planorbis spirorbis und P. nitida; wie unter ähnlichen Verhältnissen selbige auch bei Moosseedorf nicht selten sind. — Endlich sind auch vom Menschen Knochenreste aufgefunden und ausgegraben worden, und zwar an verschiedenen Punkten des Pfahlbaus und aus ziemlicher Tiefe. Herr v. Bonstetten besitzt ein vollständiges Stirnbein eines kaum der Pubertät erwachsenen Knaben. In der Sammlung des Herrn Grafen v. Pourtalès liegen ähnliche mit (wenn ich nicht irre, noch mehreren) Cranien-Stücken, und ich bin im Besitz eines linken Femur und rechten Humerus; ersterer von einem mittelgrossen schlanken Individuum, vermuthlich fœminini generis, letzterer von einem etwas kleinern jüngern Individuum. An beiden genannten Knochen fehlen oben und unten die Epiphysen, dabei tragen die Enden der Knochen offenbar und unzweifelhaft Zahneindrücke als Nagespuren von Raubthieren; ob vom kleinen Bär oder grossen Hund etc. ist wohl kaum mehr zu enträthseln. Die angeführten Kopfstücke zeigen (auch oberflächlich beurtheilt) gar keine barbaren Formen; denn an ihnen ist die Stirn ordentlich gewölbt und bedeutend hoch.

Die gesammte Masse von Knochen zeigen vielfach Axteinhiebe und scharfschneidend geführte Messereinschnitte, besonders an Gelenkenden, wo Bänder und Sehnenansätze beim Zerlegen zu lösen waren. — Viele Knochen hatten Zahneindrücke von Raubthieren und sind daher wohl von den verschiedenen oben genannten Carnivoren benagt worden. — Gleiches wurde von der Maus beobachtet.

Vegetabilien. Das meiste Holz der Pfähle mag von der Eiche (Quercus) herstammen; jedoch sind auch solche von Eschen (Fraxinus), Tannen (Pinus), Birken? und Erlen, Betula und Alnus incana, sowie groben Weiden (Salix) vorhanden. — Von einem auf dem tiefen Grunde liegenden Plankenstück hat man mir berichtet und den Rest eines dünnen Strickes aus Bast (Rindenfasern) habe ich vertrocknet und zerfallen gesehen. — An Früchten und Sämereien fanden sich am häufigsten Haselnüsse, dann auch Buchennüsse. Steine kamen vom Schleh- (Prunus spinosa) und Faulbaum (Prunus padus), zum Vorschein; ferner Kerne vom Rubus Idaeus und fruticosus, von Him- und Brombeeren, von der Hainbuche (Carpinus betulus), Seerose (Nymphaea) und Erdbeeren (Fragaria vesca). Ebenso von einem Hahnenfuss (Ranunculus). Alle diese unverkohlt. — Hingegen carbonisirt in Klümpchen hat man Getreide gefunden, wahrscheinlich Pfahlbauweizen, wovon mir der eifrige Forscher, Herr Pfarrer Duley in Meyriez bei Murten, Muster mittheilte. — Verkohlte Massen vegetabilischer Dinge und angebranntes Holz findet man nicht selten.

M.-Buchsee, Oktober 1865. **Uhlmann**, Arzt.

Montellier im Murtnersee.

(Siehe Bericht V. S. 49.)

Von dieser Station besitzt Herr Oberst Schwab eine Anzahl Steinobjecte, nämlich Pfeilspitzen und Messer aus Feuerstein, ferner einige Bronzegeräthe, wie Angeln, Haarnadeln u. s. w. Die interessantesten Fundstücke sind aber die in grosser Zahl aus ziemlicher Tiefe herausgehobenen Thongeschirre, von denen wir auf Taf. IV. ein Dutzend nach den verschiedenen Formen zusammengestellt haben. Alle Thongeschirre von dieser Station sind aus freier Hand und nicht auf der Drehscheibe verfertigt, was daraus hervorgeht, dass sich auswendig nirgends parallele Striche, wohl aber inwendig Vertiefungen zeigen, die von der Aushöhlung der Innenseite vermittelst eines löffelartigen Werkzeuges herrühren, dass die Schale ungleich dick ist und der Mittelpunkt des Bodens nicht in der senkrechten Achse des Gefässes liegt, wesshalb sie auch, besonders wenn sie über die Mitte ihrer Höhe gefüllt werden, nicht stehen können. Sie sind auch nicht im geschlossenen Ofen, sondern am offenen Feuer gehärtet, daher auf der einen Seite roth, auf der andern schwarz, oder an der untern Hälfte roth, an der obern schwarz, und geben beim Anschlagen keinen Klang. Auswendig sind sie sehr sauber geputzt und geglättet, zuweilen mit Graphit oder Kohle glänzend abgerieben. Die Ornamente, welche in mehr oder weniger tief eingerissenen Strichen bestehen, sind sämmtlich mit Kreide ausgefüllt. Bei einem einzigen Stücke (Fig. 3.) besteht das Ornament auswendig über der Bauchung und am Rande in- und auswendig aus festangedrückten Zinnstreifen, eine Art der Verzierung, die wir an den grossen im Bericht V. S. 46 beschriebenen und Taf. XIII. Fig. 5 abgebildeten tellerartigen Thongefässen kennen gelernt haben. Nur wenige haben einen eigentlichen Fuss. Die Gefässe, die dieser Vorrichtung zum Stehen ermangeln, sind an diesem Theile dünn und nach innen eingedrückt. Was den Stoff betrifft, so besteht derselbe aus geschlemmtem Thon, dem in der Regel bald feine, bald gröbere Quarzkörnchen beigemengt sind.

Der Form nach lassen sie sich, wie aus den mitgetheilten Mustern zu ersehen ist, eintheilen in Becken oder Schalen, Tassen (1, 2, 17, 21), Häfen (5, 16), Urnen (3, 4, 6, 7, 8, 9, 11, 12, 14, 15, 18, 19), Näpfe (13), krugartige Geschirre (20) und Teller (10). Mit Henkeln sind nur die hafenartigen versehen, mit einer Ausgussröhre nur das einzige eben genannte krugartige Gefäss. Ein Unicum bildet der ovale Teller (10).

Die Strichverzierungen sind mit feinern oder gröbern Nadeln, die punktartigen Eindrücke und Ringe mit der Spitze eines eigens hierfür geformten Instrumentes hervorgebracht. Die um das Gefäss herumlaufenden Linien und die schraffurartigen auf dem Bauche erscheinenden kurzen Striche liegen oft ganz dicht neben einander und sind mit grosser Sorgfalt, wiewohl nicht immer untadelhaft ausgeführt.

Was die Verzierungen im Allgemeinen betrifft, so begegnen wir keinen neuen Formen. Eingedrückte gerade und krumme Linien, Reihen von Punkten und Zickzacklinien etc. kommen schon in der Steinzeit als Umgürtungen der Geschirre vor. Ausgebildeter und reicher erscheint dieser Zierath in der Bronzezeit, in welcher eine Reihe von Motiven, wie der Mäander, das Rectangel, Dreieck und der Kreis, hinzutreten. (Siehe die verschiedenen Berichte und Ebersberg [1]). Diese Ornamentik erscheint aber auf den Thonarbeiten des Murtnersee's in voller Entwickelung und was die Gestalt der letztern

[1]) Mitth. d. antiq. Ges. Bd. VII. S. 101.

betrifft, so ist dieselbe gefälliger, mannigfaltiger, schwierig auszuführen und zeugt von Geschmack und vorgeschrittener Technik. Sowohl die Ornamente als die Form der Gefässe erinnern an die Producte der Töpferei, welche aus den Pfahlbauten der italischen See'n und etruskischen Gräbern hervorgezogen worden sind. (Siehe Gozzadini Sepolcri etruschi.)

Ein einziges Gefäss hat über dem Henkel eine Erhöhung, die offenbar, wie die im Bericht V. Taf. I. abgebildeten hörner- oder gabelartigen Ansätze, zum Ansetzen des Daumens und leichtern Tragen des Gefässes dient.

Fig. 1 u. 2. Reich verzierte Gefässe von rothbrauner Farbe.

Fig. 3. Zierliches Gefäss von glänzend schwarzer Farbe, von der sich die Belegung mit Zinnstreifen hübsch abhob. Die schwarzen Striche in der Abbildung bezeichnen diese Zinnstreifen und hätten wie bei A angegeben werden sollen; a, b, c sind dickere Zinnstreifen inwendig am Rande des Geschirrs.

Fig. 4. Die obere Hälfte ist roth, die untere schwarz, die Verzierung unsymmetrisch und mit unsicherer Hand ausgeführt.

Fig. 5 u. 5 [a]. Von schwärzlicher Farbe. Die eingeritzten Linien sind mit Kreide ausgefüllt, wie alle vertieften Ornamente; der Thon ist mit kleinen Steinkörnern vermischt.

Fig. 6. Halb röthlich, halb schwärzlich, aus fein geschlemmtem Thon. Verzierungen, die zum Boden hinab reichen, kommen sehr selten vor.

Fig. 7. Roth und grau, im Thon ganz kleine Steinkörner.

Fig. 8. Grau von Farbe. Die Doppelstriche an der Ausbauchung liegen wie alle Doppellinien in einer furchenartigen Vertiefung.

Fig. 9. Röthlich, die Striche äusserst fein. Von dieser Form sind zwei ganz gleiche Exemplare vorhanden.

Fig. 10 u. 10 [a]. Schwarz. In den Eindrücken auf diesem ovalen Geschirre bemerkt man Kreide, ein Beweis, dass es zur Aufnahme trockener Dinge bestimmt war.

Fig. 11. Der Stoff von der Farbe der rothen türkischen Tabakspfeifen und sehr schwer.

Fig. 12. Schwarzer feiner Thon.

Fig. 13. Rother feiner Thon.

Fig. 14. Grauer feiner Thon, mit einem tiefen Einschnitte am Halse.

Fig. 15. Von glänzend schwarzer Politur.

Fig. 16. Röthlich und schwärzlich; die Materie mit ganz feinen Steinchen vermengt.

Fig. 17. Feiner röthlicher Thon.

Fig. 18. Rothbrauner Thon.

Fig. 19. Grau und roth; in der Materie ganz feine Steinchen.

Fig. 20. Mit einer Ausgussröhre und auffallend hohem trichterartigem Rand, der durch einen Einschnitt von dem Bauche des Topfes abgegrenzt ist; von glänzend schwarzer Politur.

Fig. 21. Auf der Ausbauchung ein gitterartiges Strichornament.

Fig. 22. Schale mit senkrecht über einander, in regelmässigen Abständen angebrachten Löchern, die durch die Wand durchgehen und fast ohne Ausnahme in horizontal um das Geschirr herumlaufenden Furchen vorkommen.

Fig. 23, 24, 25, 26. Einige Spinnwirtel (?), die in grosser Mannigfaltigkeit der Form und Verzierung hier zum Vorschein kamen.

Verschiedene Gegenstände aus der Station Montellier.

(Sammlung des Herrn Oberst Schwab.)

Taf. V. Fig. 1. 2. 3. Fragmente eines Gussmodels für kleine Bronzeringe, aus Thon. Fig. 2 und 3 ist derselbe Stein, der auf der Vorder- und Rückseite zum Giessen von Ringen gedient hat.

Fig. 4. Gitterartiges Gebilde aus schwärzlichem Thon, dessen Stäbe elliptischen Querschnitt haben, auf der einen Seite glatt, auf der andern mit eingespritzten Strichen und Punkten verziert ist. Die Bestimmung dieses Gegenstandes ist unbekannt.

Fig. 5. Randstück einer Urne aus Thon mit angedrückten, in Relief vortretenden (a, b, c, d) Bändern aus Zinn.

Fig. 6. Pfeilspitze aus Feuerstein.

Fig. 7. Pfeilspitze aus Bronze.

Fig. 8. Bruchstück eines auf der Aussenseite verzierten Ringes aus Zinn.

Fig. 9. Kleiner Handgelenkring aus Zinn.

Fig. 10. Nähnadel aus Horn.

Fig. 11. Schmuckgehänge aus Bronze.

Fig. 12 u. 13. Knöpfe aus Bronze.

Fig. 14. Verzierte Scheibe aus dünnem Bronzeblech.

Fig. 15 u. 16. Nägel aus Bronze.

Fig. 17. Dünnes Bronzeblech.

Fig. 18. Fragment einer Spange aus Bronze.

Fig. 19. Ring aus Gold.

Fig. 20. Messer aus Bronze.

Fig. 21. 22 u. 23. Fischangeln aus Bronze.

Fig. 24. Mondförmiger Zierrath aus Bronze.

Fig. 25. Perle aus Bernstein.

Fig. 26. Merkwürdige, 100 Cent. weite Schale aus schwarz gefärbtem Thon, inwendig mit eingeritzten Linien verziert. Die Wand dieses Gefässes ist an 30 Stellen von je 5 engen Löchern durchbrochen. Ueber die Bestimmung dieser Löcher siehe Bericht I. S. 90, Bericht III. S. 103, Bericht V. S. 36 und Taf. XII. Fig. 25 und Taf. XV. Fig. 15, auch auf der vorhergehenden Seite Fig. 22.

Ueberlinger-See.

Die in den nachfolgenden Blättern beschriebenen Stationen an dem nach NW. sich erstreckenden, Ueberlinger-See genannten Arme des Bodensees bieten weder in Beziehung auf die Natur der Pfahlbauten im Allgemeinen neue Gesichtspunkte dar, noch erweitern sie unsere Kenntniss der Lebensweise und technischen Befähigung der Ansiedler. Dessen ungeachtet ist ihre Entdeckung und Untersuchung, die wir Herrn Stiftungsverwalter Ullersberger und Herrn Dr. Lachmann in Ueberlingen verdanken, ein wichtiger Beitrag zur Kunde dieser Anlagen. Während unsere bisherige Kenntniss dieser Erscheinung für die Annahme zu sprechen schien, dass die Niederlassungen im Nordosten der Schweiz vor

oder im Anfange der Einführung von Metallgeräthen verlassen worden seien, erblicken wir nun mitten unter einer grossen Zahl von Ansiedelungen, welche ausschliesslich der Steinzeit angehören, eine Station, die ebenfalls in dieser Periode gegründet und zur Blüthe gelangt war, aber so lange fortbestand, bis der neue Stoff in all' den für das gewöhnliche Leben und die Jagd nothwendigen Geräthschaften sowie Gegenständen des Schmuckes sich vollständig Bahn gebrochen hatte.

Rücksichtlich der Artefacte der Steinzeit bemerken wir in den Niederlassungen des Ueberlinger-Sees unter den Industrieerzeugnissen aus Stein, Knochen, Horn und Holz wenig neue Formen. Die Mehrzahl der Geräthe aus diesen Stoffen stimmt mit den entsprechenden aus den andern Stationen überein. Wenn bei einigen Steingeräthen eine Verschiedenheit des Materials zu beobachten ist, so erklärt sich dieser Umstand leicht aus der Eigenthümlichkeit der aus dem rätischen Hochgebirge herstammenden und von den Ansiedlern benutzten Steinarten. Etwas mehr Abweichung in der Form zeigt sich in den Produkten der Töpferei, und es treten hier einige Gebilde auf, die bis jetzt auf keiner andern Lokalität gefunden wurden.

Was die Bronzezeit betrifft, so ist zwischen den Geräthen des Ueberlinger-Sees und denjenigen der Pfahlbaustationen der Westschweiz nicht der geringste Unterschied wahrzunehmen, und man ist versucht zu glauben, die einen und die andern seien aus derselben Gussstätte hervor gegangen.

Noch ist zu bemerken, dass namentlich zu Unter-Uhldingen eine Anzahl Geräthe aus Eisen aufgehoben wurde, welche die Meinung zu rechtfertigen scheint, diese Niederlassung habe noch bis zur Eisenzeit, ja bis zur römischen Herrschaft in dieser Gegend fortbestanden. Bei genauerer Untersuchung dieser Dinge, von denen wir einige auf Taf. VII. (oben) dargestellt haben, zeigt sich aber, dass aus der sogenannten ersten Eisenzeit sich auch nicht Ein Gegenstand vorfindet, mithin zwischen dem Ende der Bronzezeit und dem ersten Jahrhundert nach Chr. eine vollständige Lücke vorhanden, dass die römische Periode zwar durch einige Ziegelfragmente, Scherben und Eisengeräthe repräsentirt ist, die meisten Dinge aber aus alemannischer Zeit und den Jahrhunderten des spätern Mittelalters herstammen. Es ist also noch nicht ausgemacht, dass diese Station bis in die Eisenzeit herabreiche, noch weniger, dass sie bis in die ersten Jahrhunderte n. Chr. fortbestanden habe. An einer Besetzung des Pfahlbaus zu dieser Zeit ist um so mehr zu zweifeln, als die entsprechenden häuslichen und handwerklichen Geräthschaften vollständig mangeln. [1])

Wenn man bedenkt, wie viel Geräthe aller Art im Laufe der Jahrhunderte, theils zufällig durch Schiffbrüche, die namentlich in früherer Zeit bei schlechterer Beschaffenheit der Fahrzeuge häufig sich ereigneten, theils absichtlich als Abfall in den Boden der Seen gelangte, besonders in der Nähe von Ortschaften, so darf man nicht unterlassen, bei der Bestimmung des Alters der durch Ausgrabungen an Seeufern zu Tage gebrachten Dinge mit grösster Vorsicht zu Werke gehen.

Beschreibung der Pfahlbauten im Ueberlinger-See

von Th. Lachmann, prakt. Arzt in Ueberlingen.

Die wichtige Entdeckung von Pfahlbauten in den Schweizerseen hat die Aufmerksamkeit und das Interesse der Alterthumsforscher unserer Gegend in hohem Grade auf sich gezogen und zur Nach-

[1]) Eisengeräthe findet sich in Stationen, in denen, wie z. B. zu Sipplingen und mehreren an den westlichen Seen, nicht Ein Gegenstand von Bronze vorkommt, auch häufig an Stellen, wo es keine Pfahlbauten gab. Namentlich zeigt sich solches sammt Dachziegeln etc. in den Seen, an deren Ufer sich römische Ansiedelungen befanden.

forschung an den Ufern des Bodensees angeregt. Das Ergebniss ist ein überaus günstiges, da eine Reihe von mehr oder minder ausgedehnten uralten Wohnsitzen aufgefunden worden ist. Von allen in den letzten sieben Jahren an diesem See entdeckten Pfahlbauten sind aber die in dem nördlichen Arme, dem sogenannten Ueberlinger-See, liegenden, sowohl nach ihrem Umfange, als wegen der Menge und Schönheit der aus ihnen erhobenen Fundstücke, die wichtigsten; und was die Bedeutung dieser Ansiedelungen noch erhöht, ist der Umstand, dass in denselben nicht nur die Steinzeit, welcher die übrigen Niederlassungen im Bodensee angehören, sondern auch das Bronzezeitalter repräsentirt sind.

Die Auffindung und Kenntniss dieser wunderbaren Denkmale verdanken wir Herrn Stiftungsverwalter Ullersberger in Ueberlingen, der seit einigen Jahren mit anerkennenswerthem Eifer sich der gründlichen Untersuchung derselben unterzog, sowie auch sämmtliche bis jetzt zu Tage geförderten Fundstücke aller Pfahlbauten des Ueberlinger-Sees sorgfältig aufbewahrte und in geordneter Sammlung vereinigte.

Die nächste Veranlassung zur Entdeckung alter Wohnsitze gab das Vorkommen von Geräthen aus Feuerstein; ein Mineral, welches bekanntlich nur im Kreidesystem des Sekundärgebirges auftritt. Das Bodenseegebiet aber gehört der Molassebildung an, wesshalb das Auftreten des Feuersteines in dieser Gegend gänzlich ausgeschlossen ist. Trotzdem aber wurde dieses Mineral an manchen Uferstellen des Ueberlinger-Sees in solcher Menge gefunden, dass die Landleute seit unvordenklichen Zeiten ihren Bedarf an Feuerstein für ihre Feuerzeuge am Seeufer sich holen konnten, ohne dass der Vorrath erschöpft wurde. Eine solche Fülle von Feuerstein war offenbar durch den Menschen herbeigetragen, so dass Herr Ullersberger auf den Gedanken kam, es möchten am Ueberlinger-See Reste von Pfahlbauten vorhanden sein, da ja Feuerstein der Stoff ist, aus welchem viele Werkzeuge der alten Seeansiedler bestehen, und vermittelst dessen die meisten übrigen Geräthe hergestellt sind. Durch eine sorgfältige Untersuchung der betreffenden Uferstellen im Winter 1862/63 überzeugte er sich von der Richtigkeit seiner Vermuthung und unterliess nicht, in den folgenden Jahren mit verdoppeltem Fleisse die Alterthumsgegenstände zu sammeln.

Die Aufsuchungszeit ist jedoch nur ganz kurz zugemessen, denn der Wasserstand des Bodensees ist einem periodischen Wechsel unterworfen, und am höchsten während des Sommers, am niedersten im Januar und Februar. Als der höchste bekannte Wasserstand gilt derjenige vom Monat Juli 1817, dieser wird mit 0 bezeichnet; der niederste bekannte Wasserstand — Winter 1853/54 — ist 13,5 unter Null, der mittlere Wasserstand ist hienach 7,5 unter 0. Gegenwärtig — Dezember 1864 — steht das Niveau 11,5 unter Null. (Siehe die Profile auf Taf. VI. oben.) Dieser Wechsel der Wasserhöhe hat nun insofern einen Einfluss auf die Durchforschung der Pfahlbauten, als beim Fallen des Wassers, also zur Zeit des Winters, besonders im Februar, ein Theil des Ufers und mit ihm zugleich ein Theil der Pfahlbauten aus dem Wasser hervortritt, und desshalb leicht zugänglich wird, und zwar ist die Beschaffenheit des Ufers der Art, dass in kurzer Zeit eine grosse Fläche in trockenen Strand sich verwandelt, selbst wenn der Seespiegel nur um einige Fuss gesunken ist. Der Ueberlinger-See theilt nämlich im Allgemeinen die Physiognomie des ganzen östlichen Bodensee-Gestades, längs welchem sich eine abwechselnd aus Sandstein und Thonschichten bestehende Terrasse mehrere 100 Fuss weit ziemlich horizontal in den See hineinzieht und dann steil nach dem Seegrunde abfällt. Nur an einzelnen Stellen — besonders in der Nähe von Bachmündungen — ist die Bank mit Gerölle, Kies und Sand bedeckt. Bei niederm Wasserstand ragt sie grossentheils aus dem

See hervor und kann trockenen Fusses begangen werden; bei hohem aber liegt sie oft 6 und mehr Fuss unter dem Wasser.

Auf dieser Terrasse, der sogenannten Seehalde, befinden sich nun am östlichen Ufer des Ueberlingersees in einer Ausdehnung von kaum drei Stunden die Ueberreste von fünf Pfahlbauten. (Siehe die Karte Taf. VI. oben.) Es sind diese die Steinstationen von Nussdorf und Maurach und die Bronzestationen von Unter-Uhldingen und Sipplingen. Das daselbst mehr oder weniger rasch aus dem See aufsteigende Ufer ist ein mit Feldern, Wiesen, Wald und Weinreben bedecktes fruchtbares, sonniges Hügelland, das eine reizende Fernsicht auf das gegenüber liegende Gestade und das Schweizergebirge darbietet.

a. Die Steinstationen.

Diese Pfahlwerke lehnen sich mehr oder minder an's Ufer an, treten beim Fallen des Sees zuerst zu Tage und wurden desshalb zuerst bemerkt. Es sind die nachstehenden:

1. Der Pfahlbau von Nussdorf — entdeckt im Winter 1862/63 — nimmt ein Viereck von etwa drei Morgen des seichten Ufers ein, und zeigt einige Tausend Pfähle, welche in ziemlich gleichmässiger Entfernung von einander und in geraden Linien da stehen. Obgleich diese Pfähle abgefault sind bis auf den Grund, in dem sie stecken, und nur in geringer Zahl bei niederm Wasserstande über den Seespiegel hervorragen, so ist doch meist noch so viel erhalten, dass man bei nur einigermassen sorgfältiger Untersuchung sich hinlänglich über deren Natur und Bestimmung vergewissern kann. Die einzelnen Pfähle stehen grösstentheils etwa 2′ von einander ab; zuweilen trifft man mehrere, drei bis sechs, beisammen, seltener nur zwei. Die Peripherie eines solchen Pfahles misst auf dem Grunde durchschnittlich 1 Fuss, doch findet man Pfähle von 5 Zoll bis 2 Fuss Umfang. Das Holz, aus dem sie bestehen, ist das der umliegenden Waldungen, nämlich Tannen- und Eichenholz. Gewöhnlich sind es ganze Stämme, seltener gespaltene. Selbstverständlich ist der Verwesungsprozess so weit vorgeschritten, dass man das Holz leicht mit den Fingern zerdrücken kann. Am besten erhalten ist der im Boden stehende Theil, während das bei hohem und niedrigem Wasserstande abwechselnd den Einflüssen der Atmosphäre und des Wassers ausgesetzte obere Pfahlende grösstentheils verwittert ist.

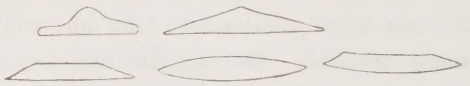
An vielen Pfahlenden gewahrt man Brandspuren — ein Beweis, dass die Niederlassung durch Feuer zu Grunde gegangen. Der Boden, in dem die Pfähle eingeschlagen sind, hat als oberste Schicht Gerölle, Kies und Sand in einer Dicke von 0,5′. Unter dieser Lage befindet sich die sogenannte Kulturschicht, welche Alterthümer enthält und aus organischen Resten, Pfahlstumpen, Speiseabfällen u. s. w. besteht. Sie hat eine Dichtigkeit von 0,75′. Auf die Kulturschicht folgt der blaue Thon der sogenannten Seehalde. — Bei dem Pfahlbau von Nussdorf wurden nachbenannte Gegenstände gefunden:

1. Pfeil- und Lanzenspitzen, Pfrieme, Messer und Sägen.

(Sämmtlich aus Feuerstein.)

Unter dem Material der bei Nussdorf gesammelten Gegenstände nimmt der Feuerstein die erste Stelle ein. Unbearbeitete Stücke, Abfälle von schwarzer, seltener von gelber Farbe, und von der Grösse eines kleinen Splitters bis zu der einer Faust sind wirklich in unzähliger Menge vorhanden. Die grösssten Stücke wiegen ungefähr $^1/_4$ Pfund. An einzelnen derselben ist noch die Kreidekruste erhalten.

a. Pfeil- und Lanzenspitzen wurden im Ganzen gegen 100 Exemplare gesammelt. Die Form derselben ist im Allgemeinen die eines gleichschenkligen, spitzwinkligen, geradkantigen Dreiecks mit einer vordern und hintern — mehr oder minder ebenen — Fläche. **(Taf. VI. Fig. a.)** Von dieser Grundform giebt es jedoch verschiedene Nuancen, von welchen wir nur folgende hervorheben wollen. Es ist entweder die untere, d. h. die der Spitze gegenüber liegende Kante concav, 16 Exemplare **(Taf. VI. Fig. b.)**, oder diese Kante setzt sich in einem Stück fort, 10 Exemplare **(Taf. VI. Fig. c. d. e.)**. Die Flächen sind entweder beide sich gleich und eben oder etwas gewölbt, oder es hat nur die eine derselben diese Form, während die andere flach ist, oder die Seiten bestehen aus zwei Flächen, so dass auf der Mitte dieser Fläche wieder eine Kante oder ein Grat sich befindet. Der Querschnitt der Mitte dieser Geräthe stellt sich so heraus:



In Bezug auf die Grösse giebt es Exemplare von 0,5″ bis 2,5″. Zwischen diesen Grenzen kommen alle möglichen Abstufungen vor. Die Grösse steht jedoch in keinem Zusammenhang mit der Form, indem Exemplare von gleicher Grösse verschiedene Formen zeigen und umgekehrt. Nennen wir die kleineren Stücke Pfeilspitzen und die grösseren Lanzenspitzen, so besitzen wir etwa 80 der erstern und 20 der letztern. Die Bearbeitung zeigt bisweilen bewunderungswerthe Geschicklichkeit. Es sind einige Stücke so dünn gespalten, dass sie ganz oder wenigstens an den Kanten durchscheinend sind. Am vollendetsten sind die gestielten Pfeil- und Lanzenspitzen, und unter diesen ist das schönste Exemplar **Fig. d.** Zu erwähnen bleibt noch, dass von allen diesen Geräthen nur zwei aus anderm Material als Feuerstein bestehen; nämlich eine Pfeilspitze aus Serpentin und eine aus einem durchsichtigen Quarz.

b. Sägen, Pfrieme und Messer wurden beim Nussdorfer Pfahlwerk gegen 80 Stück zu Tage gefördert. Die meisten dieser Geräthe sind zungen- oder spatelförmig und etwas nach der Fläche gebogen **(Taf. VI. Fig. 13)**. Sie haben ein mehr oder minder spitzes und ein stumpfes Ende; ist ersteres scharf **(Taf. VI. Fig. 12)**, so ähneln diese Werkzeuge den Lanzenspitzen, ist es dagegen mehr abgerundet, so sind sie messerförmig. Die Seiten (Kanten) sind gezahnt, meistens ist auf der einen Seite die Zahnung schärfer als auf der andern **(Taf. VI. Fig. 10)**. Natürlich sind es die Zähne, die diese Geräthe zum Sägen eignen. Von den Flächen ist die eine eben und glatt, während die andere eine bis zwei Kanten zeigt, wodurch zwei bis drei kleinere Längenflächen entstehen. Die Länge solcher Stücke beträgt 1″ bis 6″, die Breite 0,5″ bis 1,25″. Besonders zierlich gearbeitete Exemplare sind fünf länglich-ovale Sägeplatten, welche eine Länge von 3″ bis 4″ und eine Breite von 0,75″ bis 1″ haben. **(Taf. VI. Fig. 14.)** Ein einziges Stück hat die Gestalt eines fast regelmässigen Rechteckes mit scharfen Ecken, ganz ebenen glatten Flächen und nur einer gezahnten Längenkante **(Taf. VI. Fig. 20)**. Als einzig in seiner Art wollen wir hier noch eines zierlich gearbeiteten Feuersteinmessers erwähnen, das, wie die nordischen Feuersteinsägen, eine sichelartige Form hat. Es wurde in der erst vor kurzer Zeit entdeckten Pfahlbau-Station Bodmann gefunden **(Taf. VII. Fig. 32)**. Die Länge dieser Geräthe beträgt im Allgemeinen 3″, die Höhe 1,75″, die Breite 1,5″. Das Material, aus dem sie bestehen, ist schwarzer oder gelber Feuerstein. Ueber die Art und Weise, wie sie

gebraucht wurden, erhalten wir durch acht Exemplare, welche mit hölzernen Handhaben versehen sind, genügenden Aufschluss.

Diese Handhabe hat ungefähr die Form eines Weberschiffchens, in welches die Säge etwa zur Hälfte eingelassen und mittelst eines Harzes (Asphalt) befestigt ist. Das Holz ist Eibenholz. Die Handhabe ist mit einem Oehr versehen und sehr zierlich gearbeitet **(Taf. VII. Fig. 9 u. 10).**

2. Keilförmige Steingeräthe.

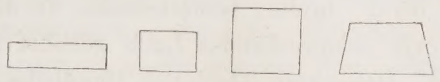
(Meissel, Beile, Aexte, Hämmer, Stemmwerkzeuge etc. etc.)

Die weitaus überwiegende Menge von allen Artefakten der ganzen Sammlung bilden die »keilförmigen« Steinwerkzeuge, von denen bei Nussdorf allein gegen 1000 Stücke, und zwar grösstentheils gut erhalten, aufgefunden wurden.

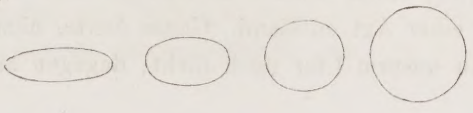
Das Material, aus dem sie bestehen, sind Gesteinarten, welche theils im Gerölle am See vorhanden sind, theils aus entferntern Gegenden herkommen; ausserdem besitzt die Sammlung etwa 50 Aexte, welche aus Nephrit — einem wahrscheinlich ausländischen Mineral — gefertigt sind. Zahlreich vertreten ist Serpentin, Grünstein, Diorit, Augit, Epidot, sog. zersetzter grüner Schiefer, Basalt, Porphyr, Gneis etc. Hiebei wollen wir noch bemerken, dass mitunter Aexte aus Feuerstein vorkommen, wie ein solches Feuersteinbeilchen in letzter Zeit in der eben erwähnten Pfahlbau-Station Bodmann zu Tage gefördert wurde **(Taf. VII. Fig. 31)**.

Die Gestalt dieser Geräthschaften kann, so abweichend unter sich die einzelnen Exemplare auch sein mögen, doch immer auf die Grundform des Keiles zurückgeführt werden. An diesen Artefacten unterscheiden wir nämlich fünf Flächen und neun Kanten: die Flächen sind vier Seitenflächen, von welchen je zwei einander gegenüberliegende gleich sind. Die zwei schmalen Seitenflächen laufen an der Schneide in eine Spitze aus, die zwei breitern bilden durch ihr Zusammentreten die Schneide. Die dieser entgegen gesetzte dritte Fläche ist bald geschliffen, bald rauh gelassen. Der Querschnitt der Mitte ist ein Rechteck. Von diesem Grundtypus aber zweigen sich eine Menge Varietäten ab, und zwar in dem Grade, dass in dieser grossen Zahl kein Stück dem andern ganz gleich ist. Zunächst können wir zwei Hauptabtheilungen unterscheiden. Die eine derselben begreift Keile in sich ohne Schaftloch, die daher, wenn sie als Beile gebraucht werden sollen, in eine Keule von Holz eingesetzt werden müssen; die andere enthält Keile mit einem Schaftloch, die unsern Beilen ähnlich sind, und an einen Halm gesteckt werden.

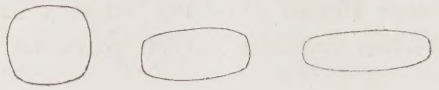
a. Keilförmige Steingeräthe, die in einen Holzschaft eingesetzt werden. Die Geräthe dieser Abtheilung stehen der oben bezeichneten Grundform am nächsten. Der Querschnitt der Mitte bildet ein Rechteck (Quadrat), seltener ein Trapez **(Taf. VI. Fig. 3, 7. VII. Fig. 6)**.



Sind die Seitenflächen jedoch convex und die Seitenkanten abgestumpft oder abgerundet, so bildet der Querschnitt der Mitte ein Oval oder einen Kreis, wodurch die Exemplare selbst walzenförmig werden **(Taf. VI. Fig. 1, 2)**.



Einen Uebergang zwischen diesen beiden Formarten bilden jene Stücke, deren Seitenflächen convex, die Seitenkanten aber nicht abgerundet sind, wodurch der Querschnitt ein Rechteck oder Quadrat mit krummen Linien wird.



Eine scharfe Absonderung der Artefakte in diese drei Unterarten ist übrigens nicht zulässig, da zwischen denselben wieder viele Varietäten existiren. In der Ullersberger'schen Sammlung sind am zahlreichsten diejenigen Stücke vertreten, deren Querschnitt ein Oval oder ein convexes Rechteck bildet.

Ausser den bisher beschriebenen Formen wurden mehrere Artefakte zu Tage gefördert, deren Gestalt am besten mit der eines gewöhnlichen Meissels verglichen werden kann (**Taf. VI. Fig. 18, 21**).

Wie die Gestalt, so zeigt auch die Grösse die mannigfachsten Abstufungen. Es gibt nämlich unter den undurchbohrten keilförmigen Steinwerkzeugen Exemplare von folgenden Dimensionen:

Länge 6″ 3‴; Breite 2″ 2″; Längeumfang 13″; Breiteumfang 6″; Gewicht 2 Pfund.

Die kleinsten Stücke dagegen sind von nachstehenden Grössenverhältnissen (**Taf. VI. Fig. 9**; **Taf. VII. Fig. 5**):

Länge 0,6″; Breite 0,4″; Längeumfang 1″ 3‴; Breiteumfang 0,9″ 3‴; Gewicht 0,2 Quentchen.

Zwischen diesen beiden Extremen gibt es Exemplare von jeder Grösse; durchschnittlich sind diejenigen Stücke mit ovalem oder rundlichem Mittelquerschnitt grösser als diejenigen, deren Querschnitt eckig ist.

Was die Ausarbeitung betrifft, so zeigt die Schneide fast durchgehends einen scharfen Schliff, und wird durch das Zusammenstossen zweier sich gegenüber liegenden Seitenflächen gebildet; diese Berührung geschieht meist allmählig; an einzelnen Beilen jedoch gehen die betreffenden Flächen in einem ziemlich offenen Winkel in die Schneide über, so dass hiernach die Schneidefläche durch eine Kante wieder in zwei Flächen getheilt ist (**Taf. VI. Fig. 5**). Die Seitenflächen sind entweder nur wenig oder gar nicht geschliffen, und zeigen dann mehr oder weniger die natürliche Rauhheit der Gesteinsart im Bruche, oder sie sind glatt gleich der Schneide; ersteres ist mehr bei den walzenförmigen, letzteres mehr bei den beilförmigen Keilen der Fall. Als einziges seiner Art erwähnen wir noch eines kleinern keilförmigen Stückes, welches in der Nähe seiner Endfläche eine den Breitenumfang ringförmig umgebende Erhabenheit zeigt (**Taf. VI. Fig. 6**).

Ueber die Art und Weise, wie diese Artefakte gebraucht wurden, geben Fundstücke, welche bei Nussdorf zu Tage gefördert wurden, genügenden Aufschluss. Es wurden daselbst nämlich drei beilförmige Geräthe aufgehoben, welche in einer Handhabe oder Hülse staken. Diese Fassung besteht aus einem 2″ bis 3″ langen, 1″ bis 2″ breiten Geweihstücke, in dessen breiteres Ende — Geweihwurzel — ein der Grösse und Form entsprechendes Loch gebohrt ist, worin die Beile eingelassen und mittelst Pech befestigt sind. Der obere Theil der Handhabe, in welchem das Steinwerkzeug steckt — die eigentliche Hülse — zeigt mehr oder weniger die natürliche Beschaffenheit des Geweihstückes, während der untere Theil rechtseitig zugeschnitten ist (**Taf. VI. Fig. 16, 19**). Diese Zurichtung hat darin ihren Grund, dass die Hülse wieder in eine grössere Fassung, in eine Keule, gesteckt worden ist, wodurch die Form einer Axt entstand. Ganze Aexte, nämlich Keule, Hülse und Stein mit einander verbunden, wurden an unserm Ufer noch nicht, dagegen auf andern Pfahlbauten gefunden.

Ob aber sämmtliche Steinäxte, welche kein Schaftloch haben, nur vermittelst einer künstlichen Handhabe gebraucht wurden, dürfte bezweifelt werden. Alle drei bei uns gefundenen, in Handhaben befindlichen Aexte gehören den kleinern Keilen an, welche auf dem Querschnitt der Mitte ein Rechteck bilden; dieser Umstand, sowie die ungeheure Menge der aufgefundenen Aexte und Beile gegenüber der verschwindend kleinen Anzahl von vorhandenen Hirschhorngeweihen dürften zur Annahme berechtigen, dass hauptsächlich nur die kleinern, mit Seitenkanten versehenen Aexte und Beile eine künstliche Hülse zum Gebrauche hatten, während die grössern und auf dem Querschnitt rundlichen oder ovalen Steingeräthe eigentliche Handwerkzeuge waren und keiner Fassung bedurften. Diese Hypothese wird unterstützt durch die Erwägung, dass solch' ein scharfgeschliffenes, bis zu zwei Pfund wiegendes und gut in der Hand liegendes Steinbeil nicht nur ein gutes Werkzeug, sondern auch eine Waffe ist.

Noch gibt es eine andere Art der Verbindung der Steinaxt mit dem Helme. Für den letztern suchte man nämlich einen drei bis vier Centimeter dicken Stock einer Staude, z. B. der Haselstaude, mit dem daran befindlichen, unter rechtem Winkel abgehenden Wurzelstücke. Dieser kürzere Theil erhielt einen Einschnitt, so dass er eine Art Schnabel bildete, in der vermittelst Erdharz und Schnüre die Axt festgemacht wurde. Fassungen von dieser Gestalt finden sich nicht nur bei uns, sondern auch zu Wangen und zu Robenhausen häufig (**Taf. VII. Fig. 24**).

b. Keilförmige Steingeräthe mit Schaftloch. Unter der grossen Menge der keilförmigen Steingeräthe befinden sich bloss 50 Stücke mit Schaftloch, von denen nur wenige vollständig erhalten sind.

Es gibt unter dieser Art Artefakte Exemplare, welche den axtförmigen Geräthen der vorigen Abtheilung gleich sind (**Taf. VI. Fig. 17 a** und **b.**) und dieselbe Anzahl von Kanten und Flächen zeigen. Während jedoch die undurchbohrten Keile gegen die Schneide breiter werden, sind diese mehr gleichmässig, bisweilen sogar gegen die Schneide zu schmäler, so dass die Breite der die Schneide bildenden zwei Seitenflächen gegenüber den zwei andern Seitenflächen bedeutend geringer ist (**Taf. VI. Fig. 4**). Ein einziges Steingeräth mit Schaftloch zeigt eine flügelartig ausgebreitete Schneide (**Fig. 23**). Die der Schneide gegenüber liegende Endfläche ist entweder kantig und eben oder abgerundet und convex. Das Schaftloch ist entweder in der Mitte des Geräthes angebracht (**Taf. VI. Fig. 22**), oder in der dem stumpfen Ende näher liegenden Hälfte. Die Gestalt des Schaftloches ist entweder kreisförmig (**Taf. VI. Fig. 4, 17 u. 22**) oder oval (**Fig. 11**). Bisweilen sind zwei Schaftlöcher vorhanden, welche dann hinter einander liegen; sie haben dann entweder Beide eine kreisförmige Gestalt, oder es ist das Eine kreisförmig, während das Andere oval ist (**Taf. VI. Fig. 24**). An derjenigen Stelle, wo das Schaftloch angebracht ist, befindet sich an einigen Exemplaren eine Anschwellung. Bisweilen bemerkt man an unvollendeten Keilen zwei Anbohrungen, die von den entgegen gesetzten Enden eindringen und in dem Bohrloche zwei hervortretende Erhöhungen, — ein Beweis, dass die Durchbohrung vermittelst eines hohlen, rohrartigen Instrumentes bewerkstelligt wurde. (Vergleiche hierüber Pfahlbauten von Sipplingen, Beschreibung Seite 285, Abbildung auf Taf. VII. Fig. 2 Durchschnitt.)

In Betreff der Grösse herrscht bei diesen Stücken kein solcher Abstand zwischen den grössten und kleinsten Exemplaren, wie es bei den undurchbohrten Keilen ist. Es differiren nämlich die Grössenverhältnisse der Keile mit Schaftloch in folgenden Grenzen:

Länge	2,5″	bis	6,5″
Breite	1″	»	2,5″
Lichtweite des Schaftloches	0,5″	»	1″

In Betreff der Bearbeitung verrathen diese Artefakte nicht nur richtige Erkenntniss der zweckmässigsten Gestalt, sondern auch Sinn für Ebenmaass und gefällige Form. Sämmtliche Flächen sind spiegelglatt geschliffen, die Ecken und Kanten sind regelmässig und scharf, die Abrundungen und Convexflächen regelmässig sphärisch. Einzelne Stücke zeigen als Verzierungen eingegrabene Linien, welche von beiden Seiten des Schaftlochs ausgehen und gegen die Spitze hin convergirend verlaufen (**Taf. VI. Fig. 22**), oder eine einzelne Linie, Furche, in der Mitte, vom Schaftloch gegen die Schneide ziehend (**Fig. 23**).

Dass diese Geräthe mit Stielen versehen waren, wie unsere Hämmer — denen sie ähnlich sind — darauf deutet ihre ganze Form und Beschaffenheit hin; ob sie dann aber als Handwerksgeräthe oder als Streitäxte gebraucht wurden, dürfte zweifelhaft sein. Die geringe Anzahl solcher Fundstücke, ihre Zerbrechlichkeit, ihre unbedeutende Grösse, die Mühe, die auf ihre Ausarbeitung verwendet wurde, die Verzierungen, die hier und da angebracht sind: Alles diess lässt eher annehmen, dass sie als Ziergegenstände oder als Auszeichnungen getragen wurden.

3. Fruchtquetscher und Mahlsteine.

Solcher Geräthe wurden 30 Stücke gefunden, und zwar 12 rundliche, 18 längliche. (Vergleiche Pfahlbauten I. Bericht: S. 76, Taf. III. Fig. 16 und 18.)

4. Steingeräthe von unbestimmter Bedeutung.

Von kleinen, rundlichen oder eckigen, platten Steinchen, von 0,5″ bis 1″ Länge und 0,25″ bis 75″ Breite, mit einem Bohrloche versehen (**Taf. VII. Fig. 7**), ebenso von länglichen, zylinderförmigen Steinen von 1″ bis 2″ Länge und 0,25″ bis 0,5″ Breite, welche auf dem Querschnitt der Mitte eine ringsum laufende Einkerbung zeigen, wurden bei Nussdorf mehrere Stücke gesammelt; dessgleichen fand sich ein 2″ langes, 1,25″ breites, durchbohrtes Stück aus einem rothen Sandstein von der Form eines Parallelepipedon (**Taf. VI. Fig. 8**); ferner ein Stein, der in seiner Form einem halben, um das Schaftloch abgebrochenen Steinhammer ähnlich ist, jedoch abgerundete Kanten und längs der Mitte auf beiden Seiten eine Furche hat (**Taf. VI. Fig. 15**).

Ob die durchbohrten Geräthe an eine Schnur gereiht, und als Schmucksachen oder Amulete getragen wurden, oder ob sie eine anderweitige Bestimmung hatten, wagen wir nicht zu entscheiden; auf Ersteres deutet die Durchbohrung hin. Ebenso wollen wir unermittelt lassen, ob die andern, mit Einkerbungen versehenen, Fundstücke unvollendete Artefakte sind, oder ob sie in der Form, in der sie vorhanden, gebraucht wurden.

5. Geräthschaften aus Thon.

Die Artefakte aus Thon, welche bei Nussdorf gefunden worden, sind sehr unansehnliche Produkte der Töpferei, unregelmässig gebaut und rauh an der Aussenseite. Das Material ist grauer Letten, welcher mit Kieselkörnchen gemischt, mit der Hand geformt und am Feuer gehärtet wurde; die Farbe ist dunkelgrau, oft schwarz.

a. Geschirr. Von thönernem Geschirr wurden nur einzelne Bruchstücke, keine vollständig erhaltenen Gefässe zu Tage gefördert. Die Dicke dieser Scherben beträgt zwischen 1‴ bis 7‴, ist aber

an einzelnen Stellen geringer oder grösser, da die Wandung nicht gleichmässig geformt ist. Die meisten Stücke sind einfach und schmucklos, nur einzelne zeigen als Verzierungen eingegrabene, unregelmässige Linien oder Punkte, andere haben rings um die Aussenseite parallel laufende Erhabenheiten und Vertiefungen. Die Geschirre — Gefässe, Töpfe, Krüge — von denen die aufgefundenen Scherben herrühren, mochten einen Durchmesser von 2″ bis 2′ haben.

b. Wirtel. Aus Thon gefertigte Wirtel wurden 25 Stücke bei Nussdorf gesammelt; sie haben Gestalt, Aussehen und Grösse wie die bei andern Pfahlbau-Stationen aufgefundenen Spinnwirtel. (Vergleiche Pfahlbauten I. Bericht, Taf. III. Fig. 14.)

c. Kugeln, aus grauem Letten geformt, roh bearbeitet, etwa von der Grösse einer Orange, durchbohrt, wahrscheinlich als Beschwerungskugeln am Webstuhl gebraucht, wurden bei Nussdorf in jüngster Zeit in Mehrzahl gefunden.

6. Fundstücke aus organischem Material.

Der Nussdorfer-Pfahlbau ist eine reiche Fundstätte für Gegenstände, deren Stoff dem organischen Reich entnommen ist. Es wurden nicht bloss Ueberreste von Thieren und Pflanzen, sondern auch aus solchen Ueberresten gefertigte Werkzeuge gefunden.

a. Thier- und Pflanzenreste. Die Thierreste sind Skeletstücke — Knochen, Geweihe, Hörner, Zähne — und stammen meist von folgenden Thieren her: Pferden, Torfkühen (bos primigenius), Hirschen (cervus elaphus, cervus eurycerus), Rehen, Schaafen, Moorschweinen, Bären (ursus Arctos), Hunden, Wölfen, Luchsen, Igeln, Bibern; aus dem Geschlecht der Fische ist der Hecht (esox lucius) konstatirt.

aa. **Die Knochen**, welche zu Tage gefördert worden, sind selten ganz, meist sind es Bruchstücke. Von den Röhrenknochen sind eine grosse Zahl der Länge nach geöffnet, die breiten und kurzen Knochen sind zerschlagen; an einzelnen Stücken sind Spuren von Steininstrumenten — Schnitte, Einkerbungen — noch deutlich sichtbar; einzelne Thierschädel haben ein — wahrscheinlich zur Herausbeförderung des Hirns gemachtes — Loch an der Stelle des Seitenwandbeines. Unter den am besten erhaltenen Stücken befinden sich mehrere schöne Exemplare von Schädeln und Unterkiefern des Moorschweines, ein Schädel von einem Luchs (?), einige Unterkiefer von Biber (castor fiber), Igel etc., ferner Schulterblätter, Rippen, Fussknochen von der Torfkuh, einige Wirbelknochen von Bos primigenius etc.

bb. **Die Geweihe und Hörner** sind ebenfalls grösstentheils defekt, doch sind noch einzelne gut erhaltene Geweihstücke von Cervus eurycerus und Cervus elaphus vorhanden und vom Reh, ebenso einzelne Geweihzapfen von diesen Thieren; ferner einige Hörner von der Torfkuh etc.

cc. **Von Zähnen** wurden gefunden eine grosse Menge von Pferdezähnen-, Eber-, Hunde-, Hirschzähnen; ferner mehrere Bären-, Biber- Igelzähne etc.

Die Pflanzenreste waren nicht in so grosser Anzahl vorhanden, wie die Thierreste. Am verbreitetsten in der sog. Kulturschichte sind die Haselnüsse, von denen die meisten gut erhalten sind. Ausser diesen wurden noch einige Aepfel zu Tage gefördert. Fruchtkörner, Brod etc. wurden bis jetzt noch nicht entdeckt.

b. Geräthschaften. Die Zahl der Artefakte aus Thierresten beträgt gegen 700 Exemplare; sie wurden gefertigt aus Knochen, Geweihen und Zähnen.

aa. **Knochengeräthe** sind entweder aus einem ganzen Knochen eines kleinen Thiers, oder aus Knochenstücken und Knochensplittern gearbeitet. Diejenigen Skelettheile, die gewöhnlich verwendet wurden, sind Extremitätenknochen — radius, ulna, femur, tibia, fibula — die entweder allseitig oder nur an einem Ende geschliffen sind. Nach der Bearbeitung und dem Gebrauche unterscheiden wir:

α. Aextchen und Beilchen. Diese Werkzeuge haben theilweise die Form von Steinbeilen, nur sind sie dünner und zierlicher gearbeitet, haben entweder ebene Flächen, oder — durch die Form des Knochenstückes bedingt — krumme, wodurch sie mehr hohlmeisselartig werden. Sie sind aus den Knochen grösserer Thiere gearbeitet (**Taf. VII. Fig. 14**).

β. Meissel. Es sind länglich-platte Werkzeuge, welche eine schmale aber scharfe Schneide haben; entweder sind sie an dem Griffe breiter als an der Schneide, und haben dann gewöhnlich das betreffende Gelenkende des Knochens als Griff, oder sie sind überall gleich breit (**Taf. VII. Fig. 12, 13**).

γ. Stricknadeln, Haarnadeln wurden in grosser Zahl gefunden. Sie zeigen alle das Gemeinsame, dass sie an einem Ende eine scharf zugeschliffene Spitze haben. Sie sind entweder aus ganzen Knochen — Röhrenknochen — gearbeitet, indem das eine Knochenende zugespitzt wurde, oder aus Knochenstücken, Splittern. Die Grösse dieser Instrumente ist sehr verschieden und wechselt zwischen 0,5″ bis 10″ Länge (**Taf. VII. Fig. 11**).

δ. Gegenstände von unerklärter Bestimmung wurden mehrere gesammelt. Es sind entweder etwa 1″ lange, walzenförmige, glattgeschliffene Knochenstücke, durchbohrt oder massiv, oder einige Zoll lange, schmälere, zylinderförmige oder platte Geräthe, die bisweilen ein Oehr oder eine ringförmige Einkerbung an einem Ende haben (**Taf. VII. Fig. 18, 23**).

bb. **Geweihgeräthe.** Wie die Knochenwerkzeuge, so wurden auch die Artefakten aus Hirsch- oder Rehgeweihen für verschiedene Zwecke bestimmt; es gibt als Stechwerkzeuge Nadeln, als Schneideinstrumente Beilchen, ähnlich denen aus Knochen gearbeiteten, ebenso ähnliche Geräthschaften von unerklärter Bestimmung. Nebst diesen wurden jedoch noch folgende Gegenstände zu Tage gefördert:

α. Hämmer von 4″ bis 6″ Länge und 1″ bis 2″ Breite, aus dem Mittel- oder Wurzelstücke eines grossen Hirschgeweihes gearbeitet, überall geglättet, mit einem ovalen oder eckigen Stielloch versehen; an einem Hammer wurde noch ein Theil des hölzernen Stieles gefunden. Die Zahl solcher bei Nussdorf gesammelten Hämmer beträgt 16 Stücke (**Taf. VII. Fig. 20, 21**).

β. Kämme aus dem platten Stücke eines Hirschgeweihes gefertigt; solcher Geräthschaften wurden drei zu Tage gefördert (**Taf. VII. Fig. 8**).

cc. **Zahngeräthe.** Die Zähne, aus denen Geräthschaften gefertigt wurden, sind meist Eckzähne vom Schwein, Hund und Bär, seltener wurden aus Backenzähnen gearbeitete Artefakte gefunden; es sind entweder ganze Zähne oder einzelne Theile — meist die vordere Längsseite des Zahnes, wie bei Hauern von Ebern — zu Geräthen verwendet worden. Sämmtliche Zahngeräthe sind zierlich gearbeitet, scharf geschliffen und gut erhalten. Es sind:

α. Nadeln zum Stricken, oder Haar- und Kleidernadeln aus den Hauern des Ebers gearbeitet, und desshalb bogenförmig mit scharfer Spitze, bisweilen am einen Ende mit Einschnitten, die vom Gebrauche herrühren (**Taf. VII. Fig. 16, 17**).

β. *Fischernetznadeln* aus dem Eckzahne eines Bären gefertigt, mit einem Oehr versehen **(Taf. VII. Fig. 15)**.

γ. *Fischangel* aus einem Eberzahn, sehr zierlich. Es ist dieses das zweite Stück seiner Art, welches nach unserm Wissen in Pfahlbauten gefunden wurde. Um eine solche Angel zu verfertigen, wählte man das Mittelstück eines gespaltenen Eberzahnes, und entfernte vermittelst eines Bohrers erst zwei runde Stücke in der Mitte des Blättchens und nachher durch Abbrechen den obern Theil (a) des übrig gebliebenen Rahmens. Mit geringer Mühe liess sich dann aus dem Reste eine Angel von zweckmässiger Form herstellen **(Taf. III. Fig. 22)**.

δ. *Schmuckgegenstände.* Als solche bezeichnen wir Eck- und Backenzähne vom Hunde (Wolf?), welche an der Wurzel mit einem Oehr versehen sind. Es wurden diese Gegenstände — da sie als Arbeitsgeräthe zu klein und die durchbohrten zwei- und dreiwurzeligen Backenzähne als solche ganz unbrauchbar gewesen wären — wahrscheinlich an eine Schnur gereiht und vielleicht als Halsband getragen. Die Zahl dieser durchlöcherten Zähne beträgt 20 Stücke: 16 Eckzähne und 4 Backenzähne **(Taf. VII. Fig. 19)**.

ε. Ein aus einem Eberzahn löffelartig gefertigter Gegenstand wurde als der einzige seiner Art in jüngster Zeit bei Nussdorf gefunden. Der obere Theil — die sog. Krone — eines Hauers ist nämlich ausgehöhlt und abgerundet; das Ganze ist zierlich gearbeitet.

Ausser diesen zahlreichen Fundstücken aus Stein und organischem Material wurden bei Nussdorf keine Gegenstände zu Tage gefördert; Kupfer, Bronze, Eisen fand sich hier nicht vor. Es darf hiernach ganz sicher angenommen werden, dass der Nussdorfer Pfahlbau der sogenannten Steinzeit angehört.

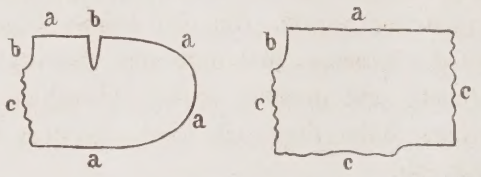
II. Der Pfahlbau von Maurach wurde, wie die Nussdorfer Pfahlbau-Station, im Winter 1862/63 entdeckt und ist etwa ½ Stunden von letzterer entfernt. Er nimmt ein längliches Viereck von ungefähr acht Morgen ein, das mit vielen Tausend Pfählen besetzt ist, lehnt sich ganz an das Ufer an, erstreckt sich aber zirca 1000 Fuss in den See hinein. Trotz dieser grossen Ausdehnung ist diese Wasseransiedlung weder sehr reichhaltig an Geräthschaften, noch hat sie eine eigentliche Kulturschichte, was wohl dem Umstande zuzuschreiben ist, dass vor mehreren Jahren bei der Anlegung eines Dammes auf der betreffenden Stelle nicht bloss die Kulturschichte umgewühlt und eine Masse von Alterthümern zerstört wurde, sondern auch die Nachforschung bedeutend erschwert ist. Glücklicherweise ist aber noch so viel stehen geblieben, dass die Grösse des Baues und der Charakter der Station deutlich erkennt werden kann.

Die Pfähle zeigen in Bezug auf Stellung, Grösse, Holzart etc. das gleiche Verhalten, wie diejenigen von Nussdorf; ebenso die aufgefundenen Geräthschaften. Es wurden nämlich gesammelt: Feuersteinstücke, Pfeil- und Lanzenspitzen, Sägen aus Feuerstein, Meissel, Beile, Aexte, Hämmer etc aus verschiedenem Steinmaterial, gleich denen von Nussdorf, im Ganzen hier etwa 600 Stücke.

Ausserdem fanden sich mehrere unvollendet gebliebene Aexte, sowie Steine, aus denen solche Geräthschaften gearbeitet werden sollten, und die bloss angeschnitten oder ein wenig zurecht geschlagen waren.

So ist eines dieser Fundstücke ein dem Gerölle entnommener, platt-rundlicher Stein von schiefriger Struktur, 6″ Länge und 2″ Dicke; er hat zwei eingeschliffene Furchen, die einander parallel

laufen, einen Zoll von einander entfernt und etwa 0,5″ tief sind. Ein andrer Stein zeigt nicht bloss solche senkrechte, sondern auch horizontale Furchen. Auf dem Querschnitt der Mitte stellen diese beiden Fundstücke folgende Figuren dar:



a natürliche Oberfläche
b Einschnitte
c künstlicher Bruch

Ferner wurden einige Aexte zu Tage gefördert, deren die Schneide bildenden Seitenflächen spiegelglatt geschliffen und die Schneide vollkommen dargestellt ist, während die beiden andern Seitenflächen nur wenig geschliffen sind und noch eine Furche zeigen.

Die Art der Verfertigung dieser Geräthe bestand hiernach darin, dass grosse Steine, deren Material geeignet schien, bis auf etwa ein Viertel der Dicke eingeschnitten und hierauf zerschlagen wurden, worauf man die einzelnen Bruchstücke durch Hammer und Schleifstein zu Aexten ausarbeitete. Grosse und dicke Steine wurden in verschiedener Richtung angeschnitten und zerspalten, das hiedurch entstandene prismatische Stück durch den Steinhammer zurecht geschlagen, dann auf den Schleifstein gebracht, und zuerst die Schneide, dann die Seitenflächen vollends ausgeführt.

Gegenstände aus Thon kamen trotz sorgfältiger Untersuchung bis jetzt nicht zum Vorschein, ebenso wenig Pflanzen- und Thierreste und aus letztern gefertigte Artefakte, ein Umstand, der wohl in der Zerstörung der sog. Kulturschichte seine Erklärung findet.

Dagegen wurde eine durchbohrte, abgeplattete Bernsteinkugel gefunden; sie ist glatt geschliffen, hat eine Höhe von 1″, eine Breite von 1,3″ und wiegt zwei Loth. Der Bernstein, aus dem sie gefertigt worden, ist undurchsichtig, gelb, wolkig, mit weisslichen Adern und Flecken.

Ferner wurde bei Maurach als einziger Gegenstand aus Metall der vordre Theil einer kupfernen Axt gefunden.

Trotz dieses Kupferwerkzeuges müssen wir den Pfahlbau von Maurach als eine Steinstation betrachten, da die übrigen Fundstücke, die Beschaffenheit des Baues, die Lage am Ufer etc., vollkommen mit der Steinstation Nussdorf übereinstimmen, während die Bronze-Pfahlbauten von Unteruhldingen und Sipplingen ganz von diesen Steinstationen abweichende Verhältnisse zeigen. Ueberdiess kann dieser einzige Metallgegenstand durch Zufall nach Maurach verschleppt worden sein.

b. Die Bronze- und Eisenstationen.

Von den Steinstationen unterscheiden sich diejenigen Pfahlbauten, welche nebst Steingeräthen auch Werkzeuge aus Bronze und Eisen zeigen, besonders dadurch, dass sie in grösserer Entfernung vom Ufer und desshalb in bedeutenderer Wassertiefe sich befinden, so dass sie selbst bei niederm Wasserstande nicht zu Tage treten; ferner dadurch, dass die Pfähle sowohl mittelst zusammen gehäufter Steine als durch Querbalken im Grunde befestigt sind, der Bau hiemit auf sog. Steinhügeln stand, endlich durch vollkommenere Werkzeuge. Es wurden bis jetzt an unserm Ufer folgende Bronze- und Eisenstationen entdeckt.

I. Die Pfahlwerke von Unteruhldingen — im Spätjahre 1864 entdeckt — liegen am Ufer des 1 ½ Stunden von Ueberlingen befindlichen Dorfes Unteruhldingen, ungefähr in der Mitte zwischen

Ueberlingen und Meersburg. Es sind dieses zwei getrennte, 1/4 Stunde von einander entfernte Stationen, die über 1000 Fuss vom Ufer abliegen; die eine besteht aus drei, die andere aus vier Steinhügeln. Diese Steinhügel sind aus zusammen getragenen Geröllsteinen künstlich gebildet und haben eine Höhe von 4—5 Fuss; bei niederm Wasserstande treten höchstens die Kämme dieser Hügel zu Tage, bei hohem Wasserstande aber liegen sie 8—10 Fuss unter dem Spiegel. Der Raum, den jede dieser Pfahlbaustationen einnimmt, beträgt ungefähr 8—10 Morgen, die Zahl der Pfähle mag je etwa 10,000 betragen. Die Pfähle sind von grösserm Umfange als die der Nussdorfer- und Mauracherbauten, im Uebrigen aber zeigen sie dieselben Verhältnisse.

Als charakteristisch heben wir noch hervor, dass auf dem Grunde des See's — zwischen den einzelnen Pfählen — sich Querbalken vorfinden, die bisweilen noch gut erhalten sind, und zur Verbindung der Pfähle mit einander und hiemit zur Feststellung des Unterbaues überhaupt gedient haben mochten. Da die Grundlage, auf der das Ganze gestanden, Steinhügel sind, so kann von einer eigentlichen »Kulturschichte« keine Rede sein; die Fundstücke liegen zwischen und auf den zusammen getragenen Steinmassen. Die bei diesen Unteruhldinger-Pfahlwerken zu Tage geförderten Gegenstände entsprechen der verbesserten Bauart, indem hier — ausser den auch bei Steinstationen anzutreffenden Stein- und Thongeräthen — gut gearbeitete Werkzeuge und Waffen aus Bronze und Eisen sich vorfinden.

1. Geräthe aus Stein.

Die Steinartefakte von Unteruhldingen zeigen im Allgemeinen denselben Charakter wie die von Nussdorf und Maurach, und wurden hier in gleichen Formen und Gesteinsarten gefunden. Insbesondere kamen zu Tage:

a. Pfeil- und Lanzenspitzen; Feuersteinsägen, worunter ein 8″ langes Sägeblatt.

b. Keilförmige Steingeräthe. Von Beilen, Meisseln und Aexten ohne Schaftloch wurden gegen 300 Stück gesammelt, worunter Exemplare von etwa ein Fuss Länge. Unter den wenigen Keilen mit Schaftloch heben wir einen sehr schön und zierlich gearbeiteten hervor, der auch als Hammer gebraucht werden konnte (**Taf. VII. Fig. 1**). Ausserdem wurden noch zu Tage gefördert 2 unvollendete Steinhämmer, welche die Gestalt der gewöhnlichen durchbohrten Stücke besitzen, denen aber noch das Schaftloch mangelt. In Betreff des Materials sind die keilförmigen Geräthe aus denselben Gesteinsarten gefertigt, wie die Nussdorfer- und Mauracher-Keile; ebenso die folgenden Artefakte:

c. Fruchtquetscher, Mahl- und Reibsteine.

d. Netzsenker; Kalksteine von platter, scheibenförmiger Gestalt mit einem Loch; ferner Steinschlägel, keulenförmig; stabförmige Steingeräthe; Steinartefakte von eigenthümlicher Form und unbestimmter Bedeutung.

2. Thongegenstände.

Diese Geräthschaften sind im Allgemeinen besser und zierlicher gearbeitet, als die Thonartefakte der Steinstationen.

a. Spinnwirtel wurden 40 Stücke gesammelt; die etwas grösser als die von Nussdorf und Maurach sind.

b. Thongeschirr ist sehr zahlreich vertreten; leider aber wurde der grösste Theil des Vorgefundenen nur in Scherben zu Tage gefördert, und zwar etwa 130 Stücke, welche aber wesentlich von einander verschieden sind in Bezug auf Materie, Form, Ornamentirung, Grösse und Härte. So viel aus den vorhandenen Scherben sich erkennen lässt, herrschte rücksichtlich der Form die grösste Mannigfaltigkeit, so dass wir sprechen können von Schüsseln, Schalen, Krügen, Vasen, Tiegeln, Deckeln, Gefässen mit Henkeln etc. Hervorzuheben ist noch, dass viele Bruchstücke von Gefässen mit verhältnissmässig ganz kleinem Boden und sehr grosser Bauchung sich vorfinden; einzelne dieser Thongeschirre, die vollständig erhalten sind und die wir ihrer Form nach am Besten mit unsern Tellern vergleichen können, bieten vor den andern Gefässen den bemerkenswerthen Unterschied, dass sie nicht aussen, sondern innen — in der Höhlung — mit Verzierungen, Zeichnungen, Erhabenheiten und Vertiefungen versehen sind (**Taf. VIII. Fig. 9, 10, 15**). Die Verzierungen sind theils vertieft, theils erhaben, und stellen Punkte oder Linien dar, welch' Letztere wieder zu Figuren — Dreiecken etc. — zusammentreten; ferner trifft man ring- und spiralförmige Zeichnungen. Die Ornamentirung ist bisweilen sehr geschmackvoll (**Taf. VIII. Fig. 6, 15**). In Betreff der Grösse finden wir Gefässe von nur 2″ Höhe bis zu solchen von einigen Fuss. Weitaus die Mehrzahl der aufgehobenen Stücke sind gut gebrannt.

Von den wohl erhaltenen Gefässen wollen wir insbesondere erwähnen: vier Schalen, worunter eine mit einem Henkel, zwei Vasen, zwei Schalen (**Taf. VIII. Fig. 4, 7**), ein kleines Gefäss (**Taf. VIII. Fig. 14**), eine Schüssel (**Taf. VIII. Fig. 13**), einen Schmelztiegel (**Taf. VIII. Fig. 12**), zwei Deckel mit Verzierungen (**Taf. VIII. Fig. 2, 3**). Ausserdem wurden vor kurzer Zeit einige Scherben aus schön rothem Thone (terra sigillata) gefunden, welche römischen Ursprunges sind.

3. Bronzegeräthe.

Nebst den bisher angeführten Stein- und Thongeräthen wurden eine grosse Menge Werkzeuge und Waffen aus Bronze bestehend gefunden, welche deutlich beweisen, dass die Bearbeitung und Anwendung von Bronze auch am Bodensee in vorhistorischer Zeit im Gange war. Die Fundstücke sind sämmtlich durch Guss entstanden, wohl gelungen und theilweise auf dieselbe Weise verziert, wie alles Geräthe der Bronzezeit.

Sie zerfallen in nachfolgende Formen:

a. Lanzenspitzen — 6 an der Zahl (**Taf. IX. Fig. 32, 33, 34**).

b. Eine Anzahl Beile oder Aexte, und zwar ein Exemplar mit Schaftgrat (**Taf. IX. Fig. 36**) und 16 Stücke mit Schaftlappen, wovon einige aus der gleichen Gussform. Eines der hier gefundenen Bronzebeile ist desshalb merkwürdig, weil, was selten vorkommt, die Schaftlappen nicht senkrecht auf die Schneidefläche stehen, sondern in Einer Linie mit derselben liegen (**Taf. VII. Fig. 30**). Ein ähnliches ist in einem frühern Berichte beschrieben.

c. 2 Beile (**Taf. IX. Fig. 37**) und 2 stemmeisenförmige Bronzegeräthe (**Taf. IX. Fig. 38**).

d. 25 Messerklingen, meist gut erhalten und mit Verzierungen; einzelne theilweise beschädigt (**Taf. IX. Fig. 19—31**).

e. 6 Sicheln (**Taf. IX. Fig. 41**).

f. 3 Fischangeln, worunter eine sehr gross (**Taf. IX. Fig. 39, 40**).

g. 8 bronzene Ringe.

h. 4 Armspangen, worunter solche mit sehr schönen Verzierungen (**Taf. IX. Fig. 1, 2, 42**).

i. Mehr als 100 Nadeln, worunter mit Verzierungen und geschmackvollen Knöpfen, von verschiedenster Grösse. Sie mochten gedient haben als Gewand-, Näh-, Strick- und Haarnadeln (**Taf. IX. Fig. 3—18**).

k. Ein Zirkel aus Bronze. (Ob römisch?)

4. Eisengeräthschaften.

Beim Unteruhldinger-Pfahlwerk ist das Eisen stark vertreten; es fanden sich aus diesem Material folgende Gegenstände hier vor:

a. 1 Lanzen- und 5 Pfeilspitzen (**Taf. VII. Fig. 26, 27**).

b. 1 Axt.

c. 2 meisselartige Stemmeisen.

d. 12 Messerklingen, und zwar 9 von gewöhnlichen Messern, worunter eines mit Stiel, an dessen Ende ein Knopf von Bronze; und 2 sichelförmige Rebmesser (**Taf. VII. Fig. 25**); ferner ein dolchartiges Messer.

e. Ein eiserner Ring.

f. Ein länglich-dreieckiges Eisen an einem Ring [Feuerstahl?] (**Taf. VII. Fig. 29**).

g. Eine Schnalle.

h. Eine Gewandnadel.

i. Ein Rest von einer eisernen zweischneidigen Klinge; ferner ein eisernes kurzes Schwert mit wohlerhaltenem hölzernen Hefte.

k. Eine eiserne Patrize; zwei durchlöcherte Eisenstücke; ein gabelförmiges, zweizinkiges Eisen; eine Zange.

5. Glasstücke.

Die Fundstücke aus diesem Stoffe bestehen aus 11 Bodenstücken von Trinkbechern und 1 Stück einer glatten Glasscheibe. Diese Dinge scheinen aber sämmtlich aus neuerer Zeit herzustammen.

6. Fundstücke aus organischem Material.

Werkzeuge und Waffen, überhaupt bearbeitete Gegenstände aus organischen Stoffen, wurden bisher hier nicht gefunden. Während bei den andern Pfahlbaustationen eine Menge Werkzeuge — wie Nadeln, Handhaben, Hämmer etc. — aus Knochen- und Geweihstücken bearbeitet, sich vorfanden, wurde bei Unteruhldingen bisher kein derartiger Gegenstand zu Tage gefördert. Dagegen wurden auch hier nicht verarbeitete Knochen, Geweihe, Zähne und Hörner gefunden, und zwar von derselben Thierspezies, wie bei den Nussdorfer- und Mauracher-Stationen; ausserdem wollen wir erwähnen einiger Wirbelknochen von Bos primigenius (nach Bestimmung von Hofrath Dr. Ecker in Freiburg i. B.)

II. Die Pfahlbauten von Sipplingen — entdeckt im Winter 1864/65 — befinden sich am Ufer bei dem eine Stunde nordwestlich von Ueberlingen gelegenen Dorfe Sipplingen, und nehmen etwa eine Fläche von vielleicht 25 Morgen, worauf etwa 50,000 Pfähle stehen, ein. Die Entfernung vom Ufer beträgt ungefähr 1200—1500 Fuss. In Bezug auf Bauart und Befestigung der Anlage, Seetiefe u. s. w.

gelten die gleichen Verhältnisse wie bei Unteruhldingen; nur ist zu bemerken, dass die hier ausgeschütteten Steinmassen so ausgedehnt sind, dass eine Unterscheidung in drei oder mehr einzelne Steinhügel nicht zulässig ist. Die Fundstücke sind nun folgende:

1. Geräthe aus Stein.

Diese stimmen mit den Unteruhldinger-Steinartefakten überein; namentlich führen wir an:

a. 10 Pfeil- u. Lanzenspitzen aus Feuerstein, worunter eine sehr grosse (**Taf. VII. Fig. 33**) und 8 Feuersteinsägen; ein Feuersteinsägenblatt, ähnlich dem bei Nussdorf gefundenen und Taf. VI. Fig. 20 abgebildeten Stücke. Nebst diesen Feuersteingeräthen wurde eine aus Serpentin bestehende, grosse Lanzenspitze hier zu Tage gefördert (**Taf. VII. Fig. 3**).

b. Keilförmige Steingeräthe wurden in grosser Menge eingesammelt; nämlich Beile ohne Schaftloch über 200 Stück, mitunter ebenso grosse Exemplare wie bei Unteruhldingen, auch zwei Beile mit Hirschhornfassung. Mit Schaftloch versehen fanden sich vor 20 Steinhämmer, theils ganz, theils defekt; besonders erwähnenswerth ist ein unvollendetes Stück, dessen Schaftloch nicht ganz durchbohrt, sondern beiderseitig bis etwa auf ein Viertel; in der Mitte einer jeden Vertiefung steht ein Zäpfchen hervor (**Taf. VII. Fig. 2**).

In Betreff der Verfertigung der durchbohrten Steinhämmer gibt dieses unvollendete, sowie einige nicht ganz fertige Stücke von Unteruhldingen genügenden Aufschluss. Es wurde nämlich, wie aus der Vergleichung besagter Exemplare hervorgeht, den Steinen zuerst die Form des Steinhammers gegeben. Die Durchbohrung geschah zuletzt und zwar in der Art, dass von beiden Seiten zugleich angebohrt wurde, so dass die beiderseitigen Höhlungen in der Mitte zusammentrafen. — Hier können wir noch anfügen 8 meisselförmige Stücke (Nephrit?).

c. Fruchtquetscher und Wurfkugeln, Netzsenker, Mahl- und Reibsteine, Schleifsteine. (Diese Geräthe sind sämmtlich denen im I. Bericht »über die keltischen Pfahlbauten in den Schweizersee'n« von Dr. Ferd. Keller beschriebenen und abgebildeten gleichnamigen Gegenständen gleich oder ähnlich.)

d. Steingeräthe von unerklärter Bestimmung wurden hier über 100 Stücke — sämmtlich beisammen auf einem Haufen — gefunden. Es sind dieses bearbeitete Steine, welche walzen-, zapfen- oder eiförmig sind, ohne Ecken und Kanten, abgeschliffen und gerundet, länglich, das eine Ende meist breiter als das andere. Zu welchem Zwecke diese Steingeräthe dienten, können wir nicht angeben. Nach unserer Ansicht sind es unvollendete Steinkeile, deren Grösse und Form sie haben. Würde das breitere Ende zu einer Schneide zugeschliffen, so wären es vollständige keilförmige Steingeräthe, Aexte, Beile. Ist diese Ansicht richtig, so ist uns damit ein weiterer Fingerzeig für die Herstellung der Steinbeile gegeben. Es wurde nämlich die Schneide erst dann zugeschliffen, nachdem der Stein schon die Form des Geräthes im Allgemeinen erhalten hatte (**Taf. VII. Fig. 4**).

2. Thongegenstände.

Die aus Thon gefertigten Fundstücke stimmen im Allgemeinen mit denen von Unteruhldingen überein. Als durch ihre Form und Wohlerhaltenheit sich auszeichnende Thonartefakte führen wir an: zwei Krüge mit Henkeln, einige Schüsseln (**Taf. VIII. Fig. 18, 19**), Kochhäfen (**Fig. 8, 20**), worunter einer mit einem Bodenreif (**Fig. 16**), mehrere Schalen (**Fig. 17**), einige Vasen (**Fig. 1, 21**); ferner ein

grosses trichterförmiges Gefäss (**Fig. 21**), ein grosses krugartiges Gefäss mit einem Siebboden (**Fig. 11**), einen Schmelztiegel. In einigen Gefässen fanden sich Pflanzenreste vor, welche aber nicht als Speiseüberreste, sondern vielmehr als Ueberreste zufällig in den Gefässen sich entwickelnder Seepflanzen zu betrachten sind. Ausser diesen mehr oder weniger gut erhaltenen Geräthschaften wurden gegen 40 Thonscherben aufgehoben. Ferner fanden sich vor: einige Netzsenker aus Thon und eine Gussform; einige Thongeräthe von unerklärter Bestimmung (**Fig. 5**).

3. Kupfergeräthe.

Die Station Sipplingen hat bis jetzt kein einziges Geräth aus Bronze geliefert, dagegen wurde ein einziger Gegenstand aus Kupfer zu Tage gefördert; es ist dieses ein einfaches, den undurchbohrten keilförmigen Steinartefakten ähnliches Beilchen, ohne Schaftlappen uud ohne Schaftgrat; erwähnen wollen wir noch, dass dieses Kupferbeilchen in eine Thonkruste (Gussform?) eingesargt gefunden wurde (**Taf. IX. Fig. 35**).

4. Eisengeräthschaften.

Die bei Sipplingen aufgehobenen eisernen Gegenstände sind: 1 Lanzen- und 3 Pfeilspitzen, 2 Sicheln, 1 einschneidiges Schwert, 2 cylinderförmige Eisen, 1 römischer Schlüssel (**Taf. VII. Fig. 28**).

5. Glasstücke.

Aus Glas wurden hier 5 Scherben zu Tage gefördert, sämmtliche mit sogenannten Warzen, Farbe graulich.

6. Fundstücke aus organischen Stoffen.

1) Thier- und Pflanzenreste. Knochen, Geweih- und Hornstücke, Zähne etc. wie in Unteruhldingen, ebenso Wirbelknochen und einige sehr gut erhaltene Hörner von Bos primigenius, ferner ein Eibenholzstamm von 4 Fuss Länge und 3 Zoll Breite. Besonders erwähnenswerth — weil bis jetzt das einzige Fundstück seiner Art aus den Bodensee-Pfahlbauten — ist noch ein hier zu Tage gefördertes, wohl erhaltenes Scheitelwandbein (os parietale) von einem Menschenschädel.

2) Geräthschaften. Sipplingen hat — im Gegensatz zu der in jeder andern Beziehung ganz ähnlichen Station Unteruhldingen — einen grossen Reichthum von Werkzeugen aus Horn, Knochen und Zähnen, worunter sehr seltene und schöne Exemplare. Wir wollen nur nennen:

a. 1 Pfeil aus einem Geweihstück.
b. 18 viereckig zugeschliffene Hirschhornfassungen, theils vollständig, theils defekt (**Taf. VI. Fig. 16**).
c. 8 viereckig zugeschliffene, unten gabelförmig ausgeschnittene Hirschhornfassungen (**Taf. VII. Fig. 22**).
d. 12 zylinderförmige Hirschhornfassungen.
e. 8 zu Fassungen ausgehöhlte Geweihstücke.
f. 5 Stechinstrumente — Nadeln — aus Knochen.
g. 1 Hammer aus Hirschhorn.
h. 1 durchbohrter Bärenzahn (ähnlich dem in Nussdorf gefundenen).
i. Einige Geräthe aus Geweihstücken, welche an ihrer Spitze zugeschliffen sind.

Nachdem wir nun die Pfahlbauten unsers Ufers einzeln betrachtet, geben wir schliesslich eine Zusammenstellung der Stationen und bemerken nur noch, dass die Kön. Würtembergische Regierung die ganze Ullersberger'sche Sammlung von Pfahlbau-Alterthümern angekauft hat, und dass diese Gegenstände nun in Stuttgart ausgestellt sind.

I. Vergleichende Uebersicht über die Pfahlbauten

am östlichen Ufer des Ueberlingersee's.

	Nussdorf.	Maurach.	Unteruhldingen.	Sipplingen.
Zeit der Entdeckung	Winter 1862/3.	Winter 1862/3.	Spätjahr 1864.	Winter 1864/5.
Umfang (in badischen Morgen)	3	8	10	25
Zahl der Pfähle	3000	5000	10,000	40,000
Entfernung vom Ufer . . .	50 Fuss.	10 Fuss.	1000 Fuss.	1500 Fuss.
Bodenverhältnisse	Sand u. Thon; Kulturschichte.	Thon; Kulturschichte zerstört.	Sand und Thon; Kulturschichte mangelt; Steinberge.	
Material der Artefakte . . .	Stein, Thon, Knochen, Geweih, Zähne.	Stein, Knochen, Geweih, Zähne, Bernstein, Kupfer.	Stein, Thon, Bronze, Eisen, Glas.	Stein, Thon, Knochen, Geweih, Zähne, Kupfer, Eisen, Glas.

II. Zahl der gefundenen Pfahlbauartefakte.

(In runder Summe.)

Artefakten aus	Nussdorf.	Maurach.	Unteruhldingen.	Sipplingen.	Zahl der Geräthe.	Bemerkungen.
Stein	1100	500	400	350	2350	Grösster Theil (5/6) Keile; Defekte Stücke 400.
Bronze	—	—	200	—	200	
Kupfer	—	1	—	1	2	
Eisen	—	—	40	16	56	
Glas	—	—	40	8	48	
Thon	40	—	180	60	280	Grösster Theil (2/3) Scherben;
Bernstein	—	1	—	—	1	
Organisches Material	700	—	—	100	800	
Zahl der Artefacte in den einzelnen Stationen	1840	502	560	535	3737	

Ueberlingen, im December 1865.

Stein- und Bronzepfahlbauten zu Bodmann am Ueberlinger-See.

(Bericht des Herrn Revierförsters Ley in Bodmann.)

Pfahlbau A. (Siehe Kärtchen auf Tafel VI.)

Schon vor 12 Jahren, als die Bewohner dieses Ortes einige am Ufer gelegene Gärten durch das im See ausgegrabene Material vergrösserten, sammelte ich mehrere in demselben vorkommende Gegenstände, die sich später als Pfahlbau-Alterthümer erwiesen haben. Seither ist dieser Ort von Sachkundigen untersucht und von Herrn Dehoff im fünften Berichte Seite 22 beschrieben worden.

Im Dezember des verflossenen Jahres nahm ich hier eine Ausgrabung vor und gelangte zu nachfolgenden Gegenständen: Eine grosse Zahl von Steinbeilen aus verschiedenen Steinarten mit und ohne Hirschhornfassung, mehrere Steinhämmer mit rundem oder ovalem Loch, Mahlsteine und Kornquetscher, Schleifsteine, Sägen [1]), Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein, ein 4′ 1″ langer Pfeilbogen aus Eibenholz (taxus baccata), Meissel und Pfrieme aus Knochen, Spinnwirtel aus Thon, Topf mit Handhabe, Gehörn von Hirsch, Dammhirsch, Reh, Ziege; Knochen von Schwein, Pferd etc., und Zähne von verschiedenen fleisch- und pflanzenfressenden Thieren.

Diese Ansiedelung, welche jedenfalls der sogenannten Steinperiode angehört, indem sich bis jetzt kein Gegenstand von Bronze vorgefunden hat, scheint, nachdem sie zum Theil oder ganz abgebrannt war, später wieder aufgebaut und noch längere Zeit bewohnt worden zu sein. Auf dem eigentlichen Seeboden, bis in welchen sämmtliche Pfähle reichen, liegt nämlich eine Fundschicht von 5″ bis 1′ Höhe, auf dieser an manchen Stellen eine Brandschuttschicht von etwa 2″ Stärke, dann wieder eine Schicht Letten von circa 2″, hierauf wieder eine Fundschicht von etwa 2 — 5″, worauf erst Gerölle, Sand, Schlamm etc. in einer Mächtigkeit von 1″ bis 2′ folgt.

In der untern Fundschicht lagen rohgearbeitete Geschirreste und Steinbeile, stärker vermoderte Hirschgeweihe und Knochen nebst einer Menge Haselnüsse etc. In der obern Fundschicht dagegen fanden sich schön gearbeitete polirte Steinbeile, einige durchbohrte Steinhämmer, welche in der untern Fundschicht fehlen, Steinmeissel mit Hirschhornfassungen, gut gearbeitete Meissel aus Knochen, gut erhaltene Hirschgeweihe, besseres zum Theil verziertes Geschirr, und es lässt sich hier erstens ein Fortschritt der Bewohner in technischer Beziehung nachweisen [2]), zweitens deutlich wahrnehmen, dass während eines längern Zeitraumes, in welchem sich die ebenerwähnte 2″ dicke Lettenschicht anlegte, der Platz unbewohnt war.

Knochen, Scherben, Haselnüsse etc. kommen in allen Fundschichten vor. Die Geschirre sind schwarz und grau von Farbe, der Lehm mit feinem Sand gemischt. Feuersteinsplitter sind so zahlreich, dass ich ganze Körbe voll aufgehoben habe. — Kürzlich fand ich einen Topf, der dem auf Taf. VIII. Fig. 12 abgebildeten ähnlich ist und etwa 600 Perlen enthielt, von denen einige bei **Fig. 6** auf **Taf. XVI.** abgebildet sind. Sie bestehen nach dem Ausspruche der schweizerischen Geologen aus Diceras Oolith, einem Gestein, das sich von Wangen bei Solothurn bis in den Berner Jura hinein erstreckt. Die Durchbohrung der Perlen ist, wie die der Steinbeile, von zwei Seiten her vorgenommen worden. (Siehe Querschnitt.) Die Schnur, an der sie aufgezogen waren, zerfiel bei der Berührung.

---

[1]) Siehe **Taf. VII. Fig. 31 u. 32.**

[2]) Diese Annahme ist im Widerspruche mit den auf andern Steinstationen gemachten Beobachtungen. (Siehe oben S. 252.)

Die Pfähle bestehen aus Eichen, Tannen, Föhren, Sahlweiden, Espen, Birken etc., sind theils rund, theils gespalten und ganz mürbe.

Pfahlbau B.

Etwa 500 Meter nördlich von dieser Stelle, am Ende des Ueberlinger-See's, entdeckte ich vor einiger Zeit eine Menge Pfähle, die an der sogenannten Halde, wo der See plötzlich tief wird, eingeschlagen sind und mindestens 10 Morgen einnehmen. Diese Pfähle dehnen sich bis an das Land aus, sind meistens besser erhalten als bei A und treten $^1/_2$ — 20″ aus dem Boden hervor. Bei einigen Pfählen, die ich aus einer Tiefe von 6′ herauszog, bemerkte ich, dass sie mit scharfen Schneideinstrumenten behauen waren, woraus hervorgeht, dass diese Ansiedelung der Bronzezeit angehört. In der That gelang es mir, nach langem erfolglosem Suchen vier Gegenstände von Bronze, nämlich 3 Beile (2 flache und 1 mit Schaftlappen) und 1 Kleidernadel zu finden, ferner vier Dinge von Eisen, nämlich 1 Messer, 2 Pfeilspitzen, 1 Bruchstück einer Angel, ein Mahlstein und Geschirrreste aus einer Tiefe von 6′ heraufzufischen. Der grösste Theil der Ansiedelung ist ganz verschlammt und das Suchen mühsam.

Die Topfscherben sind meistens roth gebrannt, der Thon mit grobem Quarzsand vermischt und der Mehrzahl nach mit einer Verzierung versehen, die von derjenigen auf den entsprechenden Dingen bei A abweicht. Von Anwendung der Drehscheibe ist auch bei diesen keine Rede. Merkwürdig ist, dass, so weit sich diess wegen des vielen Schlammes erkennen lässt, der Boden förmlich mit Balken belegt erscheint. Häufig kommen gespaltene Stücke Eichenholz von 2″ Dicke 3′ Länge 8″ Breite vor, welche in der Mitte mit einem Loch von circa 5′ Durchmesser versehen sind, durch welches ein Pfahl in den Boden geschlagen ist, um das Holz festzuhalten. Die auf dem Boden herumliegenden Pfähle und Balken sind verkohlt. Bis jetzt habe ich auf dieser Lokalität ausser einem bearbeiteten Stück Hirschgeweih und Feuersteinsplittern keine Artefacte gefunden. Eigentliches Steingeräthe fehlt.

Die übrigen Pfahlbauten an der Westseite des Ueberlingersee's zu Lützelstetten, oberhalb Mainau, und zu Wallhausen, welche im fünften Bericht Seite 22 ebenfalls von Herrn Dehoff angeführt sind, werden besucht, aber nicht untersucht. Die erstere Station, $^1/_4$ Stunde nördlich von Lützelstetten, ist 5—6 Morgen gross, dehnt sich seeeinwärts aus und liefert Beile, Schleifsteine, Scherben, Wirtel etc. Die zweite ist viel grösser, zieht sich längs dem Ufer hin, liefert Steinbeile und Feuersteinsachen in solcher Menge, dass die Sammler sie Feuersteininsel nennen.

Morges.

Bericht über die Ergebnisse der neuesten Forschungen in den Pfahlbauten zu Morges.

Von Herrn Dr. F. A. Forel.

Monsieur

Vous connaissez déjà l'une des cités lacustres de Morges dont la description est contenue dans votre IIe rapport, page 117; vous connaissez la position de cette *cité des Roseaux* éloignée de quelques centaines de pas seulement de la *grande cité de Morges* et qui pourtant en diffère essentiellement. Depuis la lettre de mon père les recherches de Monsieur H. Carrard de Lausanne, les travaux d'une

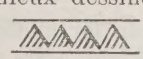
machine à draguer à vapeur qui a manoeuvré sur l'emplacement de cette cité, et nos propres fouilles, ont un peu avancé l'étude de cette singulière station; mais les problèmes qu'elle soulève sont encore bien loin d'être tous résolus.

Tout à coté de la grande cité de Morges, si richement pourvue de tous les objets classiques de la civilisation du bronze, *celts,* couteaux, épées, pointes de lance, bracelets, épingles à cheveux, etc. se trouve cette cité des Roseaux qui nous offre à la fin la pierre, le bronze et le fer. Les haches de bronze et les poteries qui s'y trouvent, sont d'un type entièrement différent de celui de la grande cité voisine, et c'est ce qui en rend si difficile la classification dans la série archéologique.

Les objets qui y ont été trouvés sont:

1° Deux belles haches de pierre, aiguisées et polies, actuellement au musée de Lausanne, ainsi que quelques débris de silex.

2° Une quinzaine de hachettes de bronze du type des haches spatuliformes, avec un tranchant large et arrondi et des oreillettes rudimentaires indiquées simplement par deux légers rebords. Une hache de ce type a été trouvée auprès de la *pierre de Niton* dans le port de Genève. Cette forme qui est très-abondante, dans le midi de la France, est plus rare en Suisse et a moins souvent été trouvée dans les débris des habitations lacustres. Elle est figurée dans la planche 3 de votre V^e^ rapport, et dans *Troyon,* habitations lacustres pl. X fig. 17.

3° La poterie est rare relativement à l'immense quantité de vases qui caractérise la première cité de Morges. Les vases des Roseaux appartiennent à deux types; les uns excessivement grossiers, à pâte épaisse, criblée de petits graviers de silex rappellent les vases informes de quelques stations lacustres de l'âge de la pierre, ou les débris de poteries que l'on rencontre dans les cavernes associés au silex, et ne peuvent pas être comparés aux énormes vases de pâte analogue, mais toujours parfaitement travaillés autour de la grande cité de Morges. Le second type appartient à des vases plus fins, mieux dessinés, toujours chargés d'ornement caractéristiques, le plus souvent une couronne de dessins  que nous n'avons jamais retrouvée qu'aux Roseaux. Ces derniers vases ont un fond plat et ne rappellent en rien le gobelet celtique à fond conique, qui n'avait pas de stabilité par lui-même et devait reposer sur une torche en terre.

4° Un certain nombre de petites pierres plates et arrondies percées d'un trou (v. Keller, Ier rapport, pl. III fig. 14). Ces verticilles sont toujours en pierre aux Roseaux; ils sont toujours en terre cuite dans la grande cité de Morges.

5° Plusieurs faucilles en fer de diverses formes, dont quelques-unes analogues à celles trouvées dans la station de la Tène.

6° Un nombre assez considérable d'ossements, le plus souvent entiers et non brisés par l'homme qui n'a pas cherché à en retirer la moëlle, mais sur lesquels on voit souvent la trace du couteau qui a séparé la chair et les tendons. L'ours, le bœuf, le cerf, le chevreuil, le mouton, la chèvre, le cochon des tourbières, forment seuls cette collection ostéologique.

7° Les pilotis sont en chêne et en sapin. Taillés à l'aide de la hache de bronze, les entailles qu'ils présentent nous ont permis de reconnaître que c'est la hachette spatuliforme signalée plus haut et non la grande hache à oreillettes (celt) qui a servi à les apointer. Nous avons eu l'occasion d'étudier un nombre considérable de ces pilotis arrachés par la machine à draguer, et jamais nous n'avons observé le coup de hache caractéristique de la hache de pierre.

Si vous ajoutez à cela que la station est assez étendue (elle a plus de deux cents pas de long), et de plus que les débris d'industrie y sont peu nombreux, que la drague ramène du fond peu de débris de poterie et de charbons, ce qui indiquerait que la cité n'a pas été habitée longtemps, vous aurez les éléments sur lesquels nous devons nous appuyer pour résoudre le problème suivant : A quelle époque faut-il faire remonter la station des Roseaux? Et comme, en l'absence de dates positives, l'archéologie est obligée de se contenter, de même que la géologie, de dates relatives, le problème devra se formuler ainsi pour nous : La station des Roseaux est-elle antérieure, contemporaine ou postérieure à la grande cité de Morges?

Est-elle antérieure? La présence aux Roseaux des haches de pierre et des débris de silex qui n'ont pas été retrouvées dans l'autre cité, la forme des haches de bronze qui se rapproche plus de celle des haches de pierre que le véritable celt à oreillettes, le peu de développement de la civilisation du bronze sembleraient l'indiquer. Mais d'une part les pilotis n'ont pas été taillés avec la hache de pierre, et d'autre part la présence des faucilles de fer semble indiquer que cette station a été occupée jusqu'à une époque assez rapprochée.

Est-elle contemporaine de la grande station de Morges? L'existence aux Roseaux des trois substances caractéristiques des trois civilisations de la pierre, du bronze et du fer, semblerait devoir faire placer cette station dans l'âge intermédiaire, celui du bronze, la pierre existant comme un souvenir de l'ancien temps, et le fer comme une récente acquisition de l'industrie. Mais comment expliquer alors les différences dans le type des haches et des poteries, comment surtout expliquer qu'aucun échange n'ait eu lieu entre les deux cités, comment n'avons-nous jamais trouvé de hachettes spatuliformes dans la station de Morges, jamais de celts à oreillettes dans la cité des Roseaux?

Est-elle postérieure? Les faucilles de fer, plus un autre morceau de fer indéterminable qui viennent des Roseaux, forment une proportion assez notable dans le nombre relativement faible d'objets de l'industrie humaine que nous a fournis cette station. Au contraire, le fer n'est représenté dans la cité de Morges, si riche en bronze, que par un seul objet authentique, un poignard en fer analogue à celui qu'a figuré M. Rabut dans son étude sur les habitations lacustres de la Savoie, pl. XVI, fig. 1. La grande cité de Morges a donc appartenu essentiellement à la civilisation du bronze, celle des Roseaux a duré jusqu'à l'introduction du fer. Mais cette hypothèse est refutée par la présence des instruments en pierre et par l'imperfection relative des poteries qui indique une civilisation encore bien peu avancée.

En résumé, aucune de ces trois alternatives n'est à l'abri de toute critique, aucune ne répond exactement à tous les faits observés.

Deux autres suppositions peuvent être faites pour expliquer les anomalies que présente cette station:

Ou bien, la station des Roseaux aurait été contemporaine de la cité de Morges, mais habitée par une peuplade d'origine différente, ayant d'autres mœurs et d'autres usages, ou par une caste particulière (caste sacerdotale), ou par une corporation ouvrière distincte, des bouchers ou des tanneurs par exemple; la différence du type des instruments serait ainsi en partie expliquée.

Ou bien cette station a été un peu antérieure à celle de Morges. Les hachettes spatuliformes apportées du midi de la France venaient seulement de remplacer l'antique hache de pierre, lorsque la cité a été construite. Elle a duré peu longtemps; incendiée ou détruite par un ouragan, elle a disparu. La grande cité de Morges a été bâtie à quelques pas de là, et ses habitants ou d'autres inconnus postérieurs sont venus sur la place de la 1re station cueillir des roseaux qui y croissent

encore aujourd'hui en abondance; ils ont laissé tomber quelques faucilles dans l'eau, et ce sont celles que nous trouvons aujourd'hui.

Ces hypothèses n'ont, nous le sentons bien, pas grande valeur; mais nous en sommes réduits aux hypothèses, et nous attendons avec impatience de nouvelles trouvailles qui viendront les justifier ou les remplacer.

Agréez, Monsieur etc.

10 novembre 1865. Dr. F. A. Forel.

A la Tène[1]) bei Marin im Neuenburgersee.

Einer neuen und einlässlichen Betrachtung müssen wir die Station Marin unterwerfen, da dieselbe, Dank den Bemühungen der Herren Oberst Schwab und Professor Desor, in den letzten Jahren eine bedeutende Zahl von Gegenständen geliefert hat, welche das Interesse des Alterthumsforschers in vorzüglichem Grade in Anspruch nehmen. Ich habe diese Station schon im zweiten Berichte (vom J. 1858) S. 151 erwähnt, und sie nach den Angaben des Herrn Oberst Schwab als den Fundort einer Menge Geräthschaften von Eisen, nämlich Schwerter mit Scheiden, Speerspitzen, Sensen, Beile, Messer, Scheren, Ringe, Kleiderhaften u. s. w., bezeichnet.

Die Station Marin liegt in einer kleinen Bucht mit niedrigem Ufer am Nordende des Neuenburgersee's unweit der Stelle, wo unter dem Namen Thièle oder Zihl die Gewässer des Sees über mooriges Land nach dem Bielersee abfliessen. Der Boden des 3—400′ langen und etwa 250′ breiten Pfahlbaureviers besteht nach der Untersuchung des Herrn Oberst Schwab in der Tiefe von einigen Fuss aus einer mit Seeschlamm vermengten Torfschichte von noch nicht ermittelter Mächtigkeit, die sich in das Ufer hineinzieht und über die Fläche des sogenannten Grossmooses (grossen Moores) ausbreitet. Auf diesem Torflager befindet sich eine aus Letten und Sand bestehende Schlammschicht, aus welcher die morschen Pfähle der einstigen Ansiedelung bald einzeln bald in Gruppen von 3—4 ja 7—8 Stück wenige Zoll aus dem Boden hervortreten. Die Stelle, auf welcher zuerst Herr Oberst Schwab, dann auch Herr Professor Desor Nachgrabungen veranstaltete, ist eine aus zerschlagenen Steinen künstlich angelegte Erhöhung, Ténevière, die 60′ vom Uferrande beginnt, sich etwa 150′ seeeinwärts erstreckt und nur 2′ tief von Wasser bedeckt ist. Auf demjenigen Punkte dieses niedrigen Steinberges, der sich so ergiebig an Waffen erwies, lagen, als Herr Schwab denselben in Angriff nahm, auf der Ebene des Bodens, ziemlich parallel neben einander, und nur ein Paar Fuss von einander abstehend, drei auf senkrechten Pfählen ruhende, 15—20′ lange unbearbeitete Balken aus Tannenholz. In den mittleren derselben war eine Reihe von dreieckigen Löchern eingeschnitten, welche zur Aufnahme der Zapfen von senkrechten, die Wände eines Gebäudes bildenden Balken gedient hatten.

Weder an diesem Holzwerk, noch an den Pfählen liess sich eine Spur von Verkohlung wahrnehmen, und da überhaupt auf dieser Station Kohlen und angebranntes Holz nicht vorkommen, so

[1]) Die Benennung Tène (Untiefe) und Ténevière (hügelartige Untiefe), ein Idiotismus der Fischer des Neuenburgersee's, leitet Herr Professor Desor (siehe dessen Constructions lacustres) von dem lateinischen tenuis her.

ist dieselbe unter diejenigen Ansiedelungen zu zählen, die nicht durch Feuer zerstört wurden. Betreffend das Pfahlwerk ist noch anzuführen, dass die im Ganzen sehr zahlreich vorhandenen Pfähle 8—12′ lang, sehr verwittert sind und fast ausschliesslich weichen Holzarten angehören.

Indem ich zur Aufzählung der Fundstücke von Marin übergehe, muss ich bemerken, dass dieselben sämmtlich von dem eben erwähnten Steinberge herkommen und zwar aus einem Stücke des Seebodens von ungefähr 50′ Länge und 30′ Breite, also von 1500 □′ Flächeninhalt.

Die Culturschicht in den übrigen Theilen des Pfahlbaus ist theils wegen der grössern Tiefe des Wassers, theils wegen der breiartigen Beschaffenheit des Bodens noch nicht untersucht worden. Auf der Oberfläche kommen, wie bei vielen andern Stationen, Alterthümer nicht vor, sie zeigen sich erst bei 1—2′ tiefer Aufschürfung des Grundes.

Steinartefacte. Dahin sind einzig eine Menge Feuersteinsplitter zu zählen, die über den ganzen Pfahlbau zerstreut liegen und keine bestimmte Form haben, ferner ein Dutzend Kugeln von $1^1/_2$ — 2 Cent. Durchmesser, die bis auf einen Viertel desselben an Einer Stelle abgeschliffen sind. Die einen bestehen aus weissem, die andern aus schwarzem Kalkstein und gehören offenbar zu einem Spiele. Die Kugelform ist so vollkommen, dass diese Dinge ihre Gestalt durch dieselbe mechanische Vorrichtung, wie die bei der Verfertigung der Marmorkugeln (Klickern) angewandte, erhalten haben müssen. (**Taf. VII. 25** unten.)

Bronzegegenstände. Die Ausbeute an Geräthschaften aus diesem Stoffe war bisher verhältnissmässig sehr gering. Beim Ausheben des eben erwähnten Balkenlagers kamen zwei oder drei bronzene Kessel mit beweglichen Tragringen von Eisen (**Taf. XV. 23**), später zwei Haar- oder Kleidernadeln (**Fig. 33**) und ein Ohrring zum Vorschein. Die übrigen Bronzeartikel, welche Marin geliefert hat, sind ein kleines Beil mit ovalem Schaftloch (**Taf. XV. 1**), zwei grosse Stücke sauber ausgearbeiteten Bleches, die auf dünne Tafeln von Holz oder anderm Stoffe, vielleicht Schildern, als Zierrath befestigt waren (**Taf. XV. 22** u. **24**), ein spiralförmig gewundenes Drähtchen, woran eine Perle aus blauem Glase hängt (**Taf. XV. 12** a), eine rautenförmige Fibula (**Taf. XV. 4**), Ringe und anderes Geräthe, dessen Gebrauch ich nicht kenne (**Taf. XV. 11, 13** a, **16**), ferner eine kleine Pincette zum Haarauszupfen, gleich denen aus Eisen (**Taf. XV. 5**), Näh- und Kleidernadel (**Taf. VII. 17, XV. 33**), ein sehr wenig Zinn enthaltender, stark abgenutzter Ring mit einem Stiel (**Taf. XV. 17**), zusammen $7^1/_2$ Cent. lang; ein auswendig $7^1/_2$, inwendig $4^1/_2$ Cent. breiter, massiver Ring, von kreisförmigem Querschnitt, ein kreisrundes Blech, 9,2 Cent. Durchmesser, von der Dicke des Zeichnungspapiers mit einem kleinen Loch in der Mitte.

Thon. Geräthe aus diesem Stoffe, die in der Regel durch eine Menge von Scherben das Vorhandensein eines Pfahlbaus in der Weise ankündigen, wie die Dachziegel die Trümmer römischer Gebäude, sind hier schwach vertreten, und zwar meist nur durch Erzeugnisse römischer Töpfer, z. B. eine Scherbe aus terra sigillata, worauf eine Biga zu sehen ist, ferner durch ein Dutzend Scherben aus graulichem Thon. Ein Thongefäss voll Kohlen, einen inwendig $7^1/_2$, auswendig 10 Cent. weiten Ring aus schwärzlichem hart gebranntem Thon, einen Armring, der auswendig gewölbt, vorher sauber geglättet, nach Art der Töpfe glänzend abgerieben, vollkommen den aus Gagat verfertigten Ringen gleicht (**Taf. VII. 26**), endlich einige zerschlagene römische Dachziegel.

Glasfluss. Hübsche, zu einem Halsschmuck gehörige Ringe von weisser, blauer und gelber Farbe (**Taf. XV. 13** u. **VII. 22**), zwei kleine blaue Ringchen (**Taf. XV. 12**); ein Bruchstück eines Armringes aus blauem Glase (**Taf. VII. 21** unten). (Zwei ganz ähnliche Ringe wurden im Jahre 1842 zu Horgen bei

Zürich in einem Grabe gefunden (siehe Bd. III. unserer Mittheil. Abthl. II. S. 11 und Taf. I. A u. B). Dieses Grab, worin eine silberne Heftnadel ganz von der Form derer von Marin, eine gallische Philippusmünze von Gold etc. lagen, scheint seinem Inhalte nach zu urtheilen, ziemlich der Zeit der Marinniederlassung anzugehören.) Eine längliche Perle aus blauem Glase mit mehreren weissen Querlinien (**Taf. VII. 23** unten); ein rundes undurchbohrtes Glaskügelchen von blauer Farbe mit mehreren gelben Flecken (**Taf. VII. 24** unten). [1])

Knochen. Ein zerbrochenes vierseitiges Stäbchen mit eingegrabenen Strichen und Punkten, das einem Massstabe ähnlich sieht, aber offenbar diese Bestimmung nicht hatte (**Taf. XV. 29**); ein länglich viereckiges Würfelchen, auf den vier Längenseiten mit 3, 4, 5, 6 Augen besetzt (**Taf. VII. 18**); ein walzenförmiges Ornament (**Fig. 19**); ein ungefähr 2 Cent. breites Ringchen; ein Schneidezahn eines Thieres, zwischen Krone und Wurzel zum Aufhängen eingeschnitten und als Zierrath oder Amulet gebraucht (**Fig. 20**).

Flachsfabrikat. Ein Stück aus Flachssträngen geflochtenen dicken Tuches, das in Robenhausen in völliger gleicher Form gefunden wird (**Taf. XIV. 39**), und Bericht IV. Taf. IV. Fig. 5.

Küchenabfälle. Diese bestehen in einigen Knochen vom Pferd und Ochsen, ferner in Haselnüssen, gedörrten Aepfeln, Getreide, Senfkörnern.

Menschliche Ueberreste. Ein Korb voll Knochen von etwa acht Menschen. Merkwürdiger Weise wurde auch nicht ein einziges Stück eines Schädels gefunden.

Eisen. Ueberraschend gross ist nicht nur im Verhältnisse zu dem bisher aufgezählten Geräthe, sondern auch zu dem kleinen abgedeckten Raume die Ausbeute an Gegenständen aus Eisen, und es ist nicht ohne Grund dem Pfahlbau von Marin der Name einer Eisenstation beigelegt worden. Diese Eisengeräthe umfassen theils Waffen, theils feld-, theils hauswirthschaftliches Geräthe, theils Schmucksachen, und zeigen uns aus Eisen hergestellt, was die ältern Pfahlbauten entweder aus Stein und Knochen oder Bronze verfertigt geboten haben.

Die bis zum Jahre 1858 von Herrn Oberst Schwab gefundenen Eisengeräthe sind Bericht II. S. 151 bis 154 beschrieben und daselbst auf Taf. III. Fig. 4—39 abgebildet. Von einem zu Marin aufgehobenen Pferdegebiss siehe die Abbildung Bericht III. Taf. VII. 39, und von einer Schwertscheide die Angabe der Verzierung auf derselben Tafel Fig. 37 (Text S. 104).

a. Schwerter (Spathae). **Taf. X. XI. VII. 15 u. 16.** Alles was im zweiten Berichte über die Form und Beschaffenheit der Schwerter und deren Scheiden, sowie über die Art der Verfertigung derselben gesagt worden, hat auch jetzt, da eine Fülle solcher Geräthe vor uns liegt, seine volle Gültigkeit. Sie sind sämmtlich nach dem Urtheile Sachkundiger eigentliche Meisterstücke der Waffenschmiedekunst, bei deren Herstellung hauptsächlich der Hammer und keine Feile thätig war, und die Politur der glatten glänzenden Stellen durch Anwendung von Schabe- und Schleifwerkzeugen erlangt wurde.

Wenn schon das Aussehen dieser Schwerter verräth, dass sie nicht aus der Hand isolirter Waffenschmiede hervorgegangen, sondern als Produkte von grösseren Werkstätten oder Fabriken zu betrachten sind, wo Theilung der Arbeit Statt hatte und alle technischen Hülfsmittel in Ausübung kamen, so erhält diese Ansicht durch das Vorkommen von mehrfach auf den Schwertklingen angebrachten Fabrikzeichen ihre volle Bestätigung.

---

[1]) Die untere Hälfte der Tafel V. enthält nachträglich bekannt gewordene Fundstücke.

Es sind bis jetzt zehn solcher Marken, von denen einige (**Fig. 24** u. **25** und **23** u. **28**) einander ähnlich sind und vielleicht dieselbe Firma bezeichnen, zum Vorschein gekommen. (**Taf. XI. 22—31.**) Mit Ausnahme des Eber- und des Kleeblattbildes erinnern sämmtliche Stempel an die Form des Halbmondes, welcher gleich dem Eber als Symbol auf einer Menge gallischer Münzen erscheint. Sollten auch die übrigen Zeichen auf gallischen Münzen vorkommen, so läge die Vermuthung nahe, dass durch diese Marken die Werkstätten verschiedener Gaue bezeichnet waren. Von Buchstaben ist keine Spur zu entdecken und das in die Classe dieser Schwerter gehörige, von Professor Lindenschmit bekannte gemachte Stück (Alterth. u. heidn. Vorzeit Heft 1 Taf. 5), worauf die römischen Buchstaben C S I erscheinen, ist in dieser Beziehung noch ein Unicum geblieben. [1])

Im Ganzen sind bis jetzt etwa 50 Schwerter theils mit, theils ohne Scheiden zu Marin hervorgezogen worden. Die letztern sind mit Ausnahme einer einzigen, aus dünnem Bronzeblech bestehenden, sämmtlich von Eisen.

Kein Schwert ist in Beziehung auf Länge, Breite und Gewicht dem andern gleich und die Auszierung ist bei allen merklich verschieden. Die Mehrzahl derselben ist gut erhalten, nicht wenige sind indessen verbogen und an der Schneide voller Scharten. (S. **Taf. X. 7.**)

Ueber die Art der Verfertigung und den Stoff, aus dem die Schwerter von Alise (s. S. 302) und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, auch ihre in der Schweiz gefundenen Analoga bestehen, verdanken wir Herrn de Reffye folgende Angaben [2]): »On remarque que dans ces armes les tranchants ne sont pas du même fer que le corps de la lame. L'ouvrier, après avoir forgé cette partie avec du fer très-nerveux, étiré dans le sens de la longeur, soudait, de chaque côté, de petites cornières en fer doux, pour former les tranchants; ce fer était ensuite écroui au marteau. Le soldat pouvait de la sorte, après le combat, réparer par le martelage les brèches de sa lame, de la même manière que les faucheurs rebattent leur faux lorsqu'elle est ébréchée. — Les fourreaux de ces épées sont en fer, ils paraissent tous appartenir au même principe de fabrication.«

Was die Ornamente auf den Scheiden betrifft, so sind zu den bekannten in den letzten zwei Jahren einige neue hinzugekommen. Vor allen bemerkenswerth ist dasjenige auf einer Scheide, die sich in der Sammlung des Herrn Prof. Desor befindet (siehe **Taf. XI. 32**). Aus einem punktierten Grunde treten in schwachem Relief drei phantastische, rehartige, im Laufe begriffene Thiere hervor, deren Extremitäten, Hörner, Maul, Schwanz, Füsse in Pflanzensprossen auslaufen. Aehnliche Darstellungen finden sich bekanntlich auf Bildwerken des Nordens, namentlich in irischen und angelsächsischen Miniaturen. Ein besonderes Interesse gewinnt dieses Motiv dadurch, dass diese Thiere auffallend an diejenigen auf gallischen Münzen (s. **Taf. XV. 35. 36. 37**) erinnern. — Ferner machen wir noch auf das Linienornament **Taf. XI. 11** aufmerksam, das durch Anwendung feiner Meissel und auf dasjenige bei **Taf. X. 5**, das durch Einschlagen eines Stempels hervorgebracht ist.

Von der Verzierungsweise durch eingelegte Gold- und Silberstreifen (Damascierung), welche auf römischen und besonders auf fränkischen Schmucksachen in grosser Fülle auftritt, zeigt sich an den Eisengeräthen von Marin und der gleichartigen Funde anderer Länder keine Spur.

---

[1]) Wir hoffen, Herr Professor Lindenschmit werde uns nicht übel deuten, wenn wir diese auf der Scheide befindlichen, schief über einander gestellten, ungleich grossen Zeichen nicht für römische Buchstaben halten.

[2]) Les Armes d'Alise. Revue archéologique 1864.

Um den Ueberblick der auf den Scheiden von Marin angebrachten Zierrathen und die Ornamentik dieser Zeit, so wie der dabei angewandten Technik zu erleichtern, habe ich mit Wiederholung der schon im zweiten Berichte abgebildeten Stücke sämmtliche Formen der auf Schwertscheiden vorkommenden Motive zusammengestellt [1]).

b. Spiesse (Lanceae). **Taf. XII. XIII. VII. 15** u. **16**. Wenn sich bei den Schwertern eine Normalform erkennen lässt, nach welcher sich dieselben von andern Geräthen ihrer Art wesentlich unterscheiden, so bieten die Lanzen- und Wurfspiesseisen eine grosse Mannigfaltigkeit der Gestalt dar und man überzeugt sich, dass die Verfertiger sich an kein Muster gehalten, sondern mit völliger Willkür gearbeitet haben. Wollte man dessenungeachtet diese Eisen classifizieren, so könnte man sie, da zwischen Stoss- und Wurfwaffen kein eigentlicher Unterschied besteht, je nach der Länge der Dülle und der Breite des Blattes in mehrere Ordnungen abtheilen. Bei jeder dieser Ordnungen würden sich aber eine Menge Varietäten rücksichtlich der Form des Blattes zeigen, welches bald einem Weidenblatt ähnlich ganz spitzig zuläuft oder gar in eine Nadel endigt, bald der Form einer Flamme, bald der eines Lorbeerblattes sich nähert. Die längsten sind etwa 47 Centim., die kürzesten nur 14 Centim. lang, die breitesten sind 9 Cent., die schmälsten 2 Cent. breit. Einige sind sehr schwach, andere sehr stark gebaut. Wieder einige haben einen ziemlich hervortretenden Grat, andere gar keinen. Im Ganzen unterscheiden sie sich, verglichen mit römischen und mittelalterlichen Eisen, durch grössere Leichtigkeit. An den Düllen der einen befindet sich ein Nietnagelloch, das bei andern mangelt. Verzierungen sind in keinem der gefundenen Spiesse zu bemerken ausser den eingegrabenen oder erhöhten Linien am Rande der Dülle.

Nicht minder als an den Schwertern ist auch an diesem Geräthe die Geschicklichkeit des Schmiedes bemerkenswerth, der demselben eine Vollkommenheit in der Form zu geben verstand, welche die hohe Ausbildung seines Handwerkes verkündigt. Der kantige Grat (nervure), der nach de Reffye's Untersuchung im Innern hohl ist, läuft von seiner Wurzel an der Dülle sich gleichmässig verjüngend zur Spitze hin und die beiden Seiten des Blattes, deren Dicke sich an der Schneide bis auf einen halben Millimeter vermindert, sind so kunstrecht ausgehämmert und durch Schabinstrumente und Schleifsteine geebnet und poliert, dass die Arbeit nichts zu wünschen übrig lässt. Es ist nicht unmöglich, dass namentlich bei den Exemplaren mit hohlen Gräten das im Mittelalter bei Anfertigung der Hellebarten übliche Verfahren des Zusammenschweissens zweier Blätter angewendet wurde. Die Dülle ist, wie die Naht zeigt, durch das Umbiegen und Zusammenschweissen des Blattes entstanden. Die Anwendung technischer Vorrichtungen wie die eines Gesenkes (estampe) und des Setzhammers darf als sicher angenommen werden. Die Einwirkung einer Feile ist auch bei diesen Geräthen nicht bemerkbar. Den Stoff hat Herr v. Reffye als Stahl nachgewiesen.

In der Reihe dieser Eisen sind unstreitig die auf **Taf. XII. 3** u. **4**, **VII. 1** abgebildeten die merkwürdigsten, weil sie durch ihre eigenthümliche Form von dem gleichartigen Geräthe aus barbarischem oder classischem Alterthume sehr abweichen.

---

[1]) Die früher gefundenen Schwerter sind im zweiten Berichte S. 151 beschrieben und daselbst auf Taf. III. Fig. 4 – 12 und 57 u. 58 abgebildet. Von einem ganz ähnlichen in der Station Möringen gefundenen Eisenschwerte enthält der erste Bericht (Taf. IV. Fig. 23) eine ungenügende, der zweite Bericht (Taf. III. Fig. 8) eine genauer ausgeführte Zeichnung.

Eine auffallende Erscheinung bilden nämlich die Kreissegmenten ähnlichen Aus- und Abschnitte theils im Innern der Blätter, theils am Rande derselben. Wenn man beim ersten Anblicke vermuthen möchte, dieselben seien durch das Bestreben entstanden, schadhafte Stellen des der Verrostung oder Biegung so sehr unterworfenen dünnen Blattes zu entfernen und der Lücke eine regelmässige Form zu geben, so scheint diese Annahme wenigstens mit Rücksicht auf die im Innern des Blattes angebrachten Ausschnitte schwerlich begründet. Schon an den ältern, bronzenen Geräthen dieser Art kommen solche Ausschnitte in Form von Kreisen und Kreissegmenten vor (siehe Horae ferales **Taf. VI. 16** u. **23**), die von Franks als Mittel zur Erleichterung des Geräthes oder Ersparniss des Metalles gedeutet werden. Ohne allen Zweifel sollten die Ausschnitte am Rande die Waffe furchtbarer machen und die Wunde vergrössern, gleichwie dem Flammenschwerte des Mittelalters grössere Wirkung zugeschrieben wurde, als dem geradlinigen Schwerte. Dass man durch Künsteleien an der Form des Speereisens einen Vortheil zu erreichen hoffte, zeigt sich sehr deutlich an dem **Taf. VII. 1** abgebildeten Exemplare.

Nicht minder merkwürdig ist das Spiesseisen (**Taf. VII. 2** unten). Es befindet sich in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab, ist von dem Ende der Dülle bis zur Spitze 22½ Cent. lang, wovon 5 auf die Dülle, 17½ auf das Blatt kommen. Dieses misst in der Breite 8 Centim. und hat einen ziemlich stark hervortretenden scharfkantigen Grat. Was dasselbe vor den andern Geräthen dieser Art auszeichnet, ist der Umstand, dass seine Ränder in regelmässigen Zwischenräumen eingebogen sind und die Seitenansicht anstatt einer geraden eine Schlangenlinie darstellt. Es fällt in die Augen, dass auch diese Vorrichtung den Zweck hatte, das Fleisch sowohl beim Eindringen als Herausziehen der Waffe zu zerreissen und die Wunde zu erweitern.

Von besonderem Interesse ist dieses Eisen darum, weil es uns aller Wahrscheinlichkeit nach mit dem Speere bekannt macht, von welchem Diodor bei der Beschreibung der kriegerischen Ausrüstung der Gallier B. V. Cap. 30 in folgenden Worten berichtet.

»Sie führen zur Wehr Lanzen, die sie λαγχίας heissen, welche Aufsätze (Spitzen) haben eine Elle an Länge des Eisens und noch grösser, an Breite aber etwas geringer als zwei Palmen (Handbreiten). Denn die Ξίφη (kurzen griechischen oder die römischen Legionarschwerter) sind nicht kleiner als die bei andern Völkern gebrauchten Saunia, die Saunia (der Gallier) aber haben Spitzen grösser als die Ξίφη. Von diesen sind die einen gerade geschmiedet, die andern aber haben durchgängig eine gewundene Umbiegung (ἑλικοειδὴς ἀνάκλασις) zu dem Zweck, um beim Stosse das Fleisch nicht nur zu zerschneiden, sondern auch zu zerbrechen und beim Herausziehen des Speeres die Wunde aufzureissen.«

Gewöhnlich wird der Ausdruck ἑλικοειδὴς in deutschen Uebersetzungen mit dem Worte schraubenförmig gegeben, und angenommen, die Spitze des Speeres habe sich spiralförmig um sich selbst gedreht, aber bei dieser Deutung erhalten wir ein ganz unpraktisches Instrument, das jedenfalls nie existirt hat. In der französischen Uebersetzung von Miot lauten die Worte so: »De ces armes les unes sont forgées droites, d'autres en zigzag avec l'extrémité recourbée en arrière.» Es steht aber im Texte nichts von extrémité, sondern im Gegentheil von einer durchgängigen Umbiegung. Uebrigens wäre ein im Zickzack gedrehtes Spiesseisen mit zurückgebogener Spitze eine noch abentheuerlichere Form als die eben genannte. Der Ausdruck ἑλικοειδὴς ἀνάκλασις ist vielmehr, wie er häufig vorkommt, in dem Sinne von schlangenartig gewunden aufzufassen, und ἑλικοειδὴς ἀνάκλασις bezeichnet

den abwechselnd auf- und hinuntergebogenen Rand des Speereisens, der eine Schlangenlinie beschreibt, gewöhnlich aber gradlinig ist.[1])

Rücksichtlich der Bestimmung dieser breiten Speereisen ist im Allgemeinen zu bemerken, dass dieselben wegen der Kürze der Dülle, der Dünne des Schaftes und der geringen Stärke des Blattes ein sehr schwaches Stossinstrument bildeten, welches beim Anprall auf einen Schild oder eine Brustbedeckung aus einem festen Körper sich nothwendig biegen musste. Sie scheinen überhaupt nur zum Verletzen ungeschützter Körpertheile, nicht zum Durchbohren geeignet, ja man findet Stücke, die mehr für die Parade als die Schlacht gedient haben müssen.

Auf **Taf. XIII.** sind die übrigen am meisten vorkommenden Formen zusammengestellt, bei denen die Ungleichheit der Dimension und des Baues — indem der Mittelgrat bald als Halbrundstab, bald kantig hervortritt, bald ganz fehlt —, sowie die Verschiedenheit des Gewichtes in die Augen fällt.

c. Lanzenfussspitzen. Zu den Lanzenspitzen gehören die in etwa einem Dutzend Exemplaren vorhandenen Fussspitzen **Taf. XV. 9** u. **10** von Lanzen (*στύρακες*), die eben so sorgfältig verfertigt sind als die letztern und in 12 — 18 Centim. langen Nägeln bestehen, deren Köpfe die Form von 8 — 10-seitigen Pyramiden haben. Um dem Zersplittern des Schaftes an der Stelle, wo der Nagel in denselben eindringt, vorzubeugen, dient eine Zwinge, die sich genau an die Basis des Kopfes anschliesst. Einige dieser Spitzen und Ringe sind etwas verziert. Zwei Stücke der einfachsten Art sind die auf **Taf. XV. 9** u. **10** abgebildeten.

Weder zu Marin noch in der Tiefenau (s. S. 303) wurde eine Pfeilspitze gefunden, woraus hervorzugehen scheint, dass das Volk, von dem diese Waffen herrühren, sich des Pfeilbogens nicht bediente.[2])

d. Schildbuckel. Die in England gefundenen und dem Charakter ihrer Auszierung nach ganz den dort und hier (Marin, Tiefenau) aufgehobenen Schwertscheiden etc. entsprechenden Schilder haben eine länglich viereckige, zuweilen an den Ecken abgerundete Form gehabt. Auf diese Gestalt deutet in der That auch ein Geräthe aus Eisenblech hin, das nicht nur zu Marin, sondern auch in Gräbern zugleich mit den oben beschriebenen Schwertern gefunden wurde.

Diese Schildbeschläge (siehe **Taf. XIII. 17** und **Taf. XV. 26**) bestehen in einem 21 — 36 Centim. langen, 10 — 13 Centim. breiten und ein Paar Millim. dicken Eisenbleche, dessen mittlerer Theil in einen viereckigen Buckel ausgehämmert ist, und dessen Ränder sich an allen vier Seiten herunter-

---

[1]) Diod. V. 30. *Προβάλλονται δὲ λόγχας, ἃς ἐκεῖνοι λαγκίας καλοῦσι, πηχυαίας τῷ μήκει τοῦ σιδήρου, καὶ ἔτι μείζω τὰ ἐπιθήματα ἐχούσας· πλάτει δὲ βραχὺ λειπούσας διπαλαίστων. τὰ μὲν γὰρ ξίφη τῶν παρ' ἑτέροις σαυνίων εἰσὶν οὐκ ἐλάττω, τὰ δὲ σαυνία τὰς ἀκμὰς ἔχει τῶν ξιφῶν μείζω. τούτων δὲ τὰ μὲν ἐπ' εὐθείας κεχάλκευται, τὰ δὲ ἑλικοειδῆ δι' ὅλων ἀνάκλασιν ἔχει, πρὸς τὸ καὶ κατὰ τὴν πληγὴν μὴ μόνον τέμνειν ἀλλὰ καὶ θραύειν τὰς σάρκας, καὶ κατὰ τὴν ἀνακομιδὴν τοῦ δόρατος σπαράττειν τὸ τραῦμα.*

Die Stelle ist indessen, wie Herr v. Rougemont in den Habitations lacustres des Herrn Prof. Desor richtig bemerkt, verdorben. Mitten in die Beschreibung der Lancea ist nämlich eine Vergleichung des Xiphos mit dem Saunion, wovon in diesem Buche gar nie die Rede ist, eingeschoben. Man mag diese Worte wenden, wie man will, so ist es unmöglich, einen Sinn und Zusammenhang mit der Umgebung hineinzubringen, und es bleibt nichts anderes übrig, als den Satz *Τὰ μὲν γὰρ ξίφη* bis *ξιφῶν μείζω* als ein Einschiebsel zu betrachten und die Worte *τούτων δὲ τὰ* auf das Wort *ἐπιθήματα* zu beziehen.

[2]) Diodor führt den Bogen nicht als Waffe der Gallier an, dagegen sagt Strabo, dass er bei Einigen unter den Belgen im Gebrauche sei.

biegen. Die beiden Flügel sind zuweilen etwas façonnirt und werden gegen das Ende breiter. Sie sind mit vier kreisrunden $3^1/_2$ Centim. breiten, ganz platten Nägeln auf den Schild befestigt gewesen, der zufolge des Abstandes zwischen Kopf und Umbiegung der Nägel 12—15 Millim. dick und, wie die an dem Bleche angerosteten Fasern zeigen, aus Holz verfertigt war.

Taf. XV. 25. Dieses Geräthe besteht aus zwei viereckigen Eisenblechen und einem aufwärts gebogenen Eisenstabe, der zur Handhabe bestimmt scheint und durch Nieten mit den Blechen verbunden ist. Wir zweifeln, dass es als Schildhalter gedient habe.

Taf. XV. 27 u. 28. Ob diese beiden Gegenstände zu dem Kriegs- oder Hausgeräthe zu zählen sind, ist mir unbekannt. Es sind Eisenstäbe von $1^1/_2$ Centim. Dicke, die kreisförmig gebogen am einen Ende mit einer Kappe versehen sind, am andern in einen Dorn endigen. An jenem sind sie auf irgend einen Gegenstand befestigt gewesen, mit diesem treten sie in eine Vertiefung ein oder tragen etwas. Der eine dieser Haken (**Fig. 27 u. 27 a**) ist façonnirt und ungemein sauber ausgearbeitet. Der andere ist einfacher, im Querschnitte viereckig, und auf der auswärts schauenden Seite mit Längsrinnen verziert. Vielleicht haben diese Dinge eine ähnliche Bestimmung wie das zu Tiefenau gefundene von Baron v. Bonstetten in seinem Supplément au Recueil d'Antiquités suisses abgebildete Bronzegeräthe, **Taf. VIII. 8.** dessen eines Ende in einen Ring ausgeht.

Taf. XV. 6 u. 7 sind Beschläge, die aus einem einzigen Stücke bestehen, zwar kleiner als das vorige, aber demselben etwas ähnlich sind. Beide sind ein wenig aufgebogen, allein ein drittes, dem zweiten fast ganz gleiches Stück ist völlig flach.

Unter die hauswirthschaftlichen Dinge sind jedenfalls die eiserne Kelle (**Taf. XV. 20**), der Aufhängenagel (**Fig. 2**), der Ring (**Fig. 3**), der Draht (**Fig. 15**), wahrscheinlich auch die Ringe (**Fig. 14, 18, 19**), der eiserne Haken (**Fig. 30**) und der mit Oehr versehene Nagel (**Taf. XIV. 20**) zu zählen.

Taf. XII. 12. Dreizinkige Gabel.

Taf. XII. 8, 9, 10, 11. Beile. Die drei erstern sind auf der einen Seite mit Schaftlappen versehen, nach Art der bronzenen Beile. Bei Fig. 10 berühren sich die Lappen und bilden eine Hülse. Diese Geräthe veranschaulichen den Uebergang von den Schaftlappen zur Dülle. Fig. 11 ist von der römischen Art nicht verschieden.

Taf. VII. 10. Beil oder Hohlmeissel. Ein etwa 8 Cent. langes, an der Schneide 3 Cent. breites Werkzeug mit einer Dülle, die aber nicht ganz schliesst, sondern der Schaftlappenfassung an den Bronzebeilen ähnlich ist. Die Schneide ist nicht gerade, sondern wie an einem Hohlmeissel absichtlich gebogen und zwar im entgegengesetzten Sinne mit den Wänden des Rohrs. Zur Befestigung an die Handhabe diente ausser diesem ein Nagel.

Taf. VII. 14. Schabeeisen. Ein 18 Cent. langes, in der Mitte 2 Cent. breites Messer von der Form eines Kreisabschnittes, das überall 3 Millim. dick, aber an der convexen Seite schief abgeschliffen ist. Es hat augenscheinlich weniger zum Schneiden als zum Schaben gedient und mag an beiden Enden mit Handhaben versehen gewesen sein.

Taf. VII. 3 Messer, **Fig. 7** sechsseitiger Stift zum Erweitern eines Loches, **Fig. 8** Haken aus einem in eine Spitze ausgehenden Eisenstreifen, **Fig. 5** römischer Schlüssel, **Taf. XIV. 37 u. 38** Nadeln mit rundem oder dreieckigen Öhr entweder gerade oder in der Mitte eingebogen. **Taf. XV. 8** spatelförmiges Geräthe.

Taf. XII. 13, 14, 15. Schneideinstrumente. Zum Zerschneiden von Leder und andern Stoffen. Diese Instrumente sind messerartig zugeschliffen, mit einer gebogenen Handhabe versehen, die bei

mehreren in einen Ring übergeht; sie sind zum Aufhängen oder Herumtragen am Körper bestimmt gewesen. Bei Fig. 14 steckt in dem Loche a ein dünner Draht. Sie gleichen den bronzenen Messern (Bericht II. Taf. II. Fig. 86—98) und den als Rasiermesser betrachteten Geräthen in etruskischen Gräbern. (Siehe Gozzadini, Sepolcri etruschi.)

Ringe. Mehrere platte 2—6 Millim. dicke Ringe von 4—5 Centim. äusserm, $1^1/_2$—2 Centim. innerm Durchmesser. Sie sind auf der einen Seite etwas convex, auf der andern etwas concav, in der Mitte etwas dünner als am Rande und scheinen als eine Unterlage gedient zu haben.

Taf. VII. 4. Trense in zwei Exemplaren. Das Gebiss besteht aus zwei in einander gefügten, schön gearbeiteten Gliedern, mit zwei grossen beweglichen Ringen an den Enden derselben. Das Gebiss ist zwischen den Ringen 9 Centim. weit. Die Ringe des Gebisses sind an den Stellen, wo sie einander berühren, durch langen Gebrauch auf die Hälfte der ursprünglichen Dicke abgerieben.

Taf. VII. 6. Achsnagel. Ein Geräthe von der Form eines Sattlermessers, dessen platter Theil und kreisrunder Stiel 5 Centim. dick sind. In dem erstern befindet sich ein viereckiges Loch. Das Geräthe wird für einen Achsnagel (Lünse) an einem Wagenrad gehalten.

Taf. VII. 5. Römischer Schlüssel.

Schmucksachen. Unter diesen sind besonders die Heftnadeln bemerkenswerth, die in grosser Zahl — die Sammlung des Herrn Oberst Schwab enthält deren über 100 Stück — und sehr verschiedener Grösse, aber ohne auffallende Varietät in der Form gefunden worden. Sie bestehen sämmtlich aus Einem Stücke Draht, der ungefähr in der Form einer 8 zusammengebogen ist. An der obern Seite — oder vielmehr an der untern, weil, am Kleide befestigt, die Nadel nach oben schaute —[1]) ist der Draht, um der Nadel Federkraft zu geben, in eine Spirale aufgewunden, an der andern Seite platt geschlagen und zur Aufnahme des einen Endes, des Dornes, in eine offene Dülle umgebogen. Das andere Ende des Drahtes umschlingt, um dem Ganzen grössere Festigkeit zu verleihen, in einfachster Form das Mittelstück vermittelst eines Hakens oder ist, bei reicherer Ausstattung, mit einem Ringe an dem Berührungspunkte befestigt. Dieses Endstück ist bald durch Einschnitte bald durch perlen- oder ringartige Erhöhungen verziert. (**Taf. XIV. 1—10.**)

Zu den hübschern Exemplaren gehören **Taf. VII. 11** u. **12**, ferner **13**, an welchem die beiden Knöpfe auf dem Hauptstamme aus Bronze bestehen.

Diese Art Heftnadel ist sehr verbreitet und sehr lange in Gebrauch gewesen. Dieselbe Form findet sich in der Bronzezeit, in den Gräbern zu Hallstatt, in dem gallischen Grabe zu Horgen etc.

Taf. XIV. 11, 12 u. **14—19.** Schnallen. Sie bestehen in einem Ring oder viereckigen Rahmen, womit sie an den Riemen befestigt sind und einem armförmigen Ansatze, an dem ein Knopf angebracht ist, der in den am andern Ende des Riemens befindlichen Gegenstand eingreift. Dieser ist von mannigfacher Form, wie die Abbildungen bei **Fig. 13, 21—27.** Die Ringe **21—24**, die in Mehrzahl gefunden wurden, sind auf der einen Seite glatt, auf der andern verziert.

Taf. VII. 9. Zängchen für die Lampe oder zum Haarauszupfen, etwa sechs an der Zahl, von denen die längste 12, die kürzeste 5 Centim. lang ist. Sie sind aus Blechstreifen verfertigt, oben an der Umbiegung schmäler als an den Enden, wo die grössten Exemplare etwa 2 Centim. breit sind. Bei dem abgebildeten Exemplare vermindern sich die Arme zu einem dünnen rundlichen Drahte.

---

[1]) Siehe Bd. XI. unserer Mittheil. Heft 4. Taf. 1 u. 2.

Taf. XIV. 28—36. Knöpfe mit plattem oder rundlichem Kopfe und verschieden verziert. Fig. 32 steckt in Holz.

Münzen. Die hier gefundenen Münzen haben theils römischen, theils gallischen Ursprung. Die erstern sind ein As, ein Tiberius und ein Claudius, die letztern 1) ein Viertelstater in Gold, der in der Schweiz sehr häufig gefunden wird und als die Landesmünze der Helvetier betrachtet werden kann. Es ist eine schlechte Nachprägung der makedonischen Philippusmünze, zeigt auf dem Avers den Kopf des Apollo mit Lorbeerkranz, auf dem Revers eine Biga mit dem Zeichen eines Vogels unter dem Wagen und einigen Buchstaben, die das Wort ΦΙΛΙΠΠΟΥ wiedergeben sollen. Höchst wahrscheinlich ist das Gold in der Aar und deren Zuflüssen gesammelt und die Münze in Aventicum geprägt worden. (**Taf. XV. 34.**) (Siehe Bd. VII. S. 12 unserer Mittheilungen, ferner Nordetruskische Alphabete von Mommsen Bd. VII. S. 244 und Gallische Münzen von Dr. Meyer Bd. XV. S. 19 unserer Mittheilgn.) 2) Einige Massilische Silbermünzen (**Fig. 38**). 3) Mehrere aus einer Mischung von Kupfer, Blei und Zinn (Potin) gegossene Münzen, die in den Gauen der Helvetier, Sequaner und Aeduer häufig vorkommen. Auf der einen Seite erscheint ein Kopf, auf der andern die Figur eines phantastischen Thieres mit einer Mähne, kurzen Hörnern und langem Schwanze. Ob ein Pferd darunter zu verstehen sei, ist schwer zu sagen; die Arbeit ist sehr roh. (**Fig. 35—37.**) (Siehe Lambert, Essay pag. 7 u. 41, de Saulcy, Revue num. 1860 pag. 168 und Meyers gallische Münzen pag. 22.

Herkunft und Alter des Eisengeräthes von Marin.

Im zweiten Berichte S. 151 habe ich auf die Schwierigkeit der Bestimmung des Ortes und der Zeit der Verfertigung dieser Schwerter aufmerksam gemacht und desshalb, in Ermangelung eines sichern Anhaltspunktes, mich dahin ausgesprochen, dass die Verzierung auf diesen Geräthen, weder römischen noch allemannischen Charakter an sich trage, auch von dem auf celtischen Geräthschaften vorkommenden abweiche, wesshalb wir unser Urtheil über die Herkunft dieser Schwerter bis nach genauerer Untersuchung zurückhalten müssten. [1])

Eine Reihe wichtiger Entdeckungen und Untersuchungen haben in neuerer Zeit diese Frage ihrer Lösung bedeutend näher gebracht, und ich erlaube mir die Thatsachen, aus denen die letztere hervorgegangen, anzuführen, indem ich theils die Fundorte solcher Schwerter, theils die Schlüsse, die sich aus ihrer Form und der Art ihrer Ausschmückung ziehen lassen, auseinander setze.

Von Bedeutung ist für die Feststellung der Herkunft dieser Eisengeräthe in erster Linie die Auffindung einer Menge Waffen bei den Ausgrabungen der Festungsgräben bei Alesia (jetzt Alise-Sainte-Reine.) Die hier erhobenen Schwerter, welche ohne allen Zweifel in den Kämpfen bei der Belagerung dieses Ortes (Cäsar B. G. VII. c. 69—90) verloren gingen, sind von Herrn Verchère de Reffye in der Revue archéologique (November 1864) sorgfältig beschrieben und abgebildet worden.

Eine genaue Vergleichung derselben mit den unsrigen vorzunehmen, gestatteten uns überdiess ausgezeichnet schöne Abgüsse, welcher unser Verein der Hochherzigkeit Sr. Majestät des Kaisers von

[1]) Herr Jules Quicherat in seinem in der Revue archéologique (1865 S. 81) publizirten »Examen des Armes d'Alise trouvées à Alise-Sainte-Reine« behauptet nach einer Stelle aus M. Troyon's Habitations lacustres pag. 197 entnommenen Stelle, der Verfasser dieser Berichte habe sich gegen die celtische Abkunft dieser Schwerter ausgesprochen, ohne dass er auf die Bemerkung des Herrn Troyon: »M. Keller tout en suspendant son jugement sur l'origine de ces épées« Rücksicht nimmt.

Frankreich verdankt. Diese Waffen gleichen der Mehrzahl nach denjenigen von Marin so vollkommen, dass Alles, was Herr v. Reffye von ihnen berichtet, auch auf die Waffen von Marin Anwendung findet.

Der Fundort, sowie die von den römischen Waffengattungen völlig verschiedene Natur dieser Schwerter und Lanzenspitzen ist entscheidend für die Frage, welchem der beiden im Kampfe begriffenen Völker dieselben zuzuschreiben seien, ebenso erhalten wir durch dieselben einen erwünschten Aufschluss über die Zeit ihres Gebrauches.

Sehr belehrend sind ferner die Nachrichten, welche Herr Franks über eine Reihe von Waffen und andern Geräthschaften aus Bronze und Eisen in den Horae ferales or Studies in the Archaeology of the Northern Nations by J. M. Kemble p. 172 mittheilt. Diese Geräthschaften, welche unter dem Titel Alterthümer der spätern celtischen Periode aufgeführt werden, bestehen in Schildern, Helmen, Panzern, Schwertern, Speeren, Dolchen, Pferdegeschirr, Wagenbeschläge, Schmucksachen und einer Anzahl Gegenstände von verschiedener Bestimmung. Die Schwerter haben im Allgemeinen dieselbe Form und Auszierung wie die unsrigen, auch entfaltet sich auf der Mehrzahl der genannten Dinge unter sich ein Reichthum von Zierrathen, welche den gleichen Charakter an sich tragen, und denselben Styl der Ornamentik erkennen lassen.

Herr Franks nimmt diese mit vollem Recht als eine Kunstbestrebung für die celtischen Völker, namentlich die Bewohner der brittischen Inseln und des nördlichen Galliens in Anspruch und verwirft die Ansicht, dass ihr etruskische, römische oder germanische Elemente zu Grunde liegen. Siehe die Beweise in den Horae fer. auf Seite 184.

Fassen wir die auf unsern Schwertscheiden dargestellten Zierrathen näher in's Auge, so bemerken wir eine eigenthümliche Ornamentik, deren Elemente, gering an Zahl, aus der Wellenlinie, dem Kreise und dem Dreiecke bestehen. Diese Motive erhalten aber mancherlei Anhängsel. So setzt sich an den Spitzen des Dreiecks Geringel an, das den Rebengabeln nicht unähnlich ist. Der Kreis, der immer paarweise vorkommt, ist mit einer Art Postament verbunden und erinnert an das Brillenornament auf den altschottischen Steindenkmälern. (S. Stuart's Sculptured Stones of Scotland). Ueber demselben, im Giebel des Feldes sind vogelartige Verzierungen angebracht. Zuweilen gleicht der ganze Zierrath einer kalligraphischen Spielerei. Das vegetative und figürliche Element — mit Ausnahme der phantastischen Thiere, deren Extremitäten ebenfalls in Schnörkel ausgehen —, mangeln. Der Charakter dieser Ornamentik ist verwandt mit demjenigen, den wir auf den von Herrn Franks abgebildeten Geräthen aus der spät celtischen Periode kennen lernen und von dem classischen und orientalen ganz verschieden.

Ein wichtiges Moment für die Erkennung der Herkunft der Alterthümer von Marin bildet ferner der Fund von Tiefenau, welcher in zwei werthvollen Abhandlungen »Notice sur les Armes et Chariots de Guerre découverts à Tiefenau près de Berne en 1851, Lausanne 1852« und »Supplément au Recueil d'Antiquités Suisses, Lausanne 1860,« Herr Baron von Bonstetten beschrieben und abgebildet hat. Weitere Notizen über diesen Fund enthält Jahn's Canton Bern Seite 191 und 500.

Dem Stoffe nach theilen sich die Fundsachen von Tiefenau in Geräthe aus Eisen (Waffen, Pferd- und Wagengeschirr, Schmucksachen etc.), aus Bronze, aus Thon (gallisches und römisches Geschirr), aus Glas (Ringe aus buntem Glasfluss) und gallische Münzen aus Gold, Silber, Bronze.

Alle diese Gegenstände tragen unverkennbar den Charakter der Geräthe von Marin, wie die Vergleichung der Tafeln in den angeführten Schriften mit den diesem Berichte beigegebenen lehrt

und stimmen theilweise genau mit denselben überein. So haben z. B. die Schwerter, Spiesse, Trensen, Achsnagel, façonnierten Ringe, Agraffen, Knöpfe, Zängchen, Münzen ihre vollständige Analoga unter den Maringeräthschaften. Es treten aber beim Tiefenaufunde noch verschiedene Stücke hinzu, welche die kriegerische Ausrüstung vervollständigen, nämlich Fragmente eines Ringelpanzers (lorica) und Dolch, Theile eines Streitwagens, nämlich Radschienen, Naben, Achsnagel etc.

Weitere Funde von Waffen und Geräthschaften der eben beschriebenen Art sind an mehreren Orten des nördlichen und östlichen Frankreichs, in dem an dem rechten Rheinufer liegenden Landstriche Deutschlands, in der Schweiz und wie oben angeführt worden, in England gemacht worden. Ein vereinzeltes Schwert aus dieser Classe wurde in Ungarn gefunden. [1])

Als Wegleiter bei der Untersuchung über das Alter dieser Fundgegenstände dienen die vermischt mit den genannten Dingen aufgehobenen Münzen, welche nach Herrn de Saulcy's Bestimmung folgenden Gegenden angehören: 15 plaquierte Silberdrachmen, 1 Obolus und 1 Bronzemünze von Massilia, 2 sequanische Potinmünzen, 1 Silbermünze der Leuci, 1 tulingische Silbermünze in Nachahmung der Philippusmünze, 1 Bronzemünze der Parisii.

Ort der Verfertigung der Marinalterthümer. Aus der Untersuchung der Waffen und Geräthschaften von Marin und der Vergleichung derselben, mit den in England, bei Alesia und bei Bern gefundenen Gegenständen ergeben sich folgende Thatsachen.

Die Form der Schwerter und Lanzenspitzen, die Ornamentik auf den Schwertscheiden, die Marken auf den Schwertklingen, das Vorkommen dieser Waffen zugleich mit zahlreichen gallischen Münzen, der Verbreitungsbezirk derselben beweisen, dass die Maringeräthe sämmtlich aus gallischen, vielleicht in der Belgica befindlichen Werkstätten hervorgegangen sind.

Sehr bemerkenswerth ist die Uebereinstimmung der von Diodor V. 30. beschriebenen kriegerischen Ausrüstung der Gallier mit den in Gallien und Britannien gefundenen und theilweise hier angeführten Kriegsgeräthschaften. Aus britannischen Funden kennen wir die langen Schilde der Gallier mit darauf befestigten Thierfiguren, und die Kriegstrompeten, aus helvetischen die gehäkelten Harnische, die langen Spathen, die eine Elle langen und zwei Palmen breiten Lanzen und die gewundenen Lanzen.

Bei der Bestimmung des Alters der fraglichen Gegenstände sind in erster Linie die bei denselben gefundenen Münzen zu berücksichtigen. Die Massilischen Gold- und Silbermünzen, namentlich die Nachprägungen der Philipper in Gold, traten als Geld des ersten Handelsplatzes von Gallien schon frühe auf, hatten einen Jahrhunderte langen Bestand und eine grosse Verbreitung, allein sie liefern uns ebenso wenig einen Anhaltspunkt für eine Zeitbestimmung, als die Potinmünzen der verschiedenen östlichen Gaue, die zu Cäsars und Augustus Zeit im Curs gewesen sein müssen. Deutlicher sprechen die römischen Münzen, die Scherben aus terra sigillata, die Dachziegel. Was die letztern betrifft, so dürfen wir mit aller Bestimmtheit annehmen, dass es vor der Gründung der Rittercolonie zu Nyon unter Cäsar oder August und vor der Anlegung der Castra zu Vindonissa keine Dachziegel gegeben habe, eben so wenig römisches Tafelgeschirr vor der Einwanderung römischer Cultur im

[1]) Siehe Atlas zu den Archæologiai Közlemények. Heft 2. Taf. 5. — Der Gräberfund von Sinsheim gehört in die Kategorie der in Süddeutschland, Ostfrankreich (Elsass) und der Schweiz in Grabhügeln massenhaft vorkommenden Beigaben und ist seinem Charakter nach verschieden von den hier besprochenen Gegenständen.

ersten Jahrhundert. Die Münze des Claudius in unserm Lande, die späteste der hier gefundenen Römermünzen, würde dann annähernd das Ende der Besetzung der Marinstation bezeichnen.

Allein es ist Pflicht zu bemerken, dass wir durchaus keine Gewissheit haben, dass die wenigen hier gefundenen römischen Gegenstände mit der helvetischen Eisenwaare und dem Pfahlbau in Verbindung stehen. Am Ufer, in das sich die Pfähle hineinziehen, finden sich eine Menge Bruchstücke von Dachziegeln im Boden, nicht weit davon im Moore liegen die Ueberreste einer römischen Ansiedelung mit Haufen von Ziegelfragmenten, von römischer Cultur ist die Gegend voll. So wie am Einflusse der Broye in den Neuenburger-, der Thiele in den Bielersee und der Scheuss in eben diesen See, ferner an einer Menge Uferstellen, wo Pfahlbauten standen und keine standen, aus Ursachen, die wir nicht ermitteln können, römische Geräthschaften in das Wasser gerathen sind, so kann diess auch mit den hier gefundenen Dingen römischer Abkunft der Fall gewesen sein, und wir haben kein Recht, dieselben den ehemaligen Bewohnern der Pfahlbauten zuzusprechen.

Wenn wir aber die Waffen und übrigen Eisengegenstände als dem Pfahlbau zugehörig betrachten, somit das Bestehen dieser Station in die historische Zeit herabsetzen und die in der römischen Geschichte wohl bekannten Helvetier als einstige Inhaber derselben bezeichnen, so wird man die Frage an uns richten, ob denn anzunehmen sei, dass noch so spät, bei vorgeschrittener Cultur des gallischen Volkes und geordnetern staatlichen Verhältnissen, eine Art der Ansiedelung fortgedauert habe, die den Bedingungen der Entwickelung des äussern Lebens so wenig entsprach. Man wird ferner fragen, ob von dem Ereignisse der Auswanderung der helvetischen Gaue und der Zerstörung der Wohnsitze der Pfahlbau nicht berührt worden sei. Wir haben oben bemerkt, dass auf der weit ausgedehnten Niederlassung von Marin bis jetzt nur an ein Paar Punkten Ausgrabungen von geringem Umfange Statt gefunden haben und die Natur dieses Pfahlbaus im Allgemeinen noch sehr wenig bekannt ist; dass erst, wenn eine umfassende Untersuchung dieser Localität vorgenommen worden ist und reichlicheres Material zur Beurtheilung des Charakters dieser jetzt noch räthselhaften Ansiedelung vorliegt, vielleicht die Möglichkeit eintreten wird, die angeführten und eine Menge anderer Fragen genügend zu beantworten.

Was bei Betrachtung der Maringegenstände am meisten überrascht, ist der Umstand, dass die Waffen sowohl als die übrigen Gegenstände in Absicht auf Stoff und Gestaltung von den Produkten der ältern Stationen wesentlich abweichen. Nicht nur ist Eisen an die Stelle der Bronze getreten, auch die Form und Auszierung, kurz das ganze Gepräge der Geräthe, ist verschieden, so dass man auf den ersten Anblick versucht ist, die Herkunft derselben von einer andern Nationalität und einer andern Gegend abzuleiten. Bei genauerer Untersuchung vermindert sich aber das Auffallende der Erscheinung. Wenn wir nämlich die Verlassenschaft einer reinen Bronzestation z. B. von Morges, mit derjenigen einer reinen Steinstation z. B. Wangen oder Moosseedorf, zusammenstellen, — lauter Bronzegeräthe, neben solchen aus Stein, Holz, Knochen, — so ist der Unterschied in dem Apparate zur Erhaltung des Lebens noch ein viel grösserer. Allerdings gibt es bei der Stein- und Bronzeperiode Zwischenglieder und Uebergänge. Einerseits kennen wir eine Menge Stationen, welche Stein- und Bronzesachen in verschiedenem Mischungsverhältnisse darbieten und uns die successive Ueberhandnahme der Metallwerkzeuge vor Augen legen. Anderseits können wir die Entwickelung des Bronzegusses verfolgen und wahrnehmen, wie anfänglich der letztere sich an die Formen der Steinzeit anschmiegt. Die Verbindung der Erzeugnisse der Bronze mit den Eisenstationen ist weniger

in die Augen fallend. Es gibt zwar auch einige Formen von Geräthen, die an diejenigen der vorhergegangenen Zeit erinnern. Im Allgemeinen aber ist zur Zeit der Anfertigung der Marindinge das Eisen zur vollkommenen Herrschaft gelangt und alle Geräthe mit Einschluss der Schmucksachen, die sich aus dem zugleich festern und biegsamern Eisen herstellen liessen, sind aus diesem Stoffe verfertigt. Die Gestalt der Dinge hat sich aber insofern verändert, als die Bearbeitung des Eisens eine ganz andere ist, als die des Erzes und der Hammer des Schmiedes und die Modelle des Giessers nicht dieselben Formen erzielen können. Die Ueberbleibsel der reinen Stein-, Bronze- und Eisenzeitansiedelungen bezeichnen daher die durch lange Intervalle getrennten Epochen der Culturgeschichte der Bevölkerung des Landes, während deren der Zweck der Pfahlbauten, nämlich die Sicherstellung der Person und des Eigenthums und die Construction derselben die gleiche blieb.

Herr Prof. Desor stellt in seiner im Vorwort erwähnten Schrift die Ansicht auf, die aus Germanien als Eroberer eingewanderten Helvetier hätten, nachdem sie in ihrer Heimat mit dem Eisen bekannt geworden, dieses Metall nebst der Münzprägung in das Land zwischen Alpen und Rhein eingeführt.

Wir können nicht umhin, hier einiges zu wiederholen, worauf wir schon in den früheren Berichten aufmerksam machten. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass seit der ältesten Zeit das eben genannte Gebiet wie das Land jenseits des Jurassus von Stämmen celtischer Abkunft bewohnt war. Wie lässt sich denken, dass die Bevölkerung dieser Thäler, die durch Alpenpfade und das Rhonethal mit den Kulturländern am Mittelmeere in Verbindung standen, gegenüber einem zwischen Rhein, Main und dem Schwarzwald wohnenden Stamme in der Civilisation zurückgeblieben sei, und von diesem die Kenntniss des Eisens u. s. w. erlangt habe? Es lehren aber die Denkmäler des Landes, so wie die Berichte der Geschichtschreiber[1]), dass die Helvetier seit frühester Vorzeit im Besitze dieses Gebietes waren, auch zeigt eine genauere Betrachtung der Stelle in Tacitus Germania 28 (cf. Cäsar B. G. VI. 24), dass nicht von einem feindlichen Einfall der zwischen Rhein und Main (in dem später Agri decumates geheissenen Landstriche) wohnenden Helvetier in das Alpengebiet, sondern von einem Rückschreiten eines Theiles des Volkes in die alte Heimat südlich vom Rheine die Rede ist. »Dass der gallische Staat ehemals mächtiger gewesen, bezeugt der höchste Gewährsmann Julius Cäsar; daher ist glaublich, dass auch Gallier nach Germanien hinübergewandert sind. Denn wie wenig konnte ein Fluss hindern, dass ein Volk, so wie es angewachsen war, andere Wohnsitze einnahm und behielt, als diese noch Gemeingut, und durch keine Staatsgewalt abgemarket waren. So wohnten zwischen dem Hercynischen Walde [2]), dem Rhein- und Mainflusse Helvetier, weiterhin Bojer, beides gallische Völkerschaften.« [3]) Die Stelle bei Cäsar, auf die sich Tacitus beruft, lautet:

---

[1]) Wir zählen dazu die bekannte Sage betreffend den Helvetier Helicho bei Plinius, die uralte Gaueintheilung des Landes und die Stärke des Gaues der Tiguriner beim cimbrischen Feldzuge, sowie auch die Angaben Cäsars betreffend die Wohnsitze der Helvetier.

[2]) Dass unter der Benennung Hercynia silva, welche jedes Gebirge in Germanien bezeichnet, hier der sonst noch zwei spezielle Namen tragende Schwarzwald zu verstehen sei, ergibt sich aus der Lage des Eremus Helvetiorum.

[3]) Validiores olim Gallorum res fuisse, summus auctorum D. Julius tradit; eoque credibile est etiam, Gallos in Germaniam transgressos. Quantulum enim amnis obstabat, quominus, ut quæque gens evaluerat, occuparet permutaretque sedes, promiscuas adhoc et nulla regnorum potentia divisas? Igitur inter Hercyniam silvam Rhenumque et Moenum amnes Helvetii, ulteriora Boii, Gallica utraque gens, tenuere. — Cæsar B. G. VI. 24. Ac fuit antea tempus, cum Germanos Galli virtute superarent, ultro bella inferrent, propter hominum multitudinum agrique inopiam trans Rhenum colonias mitterent. Itaque ea, quæ fertilissima Germaniæ sunt, loca circum Hercyniam silvam Volcæ Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt.

»Es gab einst eine Zeit, da die Gallier den Germanen an Tapferkeit überlegen waren, ja dieselben mit Krieg überzogen und wegen Uebervölkerung und Mangel an Ackerland Kolonien über den Rhein schickten. So nahmen Tectosagische Völker die fruchtbarsten Striche Germaniens um den Hercynischen Wald ein und liessen sich daselbst nieder.« Gleich den Volkern hatten auch die Helvetier ihr Gebiet erweitert, und ein Stück Land jenseits des Rheins so lange inne gehabt, bis sie von den Germanen gedrängt, dasselbe wieder preis geben mussten, um fortan die Gränzen ihrer eigentlichen Heimat gegen die Eroberer zu vertheidigen. Es ist mithin von keinem feindlichen Ueberfall, von keiner Wanderung des ganzen Stammes die Rede. Dieses Ereigniss fällt aber jedenfalls in eine viel frühere Zeit, als diejenige, aus der die Geräthschaften und Münzen von Marin herstammen, welche der Zeit unmittelbar vor der Romanisierung des Volkes angehören, eine weit vorgeschrittene Civilisation und die besten Produkte gallischen Kunstfleisses vor Augen legen. Die Wanderung der Helvetier steht daher mit der Einführung von gallischen Eisenwaaren in die Gegend des Neuenburgersees in keinem Zusammenhange. Es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dass das Eisen gleich der Bronze sich allmählig über Gallien, sowie über das übrige Europa verbreitete. Ist das Volk der Bronzezeit von demjenigen der Eisenzeit verschieden, was man weder verneinen kann, noch bis jetzt bewiesen hat, so ist dieser Wechsel der Bevölkerung auf keinen Fall mit der Verbreitung des Eisens in Verbindung zu setzen.

Nachtrag.

Neu entdeckte Pfahlbauten zu Irgenhausen am Pfäffiker- und Riedikon am Greifensee.

(Mitgetheilt von Herrn Messikommer.)

Im Bericht II. Seite 124 und III. Seite 100 ist ein Pfahlbau auf dem Torfmoore südlich von Irgenhausen angezeigt, der sich als solchen nicht bewährt hat. Dagegen befindet sich etwa 200 Fuss vom Lande bei dem mit den Trümmern eines römischen Castells besetzten Hügel zu Irgenhausen ein wirklicher Pfahlbau, der mit dem Ufer parallel läuft, 300 Fuss lang, 30 Fuss breit ist und bei mittlerem Stande des Wassers sich etwa 9 Fuss unter dessen Oberfläche befindet. Er bestand augenscheinlich aus einer einzigen Reihe von Hütten. Man erkennt nämlich in ziemlich gleichen Abständen von einander Steinhaufen und bei jedem eine Mühle, Bodenstein und Läufer neben einander, wie sie beim Brand der Ansiedelung ins Wasser sanken. Es mochten 8 — 10 Hütten hier gewesen sein. Die bis jetzt hier gefundenen Dinge sind Getreide, nämlich Weizen, Gerste, Hirse in Brotform, ferner Gewebe und, was noch nie gefunden und auch nicht erwartet worden war, Reste eigentlicher Stickerei. Auf dem bekannten einfachen Pfahlbautuch (siehe Bericht IV. Taf. IV. Fig. 11) sind nämlich vermittelst einer Nähnadel Fäden so durchgezogen, dass sie verschiedene Dessins bilden. Von diesem gestickten Stoffe, der auf **Taf. XVI. 2** u. **2ª** abgebildet ist, sind nur ein Halbdutzend Stücke gefunden worden, die mit einem Faden zusammengenäht waren und Ausschnitte aus einem grossen Stück

Tuch bilden. Fig. 2 stellt im Drittel der natürlichen Grösse ein Stück des sich immer wiederholenden Musters, Fig 2ª einzelne Theile der Bordüre, *g* das einfache Tuch in natürlicher Grösse dar.

Bei dem niedrigen Wasserstande im Februar 1866 entdeckte Herr Messikommer einen Pfahlbau im Greifensee. Er liegt in der unmittelbaren Nähe der alten Ziegelhütte von Riedikon 3—4 Fuss unter Wasser, etwa 100 Fuss vom Lande, und hat eine Ausdehnung von etwa 1 Morgen Landes. Die bisher gefundenen Gegenstände sind Feuersteine, Steinbeile, aufgebrochene Haselnüsse, Topfscherben und Gerstenkörner. Der Boden ist mit einer Masse zerschlagener Steine bedeckt.

Pfahlbau bei Hagenau am Bodensee.

Anfangs Februar 1866 entdeckte Herr Domainenverwalter Walter zu Constanz den ersten Pfahlbau in dem grössern Becken des Bodensees und zwar zu Hagenau zwischen Meersburg und Friedrichshafen. Man sieht daselbst Pfahlreihen und findet Steinbeile und andere Geräthschaften.

Steinberge. In den früheren Berichten sind die sogenannten Steinberge als künstliche Erhöhungen des Seebodens beschrieben, entstanden durch grosse Massen von Steinen, die auf Kähnen vom Lande her gebracht und auf die zu Niederlassungen bestimmten Stellen ausgestreut wurden. Vor ein Paar Jahren hat mein Freund, Herr Lee von Caerleon, mich belehrt, dass es unmöglich sei, Pfähle durch Steinhaufen hinabzutreiben und dass die Aufstellung eines Pfahlwerks und eines Steinbergs gleichzeitig stattgefunden habe. Die Herstellung des Unterbaues bestand also darin, dass man an Stellen, wo der Boden felsig war und die Pfähle nicht eingerammt werden konnten, diese durch Versenken von Steinen zwischen dieselben befestigte.

Merkwürdige Thonschüssel (Taf. XVI. 1 u. 1ª) von Cortaillod in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab. Die Verzierungen unter dem Rande dieser Schüssel sind auf fest aufgedrückten Zinnstreifen angebracht und in einer Art Graffito-Manier ausgeführt, so dass die schwarzen Stellen den schwarzen Grund des Gefässes, die weissen die Zinnbelegung zeigen.

Matte. Fig. 10 Taf. XVI. stellt ein Stück einer kunstreich verfertigten Matte oder Decke aus dem Pfahlbau Robenhausen dar. Das Zeug, das über einen Zoll dick ist, besteht aus mehrern Schichten eines netzartigen Geflechtes von Streifen aus Weiden- oder Lindenbast und eines Geflechtes von Flachssträngen, welches mit dem vorigen verbunden ist. Diese Schichten liegen nicht horizontal, sondern ziegelartig über einander.

Topfverzierung. Auf Töpfen von Wangen findet sich nicht selten eine Verzierung, bestehend in Punkten, die in Form einer Sichel an einander gereiht sind (**Taf. XVI. 8**). Sie kommt zuweilen mit der auf Taf. III. Fig. 16 abgebildeten Verzierung auf dem gleichen Topfe vor und scheint wie diese den Halbmond vorzustellen.

Spinnwirtel. In Herrn Prof. Desor's »Palafittes« S. 68 sind unter den Unterscheidungsmerkmalen der Stein- und Bronzezeit die Spinnwirtel aus Stein als der erstern, die aus Thon als der zweiten zugehörend angegeben. Dieser Satz hat keine allgemeine Gültigkeit, da in vielen Steinzeitpfahlbauten z. B. Wangen, Thonwirtel aus Thon in Menge gefunden werden.

Nachrichten über Pfahlbauten bei den Kolchiern an der Mündung des Phasis.

Mone in seiner Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins XVII. 4. S. 405 macht auf eine sehr interessante Stelle in Hippocrates de Aere aufmerksam, worin von den genannten Leuten gesagt wird, dass ihre Wohnungen von Holz und Schilf gebaut sind, *τὰ οἰκήματα ξύλινα καὶ καλάμινα ἐν τοῖς ὕδασι μεμηχανημένα* und dass sie auf Einbaumkähnen, *μονοξύλοις*, auf dem Wasser herumfahren. Wir lassen unten die ganze Stelle in lateinischer Uebersetzung folgen. [1])

---

[1]) De illis autem qui Phasim (jetzt Rioni) accolunt, adjiciam. Regio eorum palustris est, calida aquosa et densa, imbresque in eam decidunt omnibus temporibus et magni et impetuosi, homines vero ipsi vitam agunt in paludibus, domosque ligneas et ex arundinibus in ipsis aquis habent exstructas, neque multum inde prodeunt, ut adeant vel emporia vel urbes: verum naviculis ex uno ligno fabrefactis permeant sursum ac deorsum (*ἄνω καὶ κάτω*), habent enim fossas et ductus aquarum plurimos. Bibunt autem aquas calidas et stagnantes, quæ et a sole sunt putrefactæ et ab imbrium casu auctæ. Ipseque fluvius Phasis omnium fluviorum stagnantissimus est, et qui lentissimo cursu profluat: fructus autem qui illic nascuntur omnes insalubres sunt, evirati imperfectique præ multitudine aquarum, neque unquam maturescunt. Atque multus aer ab aquis regionem occupat.

His sane de causis Phasiani corporis formam a cæteris hominibus longe diversam habent. Proceritate enim corporis et crassitudine valde excedunt, neque articulus ullus neque venæ comparent, pallidoque sunt colore velut morbo regio detenti, cumque aere utantur minime puro, sed caliginoso et maxime humido, gravissimam præ aliis omnibus vocem edunt. Sunt etiam ad corporis exercitationem natura pigriores etc.

Kurzer Auszug aus der Schrift „Die Pflanzen der Pfahlbauten"

von Dr. Oswald Heer. Zürich 1865.

(Herr Professor Heer, dem die Pfahlbautenkunde die vor 6 Jahren im dritten Berichte über Pfahlbauten erschienenen »Bemerkungen über die Landwirthschaft der Urbewohner unseres Landes« verdankt, hat dem Verfasser in höchst anerkennenswerther Weise gestattet, aus der eben von der hiesigen naturforschenden Gesellschaft herausgegebenen oben genannten umfassenden und in jeder Beziehung ausgezeichneten Arbeit einige Notizen zu entheben und die derselben beigegebenen Illustrationen zu benutzen.)

Die Reste der Pflanzen, welche in dieser Schrift aufgeführt werden, liegen theils im Seeschlamme, theils unter einer mehrere Fuss mächtigen Torfschicht begraben. Hier müssen sie aus einem weichen, dunkelfarbigen Schlamme, welcher den alten Seeboden (die sogenannte Culturschicht) bildet, hervorgesucht werden. Steine und Scherben, Hausgeräthe und Holzkohle, Getreidekörner und Knochen liegen hier bunt durcheinander. Doch sind sie keineswegs über den Boden gleichmässig vertheilt, sondern finden sich nicht selten nesterweise beisammen. Die Stellen, wo viele Knochenreste, wo die Samen von Himbeeren und Brombeeren, die Fruchtsteine von Schlehen und Kirschen zu ganzen Haufen beisammen sind, bezeichnen wahrscheinlich die Stellen, wo Oeffnungen im Holzboden sich befanden, durch welche die Abfälle in den See gelangten, während die Punkte, an welchen verkohlte Früchte, Brod, Geflechte und Gewebe sich finden, auf Vorrathskammern weisen, welche an jener Stelle der Pfahlbaute sich befanden, als sie durch Brand zerstört wurde und dort in's Wasser fielen. Die verkohlten Früchte und Samen rühren daher unzweifelhaft aus der Pfahlbautenzeit und sind zum Theil vortrefflich erhalten, indem der Verkohlungsprozess ihre Form nicht wesentlich verändert hat. Es gilt diess von den Aepfeln, wie den Getreidearten, bei welch' letztern die Rindenschicht meistens weder aufgesprungen, noch zusammengeschrumpft ist. Viele Pflanzenreste sind indessen auch im unverkohlten Zustande uns erhalten worden. Da aber beim Herausziehen derselben aus dem Schlamm der Kulturschicht leicht Pflanzenreste und Gesäme des umgebenden Ufers sich beimischen können, bedürfen dieselben einer sorgfältigen Sichtung. Glücklicher Weise haben wir ein Mittel, um die alten Samen und Früchte von denen der Jetztzeit zu unterscheiden. Das Innere des Samens (Keim und Eiweiss) ist nämlich bei den erstern verschwunden und nur die aus verholzten Zellen gebildeten Samenschalen oder Fruchtgehäuse sind geblieben, daher alle Versuche, sie zum Keimen zu bringen, nutzlos sind. So sind die Samen der Himbeeren, Melden, Seerosen u. s. w. inwendig hohl und nur ein braunes Pulver bezeichnet zuweilen noch die Reste des frühern Inhaltes; dasselbe gilt von den Fruchtsteinen der Kirschen und Schlehen, von den Haselnüssen, dem Cornel, den Laichkräutern u. a. m.

Herr Professor Heer theilt die bis jetzt in den Pfahlbauten gefundenen Pflanzen ein in: 1) Getreidearten (Kornbau), 2) Unkräuter der Aecker, 3) Gemüse, 4) Obst- und Beerenfrüchte, 5) Nüsse, 6) Oelpflanzen, 7) Gewürze, 8) Bast- und Gespinnstpflanzen, 9) Farbpflanzen, 10) Waldbäume und Sträucher, 11) Moose und Farren, 12) Pilze zum Feueranmachen, 13) Wasser- und Sumpfpflanzen.

1. Getreidearten. Die kleinkörnige sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum Sanctum) und der kleine Pfahlbauweizen Triticum vulgare antiquorum) sind die ältesten und wichtigsten, allgemein angebauten Mehlfrüchte unsers Landes. Ihnen reihen sich zunächst der Binkelweizen (Triticum vulgare, compactum muticum) und die grössere sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum densum) nebst den beiden Hirsearten: Rispenhirse (Panicum miliaceum L.) und Kolbenhirse, Fennich (Setaria italica) an. Der ägyptische Weizen (Triticum turgidum L.) — Emmer (Tr. dicoccum Schr.) und Einkorn wurden, wie die zweizeilige Gerste, wohl nur versuchsweise oder an einzelnen Stellen gebaut und der Spelt (Triticum Spelta L.), der gegenwärtig unsere wichtigste Brodfrucht bildet, und der Hafer (Avena sativa L.) treten erst im spätern Bronzezeitalter auf, während der Roggen auf den Pfahlbauten unbekannt war.

Die Hirsen sind unzweifelhaft Sommergewächse, sowie auch sämmtliche übrigen Getreidearten Sommerfrucht gewesen zu sein scheinen. Die Pfahlbaubewohner haben demnach im Frühling, nicht im Herbst, das Feld bestellt und angesäet, und das Getreide wurde wahrscheinlich erst Ende Sommers eingeheimst und keine Nachfrucht gezogen. — Die auf dem Pfahlbau zu Robenhausen entdeckten Lager von Ziegen- und Schafmist scheinen anzudeuten, dass man den Dünger längere Zeit im Stalle liegen liess, um ihn für die Düngung der Felder zu verwenden. — Zur Brodbereitung wurde nur Weizen und Hirse, diese mit Zuthat von einzelnen Weizenkörnern und des Wohlgeschmacks wegen von Leinsamen, benutzt. Gerstenbrot ist noch nicht gefunden worden, und es ist wahrscheinlich, dass die Gerste gesotten oder noch eher, dass sie

geröstet genossen wurde. Die kleine sechszeilige Gerste der Pfahlbauten ist die heilige Gerste des Alterthums. Der kleine Pfahlbautenweizen (Triticum vulgare antiquorum) ist wahrscheinlich die älteste Weizenart, bildet in allen ältern Pfahlbauten das vorherrschende Getreide und wurde noch in der gallo-römischen Zeit angebaut.

1. Kleiner Pfahlbauweizen (Triticum vulgare antiquorum). 2. Dichte sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum densum). 3. Kleine sechszeilige Gerste (H. hexastichum sanctum). 4. Aegyptischer Weizen (Triticum turgidum L.). 5. Emmer (Tr. dicoccum Schr.). 6. Rispenhirse (Panicum miliaceum L.). 7. Kolbenhirse, Fennich (Setaria italica).

2. Unkräuter der Aecker. Diese gehören theils unserem Lande an, theils sind sie mit den Kulturpflanzen eingeschleppt worden und wurden mit diesen ausgesäet. Die letztern sind entweder bleibende oder nur vorübergehende Ansiedler. Einige sind verkohlt und lagen ohne Zweifel beim Getreide, als diess verbrannte. Andere werden in grosser Zahl im Schlamme gefunden und sind beim Reinigen des Getreides als Abfall in den See geworfen worden. Von grossem Interesse ist das Vorkommen des kretischen Leimkrautes (Silene cretica L.) in den Pfahlbauten, weil es in der Schweiz und Deutschland fehlt, dagegen über alle Mittelmeerländer verbreitet ist und sich in Leinäckern in Griechenland, Italien, Südfrankreich und den Pyrenäen findet. Nicht weniger merkwürdig ist das Vorhandensein der Kornflockenblume (Centaurea cyanus L.), deren ursprüngliche Heimat Sicilien ist. Da sie sich schon auf den Kornäckern der Pfahlbauleute einfand, so bezeichnet sie den Weg, den das Getreide der Pfahlbauten bei seiner Verbreitung genommen hat.

3. Gemüse. Für die Steinzeit der Pfahlbauten lassen sich mit Ausnahme der Erbse (in einer kleinen erloschenen Varietät) keine Gemüsepflanzen mit voller Sicherheit nachweisen. Die keltische Zwergackerbohne (Faba vulgaris Mch.) tritt

zur Bronzezeit in einer auffallend kleinen Form auf, wie sie nirgends mehr angetroffen wird. Auch die Linse (Ervum Lens L.) gehört zu der als kleine oder Feldlinse (microspermum) bezeichneten Abart.

4. Obst- und Beerenfrüchte. Das Kernobst ist in den Pfahlbauten verkohlt und in diesem Zustand sehr schön erhalten geblieben, die Stein- und Beerenfrüchte dagegen sind unverkohlt, daher nur der Stein und die harten Samenhüllen übrig sind. — Die Aepfel sind meist in zwei, selten in drei Stücke zerschnitten, die kleinsten liess man unzertheilt. — Die sauren Holzäpfel müssen als Nahrungsmittel von grosser Bedeutung gewesen sein, wie man aus dem massenhaften Vorkommen dieser Früchte und der weiten Verbreitung derselben in den Pfahlbauten schliessen kann. Neben diesen wurde zu Robenhausen eine beträchtliche Zahl von grössern Aepfeln gefunden, welche wahrscheinlich einer kultivirten Sorte angehören. — Die Birne muss sehr selten gewesen sein, da nur ein Paar Stücke von Wangen und Robenhausen bekannt geworden. — Die Früchte des Mehlbeerbaums sind zu Wangen und Robenhausen zum Vorschein gekommen, Steine von Kirschen und zwar von Süsskirschen nur am letztern Orte. Die Pflaume (Robenhausen) steht der Haberschlehe (prunus insititia avenaria Fab.) am nächsten. Schlehen sind von den Pfahlbauleuten eingesammelt, auch die Trauben- oder Ahlkirschen (Prunus padus L.) in Menge genossen worden. Fruchtsteine der Felsenkirsche (Prunus Mahaleb L.) finden sich zu Robenhausen und Parma. Traubenkerne besitzt Castione bei Parma. Von Him-, Brom- und Erdbeeren sind die letztern sehr selten. — Hagenbutten, Hollunder- und Attichbeeren zeigen sich häufig. — Die Heidelbeere ist wiederum selten, und die Preisselbeere, von der nur Blätter vorkommen, nicht gesammelt worden. Steine vom Cornel sind zu Castione in Menge. Beeren vom wolligen Schneeball in mehreren Pfahlbauten vorhanden.

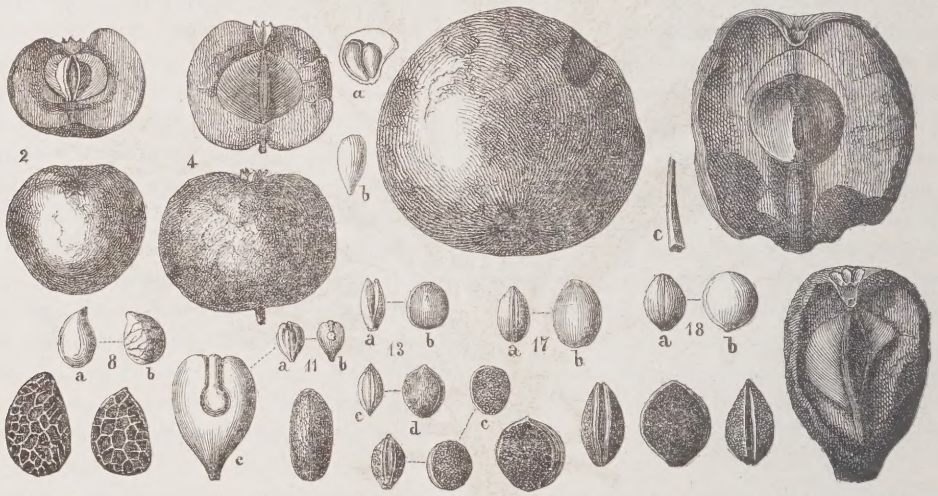


Fig. 1—4. Holzäpfel, a. Kerne, c. Stiel. Fig. 5. 6. Kultivirte Aepfel. Fig. 7. Holzbirne. Fig. 8a. Erdbeersame, vergrössert. Fig. 8b. Wasser-Ranunkel, vergrössert. Fig. 9. Same der Himbeere, viermal vergrössert. Fig. 10. Same der Brombeere, vergrössert. Fig. 11. Kern der Weinbeere: a. b. natürliche Grösse, c. vergrössert. Fig. 12. Cornel. Fig. 13. Felsenkirsche (Prunus mahaleb): a. b. von Castione bei Parma, c. d. von Robenhausen. Fig. 14. Ahlkirsche (Prunus Padus): a. b. mit rundem Stein von Robenhausen, c. mit länglichem Stein von Concise. Fig. 15. Schlehenstein. Fig. 16. Pflaumenstein: a. Bauchseite, b. Breitseite, c. Rückenfurche. Fig. 17. 18. Kirschensteine.

5. Nüsse. Aus den Buchnüssen, die massenhaft vorkommen und als Nahrung dienten, wurde vielleicht auch Oel gepresst. Die Baumnuss wurde nur bei Parma entdeckt. Die Wassernuss (Trapa natans L.), welche in der Schweiz nur noch in einem Teiche des Cantons Luzern angetroffen wird, aber in Robenhausen und Moosseedorf vorkommt, bildete ohne Zweifel, wie jetzt noch in Ober-Italien, ein Nahrungsmittel.

6. Oelpflanzen. Aus dem Gartenmohn, von dem man zu Robenhausen einen ganzen Kuchen fand, wurde wahrscheinlich Oel gepresst, er mag auch gegessen oder dem Brot eingestreut worden sein.

7. Gewürze. Der Kümmelsamen wurde wahrscheinlich schon damals zum Würzen der Speisen benutzt.

8. Bast- und Gespinnstpflanzen. Der Pfahlbautenlein ist nicht der gemeine Flachs. Der schmalblättrige Lein (Linum angustifolium Huds.), der in den Mittelmeerländern von Griechenland und Dalmatien weg bis zu den Pyrenäen zu Hause

ist, darf als die Mutterpflanze des kultivirten Pfahlbautenleins bezeichnet werden. Dass die Pfahlbautenleute ihren Flachssamen aus dem südlichen Europa bezogen, beweist das kretische Leinkraut. Robenhausen lieferte ein Täfelchen, das aus ganz und halb verkohlten Flachsfrüchten besteht und wohl eine zum Essen bestimmte Art von Flachskuchen darstellt.

9. Farbpflanzen. Der Wau (Reseda luteola) mag zum Gelbfärben der Leinwand gedient haben.

10. Waldbäume und Sträucher. In der Zusammensetzung der Waldflora scheint seit der Pfahlbautenzeit keine wesentliche Aenderung vor sich gegangen zu sein. Beachtenswerth ist, dass in Moosseedorf Zweigstücke und Blattreste der bei den Galliern als heilig gehaltenen Mistel (viscum album) vorkommen.

11. Moose und Farren. Die Moose dienten ohne Zweifel zum Verstopfen der Löcher in den Hütten und als Polster.

12. Pilze. Den gemeinen Feuerschwamm, der fast auf allen Pfahlbauten gefunden wird, gebrauchte man wahrscheinlich damals schon zum Feueranmachen.

13. Wasser- und Sumpfpflanzen. Der Charakter dieser Pflanzen zeigt uns, dass wenigstens zu Robenhausen der Pfahlbau nicht auf klarem tiefem Seegrund, sondern auf seichtem, schlammigem, mit Vegetation überzogenem Boden stand, und dass am Ufer bereits die Torfbildung begonnen hatte.

Ergebnisse aus der Untersuchung über die Pflanzen der Pfahlbauten.

1. Das Volk der Pfahlbauten scheint in keiner nähern Beziehung zu den Völkern Osteuropa's gestanden zu haben. Diese bauten wenigstens zur Bronzezeit Roggen und dieser müsste den Pfahlbauleuten bekannt geworden sein, wenn sie mit ihnen in Verkehr gestanden hätten. Dagegen weisen alle Kulturpflanzen auf eine Verbindung mit den Mittelmeerländern. Alle Getreidearten haben sie von daher erhalten. Wir haben gesehen, dass die Pfahlbauern nicht nur dieselbe Gerstenart, sondern dieselbe Varietät kultivirt haben, wie die Bewohner Süditaliens. In Aegypten erscheint die Gerste nach Pikering schon auf den Denkmälern der Pharaonen frühester Zeit und gehört zu den häufigsten Einschlüssen der Mumien. Wir haben ferner gesehen, dass eine Weizenart, die in Aegypten noch jetzt häufig angebaut wird und schon in sehr alten Mumiensärgen gefunden wurde, wenigstens zeitenweise bis in unsere Gegenden kam. Die indischen Hirsearten haben sehr wahrscheinlich auch diesen Weg genommen; sie wurden in Aegypten viel gebaut und der Fennich ist schon in einem Grabe Ramesses Sethos und in El-Kab abgebildet.

Die Pfahlbauleute hatten also dieselben Brodfrüchte wie die Aegypter. Sie kleideten sich aber auch in dieselben Stoffe, denn auch in Aegypten spielt der Flachs die Hauptrolle unter den Gewebepflanzen. Alle Mumien sind in Leinen eingewickelt und die Priester durften noch zu Herodots Zeiten nur leinene Kleider tragen. Eine der von Jehovah über Aegypten verhängten Plagen besteht in der Zerstörung des Flachses und der Gerste durch Donner und Hagel (2. Mos. IX. 31). Die Ernte des Leins und die Art des Webens der Leinfaser erscheint öfter auf ägyptischen Wandgemälden*), während der Hanf als Gewebepflanze unbekannt war und auch den Pfahlbauten gänzlich fehlt. Der Garten-Mohn ist zwar auf ägyptischen Denkmälern nirgends dargestellt, dagegen erscheint er auf einer alten Münze von Smyrna neben der Gerstenähre, und dasselbe ist der Fall bei einer Münze von Metapont, und auch für die Pfahlbauern muss er von grosser Bedeutung gewesen sein, da er ihnen wahrscheinlich das Oel geliefert hat. Nehmen wir nun zu diesen Kulturpflanzen, welche der Mensch aus dem fernen Morgenlande nach unsern Gegenden gebracht hat, noch die Unkräuter hinzu, die wider seinen Willen ihm gefolgt sind und von denen ein Paar (namentlich die Centaurea cyanus und Silene cretica) ebenfalls auf südliche Gegenden weisen, werden wir kaum anstehen können zu erklären, dass diese Kultur vom Mittelmeerbecken aus nach unsern Gegenden gekommen sei, und das so räthselhafte Vorkommen der Nephritbeile in unsern Pfahlbauten reiht sich in eine ganze Zahl von andern ähnlichen Erscheinungen ein. Das Vorkommen des edlen Nephrites, den man nur aus dem Orient kennt, ist in der That nicht fremdartiger als das Auftreten des ägyptischen Weizens, des kretischen Leimkrautes, des Oelmohnes und der in Wauweil gefundenen Glaskoralle, ägyptischen oder phönizischen Ursprungs. Wenn wir hier wiederholt von Aegypten gesprochen haben, so denken wir natürlich nicht an einen direkten Verkehr der Pfahlbauern mit diesem Lande, sondern wollen damit nur sagen, dass dort der Herd für eine im Alterthum weit verbreitete Kulturform zu suchen sei. Wahrscheinlich hat sich von Aegypten und Phönizien aus die Kultur über die Mittelmeerländer verbreitet und drang von den Colonien aus, welche die letztern gegründet, auch tiefer in's Land ein, so dass von jenen Hauptstätten der damaligen menschlichen Kultur wohl einzelne, wenn auch gebrochene Strahlen bis zu unsern Pfahlbauern gelangten.

*) Wilkinson, Manners and Customs of the ancient Egyptians III. S. 134, 135, 138.

2. Ist die Annahme richtig, so dürften wir auch für die Zeitbestimmung einige Andeutungen erhalten. Wenn wir auch nichts von dem Mangel an Metallen in den ältern Pfahlbauten wüssten, müssten wir ihnen doch schon wegen der Kulturpflanzen ein hohes Alter beimessen. Der Mangel des Wintergetreides, der meisten Gemüsearten und des Hanfes, wie ferner des Haushuhnes, weisen auf eine Zeit, die weit vor den Anfang der Christlichen Zeitrechnung zurückreicht. Die Griechen und Römer hatten Wintergetreide, kultivirten den Hanf und von Gemüsepflanzen hatten sie eine grosse Auswahl. Vom Haushahn finden wir bei Homer und Hesiod noch keine Spur, wogegen er zu Perikles Zeit als persischer Vogel erwähnt wird und in Italien auf Münzen (von Neapolis), die etwa 100 Jahr vor Chr. geprägt wurden, erscheint. Dazu kommt, dass die römischen Schriftsteller der Pfahlbauten mit keinem Wort erwähnen und mit Recht erinnert Prof. Desor daran, dass gerade Plinius in einer Gegend sein Landhaus hatte, die zahlreiche Pfahlbauten aufweist, welche aber so völlig aus dem Gedächtniss des Volkes verschwunden waren, dass er keine Ahnung von diesen alten Landesbewohnern gehabt zu haben scheint. Andrerseits geht man nach meinem Dafürhalten zu weit, wenn man das Alter der Pfahlbauten auf 6000—7000 Jahre schätzt, wie diess von Herrn Morlot geschehen ist. Die grosse Zahl von Getreidearten, welche schon zur Steinzeit uns begegnet, dann der ausgedehnte Flachsbau und die Leinenindustrie, welche auf denselben sich gründete, wie denn überhaupt der ganze Kulturstand dieses Volkes, wie er sich in den bis jetzt nachgewiesenen Ueberresten spiegelt, hat uns schon früher zu dem Schlusse geführt, dass diesem Volke eine lange Entwicklung vorangegangen sein müsse. Versetzen wir uns um 3000 Jahre zurück, etwa in die Zeit Homer's oder David's, so begegnen uns im Morgenland dieselben Kulturpflanzen. Im Homer wird der Gerste und des Weizens oft erwähnt, ebenso der Ackerbohnen und des Mohnes, nirgends aber des Roggens und Hafers. Im Buche Ruth, das wahrscheinlich zu Davids Zeiten geschrieben wurde, da es eine Familiengeschichte des königlichen Hauses erzählt, ist gar viel von Gerste und Weizen die Rede und der Ruth wird von den Schnittern des Boas „Geröstetes" dargereicht. Also 1100 Jahre vor Chr. waren Gerste und Weizen die Haupt-Getreidearten Palästinas. Sie werden aber mit dem Spelt schon viel früher, nämlich schon in der Genesis erwähnt, wie denn sie in Aegypten unzweifelhaft schon in viel früherer Zeit die Grundlage der dortigen Kultur gebildet haben.

Aus David's Zeit (2. Samuel XVII. 28) werden auch Bohnen und Linsen unter den gewöhnlichen Lebensmitteln erwähnt, wie anderweitig der Spelt, während der Roggen und Hafer nirgends erscheinen. Wir haben hiermit die Getreidearten und Hülsenfrüchte, welche in den der Bronzezeit angehörenden Pfahlbauten der westlischen Schweiz gefunden wurden. Zu jener Zeit scheint bei den Orientalen und Griechen die Bronze noch das am häufigsten verwendete Metall gewesen zu sein, das auch im Homer häufig erwähnt wird. Mit Berücksichtigung der sehr langsamen Verbreitung der Kultur in jener Zeit dürfte die Annahme nicht zu gewagt erscheinen, dass die Pfahlbauten, die Bronze enthalten, ungefähr in jene Zeit fallen mögen.

Aelter aber müssen die Pfahlbauten der Steinzeit sein, doch schliessen sie sich durch Robenhausen und andrerseits Meilen so nahe an das Bronzezeitalter an und zeigen auch in ihren ältesten Niederlassungen (so Wangen und Moosseedorf), in ihren Kulturpflanzen und Hausthieren so viel Uebereinstimmendes mit den übrigen, dass keine scharfe Grenze zu ziehen ist, und sie wohl nicht um viele Jahrtausende höher hinaufgerückt werden dürfen.

3. Die Pfahlbauten waren während des ganzen Jahres bewohnt und es wurde auch das Vieh auf denselben untergebracht. Für letzteres spricht der Dünger, den wir in der Pfahlbaute Robenhausen nachgewiesen haben (S. 7); für ersteres die unverdauten Reste der Nahrungsmittel; die Kirschensteine weisen mit grosser Wahrscheinlichkeit auf den Juni, die Kerne der Himbeeren und Brombeeren auf Mitte und Ende Sommer, die Schlehen und Hagenbutten auf den Spätherbst oder Anfang Winter, denn diese Früchte werden erst geniessbar, wenn ein Frost über sie ergangen ist; die Haselnüsse und Buchnüsse auf den Herbst und Winter; ebenso die Unkrautsamen des Ackerfeldes, welche nach dem Reinigen des Getreides in den See geworfen wurden.

4. Aus Rütimeyers Untersuchungen der Thiere der Pfahlbauten geht hervor, dass zur ältern Steinzeit die wilden zur Nahrung verwendeten Thiere bei weitem die Zahl der Hausthiere überwogen haben, dass die Jagd also mehr Fleischnahrung lieferte als die Viehzucht, in der Bronzezeit aber verändern sich diese Verhältnisse sehr zu Gunsten der zahmen Thiere. Die grossen wilden Ochsen, der Ur und der Wisent, verschwinden und es tritt eine ganze Zahl von neuen Hausthierracen auf (vergl. Rütimeyers Fauna der Pfahlbauten S. 236). Bei den Pflanzen lässt sich zwar eine Zunahme der kultivirten Arten ebenfalls nachweisen, allein schon in den ältesten bekannten Pfahlbauten (Moosseedorf und Wangen) haben wir manigfache Getreidearten und den Flachsbau und somit unzweifelhaft den Ackerbau; in Robenhausen

tritt die Kultur des Obstes und in dem Zeitalter der Bronze der Anbau der Hülsenfrüchte hinzu. So vielfach auch die wildwachsenden Früchte benutzt wurden, scheinen doch von Anfang an die kultivirten Gewächse die hauptsächlichste Pflanzenkost geliefert zu haben.

5. Wenn auch die Altersbestimmung unserer Pfahlbauten noch zweifelhaft ist, so können wir doch das mit voller Bestimmtheit sagen, dass sie über 2000 Jahre alt sind, und mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit, dass sie um 1000 bis 2000 Jahre vor Chr. zurückreichen. Die Pflanzenreste derselben haben daher jedenfalls ein sehr hohes Alter und eignen sich zur Erörterung der Frage, ob eine Umänderung der Pflanzenarten in historischer Zeit vor sich gegangen sei. Wir müssen diess für die wildwachsenden Pflanzen verneinen. Die genaueste Untersuchung derselben zeigt uns eine überraschende Uebereinstimmung mit den lebenden Arten und selbst kleine Formabweichungen haben sich erhalten, wie wir diess bei der Seerose, bei der Föhre, bei der Schlehe, der Ahlkirsche und der Haselnuss nachgewiesen haben. Zu demselben Resultate ist auch Prof. Unger durch Untersuchung der altägyptischen Pflanzen gelangt. Anders verhalten sich aber die Kulturpflanzen; wenn auch bei einigen (so dem Binkelweizen und der dichten sechszeiligen Gerste) keine Unterschiede nachweisbar sind, so müssen wir doch für die Mehrzahl zugestehen, dass sie auf keine jetzt lebenden Formen so genau passen, dass wir sie denselben einreihen können. Die kleine keltische Bohne, die Erbse, die kleine Pfahlbaugerste, der ägyptische und der kleine Pfahlbauweizen und der Emmer stellen eigenthümliche, wie es scheint erloschene Racen dar; sie zeichnen sich der Mehrzahl nach durch kleinere Samen vor den jetzt kultivirten Sorten aus. Der Mensch hat daher im Laufe der Zeit ertragreichere Sorten erzielt und diese haben die alten allmälig verdrängt.

Diese letzteren haben wir daher als die eigentlichen Stammformen zu betrachten, von denen jene ausgegangen sind. So ist wahrscheinlich die kleine sechszeilige Gerste der Pfahlbauten die Urform, von welcher die vierzeilige entsprungen ist. Durch die Kultur hat sich die Aehrenspindel verlängert, die Aehrchen sind weiter auseinander gerückt, daher die seitlichen Reihen nun übereinander greifen. Wir erhalten somit nur vier Zeilen an der Aehre und damit die Form, welche man als gemeine Gerste (H. vulgare) bezeichnet hat. Es trat aber noch eine Veränderung in andrer Richtung ein; in dem seitlichen Blümchen verkümmern die Stempel, daher nur die mittleren Früchte ansetzen. Wir bekommen daher nur zwei Zeilen von Körnern, die dafür aber grösser werden. Wir erhalten so bei verlängerter Aehrenspindel die zweizeilige Gerste (H. distichum L.), bei kurzer Spindel aber die Reisgerste (H. Zeocriton L.). Ich betrachte demnach diese sämmtlichen Gerstenformen nur als Racen Einer Art, welche in der That auch zuweilen Uebergänge zeigen. Aehnlich verhält es sich mit den Weizenarten.

Ich betrachte den kleinen Pfahlbauweizen als die Grundform, aus welcher durch die Kultur die verschiedenen Formen mit nicht zerbrechlicher Spindel und ausfallenden Früchten entstanden sind, da sie alle sich sehr nahe stehen und keine wichtigeren durchgreifenden unterscheidenden Merkmale zu finden sind *).

Es verkündigt uns daher die Flora der Pfahlbauten, dass alle Pflanzen, welche des Menschen Hand berührt, bis auf einen gewissen Grad umgewandelt werden und so der Mensch mit Theil nimmt an dem grossen Umbildungsprozesse der Natur, während die wildwachsenden Pflanzen, die uns jetzt umgeben, noch in denselben Formen sich bewegen, wie vor drei- bis viertausend Jahren und nicht die geringste Aenderung erkennen lassen.

---

*) Wir hätten sie dann in folgender Weise zusammenzustellen:

Triticum vulgare Vill.

Vierseitige Aehre, Aehrchen mit 2–4 zur Zeit der Reife ausfallenden Früchten, Spindel nicht zerbrechlich.

a. Tr. antiquorum m. Kleiner Pfahlbauweizen.

Aehre grannenlos, kurz, mit dichtgedrängten, kleinen, stark gewölbten Körnern; Aehrchen mit 3—4 reifen Früchten; Hüllspelze auf dem Rücken vom Grund aus scharf gekielt, kürzer als die Deckspelze, in einen kurzen Zahn ausgehend.

b. Tr. sativum Lam. Gewöhnlicher Weizen.

Aehre begrannt oder unbegrannt; Aehrchen mit 2—3 reifen Körnern, Hüllspelze fast von der Länge der Deckspelze, nur vorn gekielt. Früchte länglich oval, stumpf.

c. Tr. durum Desf. Der Hartweizen.

Aehre gegrannt, Aehrchen mit 3—4 Körnern, Hüllspelze schmal, von der Länge der Deckspelze, vom Grund aus scharf gekielt, in einen breiten gebogenen Zahn ausgehend.

d. Tr. turgidum L. Aegyptischer Weizen.

Aehre gegrannt, Aehrchen mit 2—3 Körnern; Hüllspelze aufgeblasen, breit, kürzer als die Deckspelze, am Rücken scharf gekielt, in einen kurzen Zahn ausgehend. Früchte gross, hoch gewölbt, eirund.

Diese Racen zerfallen dann wieder in zahlreiche Unterracen.

Verzeichniss der Pflanzen.

1. Getreidearten. Kleine Pfahlbautengerste (Hordeum hexastichum sanctum). — Dichte sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum, densum. — Zweizeilige Gerste (Hordeum distichum L.). — Kleiner Pfahlbautenweizen (Triticum vulgare antiquorum m.). — Binkelweizen (Triticum vulgare compactum muticum). — Aegyptischer Weizen (Triticum turgidum L.). — Spelt (Triticum Spelta L.). — Pfahlbauten-Emmer (Triticum dicoccum Schrank). — Einkorn (Triticum monococcum L). — Roggen (Secale cereale L.). — Hafer (Avena sativa L.). — Rispenhirse (Panicum miliaceum L.). — Kolbenhirse, Fennich Setaria italica L. sp.).

2. Die Unkräuter der Aecker. Giftloch (Lolium temulentum L.). — Weisse Melde (Chenopodium album L.). — Vielsamige Melde (Chenopodium polyspermum L.). — Rothe Melde (Chenopodium rubrum L.). — Gestreiftsamige Melde. — Grosse Klette (Lappa major L.). — Kornrade (Agrostemma githago L.). — Abend-Lichtnelke (Lychnis vespertina L.). — Kretisches Leimkraut (Silene cretica L.). — Sternniere (Stellaria media L. sp.). — Spörgel (Spergula pentandra L.). — Quendelblättriges Sandkraut (Arenaria serpyllifolia L.). — Kletterndes Labkraut (Galium Aparine L.). — Kriechender Hahnenfuss (Ranunculus repens L.). — Kleinster Schneckenklee (Medicago minima L.). — Kornflockenblume (Centaurea cyanus L.).

3. Gemüse. Pastinak (Pastinaca sativa L.). — Möhre (Daucus carota L.). — Keltische Zwerg-Ackerbohne (Faba vulgaris Mch. celtica nana). — Erbse (Pisum sativum L. var.). — Linse (Ervum Lens L.).

4. Obst- und Beerenfrüchte. Aepfel (Pyrus malus L.): a. kleiner Holzapfel, b. grösserer runder Pfahlbauapfel. — Birne (Pyrus communis L.). — Mehlbeerbaum (Pyrus aria L.). — Kirsche (Prunus avium L.). — Pflaume (Prunus insititia L.). — Schlehe (Prunus spinosa L.). — Traubenkirsche, Ahlkirsche (Prunus padus L.). — Felsenkirsche (Prunus Mahaleb L.). — Weinrebe (Vitis vinifera L.). — Himbeere (Rubus idæus L.). — Brombeere (Rubus fruticosus L.). — Erdbeere (Fragaria vesca L.). — Hagenbutte (Rosa canina L.). — Hollunder (Sambucus nigra L.). — Attich (Sambucus Ebulus L.). — Heidelbeere (Vaccinium myrtillus L.). — Preisselbeere (Vaccinium vitis idæa L.). — Cornel (Cornus mas L.). — Wolliger Schneeball (Viburnum Lantana L.).

5. Nüsse. Haselnuss (Corylus avellana L.). — Buchnuss (Fagus sylvatica L.). — Baumnuss (Juglans regia L.). — Wassernuss (Trapa natans L.).

6. Oelpflanzen. Gartenmohn (Papaver somniferum var. antiquum L.). — Hartriegel (Cornus sanguinea L.).

7. Gewürze. Kümmel (Carum carvi L.).

8. Bast- und Gespinnstpflanzen. Flachs (Linum angustifolium Huds.). — Sommerlinde (Tilia grandifolia Ehrh.). — Kleinblättrige Linde (Tilia parvifolia Ehrh.).

9. Farbpflanzen. Wau (Reseda luteola L.).

10. Waldbäume und Sträucher. Gemeine Föhre (Pinus sylvestris L.). — Bergföhre (Pinus montana Mill.). — Fichte, Rothtanne (Pinus Abies L.). — Weisstanne (Pinus picea L.). — Gemeiner Wachholder (Juniperus communis L.). — Eibenbaum (Taxus baccata L.). — Eiche (Quercus Robur L.). — Hainbuche (Carpinus Betulus L.). — Schwarzerle (Alnus glutinosa L.). — Weissbirke (Betula alba L.). — Weiden (Salix repens L. und Salix cinerea). — Esche (Fraxinus excelsior L.). — Mistel (Viscum album L.). — Stechpalme (Ilex aquifolium L.). — Spindelbaum (Evonymus europæus L.). — Glatter Wegdorn (Rhamnus frangula L.). — Ahorn (Acer). — Ebereesche (Sorbus aucuparia L.).

11. Moose und Farren. Moose: Antitrichia curtipendula Dill. sp., Neckera complanata und crispa Dill., Thuidium delicatulum L. sp., Anomodon viticulosus Dill., Leucodon sciuroides Dill. und Hylocomium brevirostre Ehrh. — Farren: Pteris aquilina L.

12. Pilze zum Feueranmachen. Gemeiner Feuerschwamm (Polyporus igniarius L.). — Löcherschwamm (Polyporus fomentarius L.). — Eichenschwamm (Dædalia quercina L.).

13. Wasser- und Sumpfpflanzen. Gemeiner Armleuchter (Chara vulgaris L., fœtida A. Br.). — Gemeines Schilfrohr (Phragmites communis L.). — Seebinse (Scirpus lacustris L.). — Seggen (Carices). —

Scheuchzeria (S. palustris L.). — Gelbe Schwertlilie (Iris pseudacorus L.). — Laichkräuter (Potamogeton perfoliatus L., P. compressus, P. natans L., P. fluitans Roth. — Hornkraut (Ceratophyllum demersum L.). — Froschlöffel (Alisma Plantago L.). — Wasserpfeffer (Polygonum Hydropiper L.). — Sumpflabkraut (Galium palustre L.). — Fieberklee (Menyanthes trifoliata L.). — Sumpfläusekraut (Pedicularis palustris L.). — Wasserschüssel (Hydrocotyle vulgaris L.). — Sumpfhaarstrang (Peucedanum palustre L.). — Weisse Seerose (Nymphæa alba L.). — Gelbe Seerosen: Nuphar luteum und N. pumilum (?). — Hahnenfuss: Ranunculus aquatilis L., R. hederaceus L., R. flammula L., R. lingua L.

Erklärung der Figuren der Tafel XVII.

Figur 1—8. Kleine Pfahlbaugerste (Hordeum hexastichum, sanctum). Fig. **1. 2. 3.** Aehren von Robenhausen; Fig. **2** u. **3** die Aehre so gestellt, dass man die drei Körner, welche in einer Aushöhlung der Spindel stehen, sieht. Die drei Zeilen von Körnern, die man sieht, gehören daher der einen Seite der Spindel an, während die andere mit ihren drei Zeilen auf der gegenüberliegenden Seite liegt. Fig. **1** gibt eine in der Länge vollständig erhaltene Aehre in anderer Ansicht, indem die erste und zweite Zeile, von links gerechnet, den beiden Seiten der Aehre angehören und in der obern am vollständigsten erhaltenen Partie vier Zeilen gesehen werden. Fig. **4.** einzelne Körner; a. und d. von der Aussenseite mit dem Keim, b. c. von der Innenseite. Fig. **5** von Wangen. Fig. **6.** a. b. e. f. von der Petersinsel; c. d. von Montelier. Fig. **7.** Korn noch von den beiden Hüll-Spelzen umgeben. Fig. **8.** Spindel, von welcher die meisten Körner abgefallen; sie zeigt die Einfügungsstellen der Aehrchen und ihre sehr dichte Stellung. — Fig. **9.** Die dichte sechszeilige Gerste (Hordeum hexastichum, densum). Fig. **9.** Aehrenstück von Robenhausen; Fig. **9.** b. c. d. einzelne Körner von Bauch- und Rückenseite. — Fig. **10—13.** Alt italische Silbermünzen. Die sechszeilige Gerste ist vortrefflich charakterisirt auf den ältesten Münzen Metaponts aus dem sechsten Jahrhundert (Fig. **10**) und noch schärfer gezeichnet auf denen des fünften Jahrhunderts (Fig. **11** u. **12**). Auf manchen dieser Münzen sitzt an der Aehre (Fig. **11**) die Wanderheuschrecke (Acridium migratorium L.), auf dem Revers aber ist Apollo, der das Gerstenfeld von der furchtbaren Heuschreckenplage bewahrende Gott. Die Münze (Fig. **12**) stellt neben der Gerstenähre die Maus dar, und auf der Rückseite ist die Beschützerin der Felder, die Ceres, in deren Haar die Aehren derselben Gerstenart geflochten sind. Auch der Sperling, dieser stete Begleiter des Getreides, fehlt nicht, ja selbst die Getreidemücke ist neben der Gerstenähre kenntlich dargestellt. — Auf den Münzen von Leontinon (Fig. **13**), einer alt-sicilischen Stadt, sind neben dem Löwenkopf nur die einzelnen Gerstenkörner abgebildet, die mit denen der kleinen Pfahlbautengerste, dem Urtypus der heiligen Gerste, übereinstimmen. — Fig. **14—18.** Kleiner Pfahlbauweizen (Triticum vulgare antiquorum m.). — Fig. **14.** Aehrenstück von Robenhausen; Fig. **15** ein zweites Stück von der Innenseite, welches die dichte Stellung der Aehrchen zeigt. — Fig. **16.** Ein einzelnes Aehrchen mit vier Körnern. — Fig. **16** b. Spelzen bedeutend vergrössert. — Fig. **17.** Aehre vervollständigt. Fig. **18.** Linzelne Körner; a. b. c. e. f. g. von Robenhausen, a. a. von Moosseedorf, d. von Montelier, h. von Olmütz. — Fig. **19.** Binkelweizen (Triticum vulgare, compactum muticum). **19** a. Aehrchen mit drei Samen; b. c. von Robenhausen, f. aus einem Brode; d. e. von Buchs; g. h. von der Petersinsel; i. von Parma. — Fig. **20.** Aegyptischer Weizen (Triticum turgidum L.), ganze Aehre von Robenhausen; Fig. **21.** Körner aus dieser Aehre, a. Bauchseite, b. Rückenseite mit dem Keim, c. Durchschnitt, d. Spelzen. — Fig. **22.** Spelt (Triticum Spelta L.) von der Petersinsel; a. Aehrchen mit den Spelzen, b. c. d. e. Samen. — Fig. **23.** Pfahlbau-Emmer (Triticum dicoccum Schrank) von Wangen; ganze Aehre; **23** b. Seitenansicht eines Theiles derselben. — Fig. **24.** Hafer (Avena sativa L.). — Fig. **24** a. b. von Buchs; c. von Montelier, d. e. von der Petersinsel, f. von Wismar in Mecklenburg. — Fig. **25.** Roggen (Secale cereale L.) von Olmütz. b. c. Rückenseite mit Keim, a. Bauchseite, d. Durchschnitt. — Fig. **26.** Rispenhirse (Panicum miliaceum L.) von Wangen; b. Spelze vergrössert. — Fig. **27.** a. b. c. Einzelne Körner von Montelier vergrösssrt. — Fig. **28.** Kolbenhirse (Setaria italica L.) von Montelier. — Fig. **29.** Zwei Körner vergrössert. a. b. von Buchs. — Fig. **30.** Kretisches Leimkraut (Silene cretica L.). Kapsel von Robenhausen. — Fig. **31.** Samen dieser Pflanze von

da, a. vergrössert. b. Rücken des Samens, c. einige Wärzchen stark vergrössert. — Fig. **32**. Kornrade (Agrostemma githago L.) von Robenhausen. — Fig. **33.** Abendlichtnelke (Lychnis vespertina L.); zweimal vergrössert, von Robenhausen. — Fig. **34.** Sandkraut (Arenaria serpyllifolia L.), vergrössert; von Moosseedorf. — Fig. **35.** Labkraut (Galium Aparine L.); a. b. von Montelier. — Fig. **36.** Grosse Klette (Lappa major L.) von Robenhausen. — Fig. **37.** Flockenblume (Centaurea cyanus L.) von Robenhausen; vergrössert. — Fig. **38.** Spörgel (Spergula petandra L.) von Robenhausen; vergrössert. — Fig. **39.** Kriechender Hahnenfuss (Ranunculus repens L.); zweimal vergrössert. — Fig. **40.** Weisse Melde (Chenopodium album L.); a. natürliche Grösse, b. c. vergrössert, d. stärker vergrössert; e. Rückenansicht. — Fig. **41.** Gestreiftsamige Melde. a. dreimal vergrösssert, b. stark vergrössert. — Fig. **42.** Giftlolch (Lolium temulentum L.). a. b. natürliche Grösse, c. vergrössert. — Fig. **43.** Pastinak (Pastinaca sativa L.). a. Aussenseite der Frucht; b. dreimal vergrössert. c. Innenseite vergrössert; von Moosseedorf. — Fig. **44.** Keltische Ackerbohne (Faba vulgaris celtica m.) von Montelier. Fig. **45. 46.** von der Petersinsel. Fig. **47.** von Castione bei Parma. — Fig. **48.** Erbse (Pisum sativum L. var.) von der Petersinsel. — Fig. **49.** Linse (Ervum Lens L.). c. Rückenansicht. Petersinsel. — Fig. **50.** Mehlbaum (Pyrus aria L.). Same von Robenhausen. — Fig. **51.** Hundsrose (Rosa canina L.). Same vergrössert, von Robenhausen. — Fig. **52.** Schwarzer Holder (Sambucus nigra L.). Same vergrössert; von Robenhausen. — Fig. **53.** Attich (Sambucus Ebulus L.). Same zweimal vergrössert, von Robenhausen. — Fig. **54.** Heidelbeere (Vaccinium myrtillus L.). Same vergrössert, von Robenhausen. — Fig. **55.** Wolliger Schneeball (Viburnum Lantana L.), von Robenhausen. — Fig. **56 – 60.** Haselnuss (Corylus avellana L.). Fig. **56**. C. avellana L. und Fig. **57.** C. avellana ovata W., vom Nusskäfer angebohrt, von Robenhausen; Fig. **58** von Parma; Fig. **59.** Glücksnuss; Fig. **60.** Nuss von einer Maus angefressen, von Moosseedorf; Fig. **61.** Blatt von Moosseedorf. — Fig. **62.** Buchnüsschen (Fagus sylvatica L.), von Moosseedorf. — Fig. **63.** Fruchtdecke der Buche von Robenhausen. — Fig. **64.** Wassernuss (Trapa natans L.), von Robenhausen. — Fig. **65.** Gartenmohn; verkohlte junge Frucht von Robenhausen; a. von oben, b. von der Seite. — Fig. **66.** Samen; a. natürliche Grösse, ein kleines Stück des Mohnkuchens; b. Mohn-Same viermal vergrössert, von Robenhausen. — Fig. **67.** Hartriegel (Cornus sanguinea L.). a. Nüsschen; b. Durchschnitt. Robenhausen. — Fig. **68 — 77.** Pfahlbauflachs (Linum angustifolium Huds.). Fig. **68 — 71** verkohlte Kapseln; **69** von unten; **68** von oben; Fig. **70 — 71** Seitenansicht; Fig. **72** unverkohlte Kapsel, von Robenhausen. — Fig. **73.** Same aus dieser Kapsel; b. vergrössert. — Fig. **74.** Unverkohlter Same von Moosseedorf; a. b. natürliche Grösse; c. zweimal vergrössert. — Fig. **76.** Stück eines Leinkuchens von Robenhausen. — Fig. **77.** Leinstengel; a. untere Partie; c. d. oberer Theil mit Astansätzen; e. f. mit dünnen Zweigen, an welchen wahrscheinlich die Kapseln befestigt waren. — Fig. **78 – 80.** Lindenfrüchte. Fig. **78** mit vier Carpellen; Fig. **79** mit fünf; Fig. **80** in fünf Klappen gespalten; von Tilia parvifolia Ehrh. — Fig. **81.** Wau (Reseda luteola L.), sehr stark vergrössert. Robenhausen. — Fig. **82.** Föhre (Pinus sylvestris var.); b. einzelne Schuppe, Seitenansicht. Robenhausen. — Fig. **83.** Bergföhre (P. montana Mill.) von Robenhausen; c. Schuppe, Seitenansicht b. Same. Robenhausen. — Fig. **84.** Weisstanne (Pinus picea L.) a. b. Nadeln von Robenhausen. — Fig. **85.** Wachholder (Juniperus communis L.). Zäpfchen von Robenhausen. — Fig. **86.** Eibenbaum (Taxus baccata L.). a. b. Same in natürlicher Grösse; c. vergrössert. Robenhausen. — Fig. **87 — 90.** Eicheln (Quercus Robur L.): Fig. **87.** Becherchen von Robenhausen; Fig. **88. 89** verkohlte Früchte von der Petersinsel; Fig. **90** verkohlte Frucht von Parma. — Fig. **91.** Hainbuche (Carpinus Betulus L.). Frucht von Bauch- und Rückenseite. a. b. — Fig. **92.** Mistel (Viscum album L.). Aststück. Moosseedorf. — Fig. **93.** Binse (Scirpus lacustris L.), von Robenhausen; vergrössert. — Fig. **94.** Durchwachsenes Laichkraut (Potamogeton perfoliatus L.), von Robenhausen; vergrössert. — Fig. **95.** Zusammengedrücktes Laichkraut (P. compressus L.), von Robenhausen. — Fig. **96.** Hornkraut (Ceratophyllum demersum L.), von Robenhausen. — Fig. **97.** Sumpflabkraut (Galium palustre L.). a. natürl. Grösse; b. c. vergrössert. Fig. **98.** Stärker vergrössert. Robenhausen. — Fig. **99.** Fieberklee (Menyanthes trifoliata L.). a. b. c. schwach vergrössert. Robenhausen. Fig. **100.** Sumpfläusekraut (Pedicularis palustris L.). Same vergrössert. — Fig. **101.** Gelbe Seerose (Nuphar luteum L.). Robenhausen. — Fig. **102.** Kleine gelbe Seerose (Nuphar pumilum Sm.). c. von oben vergrössert. Robenhausen. — Fig. **103.** Weisse Seerose (Nymphæa alba oocarpa); zweimal vergrössert. Robenhausen. — Fig. **104.** Weisse Seerose mit kleinen Samen; zweimal vergrössert. Robenhausen. — Fig. **105.** Scheuchzeria (S. palustris L.); zweimal vergrössert. Robenhausen. — Fig. **106.** Feigwurzelartiger Hahnenfuss (Ranunculus flammula L.); dreimal vergrössert. — Fig. **107.** Epheublättriger Hahnenfuss (Ranunculus hederaceus L.); vergrössert. Robenhausen. — Fig. **108.** Wasserschüssel (Hydrocotyle vulgaris L.); zweimal vergrössert. Robenhausen.

Inhalt der Tafeln.

Taf. I. **1.** Geflecht aus Flachs von Wangen, S. 257. **1a.** Querschnitt. **2.** Ansicht eines Theiles des Pfahlbaubodens zu Niederweil, S. 255. **3.** Geräthe aus Hirschhorn, von Robenhausen, S. 249. **4.** Zierrath aus rothem Kiesel, von Robenhausen, S. 249. **5.** dito aus Glimmerschiefer, von Rob., S. 249. **6.** Kleines Gefäss aus Erdharz, von Rob., S. 251. **7.** u. **7a.** Hechel (?) aus Hirschrippen, von Wangen; vrgl. S. 261.

Taf. II. **1.** Geräthe aus Holz, Niederweil, S. 255. **2.** u. **3.** Keulen aus Eibenholz, Rob., S. 248. **4.** u. **5.** Aexte, Rob., S. 248. **6.** Schuhleisten, Rob., S. 249. **7.** u. **8.** Aufhängehaken, Rob., S. 249. **9.** Geräthe aus Holz, Rob., S. 249, **10.** Schwimmer aus Rinde, Rob., S. 249. **11.** u. **12.** Schöpfgefässe aus Ahornholz, Rob., S. 249. **13.** Kufe aus dito, Rob., S. 249. **14.** Geräthe aus Tannenholz, Rob., S. 249. **15.** Messer aus Eibenholz, Rob., S. 249. **16.** u. **17.** Feldbaugeräthschaften aus Hirschgeweihen, Rob., 249. **18.** Scheibe (Hacke) aus Serpentin, Rob., S. 249. **19.** Löffel aus Thon, Rob., S. 249. **20.** Kleines Thongefäss, Rob., S. 249. **21.** Stück von Leinentuch, Rob., S. 251.

Taf. III. **1.** u. **2.** Randstücke von Töpfen, Rob., S 250. **3—7.** Schmelztiegel, Rob., S. 250. **8.** u. **9.** Knäuel von Schnüren, Rob., S. 250. **10.** Pfeilspitze aus Feuerstein, gezahnt, Wangen, S. 257. **11.** Knöchelchen von einem Hundezehen, Wangen, S. 257. **12.** Geräthe aus Hirschhorn, Wangen, S. 257. **13.** u. **14.** Fischangeln aus Knochen, Wangen. S. 257. **15.** Fischergeräthe, Wangen, S. 254. **16.** Scherbe mit Verzierung, Wangen, S. 254. **17.** Wolfszahn, durchbohrt, Wangen, S. 254. **18.** Stechwerkzeug aus Knochen, Wangen, S. 254. **19.** Durchbohrtes Steinchen, Wangen, S. 255. **20.** Durchbohrter Eberzahn, Moosseedorf, S. 256. **21.** Gezahnte Pfeilspitze aus Knochen, Moosseedof. **22.** Fischangel aus Eberzahn, Moosseedorf, S. 256. **23.** Stechinstrument aus Knochen mit Knopf aus Erdpech, Moosseedorf, S. 256. **24.** Werkzeug aus Knochen, Moosseedorf, S. 256. **25.** Messer aus Knochen, Moosseedorf, S. 256. **26.** Zierrath aus Hirschhorn, Moosseedorf, S. 256. **27.** u. **28.** Geräthe aus Kalkstein, Zug, S. 259. **29.** u. **30.** Thongefässe, Zug, S. 260. **31.** Gespaltene Hirschrippen, zu einer Hechel gehörig, Wauwyl, S. 261. **32.** Steinbeil in einem Hirschgeweihsprossen, Wauwyl, S. 261. **33.** Halm eines Steinbeils, Wauwyl, S. 261. **34.** u. **35.** Zierrathen aus Hirschhorn, Wauwyl. **36.** Kleines Thongeschirr, Sempachersee, S. 262. **37.** Löffel aus schwärzlichem Thon, Cortaillod. **38.** Stück einer Thonschale von Cortaillod, mit drei Löchern auf jeder Seite der Handhabe, in denen hölzerne Zäpfchen stecken. **39.** u. **40.** Zierrathen aus Bronze von Cortaillod. **41.** Topf aus Thon mit siebartig durchlöchertem Boden, Cortaillod. **42.** Randstück eines Topfes von Cortaillod, an dessen Handhabe sich zum Ansetzen des Daumens zwei Höcker befinden, ähnlich den Ansätzen bei den Terramara-Geschirren (siehe Bericht V. Taf. 1.). **43.** Bronzesichel mit einem Knopfe an der Wurzel zum Befestigen der Handhabe. **44.** Pfeilspitze aus Bronze von Estavayer. **45** Topf mit Füssen, eine Vorrichtung, die bei Pfahlbaugeschirren äusserst selten vorkommt. Möringen. **46.** Merkwürdiges Bronzegeräthe aus dem Pfahlbau von Chevroux, dessen Bestimmung unbekannt ist. Es war, wie die Dülle zeigt, an eine Stange oder an einen Stock befestigt. Die vier Ringe an dem die Biegungen des Reifes verbindenden Stäbchen sind beweglich. (Fig. 37—45 Sammlung Schwab.)

Taf. IV. Aus dem Pfahlbau Montellier im Murtnersee: **1—22.** Thongefässe, S. 269. **23—26.** Spinnwirtel von daher, S. 269.

Taf. V. Aus dem Pfahlbau von Montellier: **1—3.** Bruchstücke eines Gussmodels von Thon, S. 270. **4.** Gitterartiges Gebilde aus Thon, S. 270. **5.** Randstück einer Urne mit Reifen von Zinn. **6.** Pfeilspitze aus Feuerstein. **7.** Pfeilspitze aus Bronze. **8.** Bruchstücke eines Ringes aus Zinn. **9.** Handgelenkring aus Zinn. **10.** Nähnadel aus Horn. **11.** Schmuckgehänge aus Bronze. **12.** u. **13.** Knöpfe aus Bronze. **14.** Scheibe aus Bronze. **15.** u. **16.** Nägel aus Bronze. **17.** Bronzeblech. **18.** Bruchstück einer Spange aus Bronze. **19.** Ring aus Gold. **20.** Messer aus Bronze. **21—23.** Angeln aus Bronze. **24.** Zierrath aus Bronze. **25.** Perle aus Bernstein. **26.** Thonschale mit Löchern.

Taf. VI. Pfahlbauten am Ueberlingersee. Oben: Profil des Wasserstandes und Lage der Pfahlbauten, nebst Kärtchen, worauf die Situation sämmtlicher Pfahlbauten am Untersee (Unter-, Zeller- und Ueberlingersee) angegeben ist. a—e. Verschiedene Formen der Feuersteinpfeilspitzen. Unten: **1—9, 11, 15—19, 21—24.** Steingeräthe von Nussdorf, S. 275—278. **10, 12, 13, 14, 20.** Sägen, Pfrieme, Messer aus Feuerstein. Nussdorf, S. 274 u. 275.

Taf. VII. Oben: Gegenstände aus den Pfahlbauten Nussdorf, Maurach, Unter-Uhldingen, Sipplingen, Bodmann. **1.** Steingeräthe, U.-Uhld., S. 283. **2.** Angebohrtes Steinbeil, Nussd., S. 277. **3.** Steingeräthe, Sippl., S. 286. **4.** dito. **5.** Steingeräthe, Nussd., S. 276. **6.** dito, S. 275. **7.** dito, S. 278. **8.** Kamm aus Hirschhorn, Nussd., S. 280. **9.** u. **10.** Sägen aus Feuerstein, Nussd., S. 275. **11.** Nadel aus Knochen, Nussd., S. 280. **12.** u. **13.** Meissel aus Knochen, Nussd., S. 280. **14.** Beilchen aus Knochen, Nussd., S. 280. **15.** Bärenzahn, Nussd., S. 281. **16.** u. **17.** Geräthe aus Eberzähnen, Nussd., S. 280. **18.** Geräthe aus Knochen, Nussd., S. 280. **19.** Durchbohrter Zahn, Nussd., S. 281. **20.** u. **21.** Hammer aus Hirschhorn, Nussd., S. 280. **22.** Hirschhornfassung, Sippl., S. 287. **23.** Geräthe aus Knochen, Nussd., S. 280. **24.** Holzfassung, Nussd., S. 277. **25.** Sichel aus Eisen, U.-Uhl., S. 285. **26.** u. **27.** Lanzen- und Pfeilspitzen, U.-Uhld., S. 285. **28.** Römischer Schlüssel aus Eisen, Sippl., S. 287. **29.** Feuerstahl, U.-Uhld., S. 285. **30.** Bronzebeil, U.-Uhld., S. 284. **31.** u. **32.** Beil und Säge aus Feuerstein, Bodmann, S. 274 u. 275. **33.** Lanzenspitze aus Feuerstein, Sippl., S. 286.

Taf. VII. Unten: Gegenstände von Marin aus der Sammlung Schwab. **1.** u. **2.** Lanzenspitzen, S. 298. **3.** Messer S. 300. **4.** Trense, S. 301. **5.** Schlüssel, S. 301. **6.** Achsnagel, S. 301. **7.** Bohrinstrument S. 300. **8.** Haken, S. 300. **9.** Zängchen, S. 301. **10.** Hohlmeissel, S. 300. **11—13.** Heftnadeln, S. 301. **14.** Schabeisen, S. 300. **15.** u. **16.** Oberste Theile von zwei Schwertscheiden, S. 295. **17.** Nähnadel von Bronze, S. 294. **18.** Würfel aus Knochen, S. 295. **19.** Geräthe aus Knochen, S. 295. **20.** Zahn, S. 295. **21.** Glasring, S. 294. **22.** Glasring, S. 294. **23.** Glasperle, S. 295. **24.** Glaskügelchen, S. 295. **25.** Steinkugel, S. 294. **26.** Armring aus Thon, S. 294.

Taf. VIII. Thongefässe und Thongeräthe aus den Pfahlbauten Unter-Uhldingen und Sipplingen, S. 284. 286. 287.

Taf. IX. Bronzegeräthe von Unter-Uhldingen, S. 284 u. 285. **1.** u. **2.** 42 Ringe. **3—18.** Nadeln. **19—31.** Messer. **32—34.** Lanzenspitzen. (**35.** Kupferbeil von Sipplingen, S. 287.) **36.** u. **37.** Beile. **38.** Meissel. **39.** u. **40.** Fischangeln. **41.** Sichel.

Taf. X. Schwerter aus Eisen, mit und ohne Scheiden, gefunden bei la Tène unweit Marin am Neuenburgersee, S. 295.

Taf. XI. **1—21.** Oberster Theil der Scheide mehrerer Schwerter von la Tène bei Marin. **22—31.** Marken auf den Schwertern.

Taf. XII. **1—7.** Speereisen. **8—11.** Beile. **12.** Gabel. **13—15.** von la Tène bei Marin. (3. u. 4. Sammlung Desor.)

Taf. XIII. **1—14.** Speereisen. **15.** u. **16.** Sensen. **17.** u. **17a.** Schildbuckel.

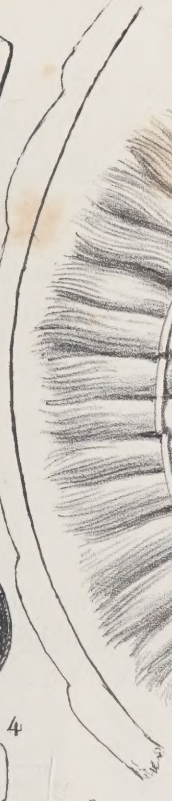
Taf. XIV. **1—10.** Heftnadeln. **11.** Schnallen, Agraffen und Theile von solchen. **28—36.** Knöpfe. **37—38.** Nadeln mit Oehr. **39.** Geflecht aus Flachs.

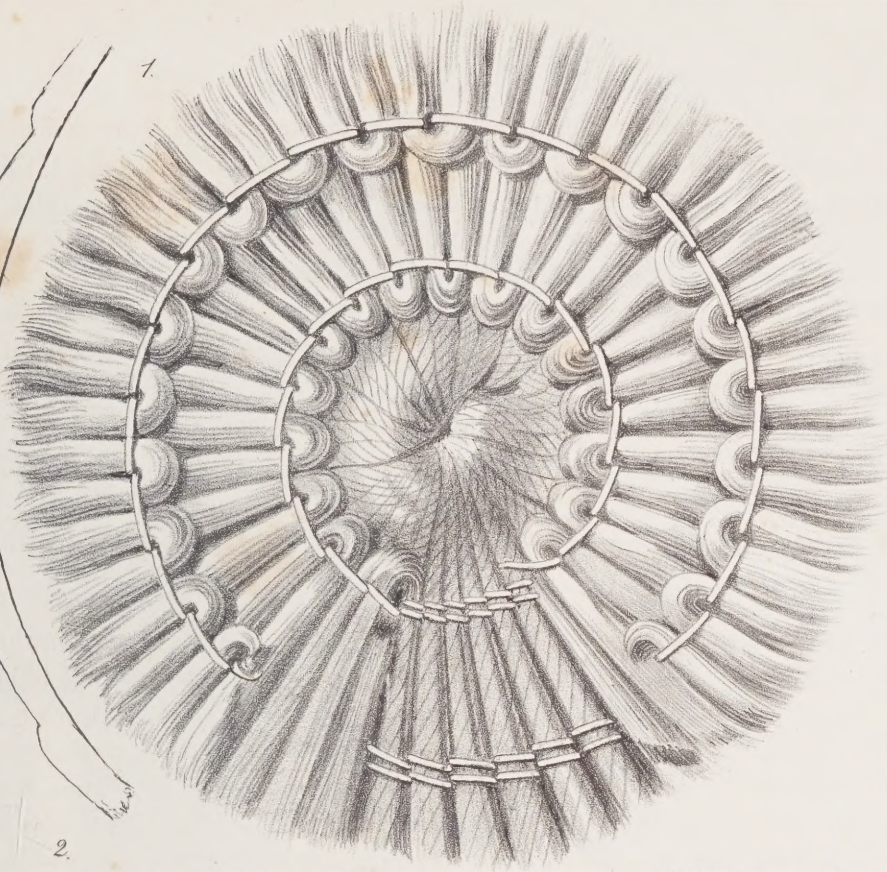
Taf. XV. **1.** Kleines Bronzebeil, S. 294. **2.** u. **3.** Eisengeräthe, S. 300. **4.** Fibula, Bronze, S. 294. **5.** Zängchen, Bronze, S. 294. **6.** u. **7.** Beschläge aus Eisen, S. 300. **8.** Geräthe, Eisen. **9.** u. **10.** Lanzenfussspitzen, Eisen, S. 299. **11.** Ringchen, Bronze. **12.** dito Glas. **12a.** Spirale, Bronze, S. 294. **13.** Glasring, S. 294. **13a.** Ring, Bronze, S. 294. **14.** u. **15.** Ringe, Eisen. **16.** Ringe, Br. **17.** dito. **18.** u. **19.** Ringe, Eisen. **20.** Kelle, Eisen. **21.** Hohlbleche von Eisen, die ein Stück Holz zusammenhalten, von Nidau. **22.** u. **24.** Beschläge aus Bronze, S. 294. **23.** Kessel aus Bronze, S. 294. **25.** Geräthe aus Eisen, S. 300. **26.** Schildbuckel aus Eisen, S. 299. **27.** u. **28.** Haken aus Eisen, S. 300. **29.** Geräthe aus Knochen, S. 295. **30.** Haken aus Eisen. **31.** Bronzering von Montellier. **32.** Hohler Ring von Bronze. **33.** Nadel von Bronze. **34—38.** Münzen, S. 301.

Taf. XVI. **1.** Thongefäss, S. 308. **2.** Zeug, S. 308. **3. 4.** u. **5.** Scheibchen aus Bronzeblech, von Möringen, S. 308, **6.** Hacke aus einem Stück Hirschgeweih, von Robenhausen. **7.** Perlen aus Stein, S. 308. **8.** Topfverzierung, S. 308. **9.** Bronzebeil von Unter-Uhldingen. **10.** Stück einer Matte aus Flachs, S. 308.

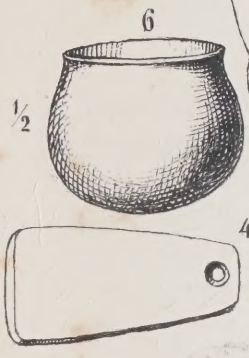
Taf. XVII. Pflanzen aus den Pfahlbauten. (Siehe Erklärung auf S. 310.)

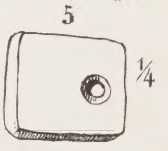
3.
1/1
1.a


1
2.

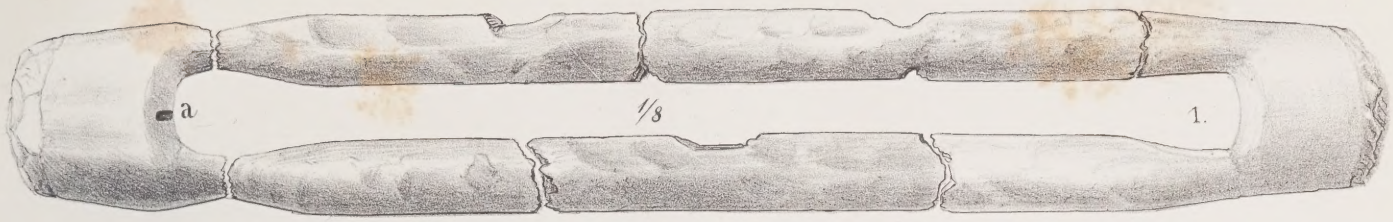


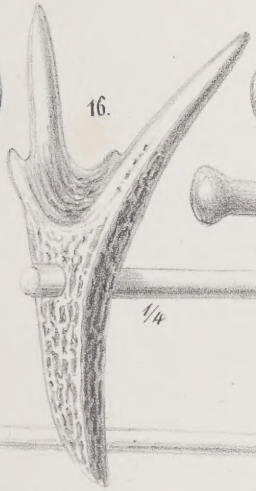
7a
1/1
7

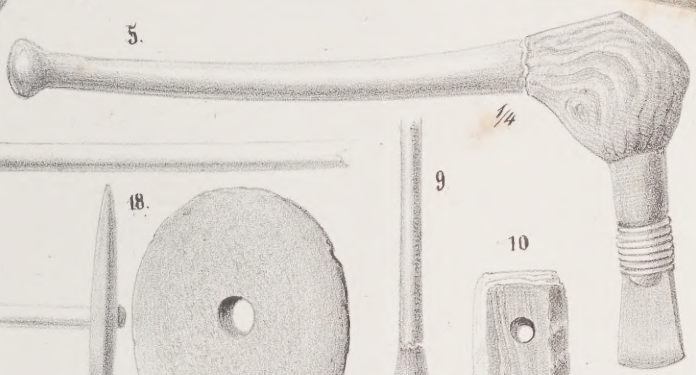

6
1/2
4
1/1

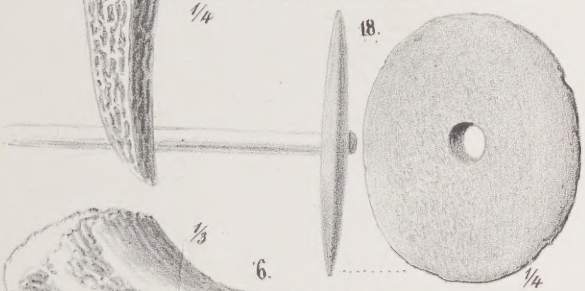

5
1/4

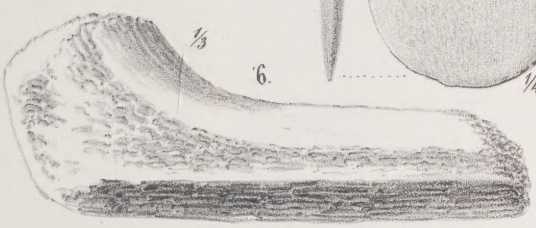
Ges. v. Brugier n. e. Photogr.

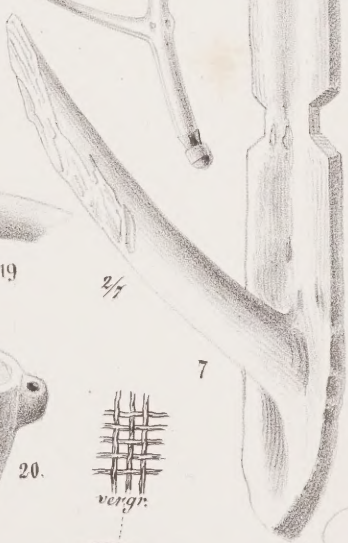


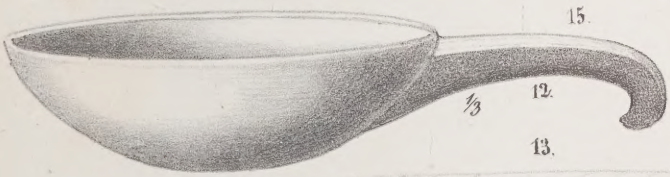


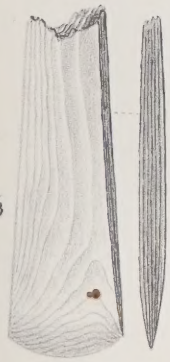


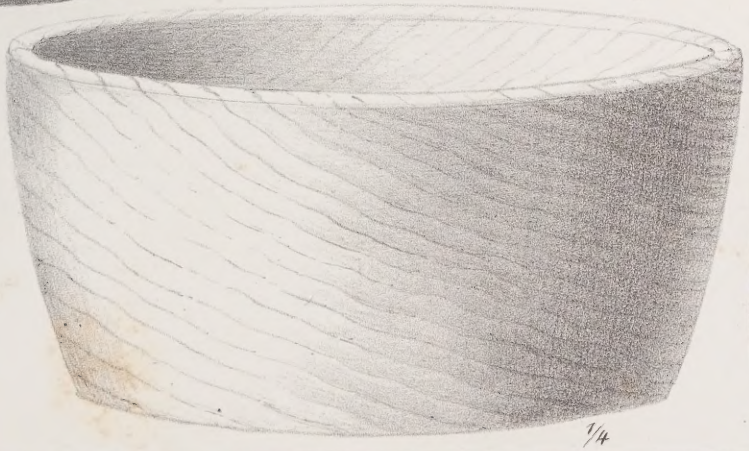


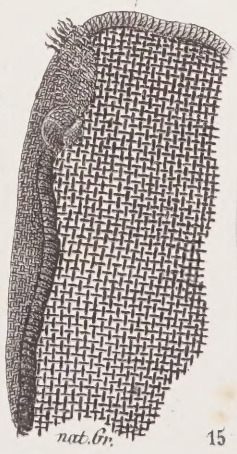






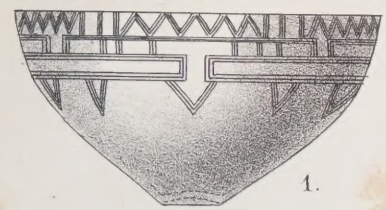


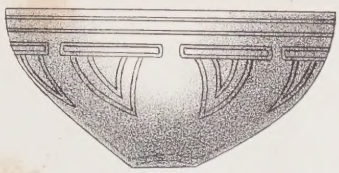


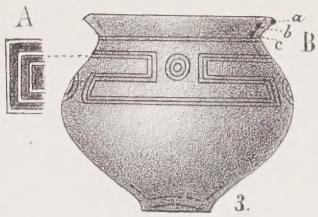


Gez. v. P. Brugier

8.
1/1
17.
18.
1/2
1.
1/2
1/1.
9.
2.
19.
12
1/2
1/2
16.
1/2
1/2
10.
1/2
1/2
20.
1/1
11.
1/4
4.
1/4
3
29.
13.
5
1/4
1/1
14.
1/3
24.
1/4
7.
6.
21
30.
1/2
23.
1/2
1/4
1/2
1/3
25.
1/2
1/3
1/1
22.
31
33.
27
1/3
28.
1/3
1/2
15.
1/3
1/3
26.
36
1/2
1/3
38.
F
F
1/3
32.
1/3
1/3
37.
1/3
1/3
46.
1/3
35.
34.
1/3
43.
1/3
41.
42
1/2
45.
1/2
1/2
40.
1/3
44.
1/3
1/3
39.

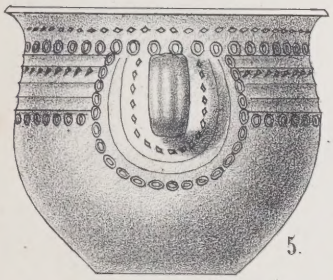

1.

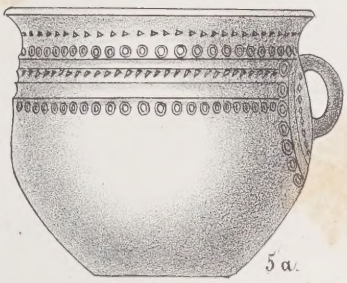

2.



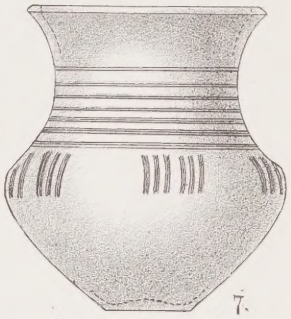
3.

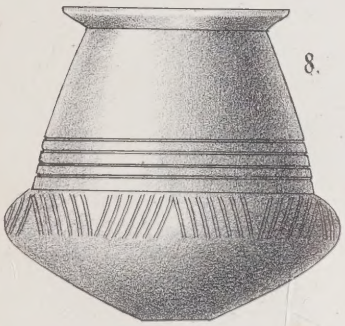
4.

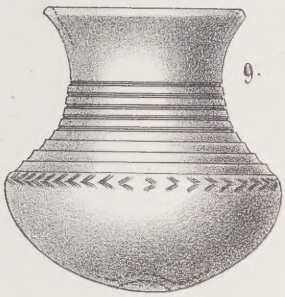

5.

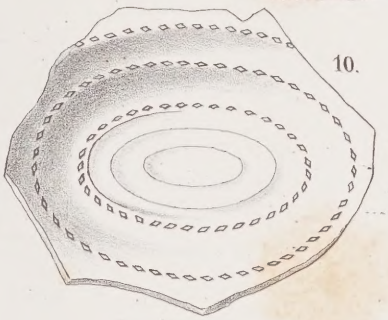

5 a.

6.

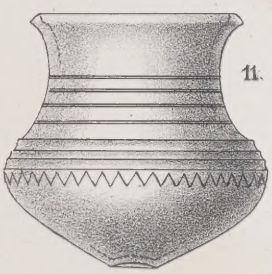

7.

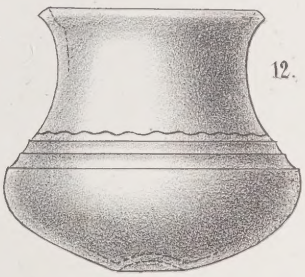

8.


9.


10.

10. a.

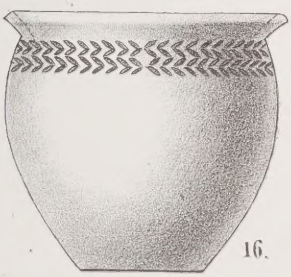

11.

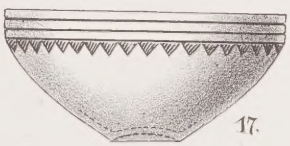

12.

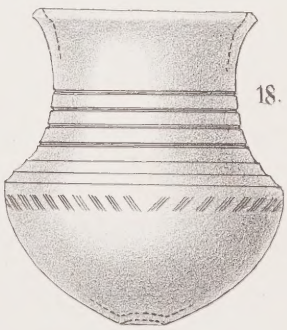
13.

14.

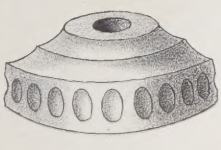
15.

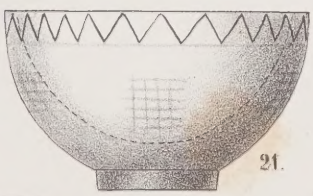

16.

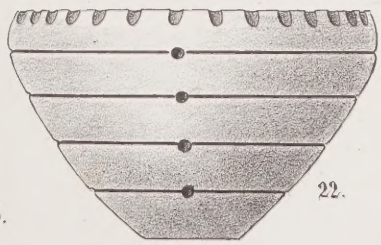

17.

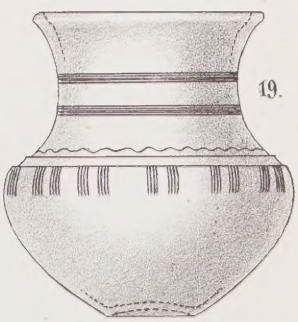

18.

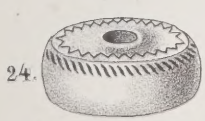
3/8
20.


23.


21.

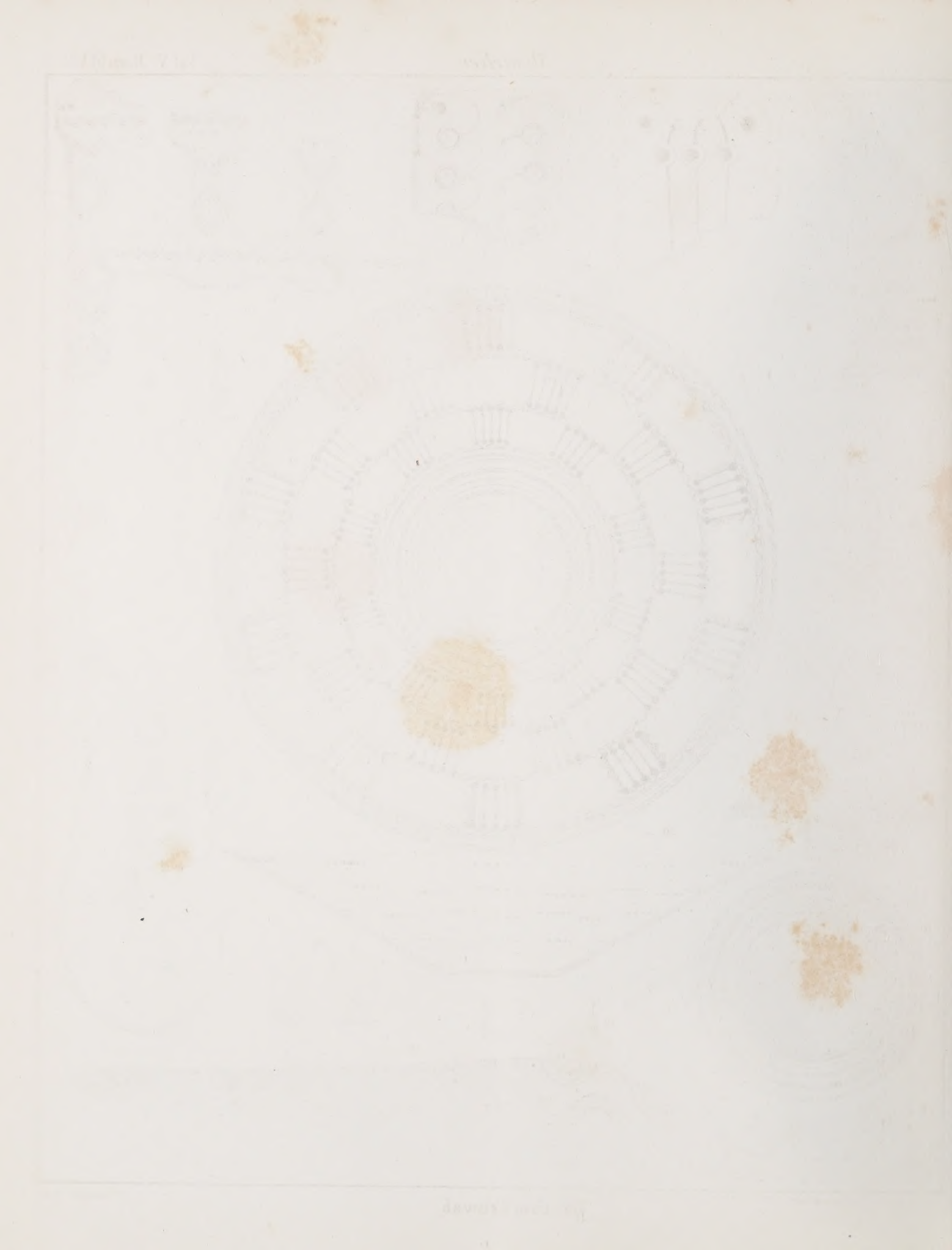

22.

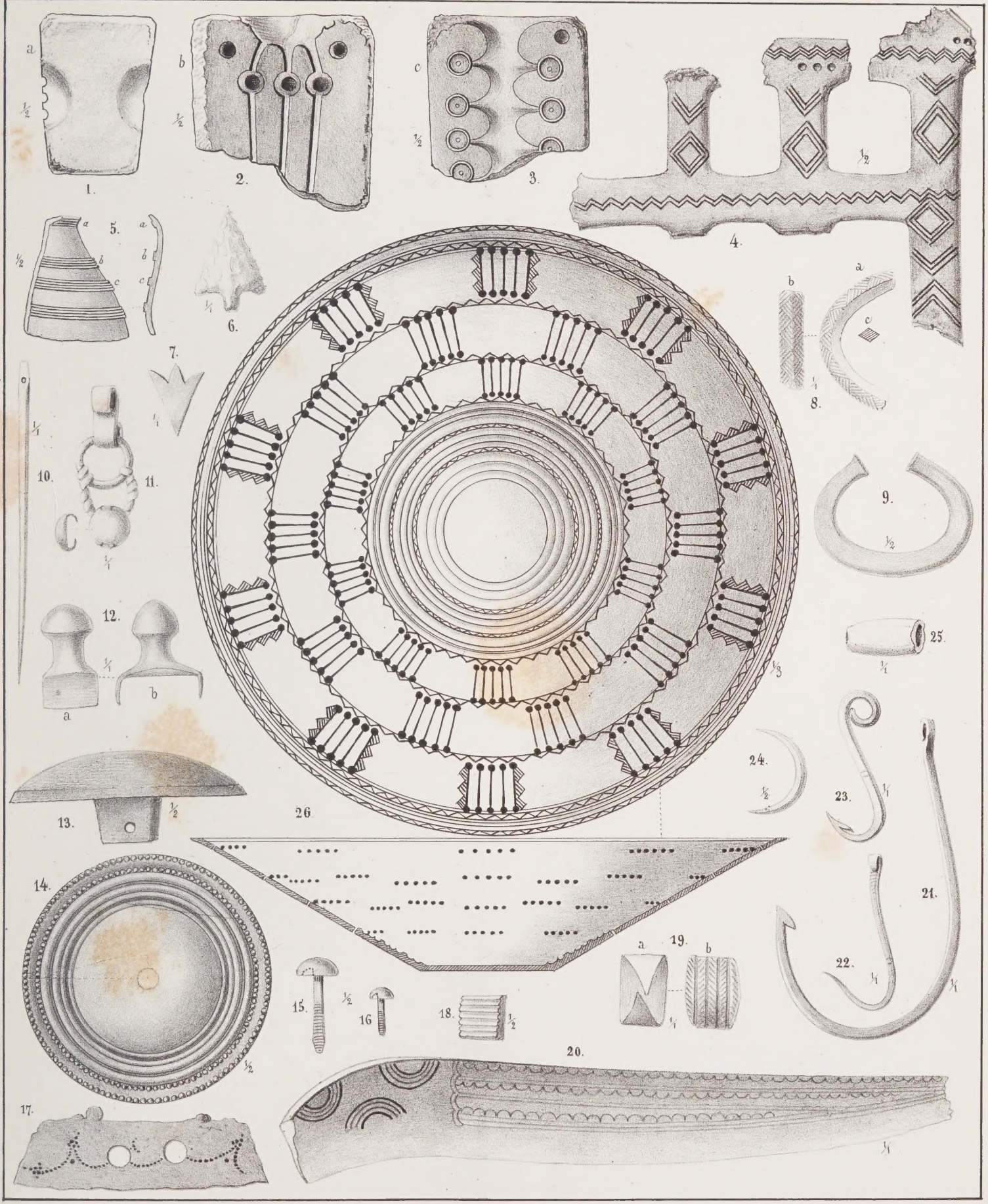

19.


24.

25.

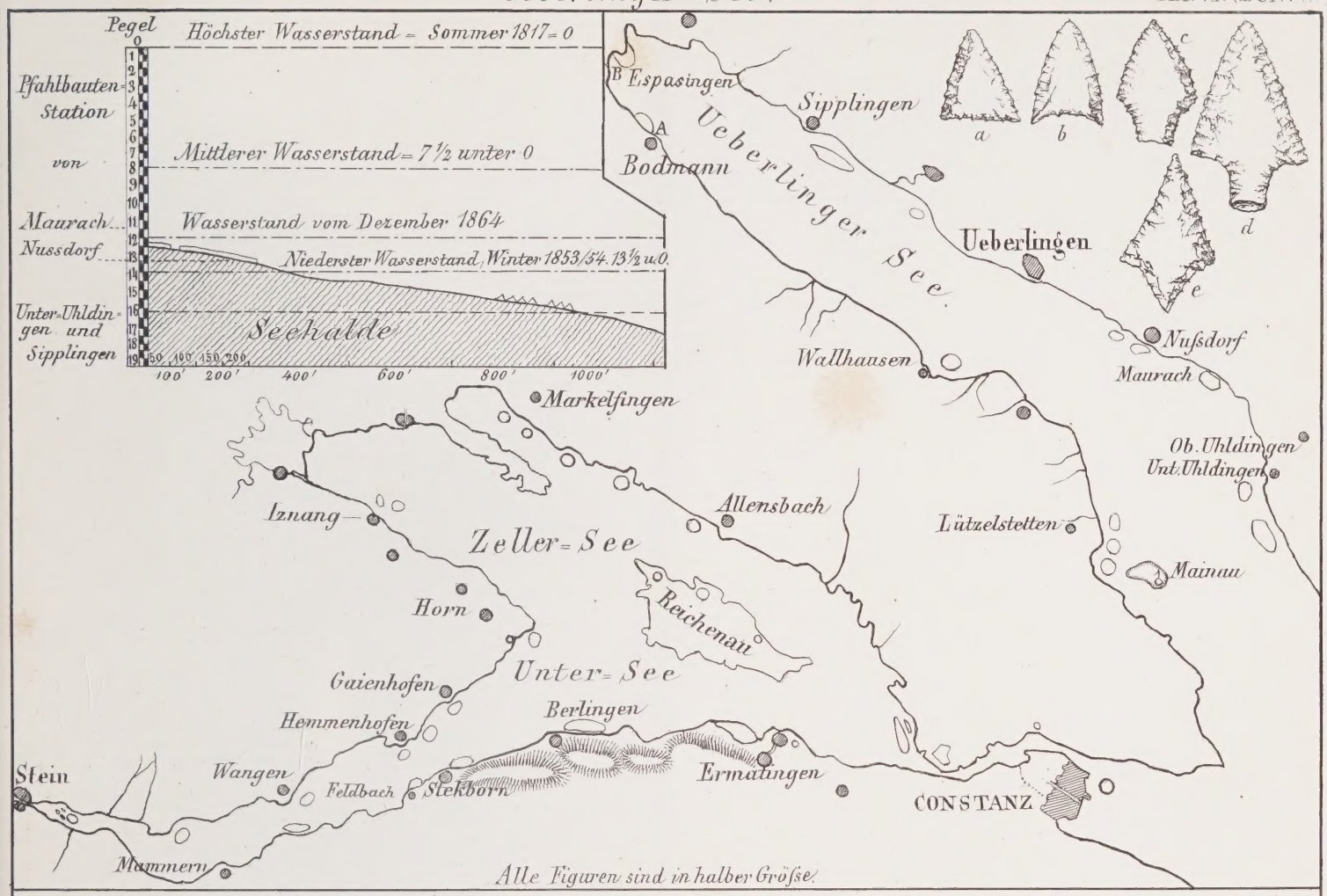
26.



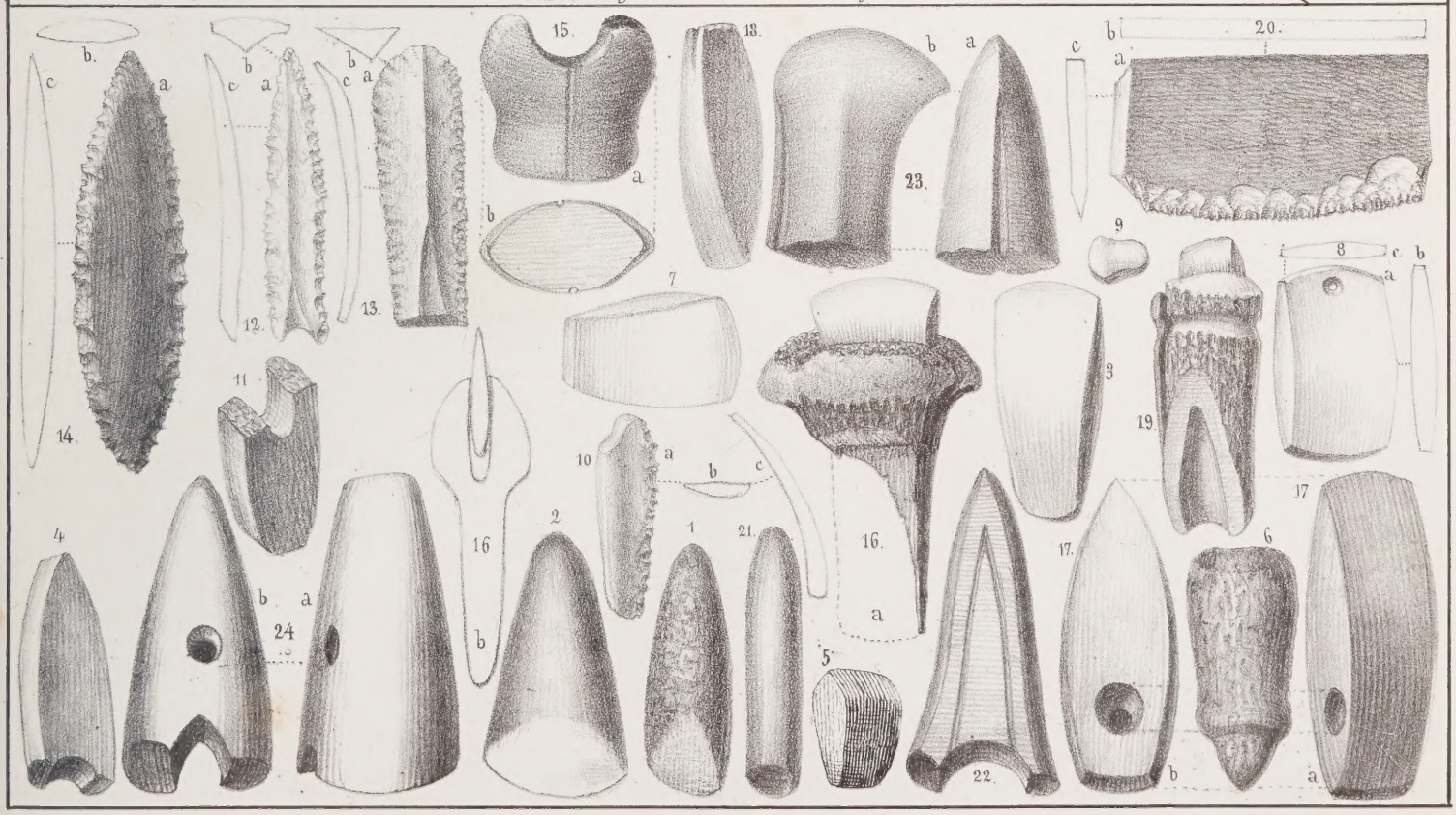


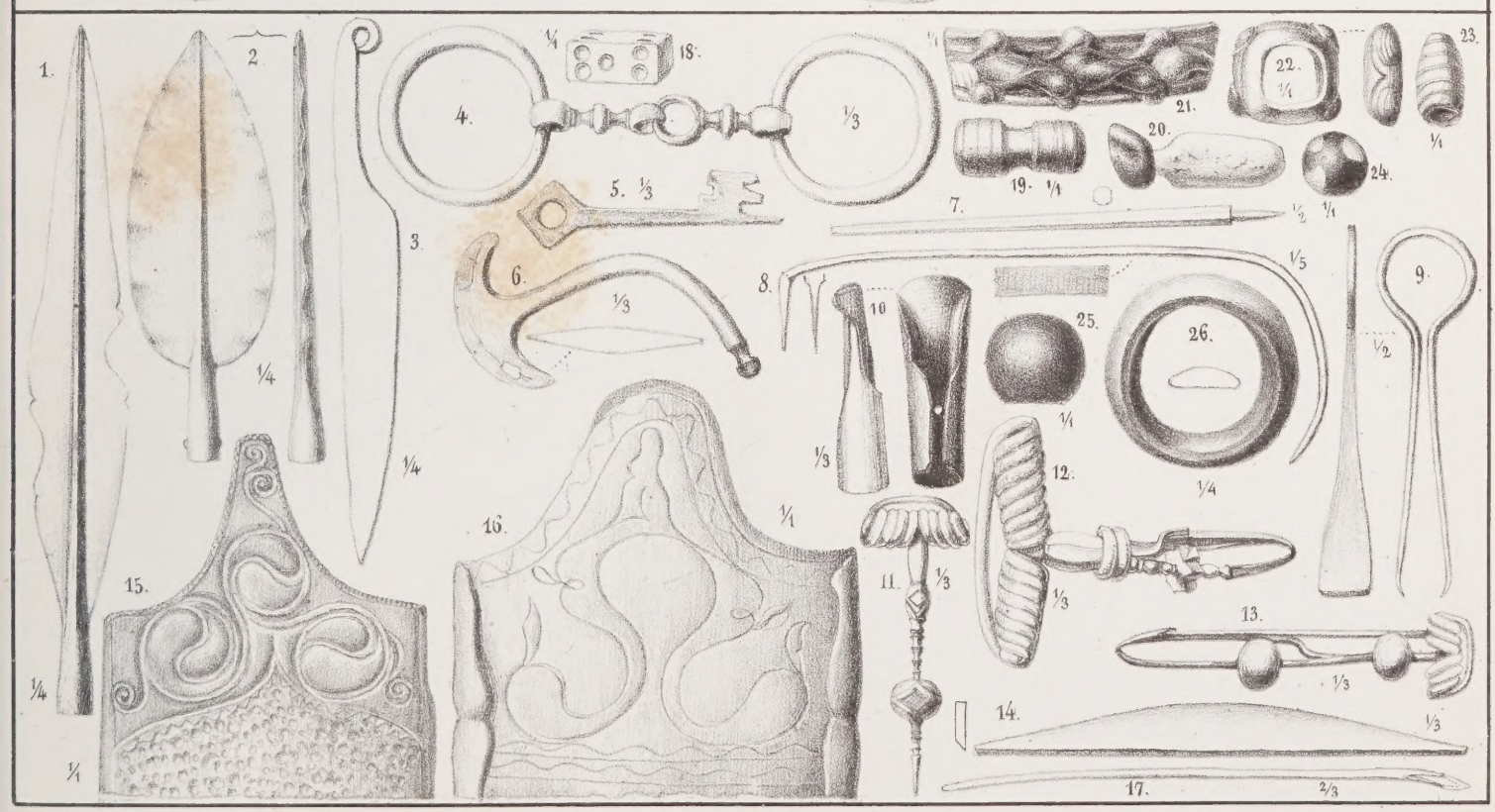
J. Lier, gedr. **Museum Schwab.** P. Brugier gez.

Ueberlinger = See.

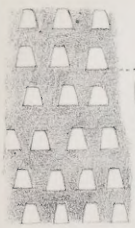


Alle Figuren sind in halber Größe.





Marin. Museum Schwab.



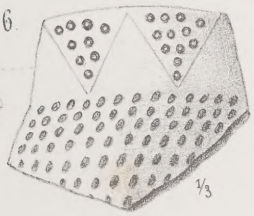
1/6 1

1/2 2.

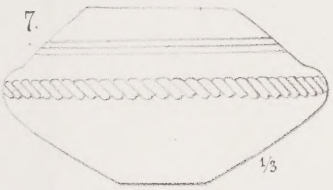
1/2 3.

4. 1/1

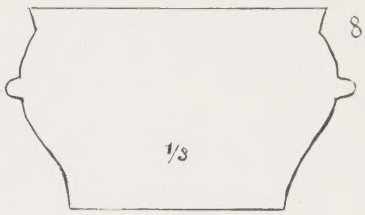
5. 1/2



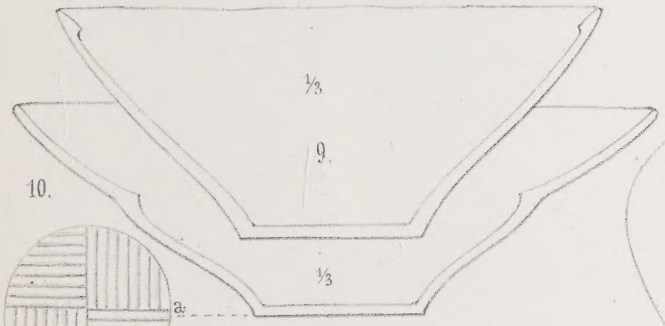
6. 1/3



7. 1/3



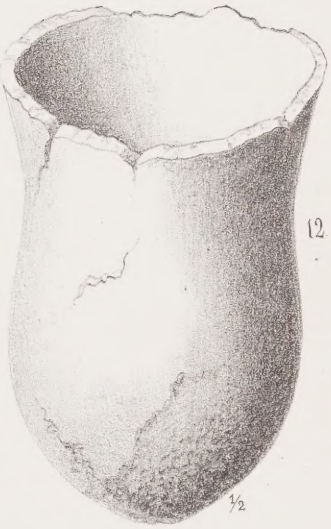
8. 1/3



9. 1/3

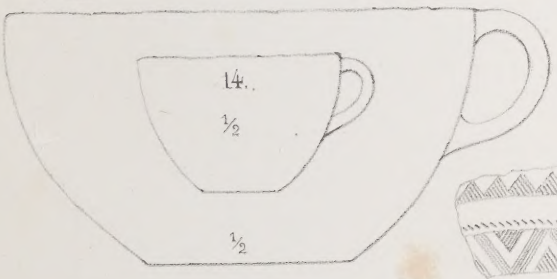
10. a

11. 1/3



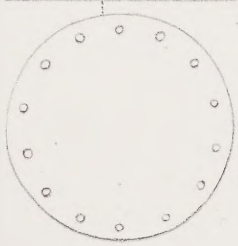
12. 1/2

13.

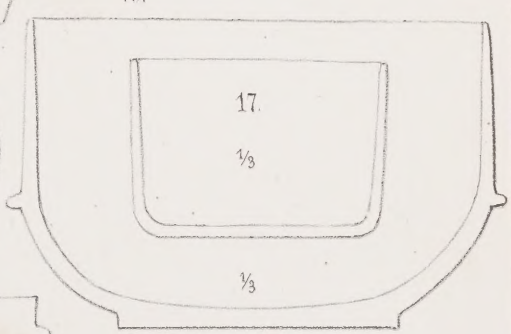


14. 1/2

15. 1/4

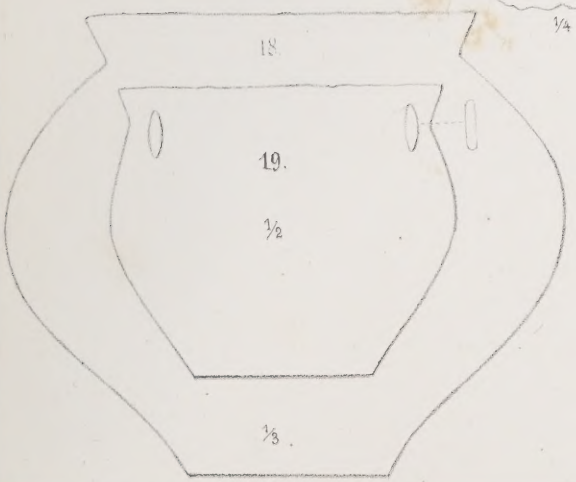


16.



17. 1/3

18.

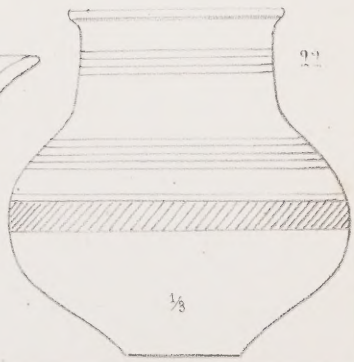


19. 1/2 1/3

20. 1/2

21. 1/2

22.



1/3

Gez. v. Brugier

Gez. v. P. Bruyer.

Gedr. v. Lier.

1.

2.

3.

4.

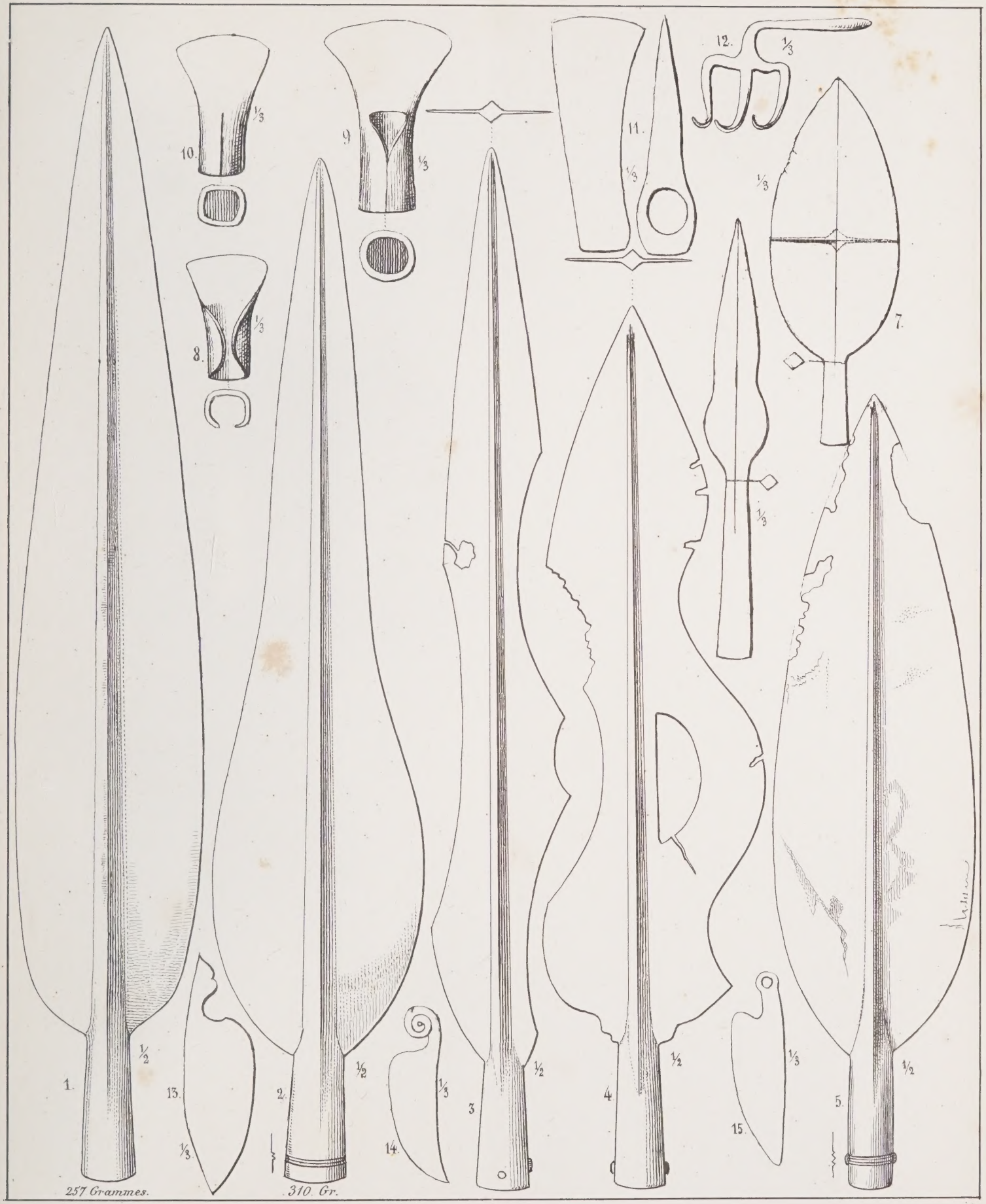
5.

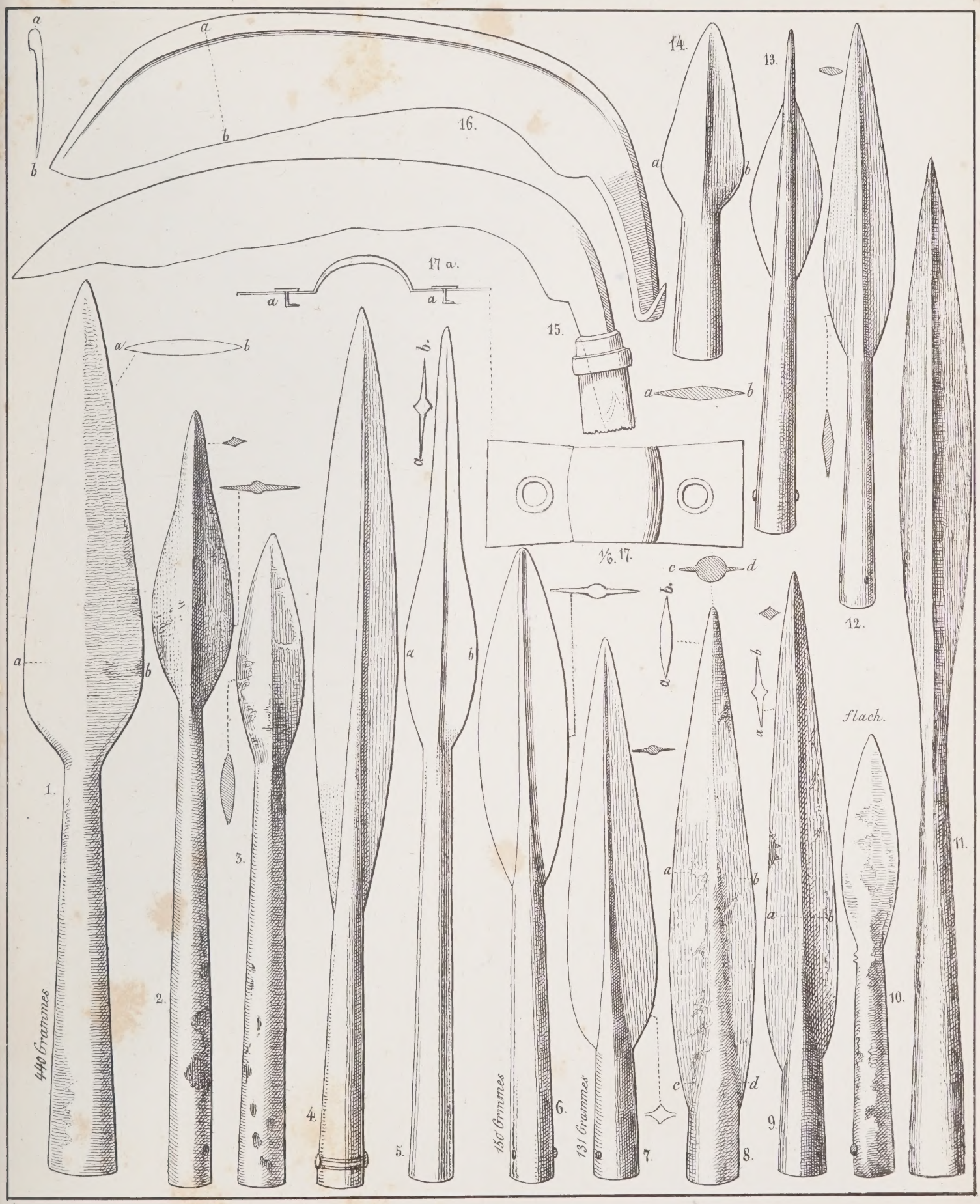
6.

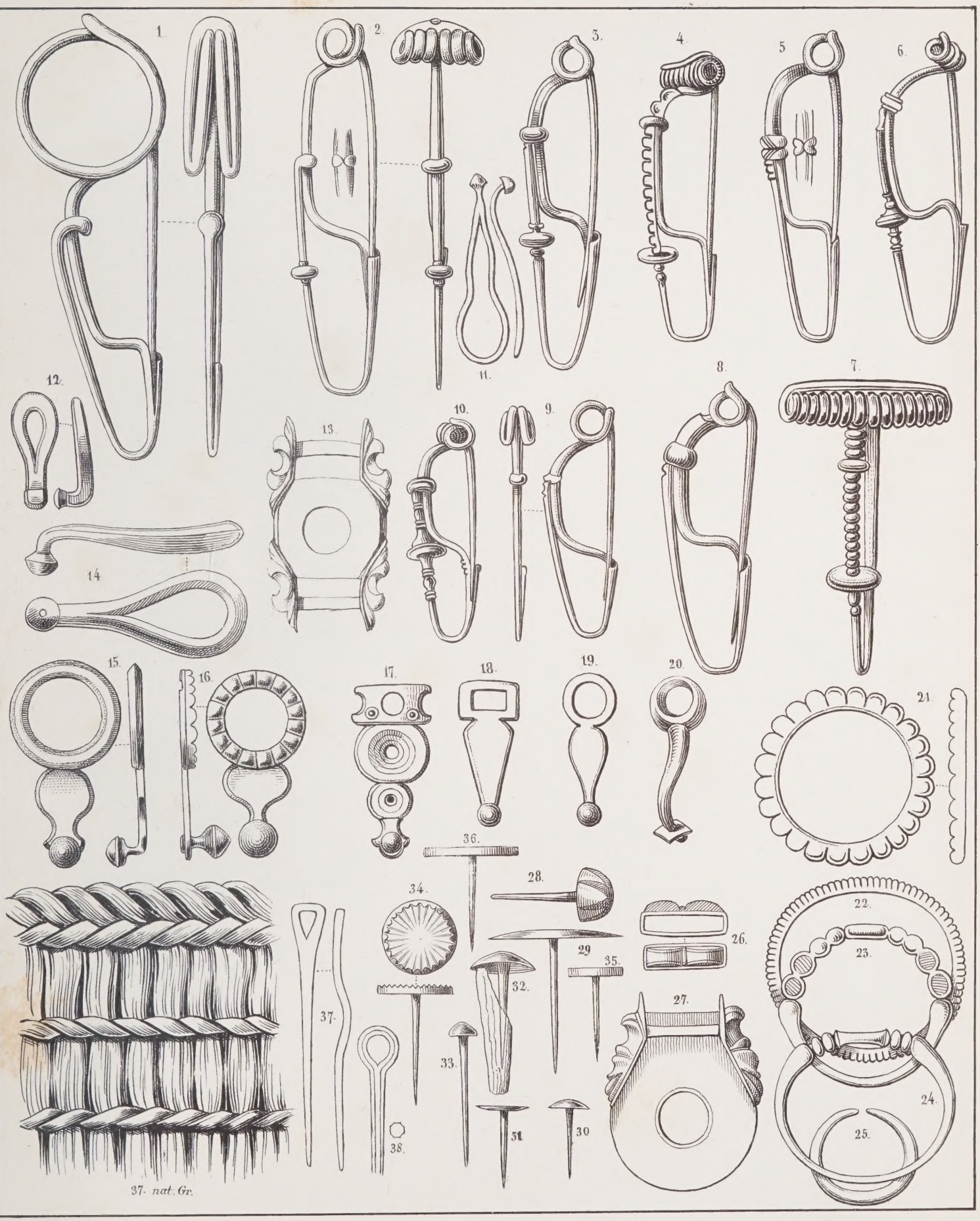
7.

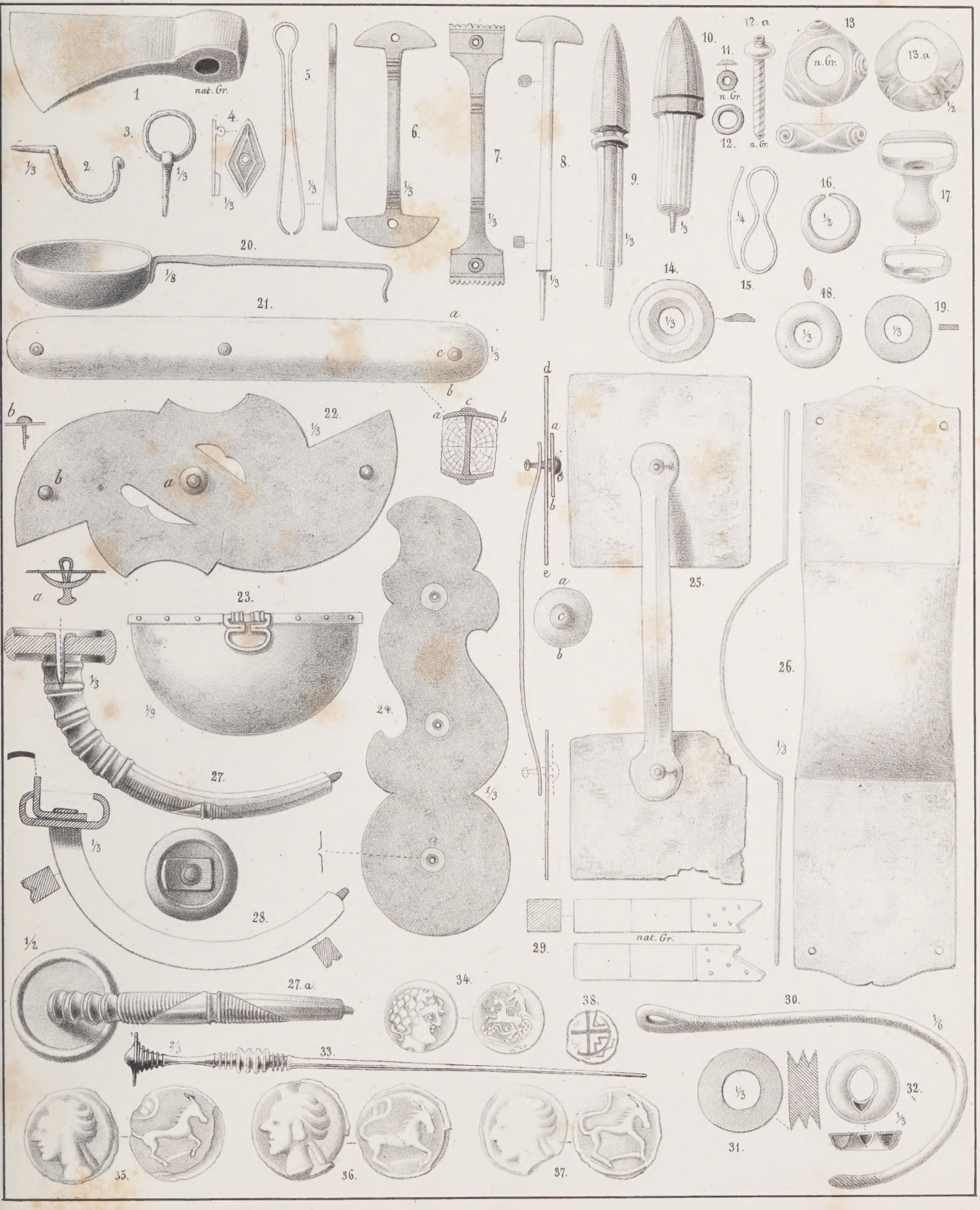
Schwerter von Marin. Epées de Marin.

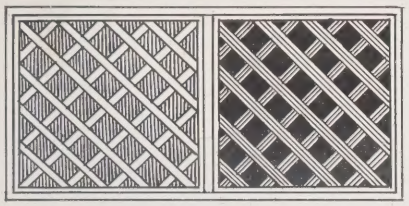
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14.
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29.
30.
31.
32.


1.
1/2
257 Grammes.
13.
1/3
2.
1/2
310. Gr.
14.
1/3
3
1/2
4
1/2
15.
1/3
5.
1/2
7.
1/3
8.
1/3
9
1/3
10.
1/3
11.
1/3
12.
1/3

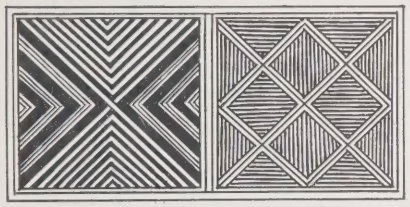

a
b
16.
14.
13.
12.
11.
17 a.
15.
⅙. 17.
1.
2.
3.
4.
5.
6.
7.
8.
9.
10.
flach.
440 Grammes
150 Grammes
131 Grammes
c
d

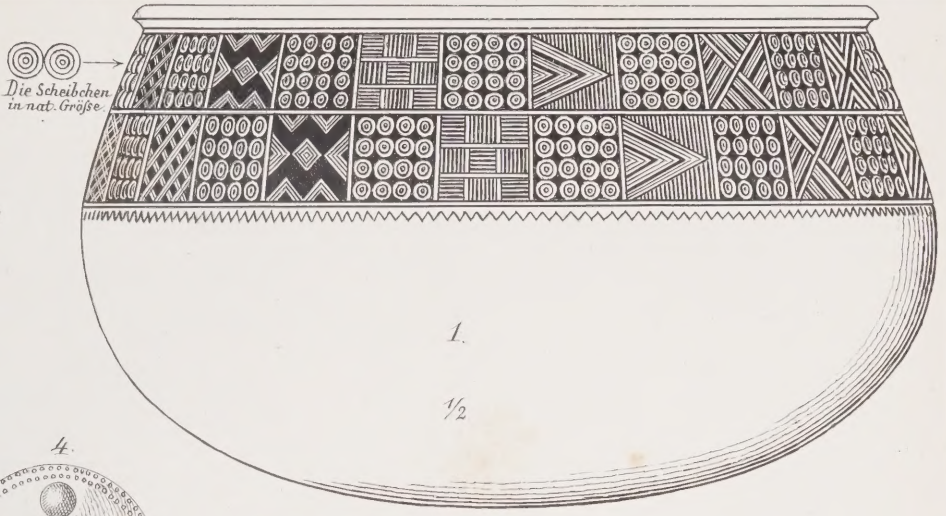

1.
2.
3.
4.
5
6.
7.
8.
9.
10.
11.
12.
13.
14
15.
16.
17.
18.
19.
20.
21.
22.
23.
24.
25.
26.
27.
28.
29
30
31
32.
33.
34.
35.
36.
37.
38.
37. nat. Gr.

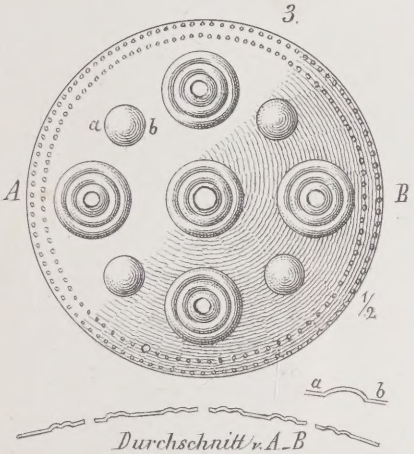

1
nat. Gr.
2.
1/3
3.
1/3
4.
1/3
5.
1/3
6.
1/3
7.
1/3
8.
1/3
9.
1/3
10.
11.
n. Gr.
12.
12. a
n. Gr.
13
n. Gr.
13. a
1/2
14.
1/3
15.
1/4
16.
1/2
17.
18.
1/3
19.
1/3
20.
1/8
21.
a
c
1/3
b
b
c
a
b
22.
1/3
b
a
a
23.
1/3
1/9
24.
1/3
a
d
a
b
e
a
c
b
25.
26.
1/3
27.
1/3
27. a
1/2
28.
29.
nat. Gr.
30.
1/6
31.
1/3
32.
1/3
33.
2/3
34.
38.
35.
36.
37.

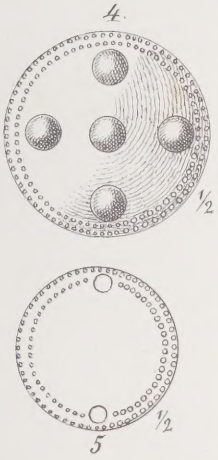


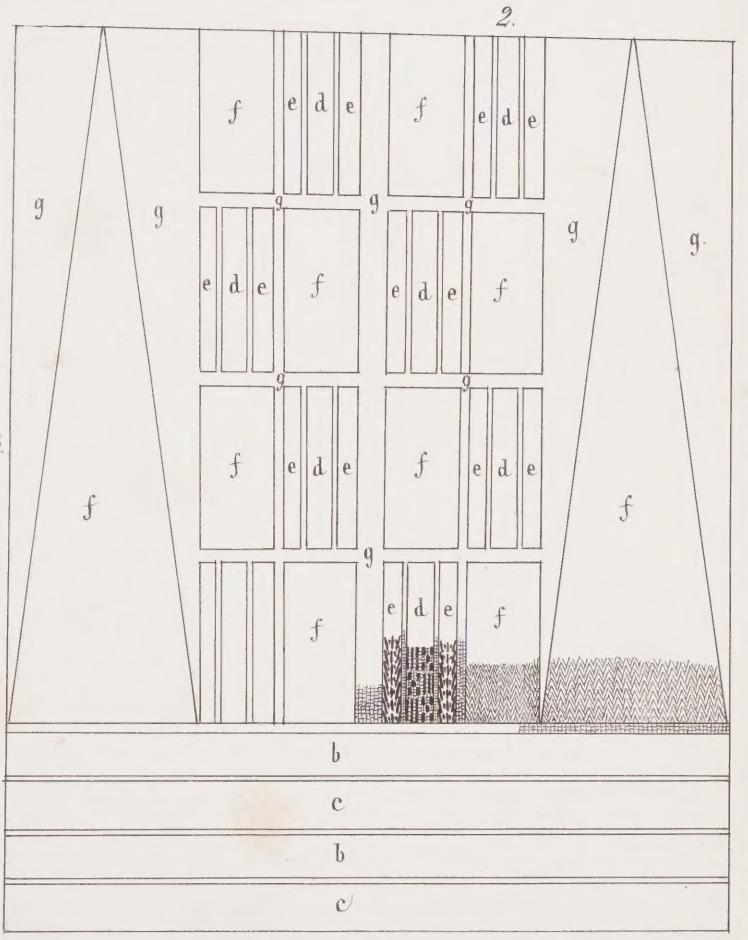
1a.

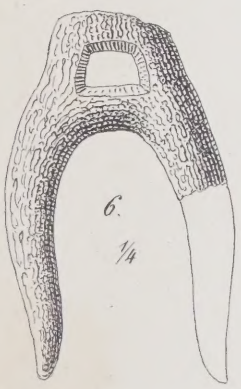


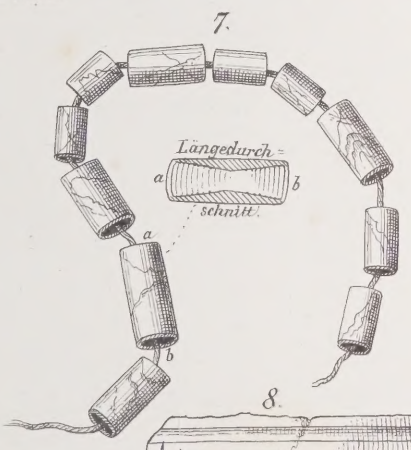

Die Scheibchen in nat. Größe.
1.
1/2

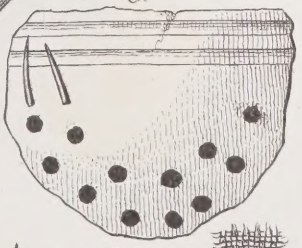

3.
a
b
A
B
1/2
a
b
Durchschnitt v. A_B

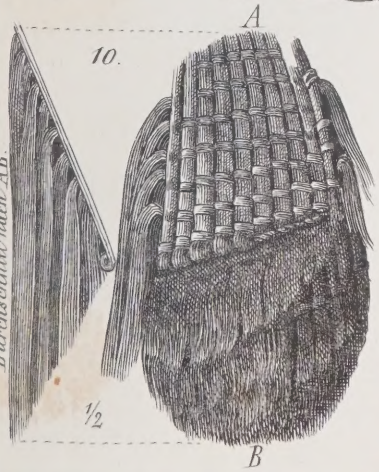

4.
1/2
5
1/2

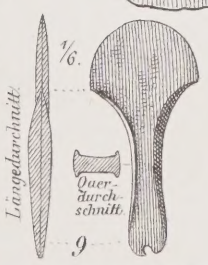

2.
1/3.
f
e
d
e
g
b
c
b
c


6.
1/4


7.
Längedurch-
schnitt.
a
b
a
b


8.

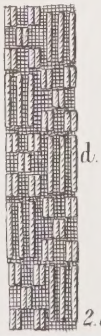

A
10.
1/2
B
Durchschnitt nach AB

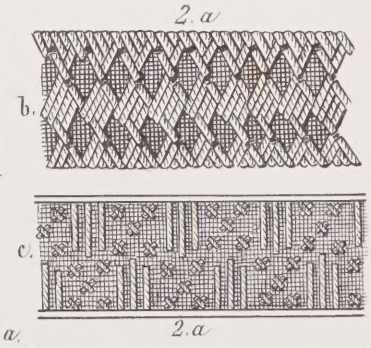

1/6.
Längedurchschnitt.
Quer-
durch-
schnitt.
9

g.
2.a

f.
2.a.

e.
2.a


d.
2.a.


2.a
b.
c.
2.a

Taf. XVII

Gez. u. lithogr. v. P. Brugier.

Gedr. v. J. Lier.